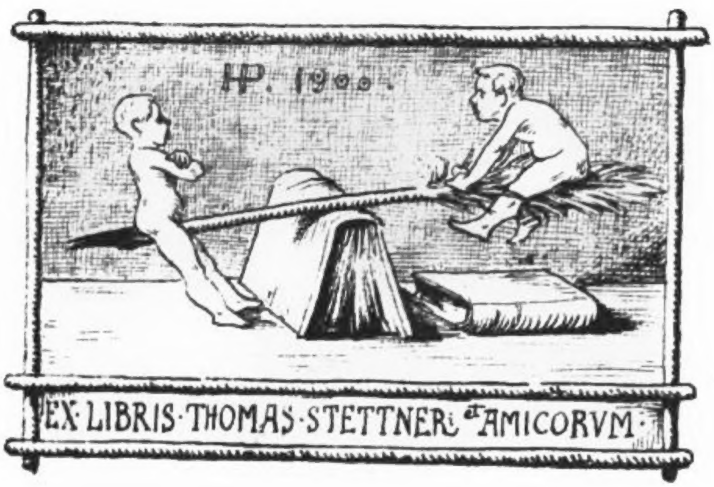
H.A.O. REICHARD (1751-1828): SEINE SELBSTBIOGRAPHIE

Heinrich August Ottokar Reichard,
Hermann Uhde

Digitized by Google



Digitized by Google

~~UNS. 175 G. 21~~

REP. G. 11, 839
~~EN 140 A. 1~~

Digitized by Google

Digitized by Google

H. A. O. Reichard

von

Hermann Uhde.

Digitized by Google

Digitized by Google

H. A. O. Reichard.

(1751—1828.)

Seine Selbstbiographie

überarbeitet und herausgegeben

von

Hermann Uhde.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Erstes Buch. Vorfahren, früheste Jugend und Studentenzeit. (1751—1771.)

Abschnitt 1. 3
„ 2. 19
„ 3. 44

Zweites Buch. Gotha. Schriftstellerische Anfänge. Das Hoftheater. (1772—1779.)

Abschnitt 4. 81
„ 5. 96
„ 6. 124
„ 7. 164

Drittes Buch. Reisen und Reisebücher. Verlöbniß. Hochzeit. (1780—Februar 1786.)

Abschnitt 8. 179

Viertes Buch. Vor, während und nach der französischen Revolution. (Sommer 1786—1794.)

Abschnitt 9. 205
„ 10. 231
„ 11. 244
„ 12. 254
„ 13. 271
„ 14. 287

Fünftes Buch. Herzog Ernsts letzte Regierungsjahre und Tod. (1795—1804.)

Abschnitt 15. 307
„ 16. 323

Digitized by Google

Seite

Sechstes Buch. Vom Regierungsantritte des Herzogs Auguſt bis zu den Freiheitskriegen. (1804—1813.)

Abſchnitt 17. 361
„ 18. 375
„ 19. 394
„ 20. 413

Siebentes Buch. Bis zum Tode des Herzogs Auguſt. (1814—1822.)

Abſchnitt 21. 449
„ 22. 460
„ 23. 478

Achtes Buch. Friedrich IV., letzter Herzog von Sachſen-Gotha und Altenburg. Theilung des Landes. Schluß. (1822—1828.)

Abſchnitt 24. 509
Nachwort 536

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Vorfahren, früheſte Jugend und Studentenzeit.

1751—1771.

Digitized by Google

1.

Soweit meine Nachrichten hinaufreichen, ſtammt meine Familie aus Thüringen; ein Brand, der 1604 das Kirchenarchiv zu Ilmenau — wo damals Veit Reichard als Bürger und Berggeſchworener lebte — verzehrt hat, macht es mir unmöglich, ihrem Urſprunge weiter nachzuſpüren. Meine nächſten Vorfahren, im Altenburgiſchen anſäßig, waren größtentheils angeſehene Männer, die in bürgerlichen und in Kriegsdienſten ſich ausgezeichnet und wichtige Aemter bekleidet haben. Ich beſitze noch einen Kupferſtich, der den Kammerrath und Oberrentmeiſter (alſo ungefähr Finanzminiſter) eines Herzogs zu Altenburg, Johann Reichard, darſtellt; er erſcheint auf dieſem Bilde mit großer goldener Ehrenkette geſchmückt; die lateiniſche Inſchrift rühmt ſeine hohe Einſicht, Erfahrung und Arbeitskraft. In der That ſoll er dem Herzogthum Altenburg, ſowie Saalfeld und Coburg während der Drangſale des dreißigjährigen Krieges die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet haben. Geboren 1598, ſtarb er am 18. April 1663.

Er war Beſitzer zweier Rittergüter: Droſchka und Flurſtedt, von denen aber meiner Familie nichts geblieben iſt, als das Gerichtsſiegel. Ähnlich war ein anderer Reichard, Georg, Eigenthümer der beiden großen, unweit des Dorfes Georgenthal an der Landſtraße von Schmalkalden romantiſch belegenen Teiche, welche lange „die Reichardſchen Teiche“ hießen; Herzog Friedrich II. von Gotha erwähnt in ſeinem

Tagebuche,[1] das ich nebſt anderen Bruchſtücken aus ähnlichen Papieren 1823 in den „Curioſitäten", B. 10. St. 2 einrücken ließ, im Jahre 1697 der Hoffeſte „im Thiergarten, vulgo Reichards-Garten." Dieſe Benennungen ſind aber die einzigen Überbleibſel jenes Eigenthums; große Schätze zu ſammeln oder zu behaupten, ſcheinen die Reichards nie verſtanden zu haben. Als Kind ſpielte ich oft mit dem Adelsdiplom, das einem anderen meiner Vorfahren ertheilt worden war; deutlich erinnere ich mich der großen Kapſel mit dem daranhängenden Siegel und der bunten Farben des ausgemalten Wappens, das noch jetzt mein Familienwappen iſt und ſich auf einem ſchönen, mehr als anderthalb Jahrhunderte alten Siegelringe befindet, den einſt mein Sohn erben ſoll. Jenes Pergament iſt freilich verloren gegangen, und alles Nachforſchen in Jahren, wo mir ſein Beſitz von Werth geweſen wäre, blieb ohne Erfolg.

Unter meinen kriegeriſchen Vorfahren nenne ich vorzüglich einen aus der ereignißreichen Zeit des dreißigjährigen Krieges: dies war Friedrich von Reichard, mit dem Beinamen „der lange Fritz", Oberſter über ein Fähnlein zu Fuß unter den Kriegsvölkern des großen Bernhard von Weimar. Müller erwähnt ihn in ſeinen Sächſiſchen Annalen[2] als einen der Feldoberſten, welche Ausgangs 1655 die Leiche Bernhards von Breiſach nach Weimar geleiteten; auch kommt er ſchon als Rittmeiſter bei der Schlacht von Breitenfeld (7. Septbr. 1631) vor, wo er eben im Begriff war, im Nachſetzen den Tilly zum Gefangenen zu machen, als der Herzog von Lauenburg, ein herbeigeeilter kaiſerlicher Offizier,

[1] Ein Schreibkalender. Die Notiz ſteht abgedruckt am oben angeführten Orte Seite 186.

[2] „Des Chur- und Fürſtl. Hauſes Sachſen u. ſ. w. Annales," von Johann Sebaſtian Müller; Weimar, 1701. Die Stelle ſteht S. 403; es heißt aber nur: „Hanß Friedrich von Reichard, ſonſt Obriſter Fritz genanndt," habe am 12. Decbr. 1655, dem Tage, wo Bernhards Leiche in Weimar beigeſetzt wurde, dieſelbe „uff der rechten Seiten begleitet."

ihn ſchwer verwundete. Reichards Regiments-Quartiermeiſter hieß Gotter, und als dieſer neben ſeinem Herrn erſchoſſen wurde, ſtiftete Letzterer der Kirche des Gleichenſchen Schloſſes zu Mühlberg (bei Erfurt) zwei Kelche. — Ich reiſte einmal mit dem Schriftſteller Wetzel dahin, ſie waren aber verſchwunden. — Die erzählte Anekdote, welche ich in Meliſſantes' „Curieuſer Beſchreibung der Bergſchlöſſer in Teutſchland" fand,[1] weckte — wie alle Nachrichten vom „langen Fritz" — meine Theilnahme; und zwar um ſo mehr, als zwiſchen einem Nachkömmling jenes Gotter, dem allbekannten Dichter, und mir eine genaue Verbindung beſtand.

Durch die ſonderbaren Fügungen des Schickſals ſtritt im Jahre 1813 mein Sohn auf demſelben Breitenfeld und ſtand 1815 vor demſelben Breiſach, wo ſein mannhafter Urahn gefochten und geſtanden hatte, und jetzt ſeines Ur-Ur-Enkels ſich gewiß nicht zu ſchämen brauchte. —

Was nun mich ſelbſt betrifft, ſo wurde ich am 3. März 1751 zu Gotha geboren. Meine Eltern waren der Secretär des Oberconſiſtoriums und der Ober-Polizei Friedrich Auguſt Reichard und Marie Charlotte, geb. Bube, Tochter eines Arztes und Landphyſicus, die ſich ſehr jung, zwiſchen dem 16. und 17. Jahre, mit ihrem Manne verheirathet hatte. Ich blieb das einzige Kind dieſer Ehe; mein Vater ſtarb ſchon 1755 [am 15. Februar] in ſeinem 39. Jahre[2] nach einer neunzehnwöchentlichen Krankheit, als ich mithin kaum

[1] Meliſſantes' (Joh. Gottfr. Gregorii) „Das erneuerte Alterthum" u. ſ. w., Frankfurt und Leipzig 1713, Bd. 1, S. 65 fg.: „Das Berg-Schloß Mühlberg in Thüringen." S. 115: „Anno 1645 hat der Hoch-Wohl-Edle Hanß Fritz von Reichart, Obriſter, unter welchem Herr Wolffgang Edwald Gotter vor einen Qvartier-Meiſter gedienet und in Oeſterreich zu Stockerau geſtorben war, zu deſſen Gedächtniß einen übergüldeten und noch einen ſilbernen Kelch in die Kirche zu Mühlberg verehret, welche beyde noch vorhanden ſind. Der groſſe wird bey der Communion, der kleine aber bey denen Patienten gebrauchet. So lange dieſer Obriſter zu Mühlberg gelegen, hat der Klinge-Sack 20 Gülden eingetragen."

[2] Er war geboren am 2. Februar 1717.

vier Jahre zählte; auch iſt mir nichts von ihm in der Erinnerung geblieben, als der mir noch dunkel vorſchwebende Umſtand, daß er mich vor ſein Bett treten ließ, ſeine Hände zuſammenfaltete und dann dazwiſchen hauchte, um anzudeuten, wie vergänglich er doch ſei.

Meine Mutter erwähnte ſeiner ſelten oder nie. Er ſoll ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein begabter Dichter und ein guter Geſellſchafter geweſen ſein, ſtarb aber in Schulden. Dieſe wurden bald getilgt, denn meine Mutter war die Enkelin und (mit ihrem Bruder) die einzige Erbin eines reichen Großvaters, Namens Heinrich Ballſtädt, Raths-, Kauf- und Handelsherrn zu Gotha. Nicht lange, ſo fand ſie auch wieder einen Freier; dieſer war der Rath Rudloff, Inſtructor des erſt vor kurzem von Paris zurückgekehrten Erbprinzen Friedrich von Sachſen-Gotha. Leider ſtarb der letztere ſchon wenige Wochen nach der Verlobung meiner Mutter, am 9. Juni 1756; Rudloff wurde nun zum Mitgliede der Regierung ernannt. Ihm verdanke ich die ſorgfältigſte und zweckmäßigſte Erziehung. Er behandelte mich nicht wie einen Stiefſohn, ſondern völlig, als ob ich ſein leibliches Kind geweſen wäre.

Seine Studien hatte er in Leipzig vollendet und dort ſeinen Geiſt, wie ſeinen Körper trefflich ausgebildet. Neben gründlicher wiſſenſchaftlicher Kenntniß beſaß er eine umfangreiche Beleſenheit in der ſchönen Literatur jenes Zeitalters der Gellert, Rabener und Genoſſen; ſeine aufgeklärte, humane Denkungsart bethätigte ſich durch jede ſeiner Handlungen und brachte ihn daher oft in kleine Gegenſätze zu meiner Mutter. So liebte er einen ſeinem Stande angemeſſenen Aufwand und war nichts weniger, als genau, oder gar kleinlich. Schon ſein Äußeres hatte etwas Würdevolles, Gebieteriſches; es war weit entfernt von dem kriechenden Auftreten der meiſten anderen Beamten damaliger Zeit. Das Andenken dieſes hochherzigen Biedermannes, der mir ein Vater

im ſchönſten Sinne des Wortes geweſen iſt, wird mir ſtets heilig bleiben.

Meine früheſten Kinderjahre, namentlich die Zeit während des Wittwenſtandes meiner Mutter und noch etwas länger, hatte ich jedoch bei meinen Urgroßeltern, dem ſchon erwähnten Heinrich Ballſtädt und deſſen Hausfrau verlebt. Die letztere, ſtets ſehr ſauber und trotz ihres hohen Alters immer heiter und thätig, liebte mich vorzüglich und wollte mich beſtändig um ſich haben; auch der würdige Urgroßpapa hatte mich von Herzen lieb. Als meine Eltern mir die Blattern einimpfen ließen, und ich davon heftig erkrankte, gerieth der nach Weiſe der Alten ſolchen „Neuerungen“ (wozu das damals kaum erſt bekannt gewordene Blattern-Einimpfen gehörte) entſchieden abholde Mann in den heftigſten Unwillen und die tiefſte Betrübniß, und erſt dann kehrten ſeine Empfindungen in ihr gewohntes Gleis zurück, als es feſtſtand, daß ich mit dem Leben davonkommen würde. — Das Einimpfen des Blatterngiftes wurde zu jener Zeit ebenſo gewaltig geprieſen, empfohlen und beſtritten, wie ſpäter, im Beginne dieſes Jahrhunderts, das Impfen der Kuhpocken. Die Blattern-Impfung hat ſich bewährt und die Zeitprobe beſtanden; von der Kuhpocken-Impfung und ihren Folgen ſteht dies erſt noch zu erwarten. Als ich aber unlängſt die Verordnung einer Landes-Regierung las, worin das Einimpfen der Blattern bei Strafe verboten war, und mich erinnerte, daß vor 40 bis 50 Jahren ſämmtliche Regierungen in kräftigſter Unterſtützung eben dieſes Einimpfens wetteiferten, alle Welt aber damals ein Verbot deſſelben ſicher als Zeichen der ärgſten Barbarei mit heftigſtem Unwillen aufgenommen haben würde — da konnte ich mich nicht enthalten, über die Neuerungswuth der Menſchen eigene Betrachtungen anzuſtellen.

Mein Urgroßvater Heinrich Ballſtädt verdient den Beinamen eines Biedermannes im vollſten Sinne des Wortes. Ihm verdankt Gotha den Garnhandel, der für die Bewohner

einträglich wurde und es lange blieb. Als einfacher Bürgersmann, ohne besondere Unterweisung, aber begabt mit natürlichem Verstande, geboren und aufgewachsen zu einer Zeit, wo noch Wirthschaftlichkeit, Rechtlichkeit und ehrlicher, mühsamer Erwerb die Sache jedes guten Staatsbürgers waren, wo Verfeinerungssucht und Afterbildung die Menschen noch nicht abgeschliffen, d. h. verkrüppelt hatten, kurz ein Angehöriger so recht der guten alten Zeit, fing Heinrich Ballstädt klein an und endete mit einem ansehnlichen Vermögen, welches lediglich die Frucht seiner Umsicht und seiner rastlosen Thätigkeit war, und woran kein Fluch, keine Thräne haftete. Es war ein Vergnügen, den wackeren, heiteren Greis erzählen zu hören, wie er in seiner Jugend zuerst seinen Handel zu Fuß mit einem Schubkarren begonnen, wie er es endlich so weit gebracht, reiten zu können und wie ihm dies damals mehr Freude gemacht, als jetzt seine Kutschen und Pferde. Ehre dem Manne, der von unten auf sich den weiten, mühsamen Weg nach oben selbst bahnt! Wie viele saure Schritte gehören dazu! Wie viele Groschen, ehe der erste Thaler erübrigt wird; wie viele Anstrengungen und Entsagungen, bis dieser zum ersten Hundert oder gar Tausend anwächst! Noch jetzt trete ich nie vor das sprechend ähnliche Bildniß dieses biederen Greises, dem Ehrlichkeit und Gradheit auf die Stirne geschrieben sind, ohne des Stifters des Wohlstandes unserer Familie mit innigster Verehrung und Liebe zu gedenken. Dreiundachtzig Jahre alt,[1] starb er [am 17. Juli 1766] den ruhigen Tod des Gerechten; ein Jahr später folgte ihm seine Wittwe, Anna Susanne, mit welcher er seit 1740 in zweiter, kinderloser Ehe vermählt gewesen. Auch er war ihr zweiter Mann; er heirathete sie als Wittwe des Vorstehers der Schultzschen Versorgungs- und Erziehungsanstalt zu Friedrichswerth. Dieser

[1] Er war geboren am 20. Juli 1683. Seine erste Frau, Sarah Christiane geb. Buffleb, geb. 13. April 1686, starb am 12. Mai 1739.

Vorſteher hieß damals Cantor, nach Sitte der Zeit, die „Educationsräthe“ noch nicht kannte. Der Stifter jener Anſtalt, Legationsrath und Droſt Otto Chriſtoph Schultz [geſtorben am 5. October 1725 zu Erfurt], war ein reicher Hannoveraner geweſen, der ſein und ſeiner Gattin anſehnliches Vermögen zu frommen Stiftungen und Anſtalten verwendete; ſo gründete und baute er die genannte Friedrichswerther Anſtalt für Waiſenknaben. Neuerdings hat dieſe Anſtalt zwar nicht das Schickſal der meiſten ähnlichen Stiftungen gehabt, ſequeſtrirt zu werden, allein ſie hat doch manche tiefgreifende Aenderung erleiden müſſen. Eben jener Schultz baute auch im Dörfchen Molsdorf eine ſchöne Kirche; ſeine Zeitgenoſſen, für ſolches Geſchenk dankbar, ſchmückten dieſelbe mit den lebensgroßen Bildniſſen des Erbauers und ſeiner Gattin. Die Nachwelt fühlte ſich des Dankes überhoben — im Jahre 1807 fand ich die Bildniſſe weggenommen und wahrſcheinlich in die Rumpelkammer verwieſen.

Doch ich habe noch von meinem Urgroßvater zu berichten. Er hatte das Unglück gehabt, ſeine ſechs Kinder erſter Ehe ſämmtlich ſehr jung zu verlieren; die Erben ſeiner anſehnlichen Verlaſſenſchaft, die durch den ſiebenjährigen Krieg allerdings etwas zuſammengeſchmolzen war, wurden nun die beiden Kinder ſeiner ſchon 1738 verſtorbenen Tochter Katharine Magdalene [geb. am 7. October 1709], nämlich meine Mutter und ihr Bruder, der Commiſſionsſecretär Johann Heinrich Bube. Weil dieſer unverheirathet, überhaupt bei meinem Urgroßvater wegen mancher Abſonderlichkeiten weniger gut angeſchrieben war, als meine Mutter (deren zweite Ehe ebenfalls kinderlos blieb), ſo ſah der alte Herr in mir den Urenkel, in deſſen Händen ſein Vermögen ſich dereinſt ungetheilt wieder vereinigen würde, ſprach mit mir oft davon und malte mir die Bilder einer ſchönen Zukunft aus, ohne jedoch in ſeiner ſchlichten Ehrlichkeit gerichtliche Veranſtaltungen zu treffen, mir ſeine Hinterlaſſenſchaft zu ſichern. Man

wird erfahren, wie bitter in Folge davon seine und meine Erwartungen getäuscht werden sollten, denn erst meine Kinder wurden die Erben jenes Vermögens.

Von meinen Großeltern väterlicher Seits war nur noch meine Großmutter am Leben; welche 1716 den Gothaischen Steuersecretär Georg Friedrich Reichard [geb. 1687] geheirathet hatte. Schon Ende 1717 verwittwet, war sie eine zweite Ehe mit einem Obersten Engel Julius Goes[1] eingegangen, der unter dem Prinzen Eugen von Savoyen seine Laufbahn begonnen und sich dann im Türkenkriege und in den italienischen Feldzügen bei der deutschen Armee ausgezeichnet hatte; als Andenken an die Ungläubigen zierte ihn ein Säbelhieb über die Stirn, aus Italien hatte er einen lahmgeschossenen Arm mitgebracht. Er starb als Oberster eines Regiments zu Fuß und als Schloß- und Stadt-Commandant zu Gotha [am 25. Januar 1745]. Seine hinterlassene Wittwe, meine Großmutter, Auguste Dorothea Amalie geb. Förster, starb 68 Jahre alt 1761. — Nach dem Bilde des Obersten zu urtheilen, muß derselbe ein sehr schöner Mann gewesen sein; auch seine Frau galt in ihrer Jugend für eine vorzügliche Schönheit. Sie hatte aus ihrer zweiten Ehe einen Sohn besessen, Kriegssecretär Wilhelm August Goes [geb. am 19. April 1723], der aber als Bräutigam meiner Mutter in Folge eines Sturzes vom Pferde sein Leben verlor [9. März 1748]; nach seinem Tode war sein um vier Jahre älterer Stiefbruder, Reichard, an seine Stelle getreten und der Gatte meiner Mutter geworden. Als Knabe hörte ich mit der regsten Theilnahme von meinem verstorbenen Stiefgroßvater Goes und seinen Feldzügen erzählen; ich bewunderte die von ihm hinterlassenen Schießgewehre, Säbel und Pistolen, sowie die altrömischen Thränengefäße und Aschenkrüge, die er aus Italien mitgebracht hatte. Ganz

[1] Geb. zu Goslar am 25. September 1676.

beſonders merkwürdig war mir ein Armband von Haaren — Reliquie einer ihm einſt theuer geweſenen Mailändiſchen Gräfin — und ein wundervoller Dolch.

Nach dem Tode meines Urgroßvaters Ballſtädt nahmen meine Eltern mich zu ſich, und mein Stiefvater Rudloff übergab mich der Aufſicht eines eigenen Hofmeiſters, eines ſchon ziemlich bejahrten Kandidaten der Theologie, Namens Thielemann. Er war eine ehrliche Haut, kein vorzügliches Licht, aber mit alle den Schulwiſſenſchaften ausgerüſtet, die damals einen Lehrmeiſter alten Schlages kennzeichneten; ſonderlich war er ein feſter Lateiner und Grieche, dabei ein ſtreng gläubiger Chriſt. Ich beſuchte keine öffentliche Schule, ſondern empfing auch in den fremden Sprachen und Leibesübungen meinen Unterricht immer zu Hauſe, theils allein, theils mit Knaben meines Alters aus den erſten adligen und bürgerlichen Familien, die überhaupt meinen Umgang ausmachten, und, weil ſie eine vorzügliche Erziehung genoſſen, gewiß in jeder Weiſe vortheilhaft auf meine eigene Bildung wirkten.

Meine früheſten Kinderjahre darf ich übergehen; ſie gehörten unter die glücklichſten und ruhigſten, aber ich achtete dieſe Ruhe, dieſes Glück damals nicht und hegte keinen ſehnlicheren Wunſch, als den: bald erwachſen zu ſein. Der Knabe ahnt eben die Stürme nicht, welche ihn erwarten; ihn langweilt der ſichere Ankerplatz, er ſehnt ſich nach Sturm und Drang, und nur zu ſpät erkennt er das Verfehlte dieſer Sehnſucht.

Unter den lateiniſchen Schriftſtellern, an denen ich meinen Geiſt heranbilden ſollte, waren Cornelius Nepos und des Curtius Gemälde der Feldzüge Alexanders wegen ihres kriegeriſchen Inhalts von mir ſehr bevorzugt, denn mich beſeelte die gewöhnliche Soldatenliebe des Knabenalters. Dazu trug der ſiebenjährige Krieg, deſſen junger Zeitgenoſſe ich war, das ſeinige bei; die vielen Durchmärſche, Einquartierungen und Scharmützel, deren Landplage ſich mir nicht

fühlbar machte, während die glänzende Außenſeite des kriegeriſchen Schauſpiels mich ergötzte, waren für mich eben ſo viele frohe Ereigniſſe. Vielleicht begeiſterten mich auch die Rückerinnerungen an die Thaten meiner beiden Ahnherrn; jedenfalls iſt es gewiß, daß dieſe kriegeriſche Neigung oder Vorliebe — wie ſoll ich es nennen? — mich auch in meinem Alter nicht verlaſſen hat, und daß ich alle auf Schlachten und Feldzüge ſich beziehenden Werke noch jetzt mit Begierde leſe.

Ariſtides war mein Held; auf den Schlachtfeldern von Marathon und Platää war ich zu Hauſe. Als vollends 1766 in Zürich ein Nachdruck von Eberts Überſetzung des Richard Gloverſchen Gedichtes „Leonidas“ mit der herzerhebenden, ſchwungvollen Zueignung „an die eidgenöſſiſche Jugend“ von Füßli erſchien, — da wurde ich ganz Spartaner, der in den Thermopylen lebte und webte; viele Stellen des Werkes wurden mit rother oder grüner Dinte angeſtrichen und auswendig gelernt.

Unter den Dichtern war Horaz mein Liebling; auch von ſeinen Oden ſind mir mehrere wortgetreu im Gedächtniß geblieben. Mein Informator ließ mich fleißig lateiniſche Verſe machen; dergleichen gehörte einmal mit zu den Schulſtudien. Zum Dichten haben dieſe jedoch meinen Geiſt ſicher nicht angefriſcht; das thaten vielmehr die Gellert, Uz, Hagedorn, Gleim u. A. Des letzteren anakreontiſche Gedichte, ſowie Geßners Idyllen verleiteten mich durch ihre leichte Form zuerſt zu Nachahmungen, und bald hatte ich ganze Seiten „anakreontiſcher Verſe“ zuſammengeſtoppelt.

In einer dieſer Anwandlungen von Schriftſtellerei entzündete auch Gottſcheds „Deutſche Schaubühne“ ein heftiges Verlangen in mir, Schauſpiele zu ſchreiben. Die beiden Vorſchriften: „vorzüglich der Natur treu nachzuahmen“, und „in keinem anderen Tone, als in demjenigen der guten Geſellſchaft ſich vernehmen zu laſſen“, machten mir die Aufgabe hinſichtlich aller Liebesſcenen völlig unlösbar. Ich ſann und

ſann — bis es plötzlich wie ein Lichtſtrahl durch meine poetiſche Seele fuhr. Das Dach eines Hintergebäudes meiner väterlichen Wohnung ging nämlich in einen Hausgarten des Miniſters und Präſidenten von S.[1] hinab, und im Sommer, nach der Kaffeezeit — eine „Theezeit" gab es damals noch nicht — ſammelten ſich um die vier blühenden Töchter ſeines Beſitzers häufig deren Geſpielinnen und junge Herren vom Hofe. Ich glaubte, mit Grund annehmen zu dürfen, daß ſich da mein poetiſcher Bedarf nicht allein „naturgerecht", ſondern „im beſten Tone" decken laſſen müſſe, verſchaffte mir den Schlüſſel des Hausbodens unter jenem Dache und lauerte nun mit Bleiſtift und Papier hinter einem ſorgfältig gelüfteten und geſtützten Dachziegel auf meine Ernte von zärtlichen Ausdrücken. Freilich erhaſchte ich nur unzuſammenhängende Bruchſtücke, allein ich zweifelte nicht, ſie mit der Zeit, durch irgend ein Bindewort „naturgerecht" mit einander verknüpfen zu können, und ſetzte meine Studien unverdroſſen fort. Nun fügte es ſich einſt, daß die ſchönſte des Vierkleeblatts mit ihrem nachherigen Gatten, dem Reichshofrath von Th., dicht unter meinem Verſteck ihren Platz nahm, und gleich der Anfang ihres Geſprächs ließ mich ahnen, daß ſich hier die wahre Fundgrube für mich aufthue. Um auch keine Sylbe zu verlieren, verſuchte ich, einen zweiten Ziegel zu lüften, allein — o Unglück! — er ſchoß hinab. Das Fräulein entfloh mit einem Zetergeſchrei, aber Herr von Th., der gleich beim Beginn des Gepolters aufſchaute, entdeckte mich durch das entſtandene Loch und rief: „Monſieur Reichard wirft mit Ziegeln in den Garten!" Alsbald erfolgte eine Botſchaft des Miniſters an meine Eltern, um ſo mörderiſche Unſeligkeiten zu ahnden. Mein Stiefvater nahm mich in ein ſcharfes Verhör, das mit ernſtem Verweis und der Warnung endete: „keine Comödien mehr auf dieſe Art zu ſchreiben."

[1] Schwarzenfels?

Die „Märchen aus Tauſend und Einer Nacht“ las ich emſig während der durch meine Blattern-Impfung entſtandenen Krankheit. Noch jetzt gewähren ſie mir großes Vergnügen, beſonders in einer alten Ueberſetzung von 1734; eine Vorliebe, welche ich der Erinnerung an meine Knabenjahre zuſchreibe. Übrigens haben mich viele Gelehrte und Geſchäftsmänner einer gleichen Anhänglichkeit an jene echt arabiſchen Märchen verſichert; Herzog Ernſt von Gotha z. B., mein guter ſeliger Herr, war einer dieſer eifrigen Anhänger. Mir flößte jene Märchenſammlung zuerſt Geſchmack ein am orientaliſchen Styl; ein Geſchmack, der durch eine deutſche Ueberſetzung von Voltaires Romane „Zadig“ noch entſchiedener ausgeprägt wurde. Flugs ſchrieb ich „orientaliſche Erzählungen“ und der Himmel weiß, was mehr, ſpickte ſie gehörig mit geſtohlenen Wendungen aus meinen Urbildern und hatte, um mich gedruckt zu ſehen, endlich die Kühnheit, ein tüchtiges Paket in Verſen und Proſa an eine Braunſchweigiſche Buchhandlung zu ſenden. Ich erhielt ſie in — Löſchpapier gewickelt, zurück! Das demüthigte mich tief; auf einige Zeit war ich geheilt. Trotzdem wagte ich nicht viel ſpäter, an den „Alten von Ferney“ — der begreiflicher Weiſe in Gotha, wo man ihn eines Tages als Gaſt des Hofes hatte erſcheinen ſehen, eine vielbeſprochene Perſönlichkeit geblieben war — ein Manuſcript: „Voyage dans le pays de la superstition“ zu ſenden; Voltaire, nachſichtiger als der Braunſchweiger, ließ mir höflich antworten.

Wie aber könnte ich Dich vergeſſen, Freund aller Kinder und auch mein und meiner Geſpielen Freund: ehrlicher Robinſon Cruſoe mit deinem Freitag! Noch liebe ich Dich im altfränkiſchen Tone deiner Ueberſetzung von 1745, die mir durch Gewohnheit lieblicher klingt, als die vielbelobten modernen Umarbeitungen. Man ſagt, daß Schillers „Räuber“ eine Geſellſchaft Knaben in Sachſen verleiteten: Räuber werden zu wollen. Das finde ich nicht unwahrſcheinlich, denn

der Robinſon begeiſterte mich und noch zwei Knaben meines Alters zu dem Entſchluſſe: unſere Vaterſtadt heimlich zu verlaſſen und wüſte Inſeln aufzuſuchen. Schon waren alle Anſtalten zur Ausführung dieſes abenteuerlichen Planes getroffen, einiges Geld, Waffen und Kleidungsſtücke verſteckt, — eben durch das Auffinden dieſer Gegenſtände kam jedoch das ganze Vorhaben an's Licht. Meine beiden Robinſon-Gefährten waren Brüder; einer von ihnen hatte ſelbſt in der Folge Robinſon-ähnliche Schickſale, mit deren Erzählung ich dieſen Abſchnitt ſchließen will. Louis Sulzer, ſo hieß er, hatte ſich dem Kaufmannsſtande gewidmet; ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Thätigkeit zeichneten ihn vortheilhaft auf mehreren Comptoiren Hollands und Englands aus, bis ſein unſtäter Geiſt ihn auf eigene Hand nach Nord-Amerika trieb. Von nun an ſchien das Unglück ihn zum Spielball ſeiner Launen auserſehen zu haben. Ein Ankauf von 75,000 Ctr. Tabak, den er im Innern von Virginien bewerkſtelligt hatte und woran er ſchon an der Küſte anſehnlich hätte gewinnen müſſen, zerſchlug ſich mit großer Einbuße für ihn, weil eben der Krieg der Colonieen mit dem Mutterlande ausbrach. Nach mancherlei geſcheiterten Unternehmungen kam er nach Neu-Orleans und wurde Gardiſt bei der Leibwache des dortigen ſpaniſchen Gouverneurs. Da er alle Sprachen in größter Vollkommenheit ſprach und ſchrieb, ſo galt er für einen Spanier; als ſolchen zeichnete der Gouverneur ihn aus, gewann ihn vorzüglich lieb und gab ihm Päſſe nach Europa, damit Sulzer dort ein eigenes Handelsſchiff befrachte. Dieſes ſtieß in den amerikaniſchen Gewäſſern unglücklicher Weiſe auf einen Kaper des Congreſſes; ſchon waren die Papiere unterſucht und richtig befunden, als der Lieutenant des Kapers unſern Louis erkannte, den er mehrmals zu London geſehen zu haben ſich erinnerte; folglich ſei derſelbe kein Spanier, ſondern ein verkappter Engländer und müſſe die Papiere gefälſcht haben. Sein Schiff wurde nun zur Priſe

gemacht, Sulzer aber als Gefangener in einem kleinen Küſtenhafen an's Land geſetzt. Für gewöhnlich liefen dort nur ſelten Fahrzeuge ein; der Zufall aber fügte es, daß bald nachher ein Parlamentärſchiff, welches mit ausgewechſelten engliſchen Matroſen nach Jamaika ſegelte, durch Sturm in jenen Hafen verſchlagen wurde, und daß man die Matroſen bis zur Weiterfahrt in das nämliche Gefängniß ſperrte, wo auch Louis Sulzer untergebracht war. Dieſer machte die ſilbernen Beſchläge ſeines Hirſchfängers zu Gelde, bewirthete die Matroſen mit Rum und bewog ſie: die Forderung zu ſtellen, man ſolle bei der Weiterfahrt ihren gefangenen Landsmann (Sulzer hatte ſich ihnen gegenüber als Engländer ausgegeben) mit einſchiffen. Der Ort war öde, die engliſchen Matroſen in der Überzahl, und ſo gab man ihnen nach — Sulzer war befreit und ſegelte mit dem Parlamentärſchiff wohlbehalten nach Jamaika. Das erſte, was er bei'm Einlaufen in den Hafen daſelbſt erblickte, war ſein Schiff — eine engliſche Fregatte hatte indeſſen den Kaper ſammt deſſen Priſe genommen! Allein das half dem Eigenthümer wenig oder nichts, denn die gemachten Anſprüche des Admirals, die Priſen- und Havariegelder verſchlangen den Erlös des Schiffes vollſtändig. Bettelarm fuhr er über den Ocean, kam nach Gotha und bewog dort ſeinen reichen Vater, der noch zwei Kinder hatte, daß er ihm ſein Erbe ſogleich baar auszahle; dieſes Geld legte Louis in lauter Waaren an, von denen er wußte, daß ſie auf den weſtindiſchen Inſeln ſtark geſucht ſeien, belud damit ein Schiff und fuhr mit kaiſerlichen und holländiſchen Päſſen von Oſtende ab. Leider ſegelte ſein Fahrzeug äußerſt ſchwerfällig; Großbritannien und die Colonieen ſchloßen inzwiſchen Frieden, und ſchnellere Schiffe überholten dasjenige Sulzers, der zuletzt ſeine Waaren, ſtatt mit Gewinn, wegen der Überfüllung des Marktes noch unter dem Einkaufspreiſe losſchlagen mußte. Unterdeſſen war ſein alter Gönner, der Gouverneur von Neu-Orleans, in gleicher

Eigenſchaft nach der Inſel Cuba befördert worden; Louis Sulzer hatte dies kaum erfahren, als er ein Fahrzeug belud und dorthin aufbrach. Allein er litt Schiffbruch an der Inſel; niemand verlor das Leben, aber von aller Fracht rettete Sulzer nichts, als einen jungen Bären und ein fliegendes Eichhorn. Die Trümmer des Fahrzeuges verkaufte er als Brennholz. Der Gouverneur freute ſich, Sulzer wiederzuſehen und erlaubte ihm, Mahagonyholz auf einigen nahen Eilanden, welche Palliſaden für die Feſtungswerke von Havannah zu liefern pflegten, fällen zu laſſen, um damit ein Schiff nach Europa zu beladen. Während der Arbeit auf dem bedeutendſten jener Eilande lief der ſpaniſche Admiral Solano mit etlichen Schiffen im Hafen deſſelben ein; das erſte, was ihm bei'm Blick aus der Kajüte in's Geſicht fiel, war das Holzfällen auf der Inſel. Dieſe aber bildete zufällig einen Gegenſtand von Streitigkeiten zwiſchen der Feſtung und der Marine; Don Solano ließ alſo Sulzers Holz ſogleich wegnehmen und jener hatte das Nachſehen. Dennoch ſchien ihm durch ſeinen Freund, den Gouverneur, ein Glücksſtern aufgehen zu ſollen: dieſer verließ Cuba, wurde Vicekönig in Mexico und trug nun Sulzer die Einrichtung von Poſtſchiffen auf dem Golf von Mexico nach engliſchem Muſter auf, mit der Zuſage: daß die einträgliche Stelle eines Königlichen Poſtkapitäns ihm zu Theil werden ſollte. Als aber nach drei Vierteljahren angeſtrengter Arbeit alles in Stand geſetzt worden, ſtarb der Vicekönig, und ſein Nachfolger, dem Louis Sulzer ganz gleichgiltig war, gab nun die zu beſetzende Stelle an einen ſeiner Günſtlinge! — Dies war der letzte Schlag, den mein Freund in der neuen Welt abwartete; er ging nach Europa zurück und lebte lange in Böhmen, wo er mit Grundbeſitz glücklich ſpeculirte. Aber Amerika blieb das Land ſeiner ſteten Sehnſucht, und begierig ergriff er im Jahre 1809 die Gelegenheit, ſeine Beſitzungen an einen reichen Mann höchſt vortheilhaft zu verkaufen. Der Tag zum

Abſchluß des Geſchäftes iſt feſtgeſetzt, Louis reiſt frühzeitig nach Prag, um nichts zu verſäumen, und — findet ſeinen Käufer, vom Schlage getroffen, auf dem Paradebette! Alles dies erzählte er mir, als er 1822, 71 Jahre alt, in mein Zimmer trat, um als Bevollmächtigter des Elberfelder Handelsvereins nach — Mexico zu ſegeln. Ich habe nie wieder von ihm gehört;[1] möchte endlich eine Glücksſonne dem von Herzen grundwackeren Manne aufgegangen ſein.

[1] Folgende Notiz, wohl zweifellos auf Louis Sulzer bezüglich, ſteht: „Allg. Anzeiger u. Nationalztg. d. Deutſchen," № 114 v. Sonntag 28. April 1833, S. 1488: „Sulzer, Hans, geboren in Gotha 1750, ein Bruder des ebenfalls im 82. Jahre verſtorbenen Friedrich Gabriel, ſtarb in Mexico am 22. December 1832 im faſt vollendeten 82. Lebensjahre. Er war ein raſtlos thätiger Mann, der in früheren Jahren ſchon mehrmal Geſchäftsreiſen nach America gemacht hat." (Friedrich Gabriel Sulzer war am 14. Decbr. 1830, 81 Jahre 2 Monate alt, geſtorben.)

2.

Die Zeit des „Pfarrgehens“ (wie man bei uns diejenige der Confirmation zu nennen pflegt) kam für mich heran, denn unter den geschilderten Verhältnissen war ich allmählich aufgewachsen. Ich schwärmte um jene Zeit für eine weitläufige Verwandte, Friederike Unger, die sich durch Schönheit, wie durch Talente und eine seltene Bildung auszeichnete. Sie war die Tochter eines Kaufmanns, Michael Unger aus Schemnitz in Ungarn, der mit dem Titel eines Sachsen-Gothaischen Commerzienrathes ihre Mutter als Wittwe geheirathet hatte, später aber in einem Anfall von Schwermuth durch Selbstmord seinem Leben ein Ziel setzte. Die schöne Friederike ward bewundert von Hof und Stadt; die Oberhofmeisterin Frau von Buchwald, eine durchaus zuständige Richterin, welche selbst — wie ich noch näher ausführen werde — durch Begabung hervorragte, schätzte sie sehr und zeichnete sie aus, was in jenen Zeiten, wo die Standesunterschiede noch scharf ausgeprägt waren, viel bedeutete. Friederike Unger sang, tanzte, zeichnete schön, dichtete, spielte das Pianoforte vorzüglich, componirte, sprach und schrieb fertig französisch wie italienisch, und ihre Handschrift beschämte manchen Schreibmeister. Dabei blieb sie frei von Eitelkeit, stets bescheiden und anmuthig. In lebensvollen Farben steht ihr freundliches Bild als liebe Jugenderinnerung vor meiner Seele; ich empfand eine gewisse Ehrfurcht vor ihr und war ihr innig ergeben, ohne mich eigentlich leidenschaftlich für sie zu begeistern.

Frühzeitig — ich dächte 1768 — ehelichte sie einen jungen Göttinger Doctor der Rechte, einen Vetter meines Stiefvaters, Namens Wilhelm August Rudloff, den sie auf einem Balle kennen gelernt hatte. Das junge Paar liebte sich glühend, wie man mit zwanzig und achtzehn Jahren liebt, denn älter war keines von beiden.[1] Er wurde nachmals Professor zu Bützow in seinem Vaterlande Mecklenburg, aber auf Pütters Empfehlung wegen seiner großen publicistischen Kenntnisse und als einer der ausgezeichnetsten Schüler jenes berühmten Juristen 1773 nach Hannover berufen, wo er anfangs als advocatus patriae, dann als Geheimsekretär, und seit 1802 in einer der einflußreichsten Stellungen, nämlich derjenigen eines Geheimen Kabinetsrathes, lange in allgemeinem Ansehen stand. Thatsächlich war er Minister, wenn er auch diesen Titel nicht führte. Seine Frau starb in Hannover, nachdem sie in einer großen Zahl liebenswürdiger Töchter und talentvoller Söhne sich wiedergeboren gesehen; ich bewahre ihr ein treues Gedächtniß und muß ihrer erwähnen, weil sie es war, der ich einen großen Theil meiner Bildung verdanke. Sie läuterte meine Sitten; sie veredelte meinen Geschmack — selbst als sie nur noch brieflich auf mich einwirken konnte. Mehrere meiner Erstlingsversuche in der Dichtkunst richtete ich an sie, darunter eine Schilderung meiner Jünglingsjahre in morgenländischem, Voltaires „Zadig" nachgeahmtem Styl. Der gerechte Spott meiner „guten alten Cousine" (wie sie sich stets unterzeichnete) war Ursache, daß dieses Werk auf immer unvollendet blieb. Umgekehrt wurde Friederike später als Dichterin — wenn auch nicht unter ihrem wahren Namen — von mir in die Öffentlichkeit eingeführt. Als ich die ersten ihrer Gedichte ohne ihr Vorwissen in eine Zeitschrift hatte einrücken lassen, schrieb sie mir: „Ich möchte mit Ihnen zürnen, daß Sie mich so un-

[1] Rudloff war zu Rostock geboren am 11. Februar 1747.

ſchuldiger Weiſe an's Licht ſtellen, da ich ſo wenig Recht und Luſt habe, Anſprüche auf Autorſchaft und Autorglück zu machen, das ohnedies bei unſerem Geſchlechte ſo viel weniger verdienſtlich iſt, als bei dem Ihrigen. Man glaubt meiſt von einer Frau, die Verſe macht, daß ſie eine Müßiggängerin ſei, und unter allen Vorwürfen, die mich drücken könnten, wäre mir keiner unangenehmer, denn keine Eigenſchaft ſchickt ſich wohl weniger für die Hausmutter, als dieſe. Auch habe ich im [Göttinger] Muſen-Almanach [1785, S. 109] eines[1] meiner Lieder: „An den blinden Flötenſpieler Dülon“ gefunden und weiß nicht, wer das eingeſchickt haben mag. Wären Sie nicht ſo ſchnell mit dem Drucke, lieber Vetter, ſo ſchickte ich Ihnen bisweilen meine Verſe, aber nun fürchte ich mich, denn ich mag lieber unbekannt ſterben, als lebend gehechelt werden. Zudem ſchränkt ſich auch mein ganzer Ehrgeiz darauf ein, eine gute Ehefrau und Mutter zu ſein.“ Hierauf erwähnt ſie eines Romanes, der damals viel Aufſehen machte: „Love and Madness“, und fährt dann fort: „Glücklich, wer über Romane und geſpannte Gefühle hinweg in ſtiller Ruhe häuslichen Frieden genießt, ſeinen Pflichten lebt und den Schöpfer, der ſie ihm gab, dadurch in Thaten preiſt, die niemand beſingt. Wahrlich, ich möchte in dem erſten Romane der Erde nicht verewigt ſein, wohl aber in der Tugend meiner Kinder und, nach ihnen, durch ihre Kinder.“ Schon zehn Jahre früher ſprachen ſich ähnliche Gefühle in einer Stelle ihres Briefes über Werthers Lotte aus, die bekanntlich als Madame Keſtner damals zu Hannover lebte, und um deren Schattenriß ich ſie gebeten hatte. „Lotte“ ſchrieb ſie mir, „iſt eine recht excellente Frau. Ob es gleich nicht fein von Herrn Goethe iſt, daß er beide Ehe-

[1] Die Originale der Briefe von Friederike an Reichard lagen nicht mehr vor. Der oben citirte Muſen-Almanach bringt noch ein zweites Gedicht von der Verfaſſerin des „Dülon“, S. 69: „An meine beyden älteſten Töchter, als Fräulein von Witzendorf ſtarb.“

gatten ſo zur Schau aufſtellt, Lotten auch ſehr gekränkt hat, ſo wird ſie dieſe ſchriftſtelleriſche Ewigkeit gewiß nicht um ein Haar breit hindern, in ihrem Berufe ſich als eine würdige Gattin und Mutter zu zeigen. Sie lebt mit ihrem Albert ſehr glücklich, bei einer ſehr geringen Einnahme; ſie verlangt gar nicht, zu glänzen, ſucht ihren Ehrgeiz in ihrer Pflicht und erheitert ihre Freundinnen, unter denen ich die vertrauteſte bin, durch ihren Umgang manche Stunde. So ſollen Sie ſie bei mir kennen lernen, wenn Sie uns beſuchen.“ Leider kam es nie zu dieſem Beſuche; ein Unſtern hielt mich immer davon ab. Ihr letzter Brief war von 1786. Er ſchildert ein kleines Feſt, das vorlängſt in ihrem Hauſe gegeben worden war, und woran Fr. Ludw. Schröder, der deutſche Garrick, welcher damals zu Hannover mit ſeiner Geſellſchaft ſich aufhielt,[1] v. Ramdohr, v. Rüling, Rehberg und andere gute Köpfe Theil genommen hatten. „Ich ſah ſchon im Geiſte nach Ihnen aus“ ſchrieb ſie; „ich dachte: Schröder ſollte Sie reizen, — aber umſonſt; Sie kommen ſo leicht nicht nach Hannover. Oſtern beſucht mich mein Sohn von Göttingen; wie das klingt! Nicht wahr?“ Dieſer Sohn — o daß die Mutter es erlebt hätte! — ſteht jetzt einem angeſehenen Staatsamte mit Würde und Erfolg vor; die neueſten, hochgerühmten Veränderungen im Hannöverſchen Poſtweſen rühren von ihm her. Das Andenken der Mutter aber, meiner Freundin im höchſten Sinne des Wortes, werde ich bis zu meinem letzten Hauche heilig halten.

Meine Ehrfurcht vor Voltaire, ſo wie der Titel des oben erwähnten elenden Machwerks: „Voyage dans le pays de la superstition“, welches mir aus Ferney ſo höflich zurückgeſchickt wurde, ſind ſchon Fingerzeige, daß ich freigeiſteriſchen Geſinnungen huldigte. Wer mir dieſe beibrachte, da ich doch einen orthodoxen Theologen zum Hofmeiſter hatte?

[1] Vom 13. October 1785 bis zum 10. März 1786. F. L. W. Meyer: „F. L. Schröder“, Th. II, Abth. 1, S. 5 fg.

Niemand anderes, als mein franzöſiſcher Sprachlehrer. Er wollte die Schlacht von Fontenoy [11. Mai 1745] als Offizier mitgemacht haben; Spötter meinten, er habe dabei nur die Trommel geſchlagen. Gleichviel; jedenfalls beſaß er Weltton und Beleſenheit in den berühmteſten Schriftſtellern ſeines Volkes, und durch ihn lernte ich La Mettrie, Boulanger und Voltaire's freigeiſteriſche Schriften kennen. Sie verwirrten mir den Kopf und verwickelten mich in ernſte Kämpfe mit dem noch oft ſich ſtark regenden, von meinem Informator mir tief eingeprägten orthodoxen Chriſtenthum; bald hatte dieſes, bald die Freigeiſterei in meinem Inneren die Oberhand, und oft betete ich inbrünſtig, daß mir der Himmel Kraft verleihe, den Verſuchungen der Irrlehrer ſieghaft zu widerſtehen. Zuletzt wurde meinem franzöſiſchen Sprachmeiſter ſelbſt bange: mein Stiefvater möchte die ſchönen Grundſätze entdecken, die er mir in den Lehrſtunden einflößte; er beſchwor mich daher einſt, ein Crucifix unter ſeinem Rocke hervorziehend und auf das Schickſal des Gekreuzigten hinweiſend: ich möge meine religiöſen Anſchauungen heimlicher und verſchwiegener halten; ich werde ſonſt mir und ihm muthwillig ein Ketzergericht zuziehen. Gründliche Kenntniſſe in der franzöſiſchen Sprache verdankte ich ihm allerdings; da er jedoch auch ein lockerer Sittenprediger war, ſo kam mir jene Kenntniß in der Folge manchmal theuer genug zu ſtehen.

Die freie Richtung des Lebens hatte übrigens im damaligen Gotha durchaus die Oberhand. Der herzogliche Hof ſtand in dem Rufe der höchſten Cultur- und Geiſtesblüthe, und wirklich möchte kaum ein anderer deutſcher Hof zu jener Zeit ihm darin gleichgekommen ſein. Er war für Mitteldeutſchland, was einſt, unter den Eſtes, Ferrara für Italien war. Freilich hatte dieſe Cultur, dieſes ſchöngeiſtige Streben lediglich die franzöſiſche Literatur zum Mittelpunkte, allein ſonderbar genug ging aus dieſer ausländiſchen Pflanzung dennoch jener echt deutſche, wiſſenſchaftlich-ernſte Geiſt her-

vor, der Gotha ſpäter durch hochgeſchätzte Inſtitute und tüchtige Gelehrte in vaterländiſcher Weiſe ausgezeichnet hat. Die Herzogin Louiſe Dorothea, einzige Tochter des Herzogs Ernſt Ludwig von Sachſen-Meiningen [geboren am 10. Auguſt 1710], eine Dame von hohem Geiſte und edlen Geſinnungen, war die treue Pflegerin der Keime alles Guten, die liebevolle Schützerin der Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften. Im Briefwechſel mit den erſten Köpfen Frankreichs, mit Diderot, Helvetius, Jean Jacques Rouſſeau, Voltaire (der an ihrem Hofe ſeine „Annales d'Empire" ſchrieb) und mit anderen berühmten Zeitgenoſſen, ſtand ſie bei allen dieſen in hohem Anſehen. Beſonders geſchätzt wurde ſie von König Friedrich dem Großen, der ihr ſogar im ſiebenjährigen Kriege am 15. September 1757, kurz vor der Schlacht bei Roßbach, aus Galanterie jenen Beſuch abſtattete, unmittelbar nach welchem der berühmte General Seydlitz mit einer Handvoll Reiterei die ganze 10,000 Mann ſtarke Armee Soubiſes davonjagte, und zwar gaben die Franzoſen ſo eilig Ferſengeld, daß Seydlitz mit ſeinen Offizieren ſich im Schloſſe zu Gotha an die für die Feinde gedeckte Tafel ſetzen konnte. — Noch am Tage der Schlacht bei Roßbach [5. November 1757] gab der ſiegreiche König der Herzogin von Gotha einen Beweis beſonderer Achtung dadurch, daß er ihr flüchtig mit Bleiſtift ein ſehr merkwürdiges, die glorreiche Botſchaft meldendes Zettelchen ſchrieb, das ſich unter demjenigen Theile ihrer nachgelaſſenen Papiere befand, welchen ihr Sohn, Herzog Ernſt, ſo lange er lebte, ſorgfältig hütete. Tief und allgemein wurde ihr Tod [22. October 1767] beklagt; mit ſeltenem Glücke wußte ſie die rechte Mittelſtraße zwiſchen dem ſteifen Formenzwang des damaligen Hoflebens und zwiſchen Herablaſſung zu treffen; ihre Gnade durfte daher etwas gelten. In der Folge ſind die Fürſten — verleitet durch das Beiſpiel des großen Friedrich (der freilich nichts dabei wagte, in der Nähe ohne fürſtlichen Nimbus geſehen zu werden) —

aus lauter Sucht nach Popularität mit ihrer Gnade ſo verſchwenderiſch umgegangen, daß dieſe Münze beträchtlich in ihrem Werthe ſank.

Bei'm Ableben der Herzogin Louiſe verfertigte der damalige Hofprediger Stölzel (ich werde erzählen, wie ein Witz des Grafen Gotter ihn zum Hofprediger machte), der merkwürdiger Weiſe in dem Rufe eines guten Dichters ſtand, eine Ode voll Schwulſt, deren Anfang lautete:

„Die Sonne — hinter Decken
Der Nacht, die vor ihr lag,
Kam — und, o Tag voll Schrecken!
Louiſens Sterbetag!" u. ſ. w.

Georg Benda ſetzte dieſe Hohlheiten meiſterhaft in Muſik; es bleibt jammerſchade, daß die Compoſition nicht allgemein bekannt geworden iſt, denn ſie muß unbedingt als eine der beſten Arbeiten jenes großen Tonkünſtlers gelten. Er hat in der Folge manches daraus in ſeine Oper „Romeo und Julie" verwebt, was ſchwerlich bekannt ſein wird; anderes iſt in „Walder" wieder eingeflochten. Ein würdiges literariſches Denkmal ſetzte Hans von Thümmel der edlen Louiſe Dorothea 1818 in ſeinen „Beiträgen zur Kenntniß Altenburgs,"[1] einem Werke, auf das ich zurückkomme; auch ich erneuerte ihr Andenken in mehreren Aufſätzen, wie es mir überhaupt ſtets eine liebe Pflicht geweſen iſt, durch meine Feder an gute und ausgezeichnete Verſchollene zu erinnern.

Zunächſt der Herzogin iſt deren Freundin und Rathgeberin, die Oberhofmeiſterin Frau Juliane Franziska von Buchwald, geb. von Neuenſtein, zu nennen, deren Mutter eine Hofdame der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans, der geiſtreichen Mutter des Regenten geweſen war — eine Entſchuldigung mehr, wenn franzöſiſche Literatur noch von der am 7. October 1707 zu Paris geborenen und erſt ſpäter

[1] Seite 57—64; Porträt und Facſimile der Herzogin iſt beigegeben.

nach Deutschland gekommenen Tochter mit Vorliebe gepflegt wurde. Gleichheit der Denkungsart und des Charakters hatten die Herzogin und das damalige Fräulein von Neuenstein bereits vereinigt, als dieses noch zu Römhild bei der Stiefmutter der Herzogin, einer Prinzessin Elisabeth Sophie von Brandenburg, Hofdame war. Der Bund ihrer Herzen blieb unlöslich bis in den Tod. Mit Frau von Buchwald konnten nur wenige ihres Geschlechts an Bildung des Verstandes und reifer Menschenkenntniß wetteifern; blühende Einbildungskraft, Gegenwart des Geistes, bezaubernder Witz, Scharfblick und das glücklichste Gedächtniß, das sie noch in späten Jahren durch Auswendiglernen langer und schwerer Stellen aus Schiller zu stärken fortfuhr, standen bei ihr in ungewöhnlicher Verbindung. Dabei war sie Meisterin des Ausdrucks und wußte durch Stimme und Geberde jeder Rede hinreißende Gewalt zu verleihen. Bei ihrer selbst auf der höchsten Stufe des Alters fortdauernden Theilnahme an jeglichem Fortschritte der Aufklärung und Cultur übte sie mit der Herzogin Louise, ja, vielleicht noch mehr als diese, unläugbar den bedeutendsten Einfluß auf die Verfeinerung des Tons und die Erstarkung wissenschaftlicher Bestrebungen in meiner Vaterstadt, welche das Glück hatte, diese seltene Frau länger als ein halbes Jahrhundert zu besitzen. Ebenso gebührt ihr Gothas Dank, daß sie im Verein mit der Herzogin während des siebenjährigen Krieges treulich das ihrige dazu beitrug, die französischen Oberbefehlshaber zur Schonung des Landes zu bewegen. Es gelang ihr in hohem Grade, und so groß war die Achtung, welche sie den fremden Feldherren eingeflößt hatte, daß mehrere derselben noch lange nach dem Kriege den Briefwechsel mit ihr fortsetzten, ja, daß nach der Schlacht bei Roßbach einer von ihnen, der Marquis von Custine, schwerverwundet, noch die seltene Geisteskraft bewies, wenige Tage vor seinem Tode in einer poetischen Epistel von ihr den ewigen Abschied zu nehmen. Friedrich der Große

wurde zuerſt durch den Grafen Gotter, jenen berühmten zeitgenöſſiſchen Sonderling, von dem ich noch zu berichten haben werde, auf ſie aufmerkſam gemacht und würdigte ſie ſeitdem ſeiner vollſten Achtung, deren ſein Bruder, Prinz Heinrich, noch ein Jahr vor des Königs Tode die Oberhofmeiſterin auf höchſt ſchmeichelhafte Weiſe verſichern mußte. Aber auch den großen Friedrich, den Abgott ihres Herzens, mußte ſie überleben; ſein 1786 erfolgender Hintritt beugte ſie tiefer, als der Tod ihrer einzigen hoffnungsvollen Tochter es vermocht hatte. Vielmehr gab ſie bei dieſem Schickſalsſchlage — als unlängſt verheirathete Gräfin von Werthern ſtarb jene Tochter [geb. 5. Auguſt 1740] in der Blüthe ihrer Jahre am 3. Januar 1764 ganz plötzlich in Folge des Verſchluckens eines kleinen Knochens — Beweiſe einer ſeltenen Stärke des Geiſtes. Solche zeigte Frau von Buchwald wenigſtens äußerlich auch bei dem Ableben der Herzogin Louiſe Dorothea, und wie dieſe, mußte ſie deren geiſtreiche Tochter die Prinzeſſin Louiſe, die Landgräfin Caroline von Darmſtadt und faſt alle anderen ihr theueren Perſonen vor ſich hinſterben ſehen. Gewiß hat ſie ſich zuletzt ganz vereinſamt gefühlt, wie ſehr auch Jedermann fortfuhr, nach dem Beiſpiele der herzoglichen Familie ſie mit der größten Achtung zu behandeln. „Mutter“ war der vertrauliche, alle anderen Titel verſchlingende Name, welchen ihr der auserleſene Nachmittags- und Abendzirkel gab, den man täglich in ihren Zimmern verſammelt fand. Auf ihrem Tiſche lag dann immer eine neue Erſcheinung der Literatur, worüber ſie die Urtheile der Kenner ſammelte. Das grüne Canapé, welches in dieſem Zimmer ſtand, galt allgemein als vornehmſter Richterſtuhl des Geiſtes und Witzes, und von dieſem Canapé wurden „Egmont“, „Oberon“ und andere Meiſterwerke der Goethe und Wieland aus der Handſchrift vorgeleſen. Juliane Franziska von Buchwald ſtarb am 19. December 1789 zu Gotha im zweiundachtzigſten Jahre ihres Alters an einer von ſchmerz-

haften Zufällen und Phantaſieen begleiteten Krankheit, welche ihre Geiſteskräfte zerrüttete. Das Schickſal erſparte es ihr, die volle Wirkung der franzöſiſchen Revolution zu erfahren, die zwar wenige Monate vor ihrem Tode ausbrach, deren Kunde aber bei dem ſchon eingetretenen Verfall ihrer Kräfte keinen lebhaften Eindruck mehr auf ſie machte. In einem Garten an der Erfurter Landſtraße hatte Frau von Buchwald für ſich und ihre Schweſter, Frau von Nepita, ein Grabgewölbe bauen laſſen, wo ihr Sarg beigeſetzt wurde; die Herzogin Charlotte, Herzogs Ernſts Gemahlin, bemächtigte ſich (der Himmel und ſie mögen wiſſen, warum?) des Rechtes, ihr ein Denkmal zu ſetzen. So wurde denn dem trefflichen Bildhauer Friedr. Wilh. Doell (dem Vater) aufgetragen, einen Sarkophag von ſchwarzem Marmor anzufertigen, auf welchem, aus carrariſchem Marmor, die Büſte der Verſtorbenen ſtehen, während eine eingelaſſene Marmorplatte die Aufſchrift und ein Diſtichon von Gotter enthalten ſollte. Auf drei Stufen und auf einem Würfel ſollte dieſer Sarkophag in einem von drei Säulen getragenen Tempel über dem Grabgewölbe prangen. Allein von alledem iſt nichts ausgeführt worden, als der Sarkophag; dieſem aber wies die Herzogin — da das ganze Unternehmen längſt in's Stocken gekommen war — in dem Garten ihres Wittwenſitzes Eiſenberg den unſchicklichſten aller Plätze an; bei ihrem Scheiden von Gotha verſchwand er auch da und iſt ſeitdem nicht wieder geſehen worden. Das Grabgewölbe iſt daher ohne Inſchrift und Monument, ja, ohne Schutz, wie denn 1813 franzöſiſche Marodeurs daſſelbe erbrachen, um nach Koſtbarkeiten darin zu ſuchen! — Bald muß es gar zum Schutthaufen werden, und Niemand wird mehr wiſſen, von wem die modernden Gebeine in jenen morſchen Sargtrümmern herrühren. Dennoch lebt, Dank der Macht des Genius, das Andenken und der Name der edlen Frau von Buchwald in zwei Schriften fort; Karl Theodor von Dalberg ſchrieb:

„Madame de Buchwald“ (Erfurt, 1786), und F. W. Gotter: „Zum Andenken der Frau von Buchwald“ (Gotha, 1790). Das letztgenannte kleine Werk iſt geziert mit dem täuſchenden Schattenriß der Verewigten in ganzer Figur. Noch verdient erzählt zu werden, daß Frau von Buchwald, — „da ſie ihr (beiläufig höchſt anſehnliches) Privatvermögen größtentheils im Dienſte des Gothaiſchen Fürſtenhauſes erworben habe,“ — in ihrem Teſtamente feſtſetzte, daß es zwar ihrer Schweſter zum Nießbrauch überlaſſen bleiben, allein nach deren Tode an das fürſtlich Gothaiſche Haus zurückfallen ſollte. Dieſe Schweſter, Eberhardine Wilhelmine, ſeit 1771 Wittwe des ehemaligen Sachſen-Gothaiſchen Generallieutenants von Nepita, ſtarb am 14. Auguſt 1801 faſt 89 Jahre alt [ſie war geboren zu Stuttgart am 21. November 1712]. Auch ſie hatte in ihrer Jugend, bis zu ihrer Verehelichung im Jahre 1753, als Hofdame in Gothaiſchen Dienſten geſtanden, wie Frau von Buchwald, und wenn ſie auch deren Geiſt und Weltklugheit nicht beſaß, ſo hatte ſie doch ein überaus gütiges Herz und einen ſtillen, mildthätigen Sinn. Bei ihrem Tode ward wirklich jene Beſtimmung befolgt, und die fünf Erben des Vermögens der Frau von Buchwald: Herzog Ernſt, ſeine Gemahlin, ſein jüngerer Bruder Prinz Auguſt und ſeine beiden Söhne, erhielten nach Abzug der Legate jeder einen Antheil von ungefähr 18,000 Thalern, bloß an Schuldſcheinen und baarem Gelde, die Grundſtücke nicht gerechnet. Der Erbprinz, nachheriger Herzog Auguſt, hielt es für ſeiner unwürdig, einen „Unterthan“ zu beerben und verſchenkte auf der Stelle 15,000 Thaler ſeines Antheils an eine Hofdame, den Reſt aber an den Generaladjutanten von Wangenheim, ſeinen Günſtling; die Herzogin überwies ihr Vermächtniß unter der Hand ihrem Freunde, dem Aſtronomen Herrn von Zach, und ſo blieb der fürſtlichen Familie von der großen Erbſchaft nichts, als was auf den Herzog Ernſt, deſſen Bruder und den Prinzen Friedrich gefallen war.

Die oben erfolgte gelegentliche Erwähnung des Grafen Gotter erinnert mich an einen nicht eben feinen Streich, den er der Frau von Buchwald in deren Jugend ſpielte. Am Hofe kam einmal die Rede auf die Landwirthſchaft, und Frau von Buchwald meinte, ſie würde ſich bald damit vertraut machen. „Nicht einmal eine Kuh können Sie melken!“ entgegnete der Graf; man nimmt für und wider Partei, und endlich lädt Graf Gotter ſämmtliche Anweſenden, den ganzen Hof, nach Molsdorf auf ſein Gut. Man tafelt in gewohnter verſchwenderiſcher Weiſe, und zum Nachtiſch erſcheint ein ſchönes weißes Stück Rindvieh, geführt von einer zierlich geſchmückten Bäuerin, welche einen Milchkübel und einen kleinen Schemel in der Hand trägt. Nun fordert der Graf die Frau von Buchwald — damals noch eine jugendliche Hofdame! — auf, die Wette zu beſtehen. Dieſe, lebhaft wie immer, ſpringt empor und macht ſich an das Geſchäft. Aber es will nicht gelingen. „Dummes Ding!“ ruft ſie unwillig der Bäuerin zu, die beſtändig in ſich hinein kichert: „ſo ſage mir doch, wie ich es machen muß?“ „Ach, meine Gnädige,“ erwiderte jene: „es iſt ja der Bulle!“ —

Aehnliche Scherze — wenngleich nicht alle eine ſo derbe Spitze hatten — lieferte Graf Gotter in Menge. Ein Oheim des Dichters Gotter, wurde er, wie dieſer, bürgerlich geboren; ſein Großvater war Prediger in Gotha, ſein Vater Kammerdirector in Altenburg, wo Guſtav Adolf Gotter am 26. März 1692 das Licht der Welt erblickte. Er ſtudirte zu Jena und Halle, worauf er — wie dies damals gebräuchlich war — durch Reiſen ſeine Ausbildung vollenden ſollte. Dieſe führten ihn auch nach Wien, und zwar ſtieg er in Regensburg zu Schiff, um den Reſt des Weges auf der Donau zurückzulegen. Hier knüpfte er, ein ſchön gebildeter, geiſtreicher junger Mann, mit zwei vornehmen Damen dadurch nähere Bekanntſchaft, daß die Schiffer bei dem berüchtigten Strudel die Geiſtesgegenwart verloren, während Gotter

zum Steuer ſprang und durch ſeine Gewandtheit und Kraft das Fahrzeug vor dem Zerſchelltwerden behütete. Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Beziehungen in Wien mit Geiſt und Scharfblick klug zu nutzen, gelang Gotter um ſo erfolgreicher, als jene Damen — Prinzeſſinnen von Savoyen-Carignan — Verwandte des Prinzen Eugen, des berühmten öſterreichiſchen Kriegshelden waren; dieſer wünſchte, den Retter ſeiner beiden Verwandten kennen zu lernen, fand Gefallen an ihm und würdigte ihn fortan öfters ſeines Umgangs. Schnell ſtieg Gotter nun von Stufe zu Stufe; Rang, Titel und Adelsdiplom blieben nicht aus; 1724 ward er in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, 1727 erhielt er unter den Ausdrücken beſonderer Gnade einen hohen ruſſiſchen Orden. Bisher war er in Wien hauptſächlich in Angelegenheiten des Gothaiſchen Hofes thätig geweſen, nun aber wurden andere Regenten auf ihn aufmerkſam, und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm Gotter in ſeine Dienſte. Auch der Sohn dieſes Regenten, der große Friedrich, würdigte den Grafen (zu dieſem Range war Gotter von Kaiſer Karl VI. kurz vor deſſen Tode erhoben worden) ſeiner wärmſten Zuneigung, von der eine beſondere Epiſtel des Königs an Gotter: „Combien de travaux il faut pour satisfaire des Epicuriens“ noch jetzt beredtes Zeugniß giebt. Leider mangeln mir genauere Nachrichten über Gotters vielbewegtes Leben; ich weiß nur, daß er als preußiſcher Geſandter zweimal das große Loos — zu London und im Haag — gewonnen, aber als ein echter Epikuräer trotzdem keine Reichthümer hinterlaſſen hat, ja, faſt in Dürftigkeit geſtorben iſt [28. Mai 1762]. Als er das große Loos zum erſtenmale gewonnen hatte, gab er eine große Feſttafel, deren Nachtiſch — es war im Sommer — eine kalte Schale bilden ſollte. Dieſe ward auch wirklich aufgetragen, beſtand aber aus einer großen Schüſſel mit Schmuckſachen, Ringen u. ſ. w., aus welcher jeder Gaſt für ſich behalten durfte, was er mit dem großen Löffel herausgeſchöpft hatte.

In der erwähnten Epiſtel des Königs Friedrich lieſt man die für jeden Uneingeweihten dunklen Zeilen:

„Quel terrible embarras de servir votre table!
Souvent votre Jogard veut se donner au diable
Pour inventer des mets, dignes dons de Comus,
Sous leurs déguisements à peine encore connus“ u. ſ. w. —

Jogard war Gotters Koch Schuchard, und zu jenen Zeilen gehört eine Anekdote. Der Koch ſervirte einſt in Molsdorf (des Grafen Gut bei Gotha, wo ich noch viele Jahre ſpäter in der Bibliothek herrliche Noten von ihm, beſonders zu ſeinem Lieblingsdichter, dem Horaz, gefunden habe) im Frühjahr eine Omelette, welche alle Gäſte ſo delicat und von einem ſo unſagbar feinen Kräutergeſchmack fanden, daß der Graf den Koch rufen ließ und unter großen Lobſprüchen das Recept zu dieſer Omelette zu wiſſen begehrte. Schuchard bat, das Geheimniß bewahren zu dürfen — wenigſtens bis zum Ende der Tafel. Allein je mehr der Koch die verlangte Auskunft verweigerte, deſto dringender wurde der Graf. Endlich geſtand der Koch nicht ohne Verlegenheit: in ſeiner Verzweiflung, wie er ein neues Gericht herbeiſchaffen ſolle, ſei er auf die Kuhweide gegangen, wo er die Fladen ſo ſchön, ſo kräuterreich und grün gefunden habe, daß ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren ſei: ſolche mit ſtarker Würze gebacken auf die Tafel zu bringen. Man kann denken, wie dieſes Geſtändniß auf die Anweſenden wirkte. —

Gotters Andenken hat übrigens in Preußen noch lange fortgelebt, und zwar, wie ich hervorheben muß, durch würdigere Dinge, als die erzählten, welche jedoch zur Kennzeichnung der Zeit und ihrer Sitten nicht unterſchlagen werden durften. Noch 1823, als ich zu Kiſſingen die Bekanntſchaft des nicht bloß um Preußen, ſondern um ganz Deutſchland durch ſeine ausgezeichneten Neuerungen im Poſtweſen hochverdienten Herrn von Nagler machte, fragte er mich nach

Notizen über ſeinen Vorgänger, den Grafen Gotter, der [ſeit 1753] u. A. auch preußiſcher Generalpoſtmeiſter geweſen war, und von dem ein Bildniß ſowie ein ſilbernes Poſthorn noch im Archiv zu Berlin verwahrt wurde. Durch die gütige Unterſtützung einiger Freunde gelang es mir, Herrn von Nagler nach meiner Rückkehr in die Heimath mehrere Handſchriften Gotters — ſo z. B. einen franzöſiſchen Brief über einen von ihm empfohlenen Koch — überſenden zu können; im Übrigen konnte ich leider nur auf die Gedächtnißrede Formeys verweiſen, welche in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-lettres, année 1763 (Berlin, 1790), abgedruckt iſt.[1]

Noch ein Original jener Zeit, welches zugleich unter die vertrauteren Umgebungen der Frau von Buchwald gehörte, verdient erwähnt zu werden, nämlich Hofrath Cachedenier, der 1771 kurz vor meiner Rückkehr von der Univerſität ſtarb. Er war ein Mann von tiefer und weitumfaſſender Gelehrſamkeit und liebte dabei die Wiſſenſchaften, namentlich die Philoſophie, ſo ſehr, daß er viele Jahre vor ſeinem Tode, nur um ausſchließlich den Muſen, ſeinen Büchern und ſich ſelbſt zu leben, alle ſeine Stellen bei Hofe wie in der Landesregierung freiwillig niederlegte und, ohne den Menſchenfeind oder den Sonderling ſpielen zu wollen, das einſamſte Walddorf unſerer Gebirge zu ſeinem Aufenthalte erkor. Hier, von Niemand als ſeinem alten Bedienten begleitet, beobachtete er eine ſtrenge Abgeſchiedenheit und war bald ſo völlig verſchollen, daß ſein Tod ſelbſt bei ſeinen alten Freunden am Hofe, die ihn ſchnell vergeſſen hatten, nicht die geringſte Aufmerkſamkeit erregte. Seine treffliche, beſonders im Fache der alten Klaſſiker reiche Bibliothek wurde

[1] Seit 1867 beſitzen wir: „Graf von Gotter. Ein Lebensbild, von Dr. Auguſt Beck." (Gotha, F. A. Perthes.) Daſelbſt auf der letzten Seite ein Quellenverzeichniß, welches jedoch (namentlich aus dem Allg. Anz. d. Deutſchen) noch zu vervollſtändigen wäre.

in einer Auction verſchleudert, und der Bediente, auf den die Lebensart ſeines Herrn einen ganz verkehrten Eindruck gemacht zu haben ſchien; ſuchte denſelben in allen Sonderbarkeiten des Anzugs und Gebahrens nachzuahmen, was ihm auch ſo trefflich gelang, daß er den Gaſſenjungen nur unter dem Namen des „tollen Ernſt“ bekannt war. Er ſtarb in einem Spital, in das er ſich mit den Reſten der Freigebigkeit ſeines Herrn eingekauft hatte.

Cachedenier war der Kanzler einer Vereinigung von Damen und Herren, welche die Herzogin Louiſe Dorothea gegründet und „l'Ordre des Hermites de bonne humeur“ genannt hatte. Dieſer Orden beſaß eigene Statuten, welche von Cachedenier verfaßt waren; die Mitglieder, zu denen nur die erſten des Hofes gehörten, trugen ein Ordenskleid und führten beſondere Namen; Prinz Ernſt z. B., der ſpätere Herzog, hieß „l'Espiègle,“ Graf Gotter „Tourbillon,“ Frau v. Buchwald „Brillante,“ Cachedenier „Discret“ u. ſ. w. Der auf Geſelligkeit und Witz berechnete Verein, deſſen Wahlſpruch „Vive la joie“ lautete, hielt ſeine Verſammlungen meiſtens auf dem Luſtſchloſſe Friedrichswerth. Unter dem Titel: „Der weltliche Einſiedler-Orden, das Schloß Friedrichswerth und ſeine Freuden“ habe ich 1822 in den „Curioſitäten“ meines langjährigen Freundes Vulpius [Band IX, Stück 5, S. 383—96] mehr über dieſe Hermites geſagt, deren luſtiges Treiben 1739 begann und in völliger liberté honnête (wie die Ordensregeln ſich ausdrückten) fortdauerte, bis der Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ihm ein Ende machte.

Um das Bild des damaligen Gothaer Hoflebens noch durch einige Pinſelſtriche zu vervollſtändigen, komme ich auf den Hofprediger Friedrich Wilhelm Stölzel zurück, von dem ich erzählte, daß ein Witz des Grafen Gotter ihn auf ſeinen Poſten befördert habe. Stölzel war urſprünglich Pfarrſubſtitut zu Molsdorf; die völlige Gleichgiltigkeit, welche der Gutsherr allen religiöſen Dingen gegenüber an den Tag

legte, zog dieſem öftere Ermahnungen des unerſchrockenen Geiſtlichen zu, welche Graf Gotter einmal dadurch erwiederte, daß er mitten in kalter Winternacht den Prediger aus dem warmen Bette klopfen und auf das Schloß beſcheiden ließ: „da er beichten und communiciren wolle.“ Statt aber dem Boten zu folgen, fertigte Stölzel dieſen mit den Worten ab: „wie er Seiner gräflichen Gnaden empfohlen ſein, aber jetzt lieber nicht kommen wolle, denn er ſei ein noch recht junger Prieſter, der Herr Graf aber ein recht alter Sünder, ſo daß beide Theile erſt einer längeren Vorbereitung zu dem heiligen Werke bedürften.“ Graf Gotter war keineswegs der Mann, über eine ſolche Antwort böſe zu werden; er foppte gern, konnte aber auch vertragen, wenn er abgeführt wurde. Stölzel ſaß ſeitdem feſt in ſeines Gutsherrn Gunſt, und als einige Zeit ſpäter, 1753, die Herzogin Louiſe Dorothea das Geſpräch auf die Beſetzung der erledigten Hofpredigerſtelle brachte, ſagte Gotter, der bei Hofe viel galt: „Ich kenne einen trefflichen Mann, der ſich ganz vorzüglich zu dem Amte ſchicken würde. Es iſt mein Pfarrer in Molsdorf; nur hat er leider einen großen Fehler.“ Neugierig fragte die Herzogin: worin denn dieſer beſtehe? „Er iſt — kein Ausländer,“ gab Gotter zur Antwort. (Stölzel war 1725 zu Gotha geboren.) Der treffende Witz that ſeine Wirkung; der Pfarrſubſtitut von Molsdorf wurde Hofdiaconus in Gotha, 1775 Generalſuperintendent. Die Wahl erwies ſich als eine ſehr glückliche; Stölzel wußte ſich bei Hofe bald geltend zu machen, und man ſchätzte ſeine Redlichkeit und Gradheit. Auch als Schriftſteller war er nicht immer ſo unglücklich, wie mit jener Ode auf den Tod der Herzogin; dennoch wurden ſeine vielfachen Verdienſte ſo ſchnell und ſo gründlich vergeſſen, daß ſeine kränkliche Tochter ſpäter im — Armenhauſe kümmerlich von einem kleinen Gnadengehalte lebte, welches Herzog Ernſt ihr auf meine Vorſtellung ausſetzte.

Neben Stölzel wirkte im geiſtlichen Berufe noch ein

anderer Theologe, welcher mir perſönlich näher ſtand — der Oberconſiſtorialrath Emanuel Chriſtoph Klüpfel, dem ich ſehr viel zu danken habe. Er hat mit Rath und That ſtets väterlich an mir gehandelt und an meiner Ausbildung, namentlich in der Literatur und im Franzöſiſchen, mit Aufopferung eigener Muße unermüdlich gearbeitet. Geboren 1712 im Württembergiſchen, war er 1741 vom Vorſteher der deutſchen lutheriſchen Kirche zu Genf als Oberpfarrer berufen worden; in dieſer Stellung lernte ihn Baron Thun, der Oberhofmeiſter des damals die Schweiz bereiſenden Erbprinzen Friedrich von Sachſen-Gotha — eben jenes jungverſtorbenen Bruders des Herzogs Ernſt, bei welchem auch mein Stiefvater angeſtellt geweſen, — kennen. Als der Erbprinz 1747 nach Paris ging, gewann man für ihn Klüpfel als Inſtructor und „Reiſeprediger"; trefflich wußte der ſtrebſame, geiſtreiche Theologe den Aufenthalt in Frankreichs Hauptſtadt zu nutzen. Bald wurde er mit den erſten Köpfen des Königreichs bekannt; tief durchdrang er den Geiſt der franzöſiſchen Sprache und erwarb ſich nicht nur die vollkommenſte Geläufigkeit des Ausdrucks, ſondern auch jene den Franzoſen ganz beſonders eigene Gewandtheit im Umgange, welche damals bei deutſchen Gelehrten noch ſehr ſelten zu finden war. So wurde Klüpfel bei ſeinen mannichfaltigen, von allen Schlacken der Pedanterie gereinigten Kenntniſſen und bei ſeiner Gabe, auch dunklen Gedanken Klarheit, ja, ſelbſt Gemeinplätzen täuſchend ein ſchimmerndes Kleid zu verleihen, ſchon in Paris ein beliebter, vorzüglich Damen und hochgeſtellten Perſonen angenehmer Geſellſchafter; nicht minder wurden nach ſeiner Ankunft mit dem Erbprinzen ſolche Vorzüge zu Gotha von den ſcharfſichtigen Blicken der regierenden Herzogin Louiſe und deren Freundin, Frau von Buchwald, bemerkt und gewürdigt. Die mit Gnadenbezeugungen ſtets weiſe haushaltende Fürſtin begünſtigte ihn täglich mehr; er ſtieg von Amt zu Amt, und doch lagen ihm alle Arten von Umtrieben ſo

fern, daß ihn ſogar die niemals oder doch nur ſelten aufrichtige Freundſchaft der Höflinge aufſuchte. Dem Lichte dieſes Lebensweges ſollte aber auch der Schatten nicht fehlen: aufs tiefſte gebeugt wurde Klüpfel durch den kummervollen Verlauf ſeiner, aus innigſter Herzensneigung mit einem vornehmen Fräulein geſchloſſenen Ehe. Eine Krankheit zerrüttete den Verſtand ſeiner Gattin, und viele Jahre hindurch mußte Klüpfel für ſie die ſchweren Pflichten eines Vormundes erfüllen; er that dies mit unbeſchreiblicher Geduld, und der einzige ihn auf ſeinem Sterbebette quälende Gedanke war der, daß nun ſeine arme, ihn überlebende Frau fremder Fürſorge überlaſſen bleibe. — Mit mehreren todten, ſowie mit vier lebenden Sprachen völlig vertraut, war ſein Eifer für Wiſſenſchaft und Kunſt unermüdlich. Immerfort ſuchte er ſchüchterne junge Talente zu entdecken, die er nicht nur mit Rath und Fürſprache, ſondern auch, nach Befinden, mit Geld oder Büchern unterſtützte. Selbſt aus der Fremde erhielt er oft Manuſcripte und Kunſtwerke zugeſchickt, damit er ſein Urtheil darüber abgebe. Solches äußerte er immer freimüthig; oft unterzog er ſich ſogar dem läſtigen Geſchäfte, Sprachfehler zu berichtigen, oder an mangelhaften Arbeiten zu feilen, ſobald er nur Begabung und Fleiß bemerkte. Seine Verdienſte um Gothas literariſchen Ruf ſind ſehr groß, ebenſo wirkte er nutzbringend durch Beförderung vieler gemeinnützigen Anſtalten in Stadt und Land, die namentlich unter den niederen Ständen wahre Aufklärung wirkſam verbreiten halfen. Überdies verdankt mein Vaterland dieſem ausgezeichneten Manne die Entſtehung zweier periodiſchen Schriften, welche einen weitverbreiteten Ruhm erlangt haben: die erſte iſt jene kleine Encyklopädie nützlicher und angenehmer Kenntniſſe, die unter dem Titel: „Gothaiſcher Hof-Kalender“ oder „Almanac de Gotha“ bekannt iſt, und welcher ſeitdem ein ganzer Schwarm von Almanachen aller Art nachgebildet wurde. Der Abſatz des Klüpfelſchen Almanachs war

in den erſten Jahren, als er noch keine Nebenbuhler hatte, mehrere tauſend Exemplare ſtark, alſo ſehr groß; ſeitdem iſt dieſe Zahl freilich zuſammengeſchmolzen. In Polen und Frankreich jedoch iſt der Almanac de Gotha noch bis auf dieſen Tag der bekannteſte und geſuchteſte ſeines Gleichen; von ihm allein nahm daher das franzöſiſche Gouvernement im Jahre 1807 Notiz wegen der zu treffenden Veränderungen. Angeregt wurde dieſer Almanach durch den Oberhofmeiſter der Herzogin Louiſe Dorothea, Geheimerath von Rotberg, einem geborenen Elſäßer; dieſer hatte 1763 in franzöſiſcher Sprache einige Bogen in Sedezformat als Kalender drucken laſſen und verſchenkt; Klüpfels Bearbeitung aber gewährleiſtete dieſem flüchtigen Verſuche ſeit 1764 mit jedem Jahre eine fortſchreitende Vervollkommnung. Der ſogleich ſehr entſchieden ſich kundgebende Beifall des In- und Auslandes feuerte Klüpfel an; das Büchlein wurde ſein Schooßkind und er ſchrieb es bis zu ſeinem Tode mit wirklich liebevoller Hingebung. Nach ſeinem Ableben wurde der Archivar Ludwig Chriſtian Lichtenberg zu Gotha einige Jahre lang der Herausgeber; nach ihm beſorgte ich ſelbſt dieſen Kalender elf Jahre lang. Als aber der Verleger ſich bereden ließ, hinter meinem Rücken die Bearbeitung einer Geſellſchaft Mehrerer zu übertragen (die ſich freilich bald entzweiten), trat ich zurück und nahm nie wieder Antheil daran. Von 1802—1816 redigirte ihn der jetzige Geheimerath C. E. A. von Hoff, bekannt als tüchtiger Mineraloge; in einem der letzten Jahrgänge, welchen er beſorgte, hat er eine gutgeſchriebene Geſchichte des Kalenders gegeben. Mir ſelbſt fiel bald nach dem (am 24. Februar 1799 erfolgten) Tode des Göttinger Profeſſors Lichtenberg die Redaction des von Dieterich verlegten Göttingenſchen Almanachs zu, dem ich zuerſt ſeine neuere Geſtalt gegeben habe. Auch an Hirſchfelds „Gartenkalender," der in den Achtziger Jahren anfangs in Hamburg, dann in Braunſchweig erſchien, hatte ich Antheil.

Aber noch eine zweite periodiſche Schrift, die Gotha wiſſenſchaftliche Bedeutung geliehen hat, ſchuldet Klüpfel ihren Urſprung, nämlich die „Gothaiſche Gelehrte Zeitung.“ Sie begann mit dem Februar 1774 und ſchloß mit dem Tode des Verlegers Ettinger, 1804. Der leichtfertige Ton der damaligen gelehrten Blätter mißfiel Klüpfel und brachte ihn auf den Gedanken: eine gelehrte Zeitung zu gründen, die ſich jedes eigenen Urtheils enthalten, aber ſo zweckmäßige Auszüge der angezeigten Schriften liefern ſollte, daß die Leſer über den Werth oder Unwerth der letzteren ſelbſt urtheilen könnten. Der Plan fand anfangs vielen Widerſpruch; es gab Leute, die allen Ernſtes behaupteten: es ſei nicht möglich, eine gelehrte Zeitung an einem Orte zu ſchreiben, wo ſich keine Univerſität befinde; ſolche und eine gelehrte Zeitung dünkte ihnen gleichbedeutend. Auf mein dringendes Zureden entſchloß ſich Ettinger zum Verlage, und der Gothaiſche Lichtenberg, der Pagenhofmeiſter Johann Wilhelm Dumpf, ehemals Herausgeber der „Hamburgiſchen Neuen Zeitung,“ der Hofrath Schack Hermann Ewald und ich — von denen, mich ausgenommen, jetzt keiner mehr lebt! — wir legten unter Klüpfels Aegide Hand an's Werk. Wenigſtens ein Drittel der erſten vier Jahrgänge iſt von mir verfaßt; ich darf bekennen, daß ich meine Arbeit ſehr ſtrenge nahm. So erinnere ich mich, aus den zwölf Bänden der Loisirs d'Éon einen Auszug von dreizehn Bogen meiner engen Handſchrift, aus dieſem aber erſt die Recenſion verfaßt zu haben; Hofrath Meuſel, der um jene Zeit durch Gotha kam und von dem Auszuge erfuhr, bat ihn ſich für eine ſeiner hiſtoriſchen Zeitſchriften aus, wo er auch erſchienen iſt. Ebenſo trat der geiſtreiche Verfaſſer des „Mémorial d'un Mondain,“ Graf Max Joſeph von Lamberg, in Folge meiner Anzeige ſeines Werkes mit mir in Verbindung. Dies Mémorial d'un Mondain (mit dem fingirten Druckorte Cap Corſe, 1774) enthält einen Schatz von Anekdoten, ſcheint aber unſeren neueren

Zeitungsſchreibern ganz unbekannt geblieben zu ſein, da es ſonſt wohl ſchon mehr geplündert wäre. Eine Erzählung beſonders[1] hat von jeher tiefen Eindruck auf mich gemacht: der Graf fand auf Corſica an einem einzeln ſtehenden Felsblocke folgende Inſchrift in italieniſcher Sprache: „Wanderer aus Norden, wer du auch ſei'ſt! Verkündige dem Wilhelm von Löwenſtern zu Stralſund, Du habeſt das Grab ſeiner Gattin geſehen, die Sklavin zu Tunis war und, freigelaſſen, hier im Juli 1698 ſtarb. Der Sohn iſt noch Sklave; der Vater komme und zerbreche ſeine Ketten. An dieſem Strande wird er die Ueberbleibſel ſeiner Euphraſia finden, wenn er den Stein aufhebt, der ihre Aſche deckt. Wanderer, erzeige mir den Dienſt, um den ich Dich bitte, oder Du biſt kein Menſch!" Dieſe Aufſchrift erſchütterte den Grafen Lamberg, ſeiner Verſicherung zufolge, ſo mächtig, daß, wäre nicht ſeit 1698 ſchon faſt ein ganzes Jahrhundert verfloſſen geweſen, er ohne Verzug nach Stralſund oder Tunis geeilt ſein würde, um den Gatten aufzuſuchen oder den Sohn zu befreien. Antonio Servi, ein Corſe, ließ nachgraben und fand in einer bleiernen Kapſel ein thönernes Gefäß, worin auf halbverweſetem Papier dieſe Worte des Gatten in lateiniſcher Sprache ſtanden: „Wer einſt hier nachgraben wird, der wiſſe: G. von Wachtendonk hat mich von dem Tode meiner Euphraſia benachrichtigt; den in Afrika geſtorbenen Sohn habe ich abgeholt und neben ſeiner Mutter beſtattet; Beider ſterbliche Reſte ruhen zu Stralſund, wo, mit ihnen vereinigt, auch ich einſt

[1] Vergl. „Curioſitäten" VI, 6, 481 fg. Dem Herausgeber liegt vom „Mémorial d'un Mondain" eine „Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée" [A Londres MDCCLXXVI] vor, worin die Erzählung S. 7 fg. ſteht. Als Schauplatz wird „Zigliaria", ein Hoffmanns „geographiſcher Encyklopädie" unbekannter Ort, namhaft gemacht. Gemeint iſt vielleicht das Inſelchen Giraglia an der Nordſpitze von Corſica.

ruhen werde. Vertilge Gruft wie Schrift, und mit ihnen zugleich die Erinnerung an dies Alles. Lebe wohl! Am 15. October 1733."

Durch Beiträge wie dieſe fand die Gothaiſche Gelehrte Zeitung Beifall und erwarb ſich bald einen Namen; ſo lange Klüpfel lebte, wurde auch der urſprüngliche Plan ziemlich eingehalten. Mit ſeinem Tode verfiel allmählich das Blatt, auf welches ſpäter, ebenſo wie auf den Kalender, eine literariſch-patriotiſche Geſellſchaft wirkte, die ſich „die gemeinnützige" nannte und zu deren Angelegenheiten auch das „Gothaiſche Magazin der Künſte und Wiſſenſchaften" (1776 — 79, bei Ettinger) und das „Gemeinnützige Wochenblatt" (Juni 1779 — Juni 1781, ebenfalls bei Ettinger) gehörten. Für beide Unternehmungen bin ich literariſch thätig geweſen, und zwar als Mitglied jener Geſellſchaft, die übrigens nicht von langer Dauer war. Nichtsdeſtoweniger ſtiftete ſie manches Gute, worunter ich auch ihre ausgeſprochene Abſicht rechne: hoffnungsvolle Studirende aufzumuntern, wie dies z. B. mit dem Breslauer Manſo und dem Münchener Schlichtegroll geſchehen iſt. Aber keine dieſer ſpäteren Zeitungsunternehmungen wuchs meinem Freunde und Schwager Ettinger wieder ſo an's Herz, wie die „Gelehrte Zeitung," und immer blieb das Sammeln der kurzen Nachrichten für dieſelbe eines ſeiner Lieblingsgeſchäfte. An den letzten zehn Jahrgängen habe ich keinen, oder doch nur ſehr geringen Antheil; ich begnügte mich, ihren Ruf mitbegründet zu haben und überließ die Fortführung gern den zahlreichen jüngeren Kräften, die zwar theilweiſe bei der Entſtehung des Blattes noch nicht geboren waren, dafür aber um ſo zuverſichtlicher auftraten — ganz im Tone des Zeitgeiſtes, — bis Ettingers Erben, als ſie fanden, daß der Abſatz der „Gelehrten Zeitung" kaum die Koſten decke, dieſelbe aufgaben. Das iſt kurz die Geſchichte jener beiden merkwürdigen, Jahrelang höchſt einflußreichen Unternehmungen, welche die gebildete Welt dem

wackeren Klüpfel verdankte. Er ſtarb am 21. November 1776 nach einer ſchmerzloſen Unpäßlichkeit, welche binnen wenig Wochen ſeine Kräfte aufgezehrt hatte, aber ſeinen edlen Geiſt nicht zerſtören konnte. Mir bleibt ſein Andenken immerdar unvergeßlich, denn von meiner früheſten Jugend an war er ſtets gütig gegen mich und förderte mich, wo er nur konnte, lange ſchon, bevor akademiſche Studien mich gereift hatten.

Die Zeit, wo ich eine Univerſität beziehen ſollte, war inzwiſchen herangerückt, und längſt war ich ohne Informator; ein Umſtand, der durch ein beſonderes Ungefähr von ungünſtigen Folgen für mich werden ſollte. Mein Stiefvater hatte ſich allerdings vorgenommen, ſelbſt über mich die Aufſicht zu führen; ein unvorhergeſehenes Ereigniß nahm jedoch eben damals meine beiden Eltern für kurze Zeit von meiner Seite. Dem regierenden Herzoge Friedrich III. von Gotha wurde nämlich die hohe Ehre zu Theil, gemeinſchaftlich mit dem Biſchofe von Speyer zum Austrägalrichter bei einer zwiſchen Mainz und Darmſtadt obwaltenden Grenzſtreitigkeit erwählt zu werden. Zu einem der Gothaiſchen Commiſſäre wurde, als ein bekannter, geſchickter Publiciſt, mein Stiefvater ernannt, und dieſer ebenſo ehrenvolle wie einträgliche, mit bedeutenden Diäten verknüpfte Dienſt rief ihn zweimal nach Frankfurt am Main, denn dieſe blühende Reichsſtadt war zur Abhaltung der Austrägalſeſſionen von den beiden Richterhöfen beſtimmt worden. Das zweitemal, wo mein Stiefvater länger als ein halbes Jahr ausbleiben zu müſſen vorausſehen konnte, begleitete ihn meine Mutter, die noch in ihrem höchſten Alter von nichts lieber ſprach, als von jener Reiſe, der längſten, die ſie je unternommen hatte; und wie rühmte ſie den angenehmen Aufenthalt in der freundlichen und großen Reichsſtadt, deren erſte Familien in zuvorkommendſter Gaſtfreiheit ſich beſtrebten, den Fremdlingen im „goldnen Löwen“ — damals Frankfurts vornehmſtem Gaſthofe — alle nur möglichen Höflichkeiten zu erweiſen! —

Mir wurde während der Abweſenheit meiner Eltern, halb zur Aufſicht, halb zur Geſellſchaft, ein Schüler aus der Selecta als Stubengenoſſe zugeſellt, und zwar der ſpäter durch ſeine Lehrerſeminar- und Landesſchul-Einrichtungen hochverdiente, am 22. März 1801 verſtorbene Pädagog Joh. Ernſt Chriſtian Haun. Schwerlich hätte man in dem lockeren Gymnaſiaſten den ſpäter ſo tüchtigen, ernſten und würdigen Geſchäftsmann vorausgeſehen, denn Haun war zu der Zeit, als er mich beaufſichtigen ſollte, in bedenklicher Weiſe vertraut mit allen Leichtfertigkeiten, die damals unter einem Theile der Schüler im Schwange gingen. Am liebſten unterhielt er mich von ſeinen Fechterſtreichen und von ſeinen keineswegs immer ganz ſauberen Abenteuern mit Wäſchermädchen und umherziehenden Krämerinnen; getrieben wurde von uns nichts, als Kindereien und tolle Streiche. So war es unſtreitig für mich ein Glück, daß Haun bald die Univerſität Jena bezog; an ſeine Stelle trat einer ſeiner guten Freunde, gleichfalls noch Schüler, aber nicht entfernt ſo begabt wie Haun, deſſen Geiſt wenigſtens für ſeine lockeren Sitten in gewiſſer Weiſe — wenn man ſo ſagen darf — eine Art von Entſchädigung bot. Das heilſamſte für mich war jedenfalls, daß meine Eltern bald darauf aus Frankfurt zurückkamen; mir aber diente der ganze Vorgang zeitlebens zur Lehre, wie wichtig in der Jugend, ehe noch der Charakter ſich gebildet und der ganze innere Menſch eine gewiſſe Feſtigkeit gewonnen hat, die Wahl eines Freundes und Geſellſchafters bleibt.

3.

Im Jahre 1767 bezog ich die Universität. Ich studirte von 1767 bis Herbst 1771; anfangs in Göttingen, dann in Leipzig, während der beiden letzten Jahre aber in Jena. Unzweifelhaft kann man auf Universitäten viel lernen, wenn man eisernen Fleiß und einen reichen Schatz von Elementarkenntnissen mitbringt; ebenso unzweifelhaft aber waren die Beispiele dieser Art zu meiner Zeit nicht häufig. Den meisten Studirenden erging es wie mir: daß sie nämlich, dem elterlichen und häuslichen Zwange entronnen, nicht wußten, wie sie im Rausche der Jugend ihre neuerrungene Freiheit, und im auflodernden Feuer der ersten Lebenskraft die plötzliche Ungebundenheit recht genießen sollten. Besuchten sie die Vorlesungen der Professoren, so geschah dies mehr aus Nachahmung und weil es einmal so Gebrauch war, als aus innerem Triebe zu dem Ernste der Wissenschaften. Im Allgemeinen schickte man die jungen Leute lediglich deßhalb auf die Universität (und ließ sie dort mehr Geld verzehren, als sie zu Hause bei den kärglichen Besoldungen der meisten Beamten kaum in Jahren verdienen konnten!), weil es so herkömmlich, richtiger: ein verjährter Schlendrian war. Die Väter und Urväter hatten Universitäten besucht — das schien Grund genug, auch die Söhne hinzuschicken. Aber ich könnte eine ganze Reihe tüchtiger Geschäftsmänner nennen, die, wenn sie aufrichtig sein wollen, eingestehen müssen: daß sie ihre wissenschaftliche Ausbildung

nur dem heimathlichen Fleiße, nur der Zeit nach der Univerſität, nämlich den ernſten Anſtrengungen in reiferen Jahren, verdanken, zu denen das Bedürfniß des Broterwerbes oder der Ehrgeiz, im Staate zu glänzen und ſich emporzuſchwingen, ſie nachhaltig und erfolgreich anſpornte. Gegenwärtig hat ſich jedoch im Univerſitätsleben offenbar eine bemerkenswerthe Umwandlung vollzogen; an Stelle der ehemaligen tollen Studentenſtreiche ſind politiſche Tendenzen getreten, und die ſtudirende Jugend huldigt dem Zeitgeiſte. Wo das hinaus will, läßt ſich zur Zeit noch nicht abſehen; nur verhüte der Himmel, daß man ſich nicht, aus Habgier nach den reichen Dotationen der meiſten jener ehrwürdigen Inſtitute, an leicht zu beſſernde Gebrechen hänge, um aus dieſen einen Vorwand zur völligen Aufhebung jener Tempel deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Bildung herzuleiten. Der Schaden wäre gradezu unabſehbar.

Göttingen ſtand im Jahre 1767, wo ich am 20. October als akademiſches Mitglied dort einzog und am Tage darauf immatrikulirt wurde, in der Fülle ſeiner Kraft. Die Pütter, Böhmer, Meiſter, Achenwall, Heyne, Gatterer u. ſ. w. waren rüſtige Männer und zum Theil perſönliche Bekannte meines Stiefvaters, der mich in Perſon begleitete, um meine erſte Einrichtung zu treffen und mich ſeinen Bekannten zu empfehlen. Zu den letzteren gehörte auch der Buchhändler Johann Chriſtian Dieterich, der erſt kürzlich meine Vaterſtadt mit Göttingen vertauſcht und dort ein ausgebreitetes Geſchäft mit Glück ins Leben gerufen hatte. Gleich in den erſten Wochen meines Göttinger Aufenthaltes leiſtete er mir weſentliche Dienſte, indem er mich gegen Wucherer in Schutz nahm, in deren Schlingen zu gerathen ich Gefahr lief. Hiervon ſchrieb ſich noch viele Jahre ſpäter die dankbare Stimmung gegen ihn her, welche mich bewog, ihm den Verlag meines Revolutionsalmanachs unter ſehr vortheilhaften Bedingungen zu übertragen.

Traurig hatte ich Gotha verlassen; in Heiligenstadt, wo wir Mittag hielten, benahm der Gedanke: fern von bekannten Gesichtern und dem Gewohnheitsdasein fortan unter lauter Fremden und nach neuen, gewiß sehr schwierig zu befolgenden Gesetzen leben und handeln zu müssen, mir alle Eßlust. Überhaupt klebte mir damals eine gewaltige Blödigkeit und Scheu vor unbekannten Menschen an, die mir noch lange nachher oft ein linkisches Ansehen gab. Erst in den Mannesjahren und nur mit Mühe wurde ich dieser Blödigkeit Herr.

Mein Vater verweilte in Göttingen nicht lange, sondern übergab mich als Stubenburschen einem alten Studenten Namens Biel aus Coburg, der zwar die Collegia mit mir repetirte, sich aber übrigens nicht um mich kümmerte. Auch verließ er Göttingen schon nach einem Vierteljahre und kehrte nach Hause zurück, da er ausstudirt hatte. In Coburg stieg er zu einem ansehnlichen Posten; nach vielen Jahren hatte ich Gelegenheit, ihn in meiner Vaterstadt bei einer officiellen Sendung mit herzlicher Theilnahme wieder zu begrüßen.

Da viele Landsleute von mir, unter denen sich selbst einer der vertrautesten Gespielen meiner Kindheit befand, und deren ich größtentheils später noch gedenken werde, mit mir zu Göttingen studirten, so konnte es durch sie und durch manche an der Rühlenderschen Wirthstafel (wo ich zu Mittag aß) geschlossene Bekanntschaft nicht fehlen, daß ich sehr bald einen ausgebreiteten Umgang bekam. Zu diesem zählte auch der als Fußgänger berühmte Baron von Grothaus, der das Präsidium an unserer Wirthstafel führte und unter anderem das Gesetz gegeben hatte, daß, wer einen der Tischgenossen mit Brot oder der Serviette würfe, eine gewisse Anzahl Wein — Bordeaux oder Champagner, je nach Beschaffenheit des Wurfes — der Gesellschaft zum Besten geben mußte. Hierbei befand sich Niemand besser, als Rühlenders Keller, desto schlimmer jedoch unsere Beutel und Köpfe, denn kein Tag verging, wo nicht pro poena gezecht wurde. Da mir im

elterlichen Hauſe nur an Sonn- und Feſttagen ein Gläschen Wein zu trinken geſtattet worden war, ſo überließ ich mich willig der neuen Trinkfreiheit; daß aber ein reichlicher Genuß der geſchwefelten Schlehen-Weine des Wirths nicht zur Hebung der Geſundheit eines noch nicht ſiebenzehnjährigen Jünglings beitrug, kann man denken. Zum Glück merkte ich die üblen Folgen bald genug und konnte mich noch rechtzeitig zügeln.

Der Tafelpräſident, Baron Grothaus, bewies ſich mir ſehr freundlich und lud mich ſogar ein, dem Vorleſen ſeiner Abhandlung über die römiſche Bewaffnung und Abrichtung des deutſchen leichten Fußvolks in einem Kreiſe ſeiner Freunde mit beizuwohnen. Dies war die Probevorleſung; die öffentliche geſchah in einer der gelehrten Geſellſchaften. Die Abhandlung iſt 1799 unter dem Titel: „Discours sur l'art militaire“ lateiniſch und franzöſiſch gedruckt worden. Daß ſie völlig unbeachtet blieb, ja, daß der Hochmuth des ſteifen ſoldatiſchen Schlendrians mit Hohn auf die Arbeit hinabſah, läßt ſich denken; erſt in den Tagen Napoleons führte deſſen militäriſches Genie einen Theil der Ideen des Barons Grothaus durch die Schöpfung der Voltigeurs mit größtem Glücke aus.

Der arme Grothaus hat übrigens ein tragiſches Schickſal gehabt. Er wurde der eifrige Fußgänger, als den ich ihn bezeichnete, weil er ſich vor dem in ſeiner Familie erblichen Wahnſinn retten wollte; in dieſen aber verfiel er trotzdem, da er zu Altona im Irrenhauſe (ſolche zu beſuchen, war ſeine Lieblingsneigung) ſeinen Vater fand, von dem man ihm vorgeſpiegelt hatte, daß er todt ſei. Aus Schrecken über den ganz unerwarteten Anblick des ſeines Verſtandes beraubten Greiſes wurde auch Grothaus verrückt, ein grauenvolles Verhängniß erfüllend.

Zu Göttingen, an Rühlenders Wirthstafel, machte ich auch die perſönliche Bekanntſchaft des berüchtigten Freiherrn Hieronymus Carl Friedrich von Münchhauſen, dem ſeine

Gewandtheit im Lügen eine Weltberühmtheit erworben und — in Bürgers, nach einem engliſchen Originale angefertigten Bearbeitung — dem Buchhändler Dieterich 1786 zu einem einträglichen Verlagsartikel verholfen hat. Er ſpeiste oft mit uns als Fremder, wenn ſeine Angelegenheiten ihn nach Göttingen führten, und einſt hörte ich ihn über Tiſch ein Märchen erzählen, das, ſo viel ich weiß, noch nicht gedruckt iſt. Er habe, verſicherte Münchhauſen, auf der Jagd eine Wolke Rebhühner in einer Ackerfurche einzeln hinter einander herlaufend angetroffen, unverzüglich ſeinen eiſernen Ladeſtock in den Flintenlauf geſteckt und ſo haargenau geſchoſſen, daß ihrer ſieben wie an einem Bratſpieße angepflöckt worden wären. Das ſei ihm ſo drollig vorgekommen, daß er die Rebhühner nicht abgenommen, ſondern ſie rupfen und an dem nämlichen Ladeſtocke habe braten laſſen. Unglücklicherweiſe richtete aber Herr von Münchhauſen dieſes ſinnreiche Hiſtörchen an einen fremden militäriſchen Reiſenden, der zufällig ſein Tiſchnachbar war. Da dieſer den großen Aufſchneider nicht kannte, ſo glaubte er, derſelbe wolle ihn hänſeln, und weil auf der anderen Seite Herr von Münchhauſen durch das öftere Erzählen an ſeine eigenen Märchen wie an ein Evangelium glaubte, ſo entſpann ſich ein Wortwechſel; der Streit ward ernſtlich und würde ohne Zweifel mit Kugelwechſeln geendet haben, wenn nicht Baron Grothaus den Fremden verſtohlen mit der Schwachheit ſeines Widerbellers vertraut gemacht hätte. — Seit jener Zeit habe ich oft über die eigenthümliche Erſcheinung im Seelenleben nachgedacht: wie eine vieljährige Wiederholung ſelbſt den abgeſchmackteſten Erfindungen in der Ueberzeugung des Lügners zuletzt das ganze Gewicht und die glaubwürdige Gewißheit von Wahrheiten zu leihen vermag. Ein auffallendes Beiſpiel hiervon lebte lange mit mir zu Gotha in der Perſon des bereits flüchtig erwähnten Ludwig Chriſtian Lichtenberg. Dieſer erprobte Staatsdiener, Bruder des berühmten

Profeſſors der Georgia Augusta, ehrwürdig durch ſeinen Charakter wie durch ſeine Kenntniſſe, war als Geſchäftsmann und Gelehrter mit Recht hochgeſchätzt. Allein man konnte bei ihm die Seite ſeines zu Ober-Ramſtetten in Heſſen-Darmſtadt vergangenen Jugendlebens nicht berühren, ohne über die Fabeln zu erſtaunen, welche alsdann — trotz Münchhauſen! — ſeinem Munde mit der vollſten Ueberzeugung ihrer Wahrhaftigkeit entſtrömten. So habe ich ihn mehrere Male erzählen hören, daß in dem milden Klima jenes ſeines Heimathdorfes der Spargel eine ſolche Dicke erhalte, daß man die Stengel auf die Drechſelbank ſpanne, hohl drehe und dann mit jüngeren Spargelſpitzen fülle. Ein andermal betheuerte er, daß einſt zu Ober-Ramſtetten ein heftiger Sturmwind eine Linde, welche drei Männer nicht hätten umklaftern können, aus der Erde gedreht, über das Dorf hinweggeführt und auf der entgegengeſetzten Seite ſo feſt in den Boden gerammt habe, daß ſie noch immerfort daſelbſt grüne und gedeihe. Da er wirklich ein ſehr ſcharfes Auge beſaß und auf ſechszehn bis zwanzig Schritte Entfernung jede beliebige Seite der engen Schrift des Gothaiſchen Hofkalenders leſen konnte, ſo verſicherte er einſt bei einem Spaziergange ganz ernſtlich: er erblicke den (elf Meilen von Gotha entfernten!) Herkules auf dem damaligen Winterkaſten (jetzt „Wilhelmshöhe") bei Kaſſel, und ich bin überzeugt, er ſah ihn in jenem Augenblicke zwar nicht wirklich, aber ganz gewiß vermöge ſeiner lebhaften Einbildungskraft.

Doch ich kehre nach Göttingen zurück. Der Wahrheit gemäß darf ich berichten, daß ich dort nicht unfleißig geweſen bin; im Gegentheil beſuchte ich einige Collegia, wie die bei Gatterer und Hollmann, mit der größten Luſt. Weniger lockten mich die Elementar-Vorleſungen der Jurisprudenz, der ich mich beſtimmt hatte, oder vielmehr, der ich beſtimmt worden war. Den Geſellſchaften bei Pütter und Böhmer, zu welchen mein Vater mir den Zutritt ausgewirkt hatte

(der als beſondere Ehre galt), entſagte ich bald freiwillig, denn da ich keinerlei Art von Spiel kannte und aus Blödigkeit immer wie eine Winkelſpinne in den Ecken hauſte, ſo verurſachten dieſe Vereinigungen mir lediglich Langeweile. Deſto häufiger war ich in dem mitten zwiſchen ſchönen Waldungen romantiſch belegenen Vorwerke Kerſtlingeröder Feld, in der Raſemühle, und, aus Liebhaberei zu alten Ritterromanen, auf der Pleßeburg oder den Gleichen anzutreffen. Zu Pfingſten verſäumte ich nicht, mit einigen Kumpanen den gewöhnlichen Studentenritt nach Kaſſel und dem Winterkaſten zu unternehmen; im Sommer verirrte ich mich ſogar mit ein paar Freunden aus Hannover und Bernburg nach Pyrmont. Hier verweilte ich vierzehn Tage und würde — da ich in der großen Allee, an der table d'hôte, im Schauſpiel, auf den Bällen unter ſchönen und gebildeten Damen nie geahnte Vergnügungen der feineren Art genießen lernte, — noch länger geblieben ſein, allein ein Zufall gebot es anders. Zum erſten Male nach einem vierzehntägigen Aufenthalte trieb mich in einer Gewitternacht Neugier und Müßiggang an die Pharobank. Anfangs war ich nur Zuſchauer, bald aber wagte ich ſelbſt eine Karte und — gewann nach und nach neun und neunzig Louisd'or. Meine klügeren Reiſegefährten riethen mir, aufzuhören und mich mit ihnen nach Hauſe zu verfügen; allein ich erwiederte: nur ſo lange wolle ich noch verweilen, bis ich — eine Kleinigkeit! — ein rundes Hundert beiſammen hätte. Doch dieſer hundertſte entführte mir nicht allein die neun und neunzig gewonnenen aus der Taſche, ſondern meine geſammte Baarſchaft obendrein. Mit leerem Beutel ſchwankte ich nach Mitternacht traurig zu meinen Begleitern, die, weit entfernt mich zu beklagen, mir wegen meiner Halsſtarrigkeit noch Vorwürfe machten, und mir nur nach langem, flehentlichem Bitten einige Thaler borgten, womit ich noch denſelben Tag ganz allein nach Göttingen zurückkehrte. Als ſpäter durch Yoricks Vorgang

die empfindſamen Reiſen in Deutſchland ein beliebter Modeartikel geworden waren, beſchrieb ich dieſe Fahrt unter dem Titel: „Geſchichte meiner Reiſe nach Pyrmont;“ auf ſchwarzgrauem Papier gedruckt, erſchien ſie 1773 in Ettingers Verlage und fand trotz ihrer äußeren und inneren Elendigkeit Abnehmer. Manches in der Erzählung iſt erdichtet; vieles nur zu wahr, ſo z. B. die Schilderung der Hinreiſe. Wir haben es wirklich erlebt, daß — als wir nach einem ſchrecklichen Gewitter, welches uns in einem Walde um Mitternacht überfiel, unter Lebensgefahr ein einzelnes Wirthshaus erreichten, — der Wirth trotz des raſenden Unwetters ſich weigerte, uns ſein Haus zu öffnen, wenn wir nicht mehr als unſerer zwei wären, „denn dann lohne es ſich nicht der Mühe“!

Bei meiner Rückkehr von Pyrmont fand ich in Göttingen den Befehl meines Vaters, mit Michael meinen einjährigen Aufenthalt in Göttingen zu endigen und nach Hauſe zurückzukehren; die nicht ganz kleine Summe meiner Ausgaben, ſowie Briefe von Bekannten hatten ihn zu genau von meiner Lebensweiſe unterrichtet, als daß er nicht meine ſchnelle Entfernung hätte für rathſam halten ſollen. Und ſo verließ ich Göttingen, wo ich allerdings viel Geld gebraucht hatte, denn verhältnißmäßig lebte man dort nicht ganz billig. Eine hübſche, jedoch keineswegs allzugroße Stube und Kammer mit allen dazu gehörigen Möbeln bezahlte man im Durchſchnitt mit 22 bis 25 Thalern jährlich; ein Holzgelaß wurde auf Verlangen mit geliefert. Die Studenten kauften im Spätherbſt gewöhnlich einen Vorrath von Holz, welches, je früher man es erwarb, deſto wohlfeiler war, meiſt aber die Klafter nicht viel unter einem Louisd'or koſtete. Zwei Klafter reichten für den ganzen Winter aus. Alsdann blieben noch die Ausgaben für den Mittags- und Abendtiſch, die Wäſcherin, die Hausmagd, den Peruquier u. ſ. w., ſo daß am Ende doch ein erkleckliches Sümmchen zuſammenkam.

Als ich in Gotha wieder eingetroffen war, wurde sogleich über mein nächstes Schicksal berathen. Mein Stiefvater hatte in Leipzig studirt und für diese Universität eine große Vorliebe bewahrt; so wünschte er denn, daß auch ich dieselbe beziehen möge. In Betracht kam ferner der Umstand, daß ein gewisser Anwalt W.[1] noch daselbst lebte; ein alter Freund meines Vaters, der sich bereit gezeigt hatte, eine Art von Aufsicht über mich und meine Kasse zu führen. Die Entscheidung fiel daher für Leipzig, wohin wir im Oktober 1768[2] aufbrachen; wiederum begleitete mich mein Stiefvater, und zwar diesmal in Gesellschaft meiner Mutter. Die umsichtigsten Vorkehrungen wurden getroffen, mich in gutem Gleise zu erhalten, aber was noch vor Jahresfrist zweckmäßig gewesen wäre, kam jetzt, wo ich mich schon als einjähriger Student, — und zwar als Göttingenscher Student, die alle wie höhere Wesen auf einen Leipziger herabsahen — fühlen gelernt hatte, viel zu spät. Die getroffenen Maßregeln beleidigten meinen jugendlichen Dünkel; ich hielt es für erlaubt, die Grenzen meiner Freiheit, welche man enger gezogen hatte, eigenmächtig wieder auszudehnen. Auf keiner Universität habe ich daher so wenig gelernt, so unpünktlich die Vorlesungen besucht, kurz, einen so regellosen Wandel geführt, wie in Leipzig. Ohnehin bot die Stadt durch ihre Straßen, Umgebungen, Wohlhabenheit und regen Verkehr einem lebhaften jungen Menschen bei weitem mehr Zerstreuungen dar, als das ödere Göttingen; nicht mit Unrecht

[1] Der zu Rathe gezogene „Leipziger Adreß-, Post- und Reisekalender auf das Jahr Christi MDCCLXIX" läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß hier „Hr. D. Adolph Christian Wendler, des Oberhofgerichts und Consistorii zu Leipzig Advocat, in der Petersstraße, in Jägers Hause" (a. a. O. S. 95 u. sonst) gemeint sei. Mit Sicherheit ließ sich die Persönlichkeit des „Anwalt W." so wenig feststellen, wie diejenige der anderen Einwohner Leipzigs, von denen Reichard spricht, ohne sie mit vollem Namen zu nennen.

[2] Reichard wurde am 13. October 1768 zu Leipzig immatrikulirt.

nannte Goethe Leipzig, wo er kurz vor mir ſtudirt hatte, ein „kleines Paris“.

Anwalt W. hatte mir in einem Aufwärter eine Art von Spion zugelegt; nur zu bald brachte ich jedoch dieſen Menſchen durch die Entdeckung, daß er meine Stiefeln und Wäſche heimlich trug, ganz in meine Gewalt. Da mein knapp bemeſſenes Wochengeld zu meinen vielerlei Bedürfniſſen nicht hinreichte, aber jede Nebenausgabe genau angegeben werden mußte, ſo ſann ich Tag und Nacht auf Gegenſtände, für die ich hohe Anſätze machen konnte; als ich daher fand, daß roher Rhabarber ziemlich theuer ſei, war ich überglücklich, und fortan verging keine Woche, wo ich nicht mindeſtens ein Pfund davon in Anrechnung brachte, zum großen Schrecken meiner Mutter, welche glaubte, ich ſei von ſchwerer Krankheit befallen. Nun ward die Sache unterſucht und mein Schelmenſtreich entdeckt; darauf kamen andere Dinge — z. B. neue oder friſch beſohlte Stiefeln und Schuhe — an die Zettel-Ordnung. Anfangs hatte ich meinen Tiſch bei meinem Wirthe, einem Kaufmanne im Homannshof. Doch dauerte dies nicht lange; ich vermißte meine Göttinger Wirthstafel und ſuchte eine ähnliche, welche auch bald gefunden war. Nun ſpeiſte ich mit einem großen Theile der Offiziere des zu Leipzig in den Vorſtädten garniſonirenden Regiments der verwittweten Kurfürſtin zu Sachſen; Chriſtian Adolph Sahrer von Sahr, ſpäter Commandant des Königsſteins und berühmt durch ſeine Tapferkeit, befand ſich darunter; er war damals noch ein junger Souslieutenant. Außerdem gehörten mehrere Studenten, beſonders reiche junge Edelleute aus Sachſen, zu dieſem Kreiſe, wo es immer luſtig, zuweilen wüſt herging. Die Offiziere führten mich gelegentlich in leichtfertige Geſellſchaft; gab es doch leider damals in und um Leipzig genug der zweideutigen Häuſer! Das am meiſten beſuchte derſelben lag in den Kohlgärten und gehörte einer in ganz Sachſen übel berüchtigten Madame K—s, welche ihr Treiben

jedoch ſo gewandt mit einem Firniß vornehmer Formen zu übertünchen wußte, daß man die Beſuche bei ihr allgemein durch den Ausdruck: „an den Hof gehen“ bezeichnen konnte. Man traf dort wenige, aber ausgeſuchte Schönheiten, und dieſe ſämmtlich von nicht gewöhnlicher Bildung. Die berühmteſte derſelben, hochgefeiert von Grafen und Herren, hieß nur: „die ſchöne Chriſtel;“ und ſo naiv kam ich in dieſe Geſellſchaft, daß ich für „Chriſtel“ rein und treu erglühte, ja, ihr Gedichte widmete und zärtliche Briefe ſchrieb. Dieſe Romantik meines Gemüthes war aber meine Rettung, denn als die Reime kein Ende nehmen wollten, gab mir Madame K—s, die von allem ihren Gewinn zog, in deren Contobuche Verſe aber keinen Cours hatten, einen ſehr deutlichen Wink, daß ich läſtig ſei. Das genügte, mich für immer von ihrem Hauſe fern zu halten — eine Entſagung, die mir dadurch erleichtert wurde, daß kurz darauf ein junger Graf die „ſchöne Chriſtel“ förmlich entführte und mit ihr auf Reiſen ging; ſie ſtarb noch jung in Paris.

Luſtritte und Luſtfahrten in die Umgebungen Leipzigs blieben Hauptvergnügen; ich konnte als einer der beſten Kunden der Fiacres am Petersthore gelten. Je länger, deſto mehr gaben meine ernſthafteren Bekannten es auf, mich zu den Wiſſenſchaften zurückzuführen; unglücklicher Weiſe verließen auch diejenigen, auf deren Mahnruf ich am meiſten gehört haben würde, die Univerſität. Zu dieſen von mir ganz beſonders geſchätzten jungen Männern gehörte der edle Braunſchweiger Friedrich Chriſtian Ludwig Henneberg, der mir, ſo lange er in Leipzig blieb, wahrhaft ein treuer Schutzgeiſt wurde. Er war ein Kopf von ſo ausgezeichneter Begabung, wie ſie mir in meinem langen Leben kaum jemals wieder vorgekommen iſt; ſchon hatte er in Leipzig gründliche Kenntniſſe geſammelt, und nun ging er nach Jena, um dort ſeine Studien abzuſchließen. Er hat ſich in der Folge um ſein engeres Vaterland die unſchätzbarſten Verdienſte erworben,

indem er als Staatsmann und als Vertrauter des 1806 bei Auerſtädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, deſſen rechte Hand Henneberg war, dem Lande Braunſchweig weſentliche Dienſte leiſtete. Die beſten Anſtalten und Einrichtungen jenes als Feldherrn ſo bedauernswerthen, als Fürſten ſo hochſinnigen Herzogs entſtanden auf Hennebergs Anregung. Die öffentliche Stimmung wußte dies ſehr wohl zu würdigen, und als Braunſchweig zu Weſtfalen geſchlagen, Henneberg aber zum Präfecten des Okerdepartements ernannt wurde, rühmte der Beifall und die Freude der Bevölkerung ſolche Auszeichnung hoch. Allgemein geliebt, ſtarb Henneberg, 64 Jahre alt [ſein Geburtstag iſt der 11. Auguſt 1748], am 12. April 1812; ich bewahre ihm noch heute das wärmſte Andenken, denn ſein im edelſten Sinne des Wortes bildender Umgang bewahrte mich vor mancher Thorheit; andere Bekannte hatten weder den Willen, mich zu warnen, noch hörte ich auf ihre Stimme; ja, die Mahner wurden mir ſo läſtig, daß ich einen derſelben, der mir beſonders dringende Vorſtellungen machte, in meinem Unmuthe deßhalb forderte. Wirklich kam es nicht nur zu dieſem, ſondern noch zu manchem anderen Duell, deren letztes ſogar mit Piſtolen ausgefochten wurde. Den Kampfplatz verlegten wir vorſichtiger Weiſe nach einem Dorfe an der preußiſchen Grenze. Es lief jedoch alles ganz unſchuldig ab; mir wurde der Hut vom Kopfe geſtreift, meinem Gegner der Oberrock durchlöchert. Mit dieſem Knalleffekte und mit meinem Eintritte in den Bund der Amiciſten, wovon ich ſogleich zu reden haben werde, ſchloß mein Studienjahr in Leipzig ab; ich wünſchte, es bis auf die Erinnerung aus meinem Leben tilgen zu können, denn nur mit Kummer mag ich daran denken, wie viele koſtbare Zeit ich damals unnütz vergeudet habe. Nie konnte ich mit demſelben Vergnügen, wie an Göttingen und Jena, auch an Leipzig zurückdenken; Scham und Reue wurden in mir ſo ſtark, daß ich dieſe Stadt auf meinen vielen Reiſen

immer vermied, und führten Geſchäfte mich dennoch einmal nothgedrungen dorthin, ſo verweilte ich gewiß nie lange in ihren Mauern.

Meine Eltern ſchickten mich nun nach Jena, der Landes-Univerſität, die nach einem Geſetze im alt-herzoglichen Sachſen jedes Landeskind beſucht haben mußte, wenn es einſt befördert ſein wollte.[1] Diesmal begleiteten mich die Eltern nicht, aber ich erhielt einen Hofmeiſter in der Perſon eines Repetenten Ebbecke. Er war ein wackerer alter Student, mit dem ich ein Jahr ſehr nützlich zubrachte; im zweiten Jahre meines Aufenthaltes zu Jena rief ihn das Anerbieten einer Verſorgung nach ſeiner Heimath Hildesheim. Dort iſt er geſtorben, nachdem er ſich noch in der ſpaniſchen Literatur ausgezeichnet hatte. Bald aber hätte ein Umſtand ihn gleich bei unſerer erſten Begegnung mir lächerlich gemacht. Muthmaßlich war ich ihm als Renommiſt geſchildert worden; um ſich alſo in Reſpect zu ſetzen, bot er mir nach der erſten Bewillkommnung ſofort einen Rappiergang an. Ich merkte, woher der Wind wehte, und hoffte, ihn abzuführen; er focht indeſſen ſehr geſchickt, und zwar links; ſchon das gab ihm durch das Ungewöhnliche ein Uebergewicht. Doch mußte Ebbecke auch meine Behendigkeit loben; wir ſchüttelten uns die Hände und ſchloſſen gute Bekanntſchaft. Seine ſchonende und vernünftige Behandlung, die Anweſenheit meines Leipziger Freundes Henneberg, der noch bis zum Auguſt 1770 in Jena verweilte, und manche Bekanntſchaft mit anderen tüchtigen Studenten, zu denen ich durch Hennebergs und Ebbeckes Vermittlung in Beziehungen trat, endlich auch wohl der Umſtand, daß ich älter und reifer geworden war, — alles dies wirkte zuſammen, meinen Jenaiſchen Aufenthalt vortheilhaft für mich zu geſtalten; mein Fleiß und meine Führung beſſerten ſich in gleichem Maße. Selbſt meine Liebe

[1] Immatrikulirt wurde Reichard zu Jena am 16. October 1769 unter dem Rector der Univerſität Ernſt Gottfried Baldinger.

zu den ſchönen Wiſſenſchaften verlor die bisherige Unklarheit; mein Geſchmack wurde gebildet und geläutert; ich überzeugte mich allmählich, daß Reimgeklingel und das Hinſchreiben ſcandirter Zeilen noch nicht dichten heißen könne. Dennoch blieben auch die zwei in Jena verlebten Jahre nicht frei von Jugendſtreichen, wie Muthwille und übermüthige Laune ſie erſinnen kann. So geriethen wir — nämlich die fünf oder ſechs von uns, die am engſten verbunden, gleichſam verbrüdert waren — bei Gelegenheit eines Kirchenfeſtes einmal auf den tollen Einfall, unter der Maske von Prager Studenten auf einem Dorfe zwei Stunden von Jena eine Kirchenmuſik aufzuführen. Ich verfertigte den Text, ein anderer die Compoſition; beides kam jedoch nicht weiter, als bis zu den Worten:

„Zerſchlagt, zerſchmettert, zerdonnert!“

Hier hatten wir uns vorgeſetzt, ja, ſogar darauf eingeübt, unter dem ſchreiendſten Mißgetön ſämmtlicher Inſtrumente förmlich umzuwerfen. Alle Theilnehmer an dieſem Streiche, außer mir, waren muſikaliſch; mir war die Singſtimme zugetheilt worden. Bei ſtockfinſterer Nacht brachen wir pünktlich von Jena auf und erreichten mit Tagesanbruch das Dorf. Der Schulmeiſter, der ſelbſt dieſen Feſttag zur Aufführung einer neuen Cantate von ſeiner Fabrik beſtimmt hatte, beſchied das Geſuch: „die unſrige aufführen zu dürfen“, abſchlägig; wir wendeten uns jedoch an den Pfarrer, und dieſe letzte Inſtanz entſchied zu unſeren Gunſten. Die Kirche war gedrängt voll, unſere Muſik begann; allein wollte der Schulmeiſter und ſein wegen unſerer Dazwiſchenkunft erboßter Anhang uns das Scheitern der eigenen Cantate von vorn herein entgelten laſſen, oder witterten ſie wirklich den Schelmenſtreich — genug, kaum warf unſere Muſik an der dazu beſtimmten Stelle um, ſo griff wie auf Commando jedes Bäuerlein, das auf dem hohen Chore ſtand, nach ſeinem

Stocke und hieb zu. Natürlich nahmen wir Reißaus; ich ſelbſt kam am übelſten fort, denn indem ich einem Schlage ausweichen wollte, fiel ich die ſteinerne Wendeltreppe hinunter und beſchädigte mir das Geſicht. Zum Glücke ſtand die Kirche am Ende des Dorfes, ſo daß wir uns über die Gartenzäune in's Freie retten konnten; unſere Noten und eine Violine blieben als Trophäen in den Händen der Bauern.

Ein andermal hatten wir es auf einen Studenten abgeſehen, der ſich in unſere Geſellſchaft zu drängen ſuchte. Er war von vornehmer Geburt, aber ein Einfaltspinſel, mit dem wir nichts zu ſchaffen haben wollten; um uns ſeiner für immer zu erwehren, ſpielten wir ihm folgenden Streich. Unter höchſt umſtändlicher, geheimnißvoller Wichtigthuerei und nachdem er einen fürchterlichen Eid der Verſchwiegenheit hatte ablegen müſſen, vertrauten wir ihm: wie wir in einem alten Manuſcripte entdeckt hätten, daß, wer am Zwölften eines Monats in der zwölften Stunde der Nacht auf dem Galgenberge bei Jena eine Kreuzwurzel ausgrabe, dieſelbe kreuzweis auf ſeinen Kopf lege und den Hut darauf ſetze, vollkommen unſichtbar werde. Was wir ahnten, geſchah: ſchon am anderen Abend (es war ein zwölfter) ſahen wir unſeren Gefoppten, den Hut auf dem Kopfe, in unſer Kränzchen treten. Alsbald richteten wir unſer Geſpräch ſo ein, daß er glauben mußte, er ſei für uns nicht zu ſehen; ſichtlich erfreut verließ er das Zimmer und begab ſich zu einer hübſchen Jenenſerin, in die er heftig verliebt war, ohne daß er es bisher gewagt hätte, ſie zu beſuchen, da ſie zwei gefürchtete Renommiſten zu Brüdern hatte. Einer derſelben ſaß zufällig neben ſeiner Schweſter auf dem Sopha, als der „Unſichtbare" kam; und war er ſchon ergrimmt geweſen, als er einen Studenten unangemeldet und den Hut auf dem Kopfe ohne eine Wort zu ſagen in's Zimmer treten ſah, ſo riß ihm vollends die Geduld, als dieſer Student ſich neben die Schweſter ſetzen und dieſelbe umarmen wollte. Er

griff ſogleich zur Hetzpeitſche und entzauberte den Kreuzwurzelträger auf der Stelle. Von jenem Augenblicke an mied uns das Opfer unſerer Fopperei eben ſo ſorgfältig, wie es uns vorher beläſtigt hatte.

Ferner verlautete einſt ganz zufällig, daß ein Maler, dem von der Stadt die neue Vergoldung des Brunnenlöwen auf dem Markte übertragen worden war, mit dieſer Arbeit Abends fertig geworden ſei, und daß ſeine Vergoldung am anderen Morgen von einer Commiſſion des Magiſtrats in Augenſchein genommen werden ſollte. Friedrich Hildebrand von Einſiedel, mein übermüthiger, zu allerlei Neckereien beſtändig aufgelegter Studiengenoſſe und Duzbruder, war es, der hier einen ſeiner luſtigſten Streiche verübte. Ohne einem Menſchen, außer mir, von ſeinem Vorhaben etwas mitzutheilen, bereitete er einen Topf voll Kienruß und Oel, womit er in der dunklen Nacht den ganzen Löwen ſchwarz überpinſelte. Nur die Bruſt ließ er ſchön golden. Man denke ſich das Erſtaunen der Einwohner, als die helle Morgenſonne den Löwen in der Trauerfarbe zeigte, in welcher er noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt! Denn der Magiſtrat bezahlte zwar den Vergolder, hielt es jedoch nicht für rathſam, den Löwen reinigen zu laſſen und ihn etwa einem zweiten, ähnlichen Eulenſpiegelſtreiche auszuſetzen. Man kam dem Thäter auf die Spur, allein da Einſiedel, wie man wußte, am Hofe der Herzogin-Regentin Anna Amalie von Weimar ſehr gut angeſchrieben war, ſo gab man der Entdeckung keine weitere Folge.

Des noch jetzt eine der höchſten Stellen im Großherzogthum Sachſen-Weimar ehrenvoll ausfüllenden Einſiedel kann ich nicht gedenken, ohne näher auf ihn einzugehen. Als Student war er unerſchöpflich in Poſſen und Schelmereien, die aber immer von harmloſer Art waren; in unſerer Liga gebührte ihm unſtreitig der Preis, als dem genialſten und übermüthigſten von uns allen. Ganz natürlich war es daher,

daß ſeine vorzüglichen Anlagen den Scharfblick der geiſtreichen Anna Amalie auf ſich gezogen hatten; ſie zeichnete Einſiedel nicht nur ſchon damals aus, ſondern ſie übertrug ihm auch 1776 das Amt eines Kammerherrn an ihrem Hofe. In dieſer Eigenſchaft begleitete er die Fürſtin auf ihren Reiſen nach Italien; auch hat er durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, wie durch die von ihm ausgegangenen vielfachen Anregungen und Einwirkungen das ſeinige zu dem hohen Rufe beigetragen, welchen Weimar durch den ſeltenen Verein der ausgezeichnetſten Köpfe bei der ganzen gelehrten Welt ſich erworben hat. — Mit mir verband ihn ſchnell die gleiche Neigung zur Schöngeiſterei; er war es hauptſächlich, deſſen belehrendem Umgange und Beiſpiele ich die Läuterung und Bildung meines Geſchmackes verdanke. Selbſt als er bereits bei der Regierung in Weimar angeſtellt war (ſeit Oſtern 1770), fuhr ich noch beſtändig fort, ihn wöchentlich von Jena aus zu beſuchen, und für das damals dort beſtehende Theater haben wir mehrere Bearbeitungen gemeinſchaftlich unternommen.

In Jena war Einſiedel einer der Hausburſchen des am 1. Januar 1789 verſtorbenen Profeſſors Johann Ernſt Baſilius Wiedeburg, und dieſer Ärmſte — ein überaus gutmüthiger Mann — wurde das Stichblatt unausgeſetzter Neckereien unſeres engeren Bundes. Einſt hatte Wiedeburg auf einem Altan des Hauſes ſeinen elektriſchen Apparat aufgeſtellt; der Zufall wollte, daß Einſiedel im Vorbeigehen die Scheibe ein paarmal völlig gedankenlos gedreht hatte. Wiedeburg entdeckte die Umdrehung; ſie war ihm ſehr merkwürdig, er konnte ſie ſich nicht erklären und verfiel endlich darauf: ſie der Wirkung eines Nordlichtes zuzuſchreiben, welches eben am Himmel ſtand. In hohem Grade ſtolz, eine neue, wichtige Entdeckung gemacht zu haben, eilte er, einen Aufſatz: „Über die Elektricität des Nordlichtes“ in eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift rücken zu laſſen, nur beſorgt, daß

niemand ihm zuvorkomme. Andere Phyſiker, deren Experimente fruchtlos blieben, weil kein Dritter bei ihnen drehte, fochten ſeine Behauptungen an, aber Wiedeburg blieb hartnäckig bei ſeiner Meinung, weil allerdings ſeine eigenen Experimente bei'm Nordlicht immer die nämlichen Ergebniſſe lieferten — aus dem einfachen Grunde, weil er Einſiedel, dem er ein unbegrenztes Vertrauen ſchenkte, immer zum Gehilfen wählte, wobei dieſer nicht ermangelte, ſein Spielwerk fortzuſetzen. Dies iſt der wahre Aufſchluß über die ſo ſehr beſtrittene und räthſelhaft erfundene Wiedeburgſche Entdeckung der vermeintlichen Elektricität des Nordlichts, die er noch 1771 in einem eigenen Schriftchen: „Beobachtungen und Muthmaßungen über die Nordlichter“ (bei Hartung in Jena erſchienen) auseinanderſetzte.

Auch ein Trauerſpiel: „Nurally und Nelſon“ und noch ein anderes Ding der Art ließ Wiedeburg drucken; in dieſen Dichtungen hatte er den ſonderbaren Einfall ausgeführt: jedes Komma, Semikolon und Punktum durch einen, zwei und drei Querſtriche: —, — —, — — —, zu erſetzen. Dies verleitete uns, in einer Winkeldruckerei zu Kahla einige Bogen unter dem Titel: „Esprit de Mr. Wiedebourg“ — worin alle Seiten nur mit Querſtrich-Zeilen angefüllt waren — drucken zu laſſen und dieſe zu verſenden. Ein anderer Streich lief übler aus, als von uns berechnet worden war. Die Erſcheinung eines Irrſterns hatte nämlich 1769 dem guten Wiedeburg die Veranlaſſung zu einer gleichfalls bei Hartung in Jena erſchienenen Flugſchrift gegeben: „An die Bürger! Bei Gelegenheit des Kometen“, welche man allgemein ziemlich trivial fand. Wir ließen ein Exemplar in Goldpapier binden und ſandten es in Wiedeburgs Namen an den berühmten Satyriker Hofrath Abraham Gotthelf Käſtner in Göttingen. In dem Begleitſchreiben hatten wir einfließen laſſen: „wie dieſe Flugſchrift zwar urſprünglich nur für die Bürger von Jena beſtimmt ſei; wie der Autor jedoch nicht

zweifle, daß auch die Bürger von Göttingen, ja, selbst gewisse Professoren sie mit Nutzen lesen würden. Er hoffe also, der Herr College werde es sich zur Pflicht machen, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" das Publikum baldigst auf das lesenswerthe Werkchen aufmerksam zu machen, zumal dasselbe schon vor geraumer Zeit erschienen, seiner aber trotzdem bis jetzt nicht gedacht worden sei." Im Geiste sahen wir nun schon eine recht sarkastische Recension erscheinen, allein es vergingen Wochen, und die „Göttinger Anzeigen" schwiegen noch immer. Nun schrieben wir einen zweiten Brief in Wiedeburgs Namen an Kästner, der die stärkste Empfindlichkeit über „ein so beleidigendes Schweigen" athmete, und nicht undeutlich zu verstehen gab: dasselbe sei wohl durch so etwas wie Autor-Neid veranlaßt. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte zwar keine Recension, wohl aber eine briefliche Entgegnung voll echt Kästnerscher Witze und Sarkasmen. Als der arme Wiedeburg diesen Brief erhielt, war er wie vom Donner gerührt. In heller Angst sah er sich schon zur Zielscheibe spöttischer Sinngedichte des boshaften Epigrammatisten geworden, an den er daher sogleich eine de- und wehmüthige Antwort richtete, worin er auf das heiligste betheuerte: wie es ihm gar nicht eingefallen sei, einen Gelehrten von Kästners Bedeutung, dessen Schuhriemen zu lösen er sich nicht würdig fühle, mit seinen Autorgeburten zu behelligen. Ein heimlicher Feind müsse ihm einen Streich gespielt haben; er bäte um Mittheilung der beiden untergeschobenen Briefe. Sie kamen, und drolliger Weise hatte die Handschrift von Einsiedels Bedienten, der die Briefe für uns hatte schreiben müssen, große Aehnlichkeit mit derjenigen eines anderen Jenaer Professors, eines wissenschaftlichen Gegners von Wiedeburg, mit dem dieser äußerst gespannt lebte. Der unglückliche Kometen-Mann hatte also nichts eiligeres zu thun, als gegen diesen feindlichen Amtsbruder eine Injurienklage, von dem corpus delicti begleitet, an

höchſter Stelle zu Weimar einzureichen; der Beſchuldigte belegte jedoch den Ungrund der Wiedeburgſchen Behauptungen ſo ſchlagend, daß der letztere wegen der Gegenſtandsloſigkeit ſeiner Klage eine ſtarke Rüge erhielt. Dieſe Wendung unſeres Scherzes, die wir nicht hatten ahnen können, that uns herzlich leid und bewirkte wenigſtens ſo viel: daß Wiedeburg von nun an mit Neckereien verſchont blieb. Wir ſuchten andere Zielſcheiben für unſere Späße, und ſolche waren auch bald gefunden. So hatten die Fußwanderungen nach den romantiſch gelegenen Ruinen der Kunitz- und der Lobedaburg für uns die größten Reize; als wir nun einſt in fröhlichſter Laune von der erſteren — wo wir im Cervantes geleſen hatten — zurückkehrten, fuhr uns die Schnurre durch den Kopf: den Ritter Don Quixote von La Mancha zu ſpielen. Gedacht, gethan. Zufällig begegneten uns zwei ſogenannte „Gnoten", nämlich Handwerksburſchen; mit eingelegten Lanzen, d. h. mit Hopfenſtangen, ſprangen wir auf ſie zu und riefen mit Donnerſtimme: „ſie ſollten ſofort laut bekennen, daß Dulcinea von Toboſo die allerſchönſte ſei!" Die Ärmſten, welche es wiſſen mochten, daß ihres Gleichen von den Studenten mit Vorliebe gehänſelt wurden, zitterten, fielen auf die Kniee und flehten kläglich um Gnade, doch nicht eher wurden ſie frei gelaſſen, als bis ſie laut die ihnen natürlich völlig unverſtändliche Floskel wiederholt hatten.

Dergleichen Poſſen könnte ich noch viele anführen; wir verübten Schwänke in Menge, aber politiſche Umtriebe kannte man damals auf deutſchen Univerſitäten noch nicht; wir waren weder „Liberale" noch „Ultras". Dagegen ſtanden um die Zeit meines Aufenthaltes in Jena die Landsmannſchaften und Studentenorden daſelbſt in großer Blüthe und ſtifteten manches Unheil. Erſtere veranlaßten von Zeit zu Zeit Schlägereien, die leider mit dem Tode einiger Jünglinge endigten; ich ſelbſt blieb unangefochten, obwohl ich mich zu keiner Landsmannſchaft hielt; allein theils ſtand der ver-

traute Kreis, in welchem ich lebte, in dem gefürchteten Rufe größter studentischer Tapferkeit, theils hatte ich selbst mehrere Proben bestanden, und so begegneten mir sogar die wilden „Mosellaner", und ebenso eine zweite, wie schon ihr Name besagt, sehr rohe und berüchtigte Gesellschaft: „die Schwefelbande", sehr friedlich. Es kam noch dazu, daß ich mit einem anderen Burschen von Ansehen, Briel, dem Vorfechter des Universitäts-Fechtbodens, in enger Verbindung stand. Dieser junge Mann, aus dem Limburgischen gebürtig, war von ebenso ausgezeichneter Bildung, wie feinen Sitten, sah sich aber bald gezwungen, seiner Schulden halber heimlich zu entweichen. Ich begleitete ihn eine Strecke und überließ ihn dann mit seinem Pferde und seiner treuen Dogge seinem Schicksal. Nach manchen Wanderungen, die ihn sogar nach Italien verschlugen, und nach allerlei Abenteuern trat er als Unteroffizier in ein ungarisches Husaren-Regiment, diente hier mehrere Jahre, nahm zuletzt seinen Abschied und wurde in dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege Offizier eines preußischen Freicorps. Als dieses aufgelöst wurde, mußte er dem Himmel danken, eine Stelle als Wachtmeister bei einem preußischen Dragoner-Regiment zu bekommen; in dieser Eigenschaft besuchte er mich um 1790 einmal in meiner Vaterstadt. Was aus ihm ferner geworden ist, kann ich nicht sagen, doch möchte es interessant, obwohl zuweilen unangenehm sein, könnte man von den oft nicht geahnten und mitunter keineswegs ehrenvollen Schicksalen seiner Universitätsfreunde Kunde einziehen. So erzählte mir einst mein Landsmann, der berühmte Naturforscher Blumenbach, wie er gelegentlich eines Besuches beim alten Hofrath Meister in Göttingen von ungefähr einen Blick in aufgeschlagene, dem Hofrath [als Beisitzer des Spruch-Collegiums der Juristenfacultät] behufs Fassung eines Urtheils zugefertigte Akten gethan, und darin mit Schrecken die Namen zweier akademischen Duzbrüder erkannt habe, wovon dem einen die Karre, dem anderen die

Brandmarke und Landesverweiſung zuerkannt worden! Mein alter Freund Blumenbach wußte ſo etwas unvergleichlich zu erzählen; eine gewiſſe trockene Laune verleiht allem, was aus ſeinem Munde Witziges geht, einen unwiderſtehlichen Reiz. Es wäre jammerſchade, wenn Niemand die reichen Ergüſſe ſeines guten Humors ſammelte; ſie würden mit denjenigen Käſtners und Lichtenbergs in die Schranken treten dürfen. Nie vergeſſe ich die Antwort, die er einſt, zur Zeit der Continentalſperre, einem Lobredner des Surrogatzuckers aus Runkelrüben gab. Derſelbe hatte weitläufig auseinandergeſetzt: wie die von der Zuckerfabrikation übrig bleibenden Reſte, gebrannt, noch einen vortrefflichen Kaffeetrank abgäben. Blumenbach ließ ihn ruhig ausreden und ſagte dann nur: „So, ſo! Aber warum geben Sie ſich erſt alle die Mühe? Eſſen Sie doch lieber die Runkelrübe gleich, ſo haben Sie ja Zucker und Kaffee zuſammen!“

Im Jahre 1769 nun, als ich nach Jena kam, war dort der Kreuz-Orden am ſtärkſten verbreitet und genoß das meiſte Anſehen. Neben ihm beſtanden einige weniger bedeutende Orden; unter anderen einer aus Mitgliedern beiderlei Geſchlechts, der den Namen „Kanapee-Orden“ führte. Sein Zeichen bildete ein aus grünen Glasperlchen geflochtenes winziges Kanapee; die Verbindung hatte jedoch kein Jahr Beſtand. Ich ſelbſt gehörte, wie erwähnt, ſeit den letzten Tagen meines Leipziger Aufenthaltes zum Orden der Amiciſten, deſſen Stifter und Ordensmeiſter ein gewiſſer Brückner aus Mecklenburg[1] geweſen war, mit dem ich in einen weitläufigen Briefwechſel gerieth, und der mir bei der alsbald ins Werk geſetzten Gründung einer Jenaiſchen Loge meine vom ſechzehnten Ordensjahre datirte Beſtallung aus Roſtock zuſchickte. Ueber dieſen Orden erſchien 1799 zu Weißenfels ein eigenes Buch in Romanform: „Graf Guido von

[1] Mit unantaſtbarer Sicherheit ließ ſich über ihn nichts feſtſtellen.

Taufkirchen, oder Darſtellung des zu Jena aufgehobenen Moſellaner- oder Amiciſtenordens, in hiſtoriſcher, pſychologiſcher und rechtlicher Hinſicht, zur Beherzigung für Staat und Ordensbrüder;" außerdem ließ der bekannte Laukhard[1] 1799 „zur Zurechtweiſung" über dieſes Werk eine Flugſchrift drucken mit dem Titel: „Der Moſellaner- oder Amiciſten-Orden, nach ſeiner Entſtehung, inneren Verfaſſung und Verbreitung auf deutſchen Univerſitäten," woraus ich neben vielen groben Unrichtigkeiten über den Urſprung dieſes Ordens erſt deſſen weitere Schickſale erfuhr, da meine Verbindung mit ihm gleich nach meinem Abgange von der Univerſität aufgehört hatte, denn dieſe Spielerei mußte für mich durch meine freimaureriſche Laufbahn alles Intereſſe verlieren. Wahrſcheinlich hatte Brückner den Amiciſtenorden in Folge der damals vielgeleſenen Schriften über Freimaurerei eingerichtet und aus dieſem compilirt; die Verſammlungen hießen daher auch Logen und wurden durch das gleiche Zeichen: □ ausgedrückt. Der Orden hatte ſeine Vorſteher, ſeine Geſetze, ſeine Chiffre, die geheimnißvollen Buchſtaben: A. s. F. für Stammbücher, und ſein Zeichen: ein Kreuz an einem Bande von — ich weiß nicht mehr welcher? — Farbe.[2] Die Zwecke des Amiciſtenbundes waren durchaus moraliſch, und ſtreng auf Sittlichkeit, Fleiß und gutes Betragen gerichtet; wechſelſeitige Hilfe und Unterſtützung war ein Hauptgeſetz. Auch ſchränkten die Anhänger ſich nicht auf Landsmannſchaften oder nur auf Studenten ein; mehrere Mitglieder bekleideten auswärts Civil- oder Militärſtellen; ſo z. B. gehörte der nachher durch ſeine abenteuerlichen Schickſale unter den kaukaſiſchen Völkerſchaften bekannt gewordene Reinecke, oder Reineggs, damals kur-

[1] Friedrich Chriſtian; er iſt auch als Autobiograph aufgetreten: „Leben und Schickſale" u. ſ. w. (Halle und Leipzig, 1792—1802).

[2] Orangegelb.

ſächſiſcher Reiter-Offizier, ebenfalls zum Amiciſten- wie zum Kreuz-Orden; ich finde ihn noch mit dem betreffenden Zeichen in meinem Stammbuche. Was er in daſſelbe eingezeichnet hat,[1] malt ſeinen ſtolzen Charakter, dem er ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben zu ſein ſcheint:

„Ce n'est point dans un port prospère
Que brille un noble caractère;
Dans la foule il est confondu.
Mais si son coeur croît et s'élève
Lorsque le destin se soulève,
C'est l'épreuve de la vertu!

Monsieur!

Le destin me force, de m'éloigner de vous; Voulez-vous m'en soulager, Monsieur, ayez la bonté de vous souvenir quelquesfois de Votre très humble serviteur et sincère ami

J. J. O. Reinecke :/.
de pays de Bronsvic."

Dunkel erinnere ich mich, in irgend einer Zeitung (ich glaube, in Beckers Reichs-Anzeiger) biographiſche Nachrichten über ihn geleſen zu haben,[2] die aber ſehr der Berichtigung bedurften; die Wahrheit iſt, daß Reineggs — eigentlich Chriſtian Rudolph Ehlich — ein Mann von ausgezeichneter Geſtalt, geb. am 28. November 1744 angeblich zu Eisleben, erſt Student, dann Schauſpieler, hierauf — und das eben iſt bisher ganz unbekannt geblieben — ſächſiſcher Offizier war. Letztere Stelle aber mußte er niederlegen, weil ſeine Kameraden, als ſie ſeinen ehemaligen Schauſpielerſtand erfuhren, ſich weigerten, mit ihm weiter zu dienen. Nun ging

[1] Vom Herausgeber ergänzt durch Reineckes buchſtabentreu wiedergegebene Unterſchrift.

[2] Kaiſerlich privilegirter Reichs-Anzeiger, Montags den 22. Mai 1797, № 117, Seite 1259—1263. Von J. D. Gerſtenberg in Gotha.

er erſt auf gut Glück, wennwohl von der Freimaurerei unterſtützt, nach Wien und Peſth, dann als Arzt in den Orient, bereiſte den Kaukaſus und kam zuletzt nach Rußland, wo er anfangs 1793 geſtorben iſt. Über den Kaukaſus wurde aus Reineggs' (Reineckes) Nachlaſſe eine „hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung" in zwei Bänden von Schröder und Gerſtenberg herausgegeben, die auch eine Lebensſkizze des merkwürdigen Mannes enthält.

Nach Vereinigung des Amiciſtenordens mit den Moſellanern, welche Laukhards Flugſchrift zufolge 1781, alſo lange nach meinem Abgange von Jena erfolgt iſt, muß eine gänzliche, bei dem rohen Grundtone jener Landsmannſchaft mir zwar erklärliche, allein höchſt nachtheilige Umwandlung mit dem Orden vorgegangen ſein, ſo daß endlich im Februar 1798 der bekannte Bannſtrahl des akademiſchen Senats und die Relegation von zwölf Studenten, welche Amiciſten waren, erfolgte.

Als ich zu Leipzig in die dortige Amiciſtenloge Harmonia aufgenommen wurde, exiſtirte noch keine Loge zu Jena; meine Ernennung zum Vorſteher oder „Senior" kitzelte jedoch meinen Ehrgeiz und trieb mich an, für die Ausbreitung des Ordens raſtlos zu wirken. Jena war dafür ein dankbares Arbeitsfeld. Von meinem Gelde kaufte ich daher die nöthigen Geräthſchaften, trat auch in Verbindung mit der Amiciſtenloge Conſtantia zu Halle, die größtentheils aus Offizieren des damaligen Anhalt-Bernburgiſchen Regiments, ſowie aus Kaufleuten und Gelehrten beſtand. Meiner neuen Jenaiſchen Loge gab ich den Namen „Urania"; die Verſammlungen fanden in einem elenden Gartenhauſe ſtatt. Das iſt alles, was mir von jenem Geheimbunde noch im Gedächtniß geblieben iſt; nur ſo viel weiß ich, daß verſchiedene Jenaiſche und Halliſche Amiciſten ſpäter wackere Freimaurer geworden ſind. Dieſem älteren Bunde ſich anzuſchließen, war das große Ziel der Brückner'ſchen Ordensmeiſter-Arbeiten; er er-

reichte es nicht und konnte es nicht erreichen. Mehrere Studenten-Vereine, die nachher und noch in der allerneueſten Zeit wegen angeblicher politiſcher Beſtrebungen in Verruf kamen, hatten aber gewiß keine anderen Grundlagen, als jener Amiciſtenorden, dem ſtaatsumwälzende Gedanken ſo fern lagen, wie nur möglich.

Was meine übrigen Verhältniſſe zu Jena betrifft, ſo hatte ich meine Wohnung im Hauſe eines tüchtigen Geſchäftsmannes, deſſen Gattin die Tochter eines angeſehenen Privatiers und die jüngere Schweſter einer allgefeierten Schönheit war: der Demoiſelle Louiſe Krauſe. Da letztere eben ſo viel Verſtand und Bildung, wie ausgezeichnete Reize beſaß, ſo hatte ſie von jeher die vornehmſten Studirenden gefeſſelt, jedoch immer das traurige Schickſal gehabt, daß dieſelben Jena zwar voll heißer Leidenſchaft und mit dem feſten Vorſatze verließen: ſie als Gattin in ihre Heimath zu führen, aber zu Hauſe halsſtarrige Eltern fanden, die jenen Vorſatz durch den Hinweis auf „Standesunterſchiede“ u. ſ. w. bald wankend machten. Bei meiner Ankunft in Jena hatte ſich juſt ein ſolcher Fall mit einem Freiherrn aus Süddeutſchland ereignet, und da ich durch meine Hauswirthin Louiſens Bekanntſchaft machte, ſo widmete ich mich der Verlaſſenen und genoß bald die beneidete Ehre: für ihren erklärten Liebhaber zu gelten und mich als ſolchen auf allen Bällen, Schlittenfahrten, Concerten u. ſ. w. zu zeigen. Die Nähe meiner Vaterſtadt, die Gleichheit unſeres Standes, die günſtigen Nachrichten, welche von meiner heimathlichen Lage eingezogen wurden, mochten wohl in Louiſe Krauſe und ihren zahlreichen Verwandten die Hoffnung wecken, daß eine Heirath diesmal nicht ſcheitern werde; kurz, ich erlangte nach und nach alle Auszeichnungen, welche laut akademiſchem Herkommen die Dame ihrem Ritter bewilligen durfte, ohne die Sitte zu verletzen. Ich trug ihre Farben; billets-doux und Verſe wanderten täglich in Menge hin und her; für Louiſe Krauſe

wurden meine Reime in deutscher und französischer Sprache zum erstenmale gedruckt. Versteht sich, für mein baares Geld. Allmählich kam es auch zu manchem Stelldichein; diese waren höchst nichtssagend, hatten aber, wegen des sie umgebenden Geheimnisses, für meinen romanhaften Geist unendliche Reize. Bei einem solchen Stelldichein begegnete mir einst ein drolliger Zufall. Louisens Vater, der in seiner Jugend Italien bereist und einige Gemälde von da zurückgebracht hatte, wies denselben ihren Platz in der Putzstube an, und gerade diese war wegen ihrer bequemen Lage stets der Ort unserer Zusammenkünfte; die Zofe pflegte heimlich die Thür aufzuschließen, und ich schlich im Dunkeln hinein. So harrte ich auch eines Sonntags Abends voll heimlichen Bangens der Geliebten, als der Vater das Haus verlassen wollte, um sich zu einem Abendkränzchen zu begeben; im Vorübergehen fiel es ihm ein, auf die Thürklinke der Putzstube zu greifen. Verwundert, daß er sie offen fand, trat er mit seiner Handlaterne hinein; aber wie groß war sein Erstaunen, mich zu erblicken, der ich mit einem Operngucker, welchen ich in der Bestürzung herausgezogen hatte, im Finstern die Gemälde musterte! Ich ging auf ihn zu und entschuldigte mich: wie ich bei Gelegenheit der offenen Thür dem Vergnügen nicht habe widerstehen können, die treffliche Bildergallerie zu betrachten; schweigend nahm er mich bei der Hand, führte mich vor die Hausthür, und sagte nur: „Ein andermal wählen Sie zu ihrem Studium doch lieber den hellen Tag!“

Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, als ich dies Haus, welches später einer meiner Schwäger[1] bewohnte, nach mehr als zwanzig Jahren zum erstenmale wieder betrat. Wie lebhaft fühlte ich da die Hinfälligkeit unserer Lieb-

[1] Der Universitätsbuchhändler Hieronymus Seidler, dessen Haus an der Nordseite des Marktes zu Jena belegen war.

lingswünſche, denn es war mein völliger Ernſt geweſen, die ſchöne Louiſe heirathen zu wollen; die Neigung für ſie ſpornte mich ſogar zu einem emſigen Fleiße, und ihr vor allem verdanke ich es, daß Jena die Akademie geblieben iſt, welche ich mit dem entſchiedenſten Nutzen verlaſſen habe. Schriftlich wie mündlich beſtürmte ich meine Eltern, in mein Verlöbniß mit Louiſe Krauſe zu willigen; die Folge war, daß ſie mich von Jena abberiefen, da ich überhaupt meine Univerſitätslaufbahn ſchließen ſollte. Ich folgte jedoch noch nicht gleich — um ſo weniger, als eben der junge Profeſſor der Beredtſamkeit, David Chriſtoph Seybold, meiner Dame den Hof zu machen begann. Allein da dieſe ihn keineswegs auszeichnete, ſo war er mir nicht furchtbar; ich rächte mich an ihm nur durch anonyme perſiflirende Aufſätze, die ich ihm zu ſeinen belletriſtiſchen öffentlichen Vorleſungen einſchickte, worauf ich mir dann den Spaß machte, ſie ihn ſelbſt leſen und recenſiren zu hören. Nun fiel es aber eines Abends der livländiſchen Landsmannſchaft ein, meiner Dame ein feierliches Ständchen zu bringen, ohne mich erſt darum zu begrüßen. Dieſe beleidigende Uebertretung aller Studentengebräuche und an einem ſo alten Akademiker verübt, konnte nicht anders, als durch eine Schlägerei mit dem Senior der Landsmannſchaft wieder gutgemacht werden. Doch dieſe Schlägerei wurde augenblicklich bekannt und zog mir und meinem Gegner, dem Herrn von R.,[1] ſowie unſeren Secundanten ſcharfe Rügen des akademiſchen Senats, mir außerdem eine dreiwöchentliche Carcerſtrafe zu. Die Einſamkeit meiner Gefangenſchaft wurde mir unerträglich, bis es mir glückte, eine der Thüren auf einer anſtoßenden Gallerie zu öffnen, die ich aus Langeweile unterſuchte. Dadurch gelangte ich in ein Zimmer, wo die

[1] Immatrikulirt waren damals zu Jena: am 10. October 1769 J. W. G. von Roſen, der ſich auch am 15. März 1771 in Reichards Stammbuch ſchrieb; und am 16. October 1769 Andreas von Reusner. Sonſt keine Livländer, deren Name mit R anfinge.

Habſeligkeiten der wegen Schulden heimlich entwichenen Studenten aufbewahrt zu werden pflegten; ein Fenſter deſſelben ging auf den Stadtgraben. Ich kletterte hinaus und konnte nun an der eingefallenen Mauer wie auf Treppenſtufen hinab- und an der anderen Seite wieder hinaufſteigen. Natürlich verfehlte ich nicht, die Dame meines Herzens nebſt einigen Vertrauten durch meine unerwartete Erſcheinung zu überraſchen; wiederholt trieb ich dieſes aus mehreren Urſachen keineswegs ungefährliche Spiel, deſſen Neuheit und Romantik mir ſehr behagte. Als es jedoch bei einfallendem Regen zu halsbrechend wurde, nahm ich meine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel: ich „wurde krank.“ Hofrath Baldinger, der berühmte Arzt, mußte mich im Auftrage des Senats beſuchen und hatte die Artigkeit, an meine Krankheit zu glauben. Auf ein Zeugniß von ihm wurde der Reſt meiner Carcerſtrafe bis zu meiner Geneſung verſchoben und mir zur Beſchleunigung derſelben die Freiheit gegeben. Allein ſchon am nämlichen Nachmittage ſchwamm ich auf meinem Pferde neben dem Kahne her, der bei einer Luſtpartie in Kunitz meine Geliebte nebſt ihren Begleiterinnen über die Saale trug. Da aber Frau Fama für gut befand, auszuposaunen: ich ſei bei dieſem Unternehmen dem Ertrinken nahe geweſen, ſo ließ mir Profeſſor Baldinger noch Abends ſpät zuraunen: „krank, wie ich ſei, müſſe ich entweder die Stube, oder das Carcer hüten.“ Zu beidem hatte ich keine Luſt, und ſo ritt ich am nächſten Morgen in aller Frühe nach Halle, wohin mich die dortigen Amiciſten ſchon lange eingeladen hatten. Auf dieſer Reiſe beſuchte ich mit aller Begeiſterung, welche mich mein ganzes Leben hindurch für Friedrich den Großen, wie für Schlachtfelder beſeelt hat, die ewig denkwürdigen Gefilde von Roßbach.

Als ich, geſchmückt mit meinem metallenen Amiciſtenkreuze, in Halle zum Thore hineinritt, begrüßte mich der wachthabende Offizier ſogleich als Bruder; Abends erfuhr

ich, wie dieſer Offizier, mit dem ich mich ſchnell befreundete, kurze Zeit vorher einer großen Gefahr entgangen war, deren Erzählung höchſt bezeichnend iſt für die militäriſchen Zuſtände unter König Friedrich. Das Anhalt-Bernburgiſche Regiment beſtand nämlich größtentheils aus Ausländern, und bei der Nähe der ſächſiſchen Grenze waren Deſertionen oder kleine Verſchwörungen etwas ſehr gewöhnliches. Eine ſolche hatte denn auch wieder einmal unter etlichen der gezwungenen und ſtets mißvergnügten Soldaten ſtattgefunden; die Nacht, wo jener Offizier die Wache hatte, war zu einer Maſſendeſertion beſtimmt, und zwar ſollte die Ankunft des Leipziger Poſtwagens unter dem Thore das Signal zur Ausführung ſein. Faſt die geſammte Thorwache zählte zu den Verſchworenen. — Bei ſolchen traurigen Vorkommniſſen war der zufällig kommandirende Offizier immer ſehr ſchlimm daran, denn glückte die Deſertion, ſo kam er unfehlbar nach Spandau. Es blieb ihm alſo kein Ausweg, als ſich gegen die Aufrührer ſo lange zu wehren, bis ſie ihn tödteten oder überwältigten. — Nun war zufällig einer der Hauptanſtifter des Complots ein luſtiger Burſche und berühmt wegen ſeiner Gabe im Erzählen; mein Freund, der Offizier, welcher ſich — als hätte ſein guter Genius ihn warnen wollen — an dem verhängnißvollen Tage von einer unerklärbaren Unruhe ergriffen fühlte, ließ zu ſeiner Zerſtreuung dieſen luſtigen Kauz wenige Stunden vor dem entſcheidenden Augenblicke in die Offiziersſtube rufen. Der ſonſt ſo muntere Soldat aber, dem ſein tollkühnes Unternehmen das Herz belaſtete, war nicht zu Schwänken aufgelegt; keine Erzählung wollte ihm glücken, ſo daß ihn der Offizier endlich unwillig ſich trollen hieß. Da aber juſt dieſer Rädelsführer in die Offiziersſtube gerufen und dort ſo lange aufgehalten worden war, ſo befiel alle anderen Verſchworenen die größte Unruhe, keinen aber mehr, als einen jungen Rekruten, deſſen Angſt endlich einen ſolchen Grad erreichte, daß er in die Offiziersſtube lief und um

Gnade flehend ſich meinem Freunde zu Füßen warf. Dieſer, ganz erſtaunt, fragte ihn ſogleich aus; alles kam an den Tag, und nun traf der Offizier ſeine Vorkehrungen ſo gut, daß das ganze Complot ſcheiterte. Mehrere Theilnehmer daran mußten Spießruthen laufen; der gewandte Erzähler drolliger Geſchichten wurde, nebſt einem zweiten Rädelsführer, gehenkt; die Hinrichtung geſchah noch während meiner Anweſenheit zu Halle, auf offenem Markte und mit großer Feierlichkeit, damit ſie recht abſchreckend wirke. Mich erfüllte ſie mit ſo unſäglichem Mitleid und Grauſen, daß ich das mir gaſtfrei zum Zuſehen eingeräumte Fenſter verlaſſen mußte. Beide Delinquenten waren Sachſen von Geburt; der eine, welcher daheim Weib und Kinder hatte, war mir noch dadurch intereſſant, daß er bei ſeiner Vorbereitung zum Tode eine ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit nicht hatte gelten laſſen mögen, mit der ein Candidatus theologiae des Waiſenhauſes ihn hatte quälen wollen. Dieſer fromme Mann war nämlich auf den unglücklichen Einfall gerathen, dem armen Sünder — wahrſcheinlich um ihn ganz beſonders kräftig zu tröſten, — auseinanderzuſetzen: wie er nach vollzogener Hinrichtung zwar ſelig werden, aber nur auf eine niedere Stufe der himmliſchen Freuden gelangen könne. Dies war jedoch dem Soldaten ungelegen; er heulte, ſchrie und beſtand ſteif und feſt darauf: die höchſtmögliche Stufe der Seligkeit zu erreichen! Es war dem geſchickten und milde vermittelnden Feldprediger des Regiments unendlich ſauer geworden, dem bejammernswerthen Opfer ſeine Scrupel auszureden und ihm wenigſtens einen Theil ſeiner vorigen Ergebung und Seelenruhe für den traurigen Todesgang wieder zu verſchaffen.

Bei der höchſt zuvorkommenden Aufnahme, welche mir als dem Vorſteher einer befreundeten Loge bei allen Amiciſten der Conſtantia, Militärs wie Bürgerlichen, zu Theil wurde, verging mir in Halle die Zeit ſehr ſchnell. Unter den Bundesgliedern befanden ſich auch zwei Gelehrte, die

hernach als Schriftſteller auftraten, und mit denen ich viele Jahre hindurch in literariſcher Verbindung blieb. Einer von ihnen, Heinrich Friedrich von Diez, ein vertrauter Freund des bekannten Denkwürdigkeitenſchreibers Chriſt. Wilh. v. Dohm, trat 1772 zuerſt mit einer ohne den Namen ihres Verfaſſers erſchienenen Ordens-Schrift auf, zu der er ſich meines Wiſſens auch ſpäter nie bekannt hat: „Vortheil geheimer Geſellſchaften für die Welt; von einem Unzertrennlichen in der A (micitia).“ — „Unzertrennlich,“ war die herkömmliche Unterſchrifts-Formel der Glieder. In der Folge iſt Diez K. Preußiſcher außerordentlicher Geſandter zu Conſtantinopel und als ſolcher Verfaſſer mehrerer ausgezeichneter Werke über den Orient geworden. Er ſtarb am 7. April 1817 zu Berlin, wo ſeine anſehnlichen Sammlungen noch gegenwärtig aufbewahrt ſind.[1]

Ich nahm die gute Gelegenheit eines Marſches des in Halle liegenden Regimentes zur Revue bei Magdeburg wahr, um mein Pferd, welches ich nicht in das elterliche Haus bringen durfte, an einen Offizier zu verkaufen, worauf ich in den erſten Novembertagen 1771 meine Rückreiſe nach Jena wohlgemuth mit der Poſtkutſche ausführte. Hier fand ich den beſtimmteſten Befehl meines Vaters zur ſchleunigen Heimkehr nach Gotha; ich mußte gehorchen, aber meine Verbindung mit der ſchönen Louiſe Krauſe dauerte von meiner Vaterſtadt aus doch noch eine Zeit lang fort. Unſere Briefe gingen unter Beiſchluß an den Hofmeiſter eines livländiſchen Barons, der, ſelbſt heimlich in die Dame verliebt, durch dieſe Gefälligkeit auf einen vertrauteren Fuß mit ihr zu kommen hoffte. Trotz lebhaft geführter Correſpondenz erreichte aber meine leidenſchaftliche Sehnſucht nach wenigen Wochen einen ſolchen Grad, daß ich eines ſchönen Morgens mehrere Kleidungs-

[1] Seine ausgezeichnete Bibliothek kam nach ſeinem Tode durch Schenkung an die Königliche in Berlin.

und Wäſcheſtücke über einander zog und in dem Zuſtande einer Zwiebel, ausgeſtopft wie ein Mameluk, heimlich davon und nach Jena ritt, wo ein guter Freund mich bei ſich aufnahm. Das vernünftige Betragen meines einſichtsvollen Stiefvaters, der dieſe romanhafte Flucht kluger Weiſe ſehr nachſichtig auffaßte, trug am meiſten dazu bei, daß ich nach vierzehn Tagen in's väterliche Haus zurückkehrte; ich habe Louiſe Krauſe nicht mehr unverheirathet geſehen. Unvergeßlich ſind mir die letzten Huldigungen, welche ich ihr brachte; mein Landsmann Anthing,[1] der in der Folge eine Rolle unter Suworow ſpielte, ſtörte mich bei meinen flüchtigen Begegnungen mit der Geliebten durch ſein Kommen und Gehen, ſowie durch lautes Klatſchen mit der Hetzpeitſche. Mein Incognito verbot mir, ihm dies ſelbſt zu wehren; ich klagte alſo meinen Kummer einem mir eng befreundeten berühmten Renommiſten; er verſprach Abhilfe und bannte wirklich am nächſten Abend dieſen Störer mit der eigenen Peitſche. Dieſer gefällige Freund war ein Herr von R[eitzenſtein],[2] ein genialer Kopf, Verfaſſer des bekannten, zuerſt

[1] Bei dem herrſchenden Mangel zuverläſſiger Nachrichten über dieſen wird wenigſtens das Datum ſeiner Immatriculation zu Jena willkommen ſein: 1771, 12. October.

[2] Die Ergänzung des Namens, von welchem Reichard nur den Anfangsbuchſtaben R giebt, nach der „Allg. Blumenleſe der Deutſchen" (Zürich, 1783), III, 296. Immatrikulirt wurde zu Jena 1770 am 7. Mai Joh. Henr. L. B. de Reitzenstein, Franc[onus]. Nicht erſichtlich iſt, mit welchem Rechte jener Reitzenſtein a. a. O. das Prädikat „Rath" erhält; woraus bei Appell: „Werther u. ſ. Zeit" (N. Ausg. Leipz. 1865, S. 60) ſchon „der anſpachiſche Regierungsrath" v. R. geworden, der 1712 geboren und am 16. März 1778 geſtorben iſt, aber als Verfaſſer des „vollkommenen Pferdekenners" (Uffenheim, 1764) und der „bewährten Erfindung wider das Koppen der Pferde" (Anſpach 1764) ſich ſelbſt dann ſchlecht zu dem ſentimentalen Wertherliede zu ſchicken ſchiene, wenn Reichards Angaben nicht einen unmittelbaren Widerſpruch dagegen enthielten. Obiger Joh. Henr. L. B. de R., dem ſehr weit verzweigten Geſchlechte entſproſſen, mag ein naher Verwandter, kann ein Sohn des alten Pferdeliebhabers geweſen ſein; Verfaſſer von „Ausgelitten" ꝛc. war er ſehr wahrſcheinlich.

1775 in Wielands „Merkur“ [Juniheft, S. 193 fg.] gedruckten, ſeitdem aber in aller Welt Mund gekommenen Wertherliedes: „Ausgelitten haſt Du, ausgerungen“ u. ſ. w. Er ſtarb in Oſtindien.

Mit dieſem tollkühnen Ritte nach Jena war das in mir lodernde Feuer gleichſam in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt. Zwar hörte mein Briefwechſel mit der ſchönen Louiſe nicht ſofort auf, allein bald kam er durch des vermittelnden Hofmeiſters Abreiſe nach Livland in's Stocken; Louiſe Krauſe tröſtete ſich mit einem neuen Liebhaber, einem Schwaben, deſſen Gattin ſie auch wurde. Bei meiner erſten Schweizer Reiſe, 1785, fand ich ſie als Frau Rittmeiſterin und Mutter einer Tochter zu Augsburg; einige Zeit ſpäter ſtarb ihr Mann, und ſie ging nach Stuttgart, wo ein reicher Edelmann die noch immer reizende Wittwe heirathen wollte, wogegen aber die adelsſtolze Familie des Werbenden Verwahrung einlegte. Sie ſtarb ſehr bald darauf, im Jahre 1791; ihren Tod meldete mir mein ehemaliger Nebenbuhler, Profeſſor Seybold, mit dem ich durch meinen Revolutions-Almanach, zu welchem er eine Menge werthvoller Aufſätze beigeſteuert hat (u. A. die „Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Deutſchen, der von 1789—1795 in Frankreich war,“ in den Jahrgängen 1796, Seite 289 fg. und 1797, Seite 3 fg.), in enge literariſche Verbindung gekommen war. Seybold ſchrieb mir am 1. November 1791: „Daß unſere ehemalige gemeinſchaftliche Freundin Louiſe Krauſe um eines zweiten Eheherrn willen, den ihr deſſen Familie ſtreitig machte, an einem Gallenfieber zu Stuttgart geſtorben iſt, wiſſen Sie vielleicht. Ein Freund, der ſie in den letzten Zeiten ſah, ſagte mir, ſie habe ſich noch immer ſehr ſchön erhalten.“ Etwa ein Jahr ſpäter meldete Seybold wieder: er ſei in Stuttgart geweſen und habe ihr Grab beſucht. „Alas, poor Lovisa!“ ſetzte er hinzu. Auch er ſelbſt, der liebe, edelgeſinnte Mann, iſt nun ſeit 1804

todt, nachdem ihn noch das traurige Geſchick getroffen, von ſeiner Stelle zu Buchsweiler mit ſeiner Familie durch die Stürme der Revolution in die Irre getrieben zu werden. Auch ich trete nun in Gedanken trauernd an ſein Grab und ſage: „Alas, poor Seybold!“ — —

Zweites Buch.

Gotha. Schriftstellerische Anfänge. Das Hoftheater.

1772—1779.

Digitized by Google

4.

Mit meiner Heimkehr in die Vaterstadt begann für mich ein Abschnitt reiferer Bildung, nützlicher Thätigkeit und geläuterter Denkungsart. Die sogenannte „akademische Freiheit", richtiger Zügellosigkeit, an die man bei der Rückkehr von der Universität gewöhnt ist, läßt uns zwar anfangs den heimathlichen Aufenthalt bei den mancherlei Rücksichten auf bürgerliche Verhältnisse, die man nun zu nehmen hat, unerträglich erscheinen; allein allmählich findet man sich in die neue Lage, und zuletzt kann man gar nicht mehr begreifen, wie man so manchen Abgeschmacktheiten, deren man sich aus seinen Studentenjahren erinnert, Behagen abgewinnen mochte. Dies ist wenigstens der Fall bei mir gewesen, denn so oft ich nachher in Gasthöfen oder auf Reisen Studenten antraf und die hohe Wichtigkeit bemerkte, welche sie auf ihr liebes Ich und auf allerlei seltsame Gebräuche zu legen beflissen waren, schämte ich mich in meinem Inneren bei dem Gedanken: daß auch ich einst in solchen Nichtigkeiten eine Ehre gesucht, ja, Gut und Blut an ihre Vertheidigung gewagt habe.

Ich hatte die Rechte studirt und sollte eine juristische Laufbahn einschlagen. Meine Neigungen aber wiesen entschieden auf den Soldatenstand; durch Mannheimer Freunde bewarb ich mich daher um eine Offiziersstelle im pfälzischen Militär, die man zu jener Zeit kaufen konnte; außerdem

durch einen gewiſſen Capitän Krackfuß, der im ſiebenjährigen Kriege in Gotha gelegen hatte, um eine Anſtellung bei dem franzöſiſchen Dragonerregimente von Schomberg, das damals bei Nancy ſtand. Letztere Unterhandlung war ziemlich weit vorgerückt, als ſie durch den Tod des Capitäns in's Stocken gerieth; nachmals habe ich oft dem Schickſal für das Scheitern dieſes Planes im Stillen gedankt.

Da meine Familie eine der erſten des Gothaer Bürgerſtandes war, mit allen Honoratioren in Verbindung und bei Hofe wie in der Stadt ſehr in Anſehen ſtand, ſo öffnete ſich mir ohne weiteres der Zutritt in jedes Haus, und überall fand ich freundliche und willkommene Aufnahme. Einige meiner Landsleute, mit denen ich in Göttingen oder Jena ſtudirt hatte, und die nun ſchon ein Amt bekleideten, erneuerten die vorige Bekanntſchaft; andere Altersgenoſſen geſellten ſich hinzu, und ſo waren wir bald unſerer ſechzehn oder achtzehn junger Herren aus allen Geſellſchaftsklaſſen, die ſchnell als Tonangeber an die Spitze jener Luſtbarkeiten traten, welche Dank ihrer ausgeſprochenen Anſtändigkeit viel dazu beitrugen, Gotha den Ruf fröhlichſter Geſelligkeit und Gaſtfreiheit zu ſichern, wodurch es ſich nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller Fremden ſo lange vor anderen, ſelbſt größeren Städten ausgezeichnet hat. Hoffentlich wird dieſer Ruf als gutes Erbſtück ſich fortpflanzen, ſo wenig auch der größte Theil der heutigen Jugend in Aufmerkſamkeiten gegen das ſchöne Geſchlecht, oder in zuvorkommendem Betragen gegen Fremde, oder überhaupt in Dem, was man vor Alters „Geſchliffenheit“ und „gute Lebensart“ nannte, uns jungen Leuten von damals zu gleichen ſich beſtrebt. Doch folgen ſie in ihrer Nichtbeachtung aller feinen Formen wohl lediglich dem Zeitgeiſte, der überall ein Geiſt gröbſter Selbſtſucht iſt. Niemand hat dies beſſer ausgedrückt als Carl Friedrich Pockels, der, als er noch Prinzenlehrer zu Braunſchweig war, mit mir ebenfalls in literariſcher Verbindung ſtand. Im

letzten Theile seines vierbändigen anthropologischen Charaktergemäldes: „Der Mann" [Hannover, 1805—1808] sagt er[1] dem Sinne nach (ich habe das Buch nicht bei der Hand), indem er am Schlusse die „heutige Galanterie" bespricht, etwa folgendes: „Seit die Anglomanie die geschlossenen Männer-Gesellschaften nach Deutschland verpflanzte, wo die Jünglinge sich täglich im lässigsten Anzuge beim vollen Glase, bei der Tabakspfeife, bei einem hohen Spiele versammeln und vergnügen können, haben sie sich allmählich des Umganges mit anständigen Personen des anderen Geschlechtes entwöhnt; sie fühlen sich in deren Beisein unbehaglich, genirt, unheimlich; sie sehnen sich stets nach ihren Stiefeln, Pfeifen und zweideutigen Späßchen zurück, und so mangelt zuletzt den Sitten jene Geschliffenheit und feine Stimmung, die nur in Frauenzimmergesellschaft gegeben und angewöhnt wird."

Aus dem oben erwähnten Kreise junger Herren, denen ich mich beigesellte, muß ich bei Einem besonders verweilen, mit dem ich bis zu seinem am 14. Juni 1804 erfolgten Tode im vertraulichsten Verhältnisse geblieben bin; dies war mein späterer Schwager, der bereits wiederholt genannte Buchhändler, Commissionsrath Carl Wilhelm Ettinger. Ihn hatte die Natur mit einer seltenen Frohlaunigkeit begabt, die ihm nie untreu wurde; er war daher einer der wenigen Menschen, die das Privilegium haben, überall und zu allen Zeiten gern gesehen zu werden, weil sie jede Gesellschaft erheitern und beleben, da sie nur den Mund zu öffnen brauchen, um selbst triviale Dinge herzlich belacht zu hören. Er liebte Vergnügungen und Geselligkeit; sein Haus stand allen Fremden offen, und seine Gastlichkeit wurde sogar einmal in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek öffentlich gepriesen. Einige griesgrämige und neidische Leute wollten aus diesem belebten

[1] Die von Reichard gemeinte Stelle ist das Schlußcapitel des Werkes, IV, 327—344: „Ansichten der heutigen Galanterie. Ihre Schattenseiten. Ursachen des herrschenden Indifferentismus gegen das schöne Geschlecht."

Verkehre manches Nachtheilige für Ettingers Vermögensumstände und Geschäfte folgern, allein wenn er einerseits dem Vergnügen nachging, so hielt ihn das nicht ab, andererseits in seinem Comptoir sehr tüchtig zu arbeiten. Nach seinem Tode fand sich daher, zur Beschämung jener Mißgünstigen, alles im bestgeordneten Zustande. 1772, als ich Ettinger kennen lernte, war er Faktor in der Dieterichschen Buchhandlung zu Gotha; bald darauf, als der Inhaber derselben nach Göttingen übersiedeln wollte, kaufte Ettinger das Geschäft an sich, und durch seinen rastlosen Fleiß, durch viele glückliche Unternehmungen und Verlagsartikel (z. B. die Ausgabe der Oeuvres complètes de Voltaire, 1785—88) hat sich allmählich seine Buchhandlung zu einer der ersten Deutschlands erhoben; den mühevollen Anfang erleichterte ihm bald seine vortheilhafte Ehe mit der jungen, kinderlosen Wittwe des Weimarischen Hofpredigers Basch, einer geborenen Seidler; die Morgengabe dieser guten und klugen Frau erlöste Ettinger aus den drückenden Fesseln seiner übernommenen Geldverpflichtungen, deren Erfüllung ihm übrigens bis dahin die Unterstützung des Herzogs Ernst zum Theil erleichtert hatte. Durch ihren Verlag, namentlich durch die Gründung der bereits aufgezählten Zeitschriften hat Ettingers Buchhandlung entschieden Theil an Gothas wissenschaftlichem Rufe; sie ermöglichte die dauernde Vereinigung so vieler Gelehrten, die sich in der kleinen Stadt unter übrigens engen Verhältnissen zusammen fanden; sie erwarb sich um die wissenschaftliche Förderung zunächst des ganzen Thüringerlandes, dann aber auch weiterer Kreise unzweifelhaft die größten Verdienste. Auch mir war Ettinger die erste literarische Hebamme; in seinem Verlage, aber weil er noch Faktor war anfangs ohne seinen Namen, erschienen 1772 und 1773 „Amor vor Gericht", eine „Novelle aus den Götter-Annalen"; dann: „Nonnenlieder"; „Launen und Einfälle"; „Der Hügel bei Kindleben"; „Pot-Pourri"; „Kleinere Poesieen" und der Himmel

weiß, was mehr[1] in gebundener und ungebundener Rede; Ettinger gab Druck und Papier, ich ſelbſt oft die Druckkoſten dazu her. Dies waren die Anfänge meiner Autorſchaft, und zu meinen erſten literariſchen Freunden aus jener Zeit, von denen gegenwärtig nur zwei, Goeckingk und Bertram, noch leben, gehörten: Unzer zu Wernigerode (ein „Unzertrennlicher" von den Amiciſten), Mauvillon zu Braunſchweig, der mir ſtets ein biederer Freund gebliebene Legationsrath Friedr. Juſtin Bertuch zu Weimar, endlich die erwähnten: der damalige Kanzleidirector Goeckingk zu Ellrich (auf deſſen Verheirathung mit Nantchen ich eine Epiſtel[2] drucken ließ) und der Geh. Kriegsrath Bertram zu Berlin.

Die oben angeführten, bei Ettinger erſchienenen Verſeleien, deren Überzahl mir als Symptom einer gewiſſen Druckwuth gelten muß, von der ich befallen geweſen zu ſein ſcheine, waren ſo mangelhaft, ſo armſelig und waſſerreich — leider! — daß ich mich ihrer herzlich ſchäme und auch nicht eine Zeile davon der Aufnahme in eine Auswahl von Gedichten würdigte, deren ich ſogleich gedenken werde. Sehr paſſend erſcheint mir für jenes Reimgeklingel die ſelbſt verfaßte Deviſe:

„Fließt nur, ohne Kunſt und Müh',
Seiner Laute Töne! —
Hört ſie gleich die Nachwelt nie,
Hört ſie doch Climene."

Dieſe Climenen, Belinden, Zeliden[3] u. ſ. w., nebſt den gutherzigen Freunden, welche ſo nachſichtig die reichlichen

[1] Laut W. v. Maltzahns „Deutſchem Bücherſchatz" S. 445 wäre noch hinzuzufügen: „Launen an meinen Arzt, als er mir die Diaet empfahl." 1772. 8°. Vergl. den Leipziger Muſen-Almanach für 1773, S. 110.

[2] „Epiſtel an einen jungen Ehemann." Göttinger Muſen-Almanach 1776, S. 137—140.

[3] Vergl. das Gedicht: „An Zeliden", Göttinger Muſen-Almanach, 1774, S. 13. — Andere Liebeslieder Reichards im G. M. A. ſtehen: 1777, S. 105: „An Lunen", und 1778, S. 98: „Bey Überſchickung eines Fernglaſes."

Widmungs-Exemplare jener höchstens zwei bis drei Bogen ſtarken Gedichtſammlungen aufnahmen, mögen dieſe erſten Autorſünden verantworten; ich hoffe zu meiner Beruhigung, daß nichts davon der Makulatur entgangen ſein wird. Drollig genug waren die Geſchäfte, welche gelegentlich der Verleger mit meinen Artikeln machte; Ettinger pflegte oft mit Lachen zu erzählen, wie er auf einer ſeiner erſten Meſſen „ſechzig Reiſen nach Pyrmont gegen eine Pelzmütze“ umgeſetzt, und den Poſten auch ſo in ſeinem Buche notirt habe. Iſt das wahr, ſo bedauere ich nur den ehemaligen Pelzmützenbeſitzer. Doch — habent sua fata libelli; 1822 wurde dieſe „Pyrmonter Reiſe“ von einem Sammler zur Vervollſtändigung ſeiner Schriften über Pyrmont eifrig geſucht, aber nicht mehr gefunden.

Noch gehören in jene Anfänge einige kleine proſaiſche Druckſchriften; größtentheils holprige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Zwei davon veranlaßten ein ſcherzhaftes Quid pro quo; Oſſians Gedichte, überſetzt von Albrecht Wittenberg in Hamburg, waren 1764 erſchienen; ich hatte ſie nicht geleſen, nein — verſchlungen. Dieſe Helden, dieſe Geiſtererſcheinungen, dieſe ſchwermüthigen, rührenden Sagen regten mich mächtig auf, und noch jetzt iſt Oſſian einer meiner Lieblinge, aus dem mir ganze Tiraden im Gedächtniß geblieben ſind. Sehr leicht wurde es mir alſo damals, ein proſaiſches Gedicht in Wittenberg-Oſſians Manier zu ſchmieden und es unter dem Titel: „Oſſians Klage,“ mit dem Zuſatze: „Aus dem Engliſchen,“ einer gleichfalls proſaiſchen und ſchon darum elenden Ueberſetzung von Dorats „Ma Philosophie“ beizufügen. Die Ueberſetzung wurde vom Gießener Profeſſor Chriſtian Heinrich Schmidt in ſeinem nächſten „Almanach der deutſchen Muſen“ verdientermaßen gegeißelt, allein „Oſſians Klage“ nannte er „ein neuaufgefundenes Bruchſtück, ſchätzbar durch den Geiſt des kaledoniſchen Barden;“[1]

[1] „Almanach der deutſchen Muſen auf das Jahr 1774, Leipzig im Schwickertſchen Verlage,“ enthält die anſcheinend von Reichard gemeinte

später hat man sie sogar als echtes, „bisher unbekanntes“ Fragment einer Ossian-Sammlung beigedruckt!

Das andere Quid pro quo entstand durch die „Abhandlung über die Literatur des Orients,“ aus dem Französischen (Gotha, 1773). Ich hatte diese kleine Schrift mit Noten des Uebersetzers begleitet, und Dank einigen „Universal-Wörterbüchern zur Kenntniß des Orients“ (wie das von d'Herbelot u. A.) in diesen Noten eine so gewaltige Gelehrsamkeit ausgekramt, daß ich von Stund' an selbst bei dem Rector des Gothaer Gymnasiums, dem würdigen Kirchenrath Johann Gottfried Geißler, dem ich meine Arbeit zugeeignet hatte, seinem eigenen Geständnisse zufolge lange für einen großen Orientalisten galt, obwohl ich vom Arabischen und Persischen nicht mehr verstand, als der erlauchte Verfasser des „Kyllenion,“ unser Herzog August, vom Griechischen. Ich hatte jedoch eine ausgesprochene Begabung, in ganz fremde Fächer mich täuschend zu versetzen; so z. B. bewies ich im engeren Kreise vertrauter Freunde oft meine Fertigkeit, im Tone der altlutherischen Bibel-Übersetzung ganze Geschichten abzufassen, ähnlich, wie man in jener Zeit sogar eine Geschichte des siebenjährigen Krieges in diesem getragenen Bibeltone hatte. Ettinger machte sich meine Nachahmungsgabe zu Nutzen, um die Ladenhüter der von ihm gekauften Buchhandlung theils mit neuen anziehenden Titeln von meiner Erfindung frisch aufzustutzen, theils mußte ich empfehlende „Vorreden“ zu den nicht mehr gangbaren Artikeln schreiben. Auf diese Weise habe ich unter der Maske eines Arztes, eines Land-

Recension auf S. 99. Sie lautet: „Meine Philosophie, aus dem Französischen des Herrn Dorat. 8. Da wir einen guten Nachdruck des Originals haben, so war vielleicht eine prosaische Übersetzung davon so gar nöthig nicht. Indessen kann Dorats Philosophie nicht zu vielen Lesern bekannt werden. Als ein Anhang ist noch eine Übersetzung aus dem Englischen: Ossians Klage beigefügt.“ Mehr ist nicht gesagt; Reichard wird aus dem Kopfe citirt, an eine andere Kritik gedacht und sich unwillkürlich in der Quelle geirrt haben.

bauers, Forſtmannes oder Theologen u. ſ. w. manches unverkäuflich gebliebene mediciniſche, oder von Ackerbau, Forſtwirthſchaft u. dergl. handelnde Werk, manchen verſchollenen Band Predigten wieder zu Tage gefördert, obwohl ich in allen dieſen Fächern, genau betrachtet, herzlich unwiſſend war.

Da ich vorhin eine Auswahl meiner Gedichte erwähnte, ſo benutze ich gleich hier die Gelegenheit, von mir als Dichter überhaupt zu ſprechen, um damit ein für alle Mal abzuſchließen. Mein reuiges Geſtändniß über meine früheren Reimereien habe ich ſchon offen abgelegt; allenfalls beſſere Gedichte, die mir auch einigen Ruf erwerben konnten, verfaßte ich nicht vor 1774, nicht vor meiner näheren Bekanntſchaft mit Gotter. Größtentheils wurden jene Arbeiten einzeln in den Göttingenſchen Muſen-Almanachen oder in der Literatur- und Theater-Zeitung meines Berliner Freundes Bertram eingerückt. Im Jahre 1783 ſammelte ich davon eine Auswahl unter dem Titel: „Gedichte von Reichard," die ich auf meine Koſten und nur in funfzig Exemplaren drucken ließ, welche ich verſchenkte.[1] Ein Abdruck meines Bildniſſes [von Specht und Berger], wie es Bertram 1780 zur Literatur- und Theater-Zeitung [als Titelkupfer des 4. Theils vom Jahrgang III] hatte ſtechen laſſen, war dieſer Handſchrift für Freunde und Freundinnen beigegeben.[2] Das kleine Heftchen war bald vergriffen; ich ſelbſt beſaß lange keins, bis ich aus dem Nachlaß meiner ſchweſterlichen Freundin Auguſte Schneider, von der ich noch ausführlich ſprechen werde, 1785 eins wiedererhielt. Als Matthiſſon, der ſein Exemplar nebſt allen ſeinen übrigen Papieren und Büchern bei der Belagerung von Lyon durch eine Haubitz-Granate der Conventstruppen verloren hatte, meinen Gedichten 1802 die Ehre erzeigen wollte, ihnen

[1] Vergl. W. v. Maltzahns „Deutſchen Bücherſchatz", S. 445 № 1036.

[2] Ein zweites Bildniß Reichards, von F. Müller nach F. Jagemann, befindet ſich vor den „Allg. Geograph. Ephemeriden", XXXVII. Bandes 1. Stück, Januar 1812.

ein Plätzchen in ſeiner „Lyriſchen Anthologie“ [Theil 12 Seite 83—101] einzuräumen, war ich genöthigt, ihm eine Abſchrift jenes Erbſtücks anfertigen zu laſſen, da ich mich von demſelben nicht trennen mochte.[1] — Alle in jener Auswahl enthaltenen Gedichte [zehn an der Zahl] haben eine beſondere Veranlaſſung oder einen ganz beſtimmten Bezug; Kinder der Empfindung, kamen ſie aus dem Herzen. Manche haben das Glück gehabt, zuſtändigen Richtern zu gefallen; die „Geburtstags-Betrachtungen am 3. März 1777“ z. B. Herder. Das Gedicht „Gefilde des Todes“ wurde, als es (1778) erſchien, ſogleich viermal in Muſik geſetzt: vom Grafen Callenberg, der Herzogin Charlotte von Gotha, dem Kammermuſikus Ehrenberg in Deſſau und dem Kapellmeiſter Schweizer. Schwermuth und Empfindungen der Trauer ſcheinen mir überhaupt in Ausdruck und Schilderung am meiſten geglückt zu ſein. — Gegenwärtig habe ich ſeit vielen Jahren nicht mehr gedichtet, aber das Gefühl für alle Schönheiten der Poeſie glüht in mir fort; ein gutes Gedicht entzückt und erhebt meine Seele noch jetzt und tönt lange in ihr wieder.

Unter meinen erſten literariſchen Freunden habe ich den früh verſtorbenen Ludwig Auguſt Unzer erwähnt, der — geboren zu Wernigerode am 22. November 1748, — ſchon am 14. Januar 1775, noch nicht ſiebenundzwanzig Jahre alt, heimging. Er war einer der Mitbegründer der Lemgoiſchen „Bibliothek der neueſten Deutſchen Literatur,“ und wurde bekannt durch ſeine „chineſiſchen Gärten“ (Lemgo, 1773), aber noch bekannter durch die „Deviſen auf deutſche Gelehrte, Dichter und Künſtler,“ die ihm und Mauvillon zugeſchrieben werden, obwohl er mir gegenüber in allen ſeinen Briefen

[1] Matthiſſon erbat (Stuttgart, 30. November 1802) Reichards Beiträge mit den Worten: „Sie, der Sänger ſo manches trefflichen, gefühlvollen Liedes, dem die Nation mit Entzücken horcht, dürfen in meinem Muſter-Saale natürlich nicht fehlen.“

die Verfasserschaft stets läugnete und einen gewissen Richert in Ebeleben bei Sondershausen als den Urheber nannte; eben deßhalb habe er auch in der Leipziger Recension der „Devisen" ein R. gesetzt. Dieses R. aber brachte mich in den Verdacht, als sei ich der Verfasser der „Devisen," an denen ich jedoch nie den entferntesten Antheil gehabt habe. Wohl aber ist das „Schreiben über ein Dessert, ein Pendant zu den Devisen" (1773); und die „Nachlese zu den Devisen" (ebenfalls 1773) von mir. Ersteres verdankt sein Dasein wirklich einem Dessert; dasselbe folgte auf ein fröhliches Abendessen, welches ich Ettinger, Gotter, Ewald und einigen anderen Belletristen meiner Bekanntschaft gab, und gelegentlich dessen ich meine „Devisen" die Stelle der gewöhnlichen, einzig dem Zufalle oder der Wahl des Zuckerbäckers verdankten Reime vertreten ließ. Die „Nachlese" war noch ein Ueberbleibsel des Jenaischen Studenten-Übermuthes, und auch größtentheils gegen Gelehrte zu Weimar und Jena gerichtet. Einige Professoren dieser Akademie, aufgestiftet durch den Juristen Heinrich Gottfried Scheidemantel, der über seine Devise:

„'Werd' eine Gans!' sprach Critica. —
Doch Er
Blieb unverwandelt vor ihr stehn
Und schnattert noch sein Staatsrecht her."

auf's höchste erbittert war, reichten bei dem Ministerium zu Gotha eine Klageschrift gegen mich ein; auch ein angesehener Theologe meiner Vaterstadt hatte es sehr übel genommen, daß ich von seinen gedruckten Kanzelreden, die niemand kaufen wollte, gesagt hatte:

„Wie schnell hat sich der Wind
Des Autor-Ruhms gedreht!"

Das Ungewitter, welches gegen mich heraufzog, war gewaltig, doch Dank dem gesunden Menschenverstande des

ersten Ministers, des Freiherrn von Lichtenstein (eines alten Gönners meines Stiefvaters), hatte das Jammergeschrei der gekränkten Eitelkeit für mich keine nachtheiligen Folgen. Nur privatim erhielt ich die Weisung: mich künftig ähnlicher Ausfälle zu enthalten. In Folge davon unterblieb der Druck einer schon fertig in meinem Pulte liegenden, Boileaus neunter Satyre nachgebildeten „Epistel an mich, von mir." Bei der Musterung und Vernichtung vieler meiner Papiere habe ich diese „Epistel" unlängst von neuem gelesen und gefunden, daß sie wirklich einige gelungene Stellen aufwies; dennoch bin ich froh, daß sie nie die Presse verließ, denn die Nachwehen jener „Devisen," so unschuldig ich auch an den Unzerschen war, habe ich noch lange nachher auf meiner schriftstellerischen Laufbahn bitter empfinden müssen.

Den folgenreichsten Einfluß auf meine dichterischen Erzeugnisse habe ich bereits meinem unvergeßlichen Freunde und Landsmann, Friedrich Wilhelm Gotter, zugewiesen. Geboren am 3. September 1746 zu Gotha, war er einige Jahre älter als ich, hatte gleichfalls seine Studien in Göttingen gemacht, war dann bei der Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar beschäftigt worden, und zur Zeit, als ich auf der Georgia Augusta studirte, abermals — als Hofmeister zweier Edelleute aus der Lausitz — nach Göttingen gekommen, wo er mit mir schon recht gut befreundet wurde. Später ging er noch einmal nach Wetzlar, kehrte aber gegen Ende 1772 dauernd nach Gotha zurück. Hier erwies sich mir seine erneuerte Bekanntschaft bald im höchsten Grade nützlich; wahrhaft freundschaftlich nahm er sich meiner an, und sein Beispiel, als dasjenige eines überaus feinen und angenehmen Gesellschafters, wirkte sehr vortheilhaft auf mich. Nach einer Rolle, die ich auf dem Privattheater gespielt hatte, dessen ich sogleich erwähnen werde, pflegte er mich nur „den Cousin" zu nennen, und diese Bezeichnung bürgerte sich bald in allen unseren Kreisen ein. Gotter war der eigentliche Stifter der

„Donnerstags- oder Theegesellschaft," welche achtunddreißig Jahre lang bestand und anfangs aus Mitgliedern der ersten Familien zusammengesetzt war, in deren Häusern sie der Reihe nach jeden Donnerstag Nachmittag gegeben wurde. Erst im Jahre 1816, mit dem Tode eines der vier überlebenden Familienhäupter, des Kammerraths Stopffel, erlosch diese „Theegesellschaft," deren ich — zum großen Kummer Einiger, die bei ihrer Gründung noch nicht aus dem Ei geschlüpft waren — im „Morgenblatte" [Nr. 95 vom Freitag 19. April 1816, S. 379 fg.] gelegentlich eines Nachrufs an den um Gothas Blumenzucht und Kunstgärtnerei hochverdienten Stopffel so herzlich gedachte, wie sie es verdiente. Ein vergänglicheres Denkmal, als diese „litera scripta" im „Morgenblatte" habe ich der „Theegesellschaft" in einer Mundtasse aus unserer Porzellanfabrik gestiftet; neben einer passenden Inschrift enthielt diese Tasse die Namen der siebenundzwanzig Familien, welche seit 1778 an der Gesellschaft Theil genommen hatten. Gefertigt wurde das sehr niedlich ausgefallene Kunstwerk für eine Dame, welche nach dem Tode Gotters, als dessen Freundin, in Besorgung der vielfachen kleinen Angelegenheiten unserer Gesellschaft an seine Stelle getreten war: für die im Januar 1817 heimgegangene Wilhelmine Bertuch. In ihrem verwachsenen, fast mißgestalteten Körper lebte ein heller Verstand bei einer Gutmüthigkeit ohne Gleichen; ihre uneigennützige Dienstfertigkeit, ihre prunklose Wohlthätigkeit und unerschütterliche Treue für ihre Freunde war in seltenster Weise erprobt. Um nur Ein Beispiel ihres Wohlthuns trotz beschränkten Vermögens anzuführen, so sammelte sie bei allen ihren Freundinnen Ueberbleibsel von Kattun und Tuchstoffen, verarbeitete sie mit geschickter Hand zu Kinderzeug und hatte die Hebammen ein für alle Mal angewiesen, wenn eine arme, rechtliche Wöchnerin darum in Verlegenheit sei, sich an sie zu wenden und die Sachen in Empfang zu nehmen. Aus Elementen wie dieses treffliche Mädchen

rekrutirte ſich unſere „Theegeſellſchaft," deren Seele der liebenswürdige Gotter blieb, bis auch er uns — viele Jahre zu früh! — für immer entriſſen wurde. Allerdings erzeugte der Umſtand, daß bei der Errichtung des Hoftheaters, 1774, nicht er, ſondern ich die Direction bekam, ganz ohne meine Schuld eine Spannung zwiſchen uns, allein dieſe verſchwand ſehr bald, und in den letzten Jahren vor ſeinem am 18. März 1797 eingetretenen Tode war er wieder ſo ziemlich der Alte gegen mich. — Bekanntlich zählten in Wetzlar Goethe, Jeruſalem und einige andere ſpäter berühmt gewordene junge Männer zu Gotters Vertrauten; einzelne Züge und Anſpielungen auf dieſe, wie auf Gotter, finden ſich in dem Drama: „Maſuren, oder der junge Werther;" welches Auguſt Friedrich von Goué geſchrieben hat, der ferner bekannt iſt durch ſein Werk: „Notuma, nicht Exjeſuit, über das Ganze der Maurerei," wo er in einem Capitel dieſes ſeines maureriſchen Lebens auch Gotters erwähnt. „Maſuren" bekommt erſt Intereſſe, wenn man den Schlüſſel dazu hat; Gotter gab ihn mir, aber leider habe ich das Exemplar verloren, worin ich denſelben am Rande vermerkt hatte. Nun iſt mir „Maſuren" ein Buch mit ſieben Siegeln; das gewöhnliche Schickſal ſolcher in örtlichen und perſönlichen Anſpielungen ſich bewegenden Schriften. Möchte daher Jemand z. B. Muſäus' „phyſiognomiſche Reiſen" mit Erläuterungen herausgeben; denn ſonſt wird mancher treffende Witz, den wir herzlich belacht haben, unſeren Nachkommen dunkel und ſonderbar erſcheinen.

Gotter iſt unſtreitig einer der begabteſten Dichter Deutſchlands; leider ſind viele ſeiner beſten Schöpfungen dem Publikum unbekannt geblieben. Als Gelegenheitsdichter war er gradezu unübertrefflich; was ſeine Muſe in der Stunde des Frohſinns, der geſelligen Freude, bei'm vollen Glaſe oder an leckerer Tafel ihm zuflüſterte, trug immer das unverkennbare Gepräge des Genius und war gewürzt

mit Witz und kecker Laune. Bedauerlicher Weise ging das meiste davon verloren, weil die fröhlichen Genossen es nur ihrem Gedächtnisse anvertrauten; höchstens erhielt sich einzelnes in Notizbüchern oder in ein paar kaum leserlichen Bleistift-Abschriften. So besitze ich selbst noch einen komischen Reisepaß für die einfältige Dienstmagd einer Verwandten; außerdem das launige Spottgedicht, welches er im Auftrage der regierenden Herzogin bei Gelegenheit einer falschen Trauerpost auf eine sehr schöne Hofdame anfertigte. Auch vermisse ich in der gedruckten Sammlung seiner Gedichte[1] eine schöne, etwas schwermüthige Elegie auf eine Klause, die wir beide im Garten einer seiner verheiratheten Stiefschwestern erbaut hatten. Mir sind nur noch folgende Zeilen daraus gegenwärtig:

„O daß, wen Deine ehrwürdige Schale
Umschloß, Dein Moos bedeckte, Dein Laub umfing,
Getrösteter, als oft aus einem Fürstensaale,
Und besser, als aus mancher Kirche von Dir ging!"

Eine seiner Töchter, Pauline, verehelichte Schelling in München, hatte sein Dichtertalent zum Theil geerbt; auch Gotters jüngere, nun lange verstorbene Schwester war Verfasserin manches sinnigen Gedichtes, das nicht über den freundschaftlichen Kreis hinaus kam, aber — gleich denen von Pauline Schelling — eher verdient hätte, gedruckt zu werden, als manches Sonett und Triolett gewisser neuerer Dichter. Ein feindseliger Stern, der unserem deutschen Theaterwesen leuchtete, hat es immer zu fügen gewußt, daß Gotter, obwohl er zum Theaterdirektor geschaffen war, doch nie an der Spitze einer Bühne gestanden hat. Ausgerüstet mit allen erforderlichen Talenten, wie sich dieselben schwerlich in einem deutschen Theaterdichter wieder so glücklich vereint finden möchten, dabei leidenschaftlicher und, was noch mehr

[1] Zwei Bde. gr. 8o. Gotha 1787, 88, bei Ettinger.

iſt, reich begabter Dilettant im Comödienſpiel — ſo war Gotter; welcher Gewinn wäre es daher für das vaterländiſche Schauſpiel geweſen, hätte er an der Leitung einer der großen Nationalbühnen in Wien, Berlin oder Hamburg[1] theilnehmen können! Aber auch ſo ſchon iſt der Nutzen groß, den er der deutſchen Bühne nicht nur durch ſeine Bearbeitungen franzöſiſcher Stücke und durch einige Originale, ſondern auch namentlich dadurch brachte, daß er zahlreichen, theilweiſe noch jetzt lebenden (auch todten) berühmten Schauſpielern und Schauſpielerinnen mit Rath und That zur Hebung ihrer theatraliſchen Bildung und zur Vervollkommnung ihres Spiels an die Hand ging. Ich nenne nur den Einen: Iffland, würde aber leicht noch manchen Bühnenkünſtler von Ruf anführen können, wenn ich nicht lieber ſchwiege, da ich dieſes genus irritabile aus früheren Erfahrungen nur zu gut kenne.

Wie nun Gotter, wenn eine dichteriſche Arbeit ihn beſchäftigte, von allem um ihn her nicht die mindeſte Notiz nahm und ganz in ſeine Phantaſiewelt entrückt war, ſo hörte er auch an Tagen, wo er in irgend einer Rolle auftrat, mit der Stunde des Ankleidens auf, Gotter zu ſein; Sprache, Anſtand und Geberde modelten ſich ihm völlig nach dem einſtudirten Charakter, und zu nichts mehr war er brauchbar, als zu Dem, was in Bezug ſtand auf das zu gebende Stück. Als Deklamator und Vorleſer weiß ich von allen, die ich kenne, niemand ihm an die Seite zu ſetzen, als den [am 25. April 1800] zu Nellingen verſtorbenen, von Schröder treu verpflegten Schauſpieldirektor Abel Seyler, der meinen Freund in der Kunſt des Vorleſens nach Vieler Urtheil vielleicht noch übertraf.

[1] Schröder hatte die ernſte Abſicht, Gotter als Theaterdichter nach Hamburg zu ziehen und ſtellte ihm glänzende Bedingungen. (Handſchriftlich.)

Digitized by Google

5.

Unterdeſſen war, faſt fünf Jahre ſpäter als ſeine kunſtſinnige Gattin Herzogin Louiſe Dorothea, der bisherige Herzog von Sachſen-Gotha und Altenburg, Friedrich III., nach vierzigjähriger Regierung (als Nachfolger ſeines Vaters, Herzogs Friedrich II., hatte er am 23. März 1732 den Thron beſtiegen) am 10. März 1772, dreiundſiebenzig Jahre alt, entſchlafen. Ihm folgte ſein älteſter überlebender Sohn, Herzog Ludwig Ernſt II., geboren am 30. Januar 1745, vermählt am 21. März 1769 mit der ſchon genannten Marie Charlotte Amalie, Prinzeſſin von Meiningen, die ſechs Jahre jünger als der Herzog und geboren war am 11. September 1751. Zweiunddreißig Jahre lang hat er ſein Fürſtenthum muſterhaft regiert; faſt eben ſo lange habe ich ihm perſönlich nahe geſtanden. Der Verlauf der Darſtellung wird zeigen, daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich den Herzog Ernſt unbedingt zu den edelſten Menſchen im allgemeinen und zu den vorzüglichſten Regenten im beſonderen rechne, welche je die Zügel einer Herrſchaft in Händen gehabt haben.

Die beiden erſten Jahre ſeiner Regierung verſtrichen, ohne daß ich in wichtigere Beziehungen zum Hofleben oder zu öffentlichen Geſchäften getreten wäre. Der Zeitraum von 1774 bis 1779 aber umfaßt die folgenreichſten Jahre meines Lebens, denn in dieſen fällt der Anfang der Bekanntſchaft mit dem Herzog, die Stiftung des Hoftheaters, meine

Anstellung dabei, und der Wirrwarr in meinen Vermögensverhältnissen, zu welchem meine Verluste bei der Casse den Anlaß gaben. Endlich wurde „zum Kompaß" auf meinem Lebenswege — wie beziehungsreich zu sagen wäre — meine Weihe und Aufnahme in den alten Orden der Freimaurerei, der ich immer ein treuer Anhänger geblieben bin. Die Loge von Gotha — jetzt „Ernst zum Kompaß" genannt — hat sich in der Geschichte der Freimaurerei theils durch ihren Einfluß auf mehrere der neueren Ereignisse, theils durch ihren inneren Werth und den selbstgeschaffenen menschenfreundlichen Wirkungskreis vortheilhaft bekannt gemacht. Gestiftet unter dem Namen des „Kosmopoliten" am 25. Juni 1774 von Konrad Ekhof mit Beihilfe einiger Mitglieder der Seylerschen Schauspielergesellschaft[1] und etlicher anderer alten Maurer, gewann sie durch den Beitritt des Herzogs Ernst und seines jüngeren Bruders August (im Juli 1774) bald Zuwachs und Ansehen als „Loge zum Rautenkranz," ein Name, den sie von dem bekannten Schmucke des sächsischen Wappens bereits am 23. September 1774 annahm. Der Beitritt dieser beiden einflußreichen Brüder wurde für die Loge in jeder Beziehung höchst wohlthätig, und mußte es werden bei einer so warmen Theilnahme, wie namentlich Herzog Ernst sie der Freimaurersache immerfort bewiesen hat. Er gestattete sogar das Tragen einer Art Maurer-Uniform, bestehend aus dunkelblauem Frack mit rothem Kragen und weißen Unterkleidern; auf den vergoldeten Knöpfen war erhaben ein Rautenkranz abgebildet. — Auf des Herzogs Vorschlag und durch seine Unterstützung erhielt auch ich am 24. October 1775 Aufnahme, stieg bald Dank eben dieser seiner Gunst zu höheren Graden und widmete mich dem Bunde mit alle dem Feuereifer, den er mir einflößte, und der mich, wie ich einmal veranlagt bin, für eine

[1] Das Stiftungsprotokoll in Bretschneiders Freimaurer-Kalender auf 1852 (Gotha 1852) S. 162 fg.

Sache, wie dieſe, naturgemäß begeiſtern mußte. Es giebt keinen maureriſchen Vorfall von Bedeutung in dieſer Loge, an dem ich nicht Theil genommen hätte. Zu meinen gedruckten maureriſchen Schriften zählt der erſte eigentliche deutſche Freimaurer-Almanach, 1776 in Taſchenformat und nach einem engliſchen Muſter unter dem Titel herausgegeben: „Sammlung für die freien und angenommenen Maurer in Deutſchland", den ich mit dem nachherigen Meiſter vom Stuhl, Oberſten von Helmolt, bearbeitet hatte, und deſſen erſte Auflage, begleitet von einer Auswahl von Liedern, auf meine Koſten ſauber gedruckt, der Loge zum Gebrauch überlaſſen wurde; ferner eine beifällig aufgenommene „Ode auf die Anweſenheit des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, 1777"[1] (abgedruckt im erſten Stück der „Freimaurer-Bibliothek" von 1778); endlich eine „Rede auf den Tod des Bruders Schierſchmidt." Auf mein Maurer-Leben werde ich wiederholt zurückkommen müſſen;

[1] „Der 25. Februar 1777 war einer der glänzendſten Tage des Rautenkranzes. Die □ wurde an dieſem Tage nicht in ihrem gewöhnlichen Local, ſondern auf dem Reſidenzſchloß gehalten. Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der hocherleuchtete Großmeiſter der vereinigten □ □ oder unſeres gegenwärtigen Syſtems beehrte ſie mit ſeiner Gegenwart. In ſeinem Gefolge waren 17 fremde BB. meiſtens von höheren Graden, und darunter der durch wichtige maureriſche Miſſionen berühmte, nun todte Br. Wächter, deſſen Name auch in unſeren Zeiten merkwürdig geworden iſt, weil, nach einer Sage, ſein Sohn es geweſen ſein ſoll, der die erſte maureriſche Weihe an Napoleon gab. Die □ begrüßte den hohen Beſucher durch eine auf ihre Koſten gedruckte Ode, die von mir gedichtet worden war, und die ich die Ehre hatte, in der Arbeits-□ ſelbſt dem gefeierten Gaſte zu überreichen. Nach dieſer feſtlichen Arbeits-□ begann eine nicht minder feſtliche Tafel-Loge im großen Saal des Schloſſes. Die regierende Herzogin mit ſieben der vornehmſten Zutritts-Damen wohnten derſelben bei. Die Tafel hatte die Geſtalt des myſtiſchen Krücken-Stabes oder lateiniſchen T, den man auf alten Denkmälern der Templer bemerkt. Nach der Tafel wurden die Herzogin und der Herzog Ferdinand unter dem Vortritt der BB. zu ihren Gemächern begleitet." (Reichard, Gothaiſche Logengeſchichte, S. 21 fg. Vergl. Bretſchneiders „Freimaurerkalender auf das Jahr 1852" S. 166 fg.)

vorſtehende Notizen wollen daher lediglich als Einleitung dazu betrachtet ſein. Zunächſt ſind es theatraliſche Verhältniſſe, welche die Aufmerkſamkeit für ſich in Anſpruch nehmen.

Bei der entſchiedenen Vorliebe zur Bühne, welche, wie ich geſchildert habe, den vielſeitig begabten Gotter durchglühte, war wohl nichts natürlicher, als daß er es ſich angelegen ſein ließ, in Gotha ein deutſches Liebhabertheater[1] zu gründen; das erſte, welches in der Stadt je geſehen worden war, denn die vom Adel dann und wann am Hofe gegebenen Vorſtellungen waren ſtets franzöſiſch. Die an Gotters Veranſtaltung theilnehmenden Damen waren Töchter aus zwei der angeſehenſten bürgerlichen Familien Gothas, mit denen die meinige und diejenige Gotters lange ſchon in genauer Bekanntſchaft ſtand; mir war das Fach eines „erſten Liebhabers" beſtimmt. Dieſe Privatbühne iſt als Wiege des geſammten Theater-Geſchmacks in Gotha anzuſehen; ſie öffnete dem Director Abel Seyler und dem ſpäteren Hoftheater die Bahn, ſo daß ſie mittelbar die Veranlaſſung zu der wichtigen Rolle geworden iſt, welche dieſes letztere in der Geſchichte des deutſchen Theaters faſt fünf Jahre lang geſpielt hat.

Es war am 27. Januar 1773, als für uns Mitglieder der große Tag der erſten öffentlichen Vorſtellung kam, und mit Wehmuth und Rührung gedenke ich ſeiner, wie aller

[1] Für dieſes ſandte ihm Goethe ſeinen „Götz von Berlichingen" mit dem bekannten Gedichte: „Schicke Dir hier den alten Götzen" u. ſ. w. Mit dem „Buben, der rüſtig iſt, von Schweizerblut" (den Gotter in ſeiner Antwort als zur Übernahme der Titelrolle geeignet nennt) dürfte Friedr. Gabriel Sulzer gemeint ſein. Die ganze grobe Fahrläſſigkeit in thatſächlichen Angaben, welche Ed. Devrients „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt" auf oft erſchreckende Weiſe kennzeichnet, gehört zu folgender Bemerkung (daſ. II, 249): „Der Ruf der (Seylerſchen) Truppe (als ſie vom 29. Juni bis 18. Septbr. 1771 in Wetzlar ſpielte) reizte Goethe, ſeinen „Götz von Berlichingen" von ihr aufgeführt zu ſehen. Er ſchrieb deßhalb an Gotter, deſſen Einfluß er kannte, eine Epiſtel in altdeutſchen Verſen; dieſer antwortete ebenſo, ſetzte aber das Unternehmen weiter hinaus." Soviel Irrthümer, wie Worte; Götz war im Sommer 1771 noch gar nicht fertig.

der ſchönen Stunden, der Proben und geſellig-heiteren Zuſammenkünfte, welche dieſes Vergnügen mit ſich brachte — gedenke der Lieben, deren Theilnahme dieſem harmloſen Vergnügen immer wieder neuen Reiz verlieh. Mir ſelbſt ſollte bald ein ganz beſonderer Magnet unſer Liebhabertheater anziehend machen.

„Aha, biſt Du da, mein Schatz? Ich ſuchte Dich überall!“ mit dieſen Anfangsworten[1] ihrer Rolle (als Madame Dalancour in Goldonis „wohlthätigem Murrkopf“), geſprochen mit dem ganzen Wohllaut einer wundervollen Stimme, ſtürzte mir bei unſerer erſten Leſeprobe, ſowie ich den Fuß in's Zimmer ſetzte, in neckiſcher Ausgelaſſenheit eine weibliche Geſtalt entgegen — und was für eine Geſtalt! Wäre ich noch Dichter, ſo wollte ich ſie beſingen, wie ſie mir vorſchwebt in ihrem hohen Wuchſe, mit den blauen Augen, dem ſchwarzen Haar, und mit dem edel gebildeten griechiſchen Antlitze. Schwerlich habe ich je in meinem Leben ſchafsköpfiger und verlegener ausgeſehen, als in dem Augenblicke jener muthwilligen Anrede; ſchwerlich mich jemals linkiſcher und einfältiger benommen, als dieſen Abend. Gotter ſelbſt geſtand mir nachher, daß er verzweiflungsvoll mit ſich gezürnt hätte, mir eine Rolle wie den Dalancour anvertraut zu haben; doch der Wurf war einmal geſchehen, und bald durfte jede Reue deßhalb ſchwinden; ich fand mich auf dem mir anfangs fremden Gebiete ſchnell genug zurecht.

Meine „Madame Dalancour,“ ihres bürgerlichen Namens Frau Dr. Louiſe Grimm, geborene Sulzer, war eine Schweſter jener beiden Freunde meiner Jugend, mit denen ich den Robinſon geſpielt hatte. Tochter des herzoglichen Leibarztes,[2]

[1] Erſter Aufzug, ſechzehnter Auftritt: „Herr Dalancour, Madame Dalancour,“ in: „Der wohlthätige Murrkopf, ein Schauſpiel in ungebundener Rede und drey Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt.“ (Frankfurt a. M., 1772.) Seite 37.

[2] Johann Caſpar Sulzer, geſtorben im 83. Jahre ſeines Lebens zu Gotha am 10. April 1799 als Geh. Hofrath. Sein Nekrolog (bei Schlichte-

eines bei Hofe wie in der Stadt allgemein geehrten und hochgeachteten Greiſes, der aus ſeinem Geburtslande, der Schweiz, die angeſtammte Redlichkeit ſeiner Urväter in ſeine zweite Heimath mitgebracht hatte, war ſie durch eine von den Eltern geſtiftete Heirath ohne Liebe Gattin eines Mannes geworden, über deſſen Redlichkeit wie ärztliche Kunſt bis an ſein Ende [28. October 1821] nur Eine Stimme des bewundernden Lobes herrſchte; dennoch paßte er nicht für ſeine Gattin und ſie nicht für ihn. Ganz Gotha wußte das; war es ein Wunder, wenn die ſchöne, lebhafte Frau gleich bei der erſten Begegnung — in Folge meiner Abweſenheit auf Univerſitäten war ſie meinen Blicken bisher entſchwunden geweſen — tiefen Eindruck auf mich machte? War es ein Wunder, wenn der in meine Bruſt gefallene Funken durch die Gunſt der Umſtände zur Flamme angeblaſen wurde? Folgte doch in den Vorſtellungen unſeres Liebhabertheaters auf den „gutherzigen Murrkopf" Ayrenhoffs „Poſtzug" — die trockene Aufzählung der übrigen, theilweiſe ſogar auf dem Schloßtheater (bei Anweſenheit des Weimariſchen Hofes) von unſerem Häuflein geſpielten Stücke kann billig unterbleiben — und auf den „Poſtzug" der „Weſtindier" u. ſ. w.; waren wir doch immer wieder „Liebhaber" und „Geliebte!" So z. B. im „Weſtindier" — ſie Charlotte Rusport; ich Carl Dudley. Seitdem nannten wir uns ſcherzweiſe immer nur „Carl" und „Charlotte". Leider ſollte ſchon nach einer nur zu kurzen Friſt ein ſehr ſeltſamer, nichtsbedeutender Zufall uns zugleich einander völlig nähern und völlig von einander entfernen; auf einem in fröhlicher Geſellſchaft unternommenen Spaziergange begegnete uns nämlich ein Knabe, der ein paar kleine Vögel an Leimruthen gefangen hatte und zum Verkaufe anbot. Von Mitleid für die gequälten Thiere erfüllt, kaufte ich die Gefangenen, blieb einige Schritte

groll, X, 2, 270 fg.) nennt ihn „einen weitläufigen Verwandten des Berliniſchen Philoſophen."

zurück und gab ihnen die Freiheit. Dies hatte unbemerkt geschehen sollen, weil ich mich vor Spott über „Empfindelei" fürchtete; allein „Charlotte" hatte Alles bemerkt, und am Abend fand ich hinter meiner Hutkokarde ein Briefchen, worin sie meiner verstohlen ausgeführten That mehr Werth beilegte, als dieselbe verdiente. Das Billet einer verheiratheten Frau an einen unverheiratheten, lebhaften jungen Mann — in den Augen gewisser Späher, denen es nicht entgangen war, mußte es strafbar sein. Der Schein war wider die Schreiberin, allein der Schein trügt; und doch urtheilt die Welt meistens nach diesem trügerischen Scheine! So war es auch hier; die reizbare Eifersucht des Gatten flammte fürchterlich auf, der Hausfriede war gestört, für Hof und Stadt wurden wir zum Gegenstande des Gesprächs. Daß das Liebhabertheater sogleich aufhörte, versteht sich von selbst; die ungerecht mißhandelte Frau erkrankte; eine mehr als klösterliche Eingezogenheit wurde ihr von ihrem Gatten „ärztlich" verordnet. Ich litt unsäglich; einen Nachhall jener Tage bildet mein „Grabgesang":

„Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh" u. s. w.

Endlich ging Grimm auf Reisen; diesem Umstande verdanken die gehalt- und lehrreichen „Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, England und Holland in Briefen an Freunde" (3 Theile; Altenburg, 1775—1779) ihre Entstehung. „Charlotte" und ich, wir haben uns niemals wieder gesprochen; erst zwei Jahre darauf sah ich sie als „Gabriele de Vergy" auf einem Maskenballe. Sie war sichtlich verblüht; ich hielt mich von ihr fern, denn mir mißfiel ein Gerücht, welches den späteren Staatsminister von Thümmel zu ihrem Anbeter machen wollte. Wie mächtig ich trotzdem durch dieses Wiedersehen ergriffen wurde, beweist das dichterische Gemälde meiner Empfindungen, welches

im Göttinger Musen-Almanache für 1776 [S. 48 fg.] abgedruckt ist:

„Endlich, Abgott meiner Seele,
Ewig theure „Gabriele",
Endlich findet „Coucy" Dich!
Der, getrennt von Dir auf immer,
Scheu vor Deinen Blicken wich,
Ist mit Dir in Einem Zimmer,
Fühlt mit allen Sinnen Dich!" u. s. w.

Ein Jahr später — war Louise Grimm todt. Ihr Geschick war nie so rosig, wie sie es verdiente; sie sank in's Grab als zu früh gepflückte Blume. Unerkannt gab ich ihrem Sarge das Geleite; ihre durch nichts ausgezeichnete Gruft ist eingesunken und vergessen von allen, außer mir. 1777 richtete ich der schönen, hochherzigen Frau einen Denkstein auf; so möchte ich das auch in die „Anthologie" aufgenommene Gedicht „Grablied" nennen:

„Wehmuthsvoll, aus öder Ferne
Wall' ich an der Liebe Grab" u. s. w.

Die mächtige Hand der Zeit hat seitdem alle Mißverständnisse aufgeklärt; Grimm selbst hat später, als seine erste Aufwallung vorüber war, die Bitte nicht abgeschlagen: mich, wie die Glieder meiner Familie, als unser Hausarzt zu überwachen. So hat er seine Kunst meiner späteren Gattin gewidmet, und als er sie nicht retten konnte, an ihrem Krankenlager durch seine heiteren Unterhaltungen ihre Leidensstunden verkürzt. Ja, so sehr schätzte er die treue Gefährtin meines Lebens, daß er testamentarisch bestimmte, neben ihr auf dem Siebeleber Kirchhofe, in bloßer Erde, aber mit Kalk überschüttet, bestattet zu werden. Es geschah, und so ruhen — seltsame Fügung! — die Gebeine des

Mannes, der mich einſt wegen ſeiner Gattin ſo ſchwer verkannte, an der Seite meiner Gattin! Grimm zählte 85 Jahre, als er ſtarb, oder vielmehr entſchlummerte. Ueber ihn und ſeine Verdienſte habe ich mich in der „Staats-Zeitung“[1] ausgeſprochen; er war einer der größten Ärzte ſeiner Zeit, und verordnete dabei immer nur ganz einfache Mittel. Beſonders glücklich war er in allen Fieber-Kuren und in der Kunſt, das Leben betagter Perſonen weit hinauszuſpinnen. Sein weißes Pulver iſt in der ganzen Gegend noch unter dem Namen des „Grimmſchen Pulvers“ officinell und allgebraucht; von ſeinen mediciniſchen Ausſprüchen ſind viele als erfüllte Orakel bekannt. So weiſſagte er im Sommer 1821, als unſer Herzog Auguſt nach Karlsbad ging: man werde hiervon binnen Jahr und Tag traurige Folgen erleben; bei der Starrſucht des Herzogs Friedrich rieth er von heftigen Mitteln ab, weil durch ſolche leicht ein Schlagfluß herbeigeführt werden könnte. Der raſch erfolgte Tod des erſteren, die Sprachlähmung des letzteren hat Grimms hellen Blick nur zu entſchieden außer Zweifel geſtellt.

Das Liebhabertheater war alſo in die Luft geflogen; die Einſamkeit, in welche ich mich verſetzt fühlte, erſchien mir ſehr drückend. Ich griff daher wieder zur Feder; umfangreichere ſchriftſtelleriſche Arbeiten, hauptſächlich aber die Ueberſiedelung der Seylerſchen Schauſpielergeſellſchaft, die Weimar in Folge des dortigen Schloßbrandes [6. Mai 1774] mit meiner Vaterſtadt vertauſchte, mußten mich zerſtreuen. Fleißig habe ich damals gearbeitet; füllt doch mein Name in der neueſten Ausgabe von Meuſels „Lexikon jetzt lebender deutſcher Schriftſteller“ — leider! — drei enggedruckte Seiten

[1] So ſcheint der Kürze halber Beckers „Nationalzeitung der Deutſchen“ vom Publikum genannt worden zu ſein, wenigſtens hat ſich keine andere „Staatszeitung“ ausmitteln laſſen wollen, wogegen Reichards im Laufe der Darſtellung angeführte Arbeiten in der „Nat.-Ztg.“ ſtehen; der Aufſatz über Grimm im 46. Stück vom 14. Novbr. 1821, Seite 837.

mit den Titeln meiner Schriften an;[1] und nicht einmal alle ſind ſie da aufgezählt! — Von den vielen Fächern der Literatur, in denen ich mich verſucht habe, nenne ich zuerſt die ſtatiſtiſchen und geographiſchen. Die Mehrzahl meiner Arbeiten in denſelben (ausgenommen die Reiſebücher, von denen ich ſpäter reden werde) ſind Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen; als erſtes Werk von Bedeutung erſchien St. Pierres „Reiſe nach Isle de France und Bourbon“. Meine Ueberſetzung, ziemlich holprig und mit zahlreichen, völlig entbehrlichen Anmerkungen verſehen (ſolche Notenkrämerei war lange mein Steckenpferd), wurde 1774 zu Altenburg gedruckt; verſteht ſich, ohne Honorar. Dieſe Arbeit bahnte mir den Weg in das Haus des Gothaiſchen Miniſters Sylvius Friedrich Ludwig Freiherrn von Frankenberg, dem ich ſie zueignete. Er war ein Staatsmann von erprobter Rechtſchaffenheit, deſſen ausgezeichneter Verwaltung, die er viele Jahre hindurch (unter drei Regenten!) führte, größtentheils der Wohlſtand verdankt wird, in welchem unſer kleines Land blüht. Napoleon wußte ſehr genau, wer eigentlich unter Herzog Auguſt regierte, und ſagte deßhalb einſt: „Le Gouvernement est à Siebeleben,“ wo Frankenberg ein Landhaus hatte. Noch bis in ſein hohes, mehr denn achtzigjähriges Alter bewahrte dieſer ſeltene Mann die raſtloſe Thätigkeit und den Scharfblick eines Jünglings; ſeine Unterhaltung blieb von überraſchender Lebhaftigkeit. Mein privater wie amtlicher Verkehr mit ihm gehört zu meinen liebſten Erinnerungen; ich hatte das Glück, von ihm ſtets mit vorzüglicher Auszeichnung behandelt zu werden. Eine nicht minder ehrenvolle Aufnahme fand ich bei ſeiner hoch-

[1] Reichards Schriften ſind in Hamberger-Meuſels bekanntem Werke nebſt deſſen zahlreichen Nachträgen (Lemgo, 1774 u. fg.) an vierzehn Stellen, theilweiſe ſeitenlang, aufgeführt. Eine Wiedergabe dieſer Stellen erſchien um ſo weniger nöthig, als die Schriften in dem alphabetiſch geordneten Lexikon s. v. „H. A. O. Reichard“ leicht zu finden ſind.

gebildeten, geistreichen Gemahlin, die Gotha, wie sie in der Jugend zu den schönsten ihres Geschlechtes zählte, im Alter zu den letzten rechnen muß, welche von dem alten Hofe, dem „Siècle de la Duchesse Louise," — für unser Land ein anderes „Siècle de Louis XIV!" — noch aus eigener Anschauung erzählen konnten. Wenige Wochen vor dem Tode des Ministers von Frankenberg (er starb in voller Geistesfrische, beschäftigt mit einem Steuerreformplan des Landes, dessen Obersteuerdirector er war, so zu sagen „mit den Waffen in der Hand" am 24. April 1815) besorgte ich noch zu seiner Jubelfeier[1] die Ehrendenkmünze der Freimaurerloge und die in antiker Form gefertigte Glückwunschtafel des Kriegscollegiums.

Eine andere Uebersetzung von mir, die „sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin", nach dem Französischen, im Auszuge, kam 1779 bei Weygand in Leipzig heraus, und verschaffte mir zuerst die Bekanntschaft dieses Buchhändlers, der nachmals einer meiner Hauptverleger wurde. Gleichzeitig war diese „Geschichte von Tunkin" auch das erste Werk, von welchem ich ein Honorar bezog, denn anfangs und noch sehr viel später war es mir nur darum zu thun, eine Arbeit, welche ich gedruckt wünschte, recht bald die Presse verlassen zu sehen. Von Ettinger bekam ich alsdann nur Freiexemplare, aber kein Honorar; selbst jenes, welches ich in der Folge von ihm erhielt, bezog ich niemals baar, sondern nur in Büchern, die ich von ihm entnahm. Ergiebig ist mir die Schriftstellerei zu keiner Zeit meines Lebens gewesen, obwohl später Freund Bertuch und der alte Dieterich in Göttingen diejenigen meiner Verleger waren, welche mich noch am besten und verhältnißmäßig erträglich honorirten.

Unter meinen historischen Schriften glaube ich drei als die vorzüglichsten und am nützlichsten gewesenen bezeichnen

[1] Am 2. Januar 1815. Frankenberg war 1765 aus Hessen-Casselschen in Gothaische Dienste getreten.

zu dürfen: den mühſamen vierbändigen Auszug aus den weitſchweifigen, einige dreißig Volumes ſtarken „Lettres édifiantes“ unter dem Titel: „Zur Kunde fremder Völker und Länder“ (Leipzig, bei Weygand, 1781—83); dann die acht Bände der „Kleinen Reiſen, Taſchenbuch für Reiſedilettanten“ (Berlin, 1785—91, bei Unger); eine Nachahmung (größtentheils durch Originale) des Couret de Villeneuveſchen „Recueil amusant de voyages, en vers et en prose“; endlich die „Maleriſche Reiſe durch einen großen Theil der Schweiz, vor und nach der Revolution“, zuerſt bei meinem Schwager Seidler in Jena 1805 erſchienen und begleitet von ſechsundfünfzig Kupfern in Großoctav. Dieſe „maleriſche Reiſe“, welche eine ſehr günſtige Aufnahme im Publikum gefunden hat, darf ich mit Recht mein Werk nennen, denn ſie iſt, wie mein noch vorhandener Briefwechſel mit meinem Verleger bezeugen kann, ganz von mir. Die fremden Papiere, von denen ich in der Vorrede ſpreche, würden kaum Stoff zu zwei Octavſeiten haben liefern können. Gewidmet wurde die „maleriſche Reiſe“ der Kaiſerin Eliſabeth Alexiewna von Rußland; aber ſo wenig dieſe, wie irgend eine andere meiner ruſſiſchen Zueignungen ſcheint — wie ich aus dem Ausbleiben jeglicher Antwort ſchließe — jemals an ihre Adreſſe gelangt zu ſein, was zur Kunde ruſſiſcher Zuſtände gewiß einſchaltungsweiſe angemerkt zu werden verdient.

In die Pauſen meiner im Vorſtehenden geſchilderten literariſchen Thätigkeit waren gelegentlich, als wohlthätige Unterbrechungen und Zerſtreuungen, kleine Reiſen in die Umgegend meiner Vaterſtadt gefallen. So hatte ich 1773 einmal den Miniſter von Frankenberg, der in einer geſchäftlichen Angelegenheit nach Weimar fuhr, auf ſeine Einladung dorthin begleitet; bald darauf wurde ich der Reiſegefährte meines Freundes Gotter, als zum Geburtstage der Herzogin Anna Amalie deſſen Trauerſpiel „Merope“ zum erſtenmale von der

Seylerſchen Schauſpielergeſellſchaft zu Weimar aufgeführt wurde. Die genannte Truppe war, nach des Prinzipals Koch Abzuge, 1771 von der Herzogin berufen worden, um auf dem fürſtlichen Schloßtheater Vorſtellungen zu geben, und ſie löſte die ihr von der kunſtſinnigen Fürſtin geſtellte Aufgabe im ganzen durchaus befriedigend. Ich ſelbſt hatte mich davon überzeugt, hatte Seyler, deſſen Frau[1] und einige andere Mitglieder der Truppe bei meinem wiederholten Aufenthalte in der benachbarten Reſidenz kennen gelernt, und ſo geſchah es, daß nach dem Weimarſchen Schloßbrande Gotter und ich diejenigen waren, welche dem plötzlich heimathlos gewordenen Schauſpielprincipal den Rath gaben: ſich mit ſeiner Geſellſchaft zunächſt verſuchsweiſe nach Gotha zu wenden. Alle Mittel, die in unſerer Macht ſtanden, boten wir auf, ihn zu unterſtützen; am meiſten kam uns zu Statten, daß der berühmte Konrad Ekhof zu Seylers Truppe gehörte. Lebhaft ſteht mir jener unvergeßliche Augenblick vor der Seele, wo ich die erſte Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Künſtlers machte, auf die ich in hohem Grade geſpannt war. Mit welchem Maßſtabe eines Ideals näherte ich mich ihm! Als ich nun den kleinen, unſcheinbaren Mann vor mir erblickte, mit der anſtoßenden Zunge, mit den einwärts gekehrten Füßen, ſich ſtützend auf eine Art von Krücke und krumm und gebückt daher watſchelnd, — da war es mir wohl zu verzeihen, wenn ich wieder einmal ein ſchlagendes Beiſpiel der alten Wahrnehmung vor Augen zu haben wähnte: wie trügeriſch

[1] Sophie Friederike Henſel, geb. Sparmann; geb. zu Dresden am 23. Mai 1738, 1755 verheirathet mit dem Schauſpieler Henſel (geb. 1728 zu Hubertsburg, geſt. zu Freiburg im Breisgau 19. Decbr. 1787), von dem ſie ſeit 1759 meiſtens getrennt lebte, bis ſie förmlich von ihm geſchieden wurde. Am 9. Novbr. 1772 notirt Ekhof: „Um dieſe Zeit kam Mad. Henſel von Wien wieder; Herr Seyler reiſte ihr entgegen, ließ ſich eine Meile von Weimar, in Osmanſtädt, mit ihr trauen und führte ſie als Madame Seyler nach Weimar.“ Sie ſtarb am 22. Novbr. 1789 zu Schleswig. Seyler war geboren am 23. Auguſt 1730 zu Lieſtal bei Baſel.

doch oft der Nimbus eines berühmten Namens sei. Um so höher stieg am nächsten Abend mein Erstaunen, als ich eben denselben kleinen Mann als Richard III. auftreten sah. Dieser stattliche, gewaltig und hochragend einherschreitende König mit der Kraftstimme — und jener hinfällige, schwache Greis von gestern? Eine solche Verwandlung schien fast Zauberei. Freilich waren sie zwei ganz verschiedene Wesen: Ekhof der Theaterfürst (das war Er!), und Ekhof der Privatmann. Kein Ekhof ist je wiedergekommen auf der deutschen Bühne; so wenig wie ein Garrick auf der englischen, oder ein Le Kain auf der französischen. Als der Baron Grimm einst von Paris nach Gotha kam, wünschte er von Ekhof zwei Rollen gespielt, die er Garrick und Le Kain oft hatte geben sehen: Richard III. und den Advokaten Patelin. Grimm betrat das Schauspielhaus, erfüllt von ungünstigen Vorurtheilen; er verließ es, durchdrungen von Bewunderung für Ekhof, und namentlich ebenso erstaunt wie entzückt von dem seltenen Einklange und der merkwürdigen Uebereinstimmung des Spiels wie der Auffassung jener Rollen, die er zwischen Ekhof und den beiden großen Ausländern bemerkt hatte. Und doch war unserem Ekhof nie einer der letzteren zu Gesicht gekommen!

Die Seylersche Schauspielergesellschaft in ihrem Bestande von 1774, wo sie am 8. Juni die Bühne zu Gotha mit Weißes Trauerspiel „Richard III." eröffnete, war sicherlich eine der tüchtigsten, welche das damalige theatralische Deutschland besaß.[1] Die Aufführungen, zunächst bis zum 23. Sep-

[1] Den handschriftlichen (bis 1876 unbenutzten) Notizen Ekhofs sei noch das folgende entnommen: „1773 vom 10—13. Februar weilte der Hofstaat von Gotha in Weimar. — 1774. 6. Mai. Der „Hausvater" sollte aufgeführt werden. Aber um 1 Uhr Nachmittags entstand unter'm Dache über der Küche Feuer im Schlosse, wodurch dasselbe bey einem starken Nordwest gänzlich in Asche gelegt wurde. — Den 5. (Juni) aus Weimar gereiset und in Gotha angekommen. Logirt bey Hofr. Jäger. 5 Thlr. M. Miethe." In Weimar „wurde Seyler nach 4 Wochen mit 1/4 jähriger

tember dreiundvierzig an der Zahl, dann am 8. November wieder beginnend, zeugten nach allen Richtungen hin von einer seltenen Vollendung. Als ich später auf der nämlichen Bühne, wo die großen Talente jener Truppe und nachher diejenigen unseres Hoftheaters geglänzt hatten, den Witterschen Thespiskarren beklatscht und bewundert sah, übermannte mich ein sicherlich berechtigter Unwille, und ich brachte den Manen jener ausgezeichneten Künstler ein Sühnopfer, indem ich eine Rüge in Briefform niederschrieb, welche Bertuch in's „Journal des Luxus und der Moden" aufnahm.[1] Aber ein weit besseres Sühnopfer war Ifflands Spiel, als dieser Ende September 1810 an der Stätte seiner ersten Künstlerweihe uns Alte ganz in die goldenen Zeiten der siebenziger Jahre zurückversetzte. Der Meister selbst war innig von der Erinnerung an jenes unvergeßliche „Sonst" durchdrungen; gerührt, mit einem Händedruck, sprach er mir nach: „Die gute, alte Zeit!"

Seylers und seiner Gesellschaft Erscheinung zu Gotha, Ende Mai 1774, bot mir in jedem Betracht eine hochwillkommene Zerstreuung. Vor mir liegt ein vergilbter Brief, den ich bald nach Ankunft der Truppe an meinen Jugend-

Gage und Schenkung der Schulden, die er noch an die Kammer restirte, entlassen, mit eigenhändigem Schreiben von der Herzogin an den Herzog von Gotha versehen, worauf die Gesellschaft erst auf 1/4 Jahr daselbst engagirt wurde. NB. Hier bezahlten die Zuschauer" (welche in Weimar die Comödie gratis genossen hatten; vergl. Pasqué, Goethes Theaterleitung, I, 23.).

[1] „Neues Hoftheater in Gotha", Auszug eines „Briefes aus Fulda", a. a. O. December 1804 S. 601 fg. Der Principal der Truppe „war vor seiner theatralischen Laufbahn Bedienter bei einer adeligen Dame in Gotha gewesen;" man gab zur Nachfeier des Geburtsfestes des Herzogs August eine Festvorstellung mit Prolog von Fr. Jacobs: „ein artiger kleiner Genius zündete Opferschalen an," aber dieselben waren „statt mit Weihrauch, der Himmel weiß mit welcher pech- und ölartigen Materie gefüllt;" die Flamme „zersprengte die Schalen und drohte die Coulissen zu ergreifen." Den nun entstehenden Feuerlärm schildert der „Brief" sehr drastisch. Nachdem die Gefahr beseitigt, nahm die „Festvorstellung" ihren Fortgang.

freund Friedrich Gabriel Sulzer, Louiſens Bruder, ſchrieb, der inzwiſchen Brunnenarzt zu Ronneburg geworden war. „Ich bin," heißt es darin voll jugendlicher Überſchwenglichkeit, „ganz weg in Herrn und Madame Seyler, wie in Herrn Ekhof; Du weißt, daß das ſonſt meine Art nicht immer iſt. Es ſind aber ſo gute Leute, und ſo gute Köpfe! Geſtehe, daß in meiner einſamen Lage mir nicht leicht ein glücklicherer Umſtand begegnen konnte, als die Ankunft dieſer Truppe. Ich werde dreimal die Woche unter Menſchen ſein und Menſchen ſehen, das iſt immer Etwas! Wenn ich alle die Anſtalten ſehe, die brennenden Lichter, das Orcheſter, die verſammelte Menge, die Erwartung, den hin und her rennenden Baumeiſter, das" — der boshafte Gotter, der mich beim Schreiben überraſchte, ſchaltete „ſtockende" ein — „Maſchinenwerk, — dann ſage ich mir immer: „Alles das war auch einmal für uns!" Und wehmüthig rufe ich mit Wieland[1] aus:

„Wie ſchnell der Mond aufging,
Der Störer unſrer Freuden!"

Zum Glück behielt indeß dieſe wehmüthige Stimmung bei mir nicht lange die Oberhand. Bald ſtand ich auf vertrautem Fuße mit allen Schauſpielerinnen — der Brandes, Böck, Hellmuth, Mecour, Koch, und wie ſie hießen; beſonders aber wurde ich durch Gotter der Hausfreund Abel Seylers und ſeiner Frau. An des Directors Tiſche waren immer einige Couverts für Freunde gedeckt, und bald brachte ich den größten Theil meiner Abende bei ihm zu, namentlich als Joh. Jak. Engel nach Gotha kam und bei ihm wohnte. Solcher Umgang mußte nothwendig auf die Läuterung meines Geſchmacks den vortheilhafteſten Einfluß üben; Engel gewann mich lieb und las mir die Entwürfe faſt aller ſeiner

[1] Deutſcher Merkur, Bd. VI, Stück 1, in dem Gedichte: „An Pſyche", S. 18: „Der Mond gieng auf, der Störer unſrer Freuden."

Arbeiten, z. B. der „Geißel“ vor; so mußte ich ihm auch Material für die Vorstudien zu seiner „Höhle auf Anti-Paros“ verschaffen, die nachher im „Philosophen für die Welt“ erschien. Dergleichen Aufsätzen pflegte er immer etwas Wahres zum Grunde zu legen, welches er dann nur erweiterte, aufputzte und mit der gehörigen Nutzanwendung ausstaffirte. Noch ist mir ein allerliebster Schwank aus seinem Munde erinnerlich, den er zu bearbeiten willens war; es ist mir unbekannt, ob es geschehen ist, denn Engel arbeitete überhaupt sehr langsam. Ein Friseur — so lautet dieser Schwank — wollte gern ohne viele Kosten die große Oper in Berlin sehen. Mit ein paar Groschen bestach er daher eine Schildwache, ihm eine Thür zu öffnen, hinter der, als sie geöffnet war, sich nichts zeigte, als ein dunkler Gang. Von Bestechung zu Bestechung gerieth der arme Teufel von Friseur endlich gar zwischen die Räder des Maschinenwerks, so daß er dem Himmel danken mußte, als er mit dem letzten Groschen sich wieder auf der Gasse befand, und grade soviel, wie ihn das Eintrittsbillet gekostet haben würde, für Angst und nichts ausgegeben hatte.

Trotzdem er von solchen Scherzen vollsteckte, plagten den armen Engel dennoch zuweilen die Dämonen der Schwermuth. Dann war nichts mit ihm anzufangen, als ihn seiner traurigen Stimmung zu überlassen. Eines Sonntags schickte er zu mir und ließ mich eilends holen; als ich in sein Zimmer trat, zeigte er mir ein Bläschen an seiner Nase und betheuerte ganz ernsthaft: daß dieses den Anfang eines Krebsschadens bilde, und daß er binnen kurzem des jämmerlichsten Todes sterben werde. Ich hatte Mühe, ihm nicht in's Gesicht zu lachen; das Gespräch aber behandelte nun eine Menge Todesfälle ähnlicher Art. Einige Zimmer weiter hin war Seyler mit einem französischen Sprachmeister Passavie in lebhaftem Wortwechsel über den Werth oder Unwerth der so eben zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung oder vielmehr

Umarbeitung[1] der „Minna von Barnhelm" gerathen; nach und nach mischte ich mich ebenfalls in den Streit. Die Thüren der Zimmerreihe standen offen, und Engel kam allmählich näher; zuletzt stand er in der letzten Thüre und erfuhr nun, um was es sich handelte. Plötzlich stürzte er vollends in's Zimmer, setzte einen Stuhl so derbe vor den erschrockenen Sprachmeister nieder, daß alle Füße zerbrachen, und ergoß sich in einen Strom von Schmähungen gegen die Pariser Verhunzung. Aber von Stund' an waren auch alle schwermüthigen Gedanken an Krebsschaden und Tod so gänzlich von ihm gewichen, daß er sich ankleidete und in bester Laune mit mir zu einer Gesellschaft fuhr.

Engel war übrigens selbst der beste Erzähler seiner Anekdoten, und in diesen gradezu unerschöpflich; so erinnere ich mich eines Geschichtchens von König Friedrich II. und dem Marquis Luccheſini, welches ich hier mittheile, da es, so viel ich weiß, unter den 1001 Geschichten über den großen König noch nicht gedruckt ist. Luccheſini war bekanntlich Vorleser des Monarchen; als solcher hatte er sich täglich gegen 5 Uhr Nachmittags zu ihm zu begeben, um entweder vorzulesen, oder mit dem König über literarische Gegenstände zu sprechen. In andere als gelehrte Sachen durfte er sich nicht mischen. Nun hatten einst die Vorsteher einer milden Anstalt zu Potsdam, um derselben zu einigem Vermögen zu verhelfen, ein Oratorium veranstaltet und den Text drucken lassen, den sie allen Großen und Vornehmen zuschickten, um dafür ein Geschenk von einigen Friedrichsd'or zurückzuerhalten. Sie wünschten nichts sehnlicher, als so einen Text auch dem Könige in die Hände zu spielen, um dessen Großmuth ebenfalls anzurufen, allein niemand wollte die Vermittlung übernehmen. Alle Generale und Minister lehnten dieselbe ab — endlich versuchten die Vorsteher jener Anstalt ihr Heil bei

[1] „Les amans généreux" von Rochon de Chabannes; 1774. (Vergl. Gothaische gelehrte Zeitung 1774, St. 99, S. 786—788.)

Luccheſini, doch auch dieſer weigerte ſich anfangs, bis der Hinweis darauf, daß es ſich ja um ein gutes Werk handle, ja, daß die Sache in gewiſſer Hinſicht ſogar in's Wiſſenſchaftliche einſchlage, ihn endlich willfähriger ſtimmte und ihn bewog, ein Exemplar des Textes ſich für den König einhändigen zu laſſen. Als er am Nachmittage wie gewöhnlich in's Vorzimmer kam, erkundigte er ſich bei dem Kammerhuſaren: „wie der König heute gelaunt ſei?" — „Recht gut," antwortete dieſer; „er hat bei Tiſche nichts gethan, als den Grafen Schwerin (das bekannte Stichblatt ſeines Witzes) zu hänſeln." — „So gehen Sie hinein," ſagte Luccheſini, „und melden Sie mich." Da dies ſonſt nie geſchah, ſagte der Kammerhuſar verwundert: „Ich Sie melden? Wo denken Sie hin? Der König ſitzt ſchon an ſeinem Pult und wartet auf Sie." — Aber Luccheſini beſtand darauf, gemeldet zu werden, und zögernd ging der Kammerhuſar hinein. „Er ſoll kommen," erwiederte der König auf die pflichtſchuldigſt abgeſtattete Meldung, und rief Luccheſini bei deſſen Eintritt entgegen: „Was wandelt Ihn an, Marquis, daß Er gemeldet ſein will?" — „Ich bin nicht der Marquis von Luccheſini," lautete die Antwort. — „Und wer denn ſonſt?" fragte der König ernſt und erhob ſich vom Sitze. „Sire, ich bin Abgeſandter des Himmels;" und nun begann der Marquis umſtändlich darzulegen, um was es ſich mit Bezug auf jene Potsdamer milde Anſtalt handelte. Schweigend ſchloß der König einen alten Schrank auf und nahm einen Sack mit Silbergeld heraus. „Da!" ſagte er; „das iſt alles, was ich jetzt thun kann. Er weiß, wie mich der Spitzbube, der G.— betrogen hat; und dann ſind die großen Ueberſchwemmungen geweſen. Hier, das nehme Er!" Von Herzen froh, dankte der Marquis, und nun ſchlug das Geſpräch den gewöhnlichen Gang ein, ohne daß der König jene Angelegenheit wieder berührt hätte. Nach etwa zehn Tagen kam Morgens früh der Hoffourier zum Marquis und beſtellte ihn mit einiger Feier-

lichkeit auf „heute um elf Uhr in den Marmorsaal zur Audienz.“ Wenn Friedrich jemand im Marmorsaale empfing, so geschah es immer als König, und war es einer seiner Diener, so war gewöhnlich ein kleines Gewitter damit verbunden. Der Marquis fuhr daher nicht ohne Herzklopfen nach dem Schlosse. In den Marmorsaal geführt, fand er den König in voller Uniform. „Mein Herr Abgesandter des Himmels!“ redete ihn derselbe an; „es ist Zeit, daß ich Ihnen Ihre Abschieds-Audienz gebe. Hier haben Sie Ihr Beurlaubungs-Schreiben.“ Damit reichte er dem befangenen Luccheſini ein Papier und entfernte sich. Zagend öffnete der Marquis das Blatt, und fand — eine sehr beträchtliche Anweisung zum Besten jener milden Anstalt. Friedrich hatte sich die kleine Fopperei dabei nicht versagen können, es den Marquis doch fühlen zu lassen, daß dieser sich eigentlich in Dinge gemischt habe, die ihm hätten fern bleiben sollen.

Engel stand dem preußischen Hofe zeitlebens nahe genug, um dergleichen kleine, aber bezeichnende Züge in Menge erzählen zu können; es ist bekannt, wie er später sogar der Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm wurde, der 1797 als der Dritte seines Namens den Thron bestiegen hat. Aber auch von anderen Seiten her schenkte man Engel immerfort großes Vertrauen, namentlich erhielt er oft von auswärts Aufträge, junge Leute als Hofmeister, Secretäre oder dergleichen vorzuschlagen. Als er auch während seines vorhin erwähnten Aufenthaltes zu Gotha einen solchen Auftrag aus Dresden erhielt, wo einer der Minister einen Cabinets-Secretär für sich zu haben wünschte, bat ich Engel: zu dieser Stelle mich in Vorschlag zu bringen. Unvorsichtiger Weise hatte ich nämlich in die „Beobachtungen über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Natur und Sitten“, welche der geistreiche, nun auch [am 20. Februar 1818] verstorbene Bürgermeister Jacobs — der würdige Vater meines späteren Schwagers, des großen Philologen, — 1774

zu Gotha herausgab, „Empfindsame Wanderungen durch die Redoutenzimmer“ einrücken lassen, worin ich selbst (unter dem Bilde des „Kranken“) vorkam,[1] wie auch manche andere Anspielung, besonders auf die noch frischen Vorgänge mit Louise Grimm, eingeflochten war. Dies hatte zu neuen Erörterungen, ja sogar zu Gesprächen am Hofe Anlaß gegeben, gelegentlich deren sich Herzog Ernst höchst mißbilligend über mich geäußert haben sollte. Wenigstens wurde mir dies erzählt; es kränkte mich heftig, und ich wollte Gotha durchaus verlassen. Allein Engel weigerte sich gradezu, mich nach Dresden als Secretär jenes Ministers zu empfehlen; je dringender ich bat, desto hartnäckiger wurde er. „Nein, nein!“ sagte er endlich fast heftig, „es wäre gegen meine Ueberzeugung.“ Und als ich ihn betroffen ansah, fuhr er merkwürdig prophetisch fort: „Der Grund ist, daß ich fest glaube: der Herzog wird Ihr Freund werden, sobald er Sie genau kennen lernt.“ Viele Jahre später, als der treffliche Mann auf einer theatralischen Entdeckungsreise [bekanntlich führte Engel mit Ramler längere Zeit die Berliner Bühne] wieder durch Gotha kam und mich besuchte, habe ich ihn an jene, inzwischen eingetroffene Weissagung erinnert, da er zu seiner aufrichtigen Freude sah, in wie vertrauten Verhältnissen ich zum Herzoge stand.

Vielleicht hatte Engel insofern leicht prophezeien, als er beobachten konnte, wie gütig mich schon damals Prinz August, Herzog Ernsts jüngerer Bruder, gelegentlich auszuzeichnen liebte. Die Anfänge meiner Bekanntschaft mit dem erlauchten Herrn fallen in jene frühe Zeit, und mit Freuden widme ich ihm ein Blatt dankbaren Gedenkens. Er war ein Freund der Dichtkunst, ein Verehrer Wielands, Herders und

[1] „Wanderschaft durch die Redouten-Zimmer“, a. a. O. Theil I, Stück 6, S. 94: „Der Kranke“. — „Ich kenne ihn wohl,“ heißt es daselbst; „ich habe keinen vertrauteren, keinen ergebeneren Freund auf dieser unseligen Kugel.“

Goethes. Von 1774 bis zu seinem Tode, der im Jahre 1806 erfolgte, würdigte er mich seines Umgangs, wie seines Briefwechsels. Zwar gilt dies vorzüglich von den ersten zwanzig Jahren, denn in den Zeiten der französischen Revolution trat durch die Verschiedenheit der politischen Meinungen (der Prinz stand auf Seite der Jacobiner) eine Abkühlung ein; aber diese verlor sich wieder in den letzten Lebensjahren des Prinzen August, in denen derselbe für mich völlig wieder der Gönner von 1774 wurde. Zweimal hatte er Italien bereist und von dort her ein warmes Gefühl für die bildende Kunst wie für die Musik mitgebracht. Obwohl er äußerst schwach und kränklich war, so überlebte er seinen herkulischen Bruder, den Herzog Ernst, doch um mehr denn zwei Jahre. Von Charakter war er, trotz mancher ausgeprägten Sonderbarkeiten, gutmüthig und sanft, so daß seine Leute ihn unaussprechlich liebten. Zwischen ihm und der geistreichen Gemahlin des Ministers von Frankenberg bestand eine edle, zartsinnige Freundschaft, die sich bis an seinen Tod nie verläugnet hat; Gotter, Adam Weishaupt und andere waren stets um ihn, und jeder durch Geist oder Talent ausgezeichnete Fremde, der nach Gotha kam, fand den Zutritt bei ihm offen, wie später in demselben Palaste Kunst und Talente von seinem Erben, dem Prinzen Friedrich, in fürstlicher Weise gepflegt wurden. In seiner Jugend hatte Prinz August vorzüglich die schönen Geister Frankreichs studirt, deren Sprache er vortrefflich schrieb, so daß er sogar mit Glück darin dichtete. Zuletzt aber lag er fast allein dem Studium der deutschen schönen Literatur ob. Es ist bedauerlich, daß von seinen französischen und deutschen Gedichten keine Sammlung erschienen ist; sein Name würde sonst einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern des Vaterlandes einnehmen. Auch Freimaurer war der Prinz, und Barruel hat ihn in seinen bekannten „Mémoires“ [1]

[1] „Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme“, 4 Bde., London 1797 fg.

ganz richtig bei seinem Illuminaten-Namen „Walther Fürst“ aufgeführt. Kurz vor seinem Tode gab er der Johannisloge Ernst zum Kompaß noch einen schätzbaren Beweis seiner Theilnahme, indem er ihr mit dem Drucke ihres neuen Liederbuches ein Geschenk machte; als damals vorsitzender Meister erhielt ich den Auftrag, ihm ein Exemplar und den Dank der Loge zu überbringen. Es war das letzte Mal, daß ich des liebreichen Empfanges des biedern Prinzen mich erfreute; sein Tod erfolgte bereits am 29. September. Er würde sein schönes Leben länger gefristet haben, hätte er ein milderes Klima aufsuchen dürfen, wozu ihm aber leider die Geldmittel fehlten, denn gewissenlose Rathgeber hatten sein ursprünglich beträchtliches Vermögen durch tolle Ankäufe und Bauten nach und nach stark geschmälert. So z. B. überredete man ihn, nach dem Tode des Grafen von Werthern, des Schwiegersohnes der Frau von Buchwald, der am 27. August 1790 starb, dessen Haus zu kaufen, weil kein anderer es bezahlen könnte. Nachher wurde ihm dasselbe um den zehnten Theil des Einkaufspreises wieder abgeschwatzt, und er bezog ein kolossales Palais, das nur zur Hälfte ausgebaut und dann durch wunderliche Nebengebäude vergrößert wurde. Dergleichen verschlang natürlich große Summen.

Wie erwähnt, verkehrte ich mit dem Prinzen August auch oft schriftlich. Seine Briefe an mich, soweit ich sie unter meinen Papieren noch verwahre, reichen vom Jahre 1776 bis zum 21. April 1785; ihr Inhalt betrifft meist grammatikalische Anfragen, oder Aufgaben aus der deutschen Sprachkunde, oder deutsche Gedichte, die er verfaßt hatte, und deren Kritik er von mir verlangte. Letztere durfte, ja mußte mit vollkommenstem Freimuthe abgegeben werden; ich habe demgemäß den fürstlichen Poeten oft nach meiner Ueberzeugung zurechtgewiesen, was er aber nicht nur in keinem Falle übel nahm, sondern worüber er sogar stets im höchsten Grade erfreut und dankbar sich äußerte. Diese Briefe des

Prinzen August an mich gehören unbedingt zu seiner Charakteristik, und um sein freundliches Bild abzurunden, gebe ich zum Schlusse dieses Abschnitts nachstehend einige Auszüge.

Der erste derselben, ein Beweis für des Prinzen rege Theilnahme an unserem Hoftheater, fällt in den ersten Winter nach dessen Beginn[1]. Merciers „Essighändler", gut übersetzt und durch Ekhofs Spiel als Dominique außerordentlich gehoben, war [am 20. November 1775] sehr beifällig gegeben worden; der Prinz lobte die deutsche Bearbeitung, wie Ekhofs Darstellung uneingeschränkt; letztere mit den Worten: „Der Künstler habe seinem Spiele so viel Einfachheit, Natur und Wahrheit gegeben, daß jedermann davon auf das lebhafteste habe bewegt und gerührt werden müssen." Den Beschluß machte ein Gedicht an den Übersetzer des Stücks; „empfange" begann es schwungvoll,

„Empfange den verdienten Dank
Für jede süßvergoßne Zähre,
Die gestern meinem Aug' entwich,
Als ich den alten Dominique
Durch Dich auf uns'rer Bühne sah!" u. s. w.

Der nächste merkwürdige Brief des Prinzen deutet auf dessen zwanglosen Verkehr mit Herder; mein hoher Gönner sandte mir, um mich für die Verzögerung einer gewissen Nachricht zu entschädigen, „die Abschrift eines Briefes des Herrn Herder, und die darauf erfolgte Antwort". In dem [vom 17. September 1780 datirten] Schreiben heißt es dann weiter: „Sie werden wissen, daß ein Baron von Monster den Tod seiner Schwiegermutter den beiden Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst notificirt hat; worauf er von ihrer gemeinschaftlichen Regierung oder Kanzlei eine sehr impertinente Antwort erhielt. Herr von Monster

[1] Vergl. Reichards Theaterkalender auf 1776, S. 29 fg. Der Übersetzer war unstreitig C. G. v. Helmolt, von dem eine Bearbeitung der „brouette du vinaigrier" 1776 bei Ettinger in Gotha erschien.

fordert den jüngeren (an Jahren), nämlich den von Bartenstein, heraus; dieser beruft sich auf seinen Stand und will sich nicht stellen. Herr von Monster schreibt wieder an ihn, giebt ihm zu verstehen, daß er ihn für einen sehr schlechten Menschen halten werde, und wiederholt (was ich vom ersten Briefe nach der Notification zu sagen vergaß): daß er diese Briefe werde drucken lassen, wenn er keine Antwort oder keine Genugthuung bekommen sollte. Bartenstein antwortet nicht wieder, und bekommt Schmähschrift auf Schmähschrift, ohne etwas von sich sehen noch hören zu lassen. Endlich, nachdem die Sache ein Jahr gedauert hat, läßt Herr von Monster in der That die sämmtlichen Briefe drucken, die mir Herder geborgt hat, und die ich wieder zurückgeschickt habe. In dem letzten Briefe des Herrn von Monster giebt er dem Fürsten ganz deutlich zu verstehen: daß, wenn derselbe sich nicht stellen werde, er, außer seinem kleinen Gebiete, nirgends sicher sein solle vor Begegnungen, wie sie ein Mensch zu erwarten habe, der sich nicht schlagen wolle. Nun zu den schönen Versen:

1.

Herder an mich.

Mit vielem Danke ausgerüst't,
Kommt endlich hier zurück Hr. Jacques le fataliste;
Auch kommt mit ihm anbei ein deutscher Reichsbaron,
Der mit dem Schillingsfürst auf seinem Pfenningsthron
Gar sonderbare Händel hat,
Und zieht um sein Land, und ruft von Stadt zu Stadt:
„Heraus, heraus, Herr Schillingsfürst!
Mich sehr nach Deinem Blute dürst't!"

Ha'n Ew. . . . gelesen dieses Werk,
So bitt' es zu verleih'n dem Herrn von Frankenberg.

W. d. 13. Sept. 1780.

Herder.

2.

Ich an Herder.

Es eilen Bartenstein und Schillingsfürst zurück;
Sie bringen tausend Dank, sie wünschen tausend Glück
Dem, der so gütiglich zur Leine sie beschieden;
Doch ruft ihr blasser Mund dem Feind vom Landesfrieden:
„Steck' ein! Steck' ein! Du Rittersmann!
Ich todt, nicht fromm regieren kann!"

Es danket für dies Werk
Das Haus von Frankenberk.
August Pz. S.-Gotha."

Der nächste Brief — vom 23. October 1780 — zeigt des Prinzen gute Laune selbst bei boshaften literarischen Angriffen:

„Man hat mir in einem Pasquille: ‚Les Procès des trois Rois' etc. etc. etc. betitelt, die Ehre erwiesen, mich zu einem ‚garçon cordonnier' zu ernennen. Indem fällt mir ein, daß vielleicht der Verfasser in Holland, wo er sich lange aufgehalten zu haben scheint, von einigen meiner Bekannten von meiner Beschäftigung mit schlechten Versen gehört haben mag. Hat er nun auch von Hans Sachsen gehört, daß er ‚ein Schuh-Macher und Poet dazu' gewesen ist, so kann ihm auch dieses Gelegenheit gegeben haben, mich zu einem Schuhmachersgesellen auszuersehen. Wer weiß, ob er nicht gar geglaubt hat, daß Hans Sachs einer meiner Vorfahren gewesen sei, der den edeln Trieb, Schuhe und Verse zu verfertigen, nicht habe unterdrücken können? Sit ut sit, so soll mich niemand in der Freude stören, die ich empfinde, wenn ich mir sage: daß ich gemeint sei, obgleich mein Taufname nicht dabei steht."

Unterzeichnet ist der Brief: „August der Schustergeselle". Ein andermal lautet eine Unterschrift: „August der Reimer".

Wie über das Verhältniß des Prinzen zu Herder, so

finden ſich auch über ſeine Beziehungen zu Goethe und Wieland in den Briefen an mich einige Andeutungen. „Dürfte ich Sie fragen", erkundigte ſich der Prinz bei mir am 20. März 1783, „ob Sie noch von mir die „Iphigenia" von Goethe in der Handſchrift haben?" Und nach der Schweiz, wo ich mich auf Reiſen befand, meldete mir am 2. Auguſt 1785 Prinz Auguſt das folgende, zu deſſen Verſtändniß man wiſſen muß, daß der Kammervirtuos Schlick meiner ſpäteren, damals noch als meine Braut bei ihrer Mutter in Weimar lebenden Gattin ſtark den Hof gemacht hatte. „Oberon-Wieland" — ſchrieb der Prinz — „iſt acht Tage, vom 9. bis 16. Juli, bei mir zum Beſuch geweſen und hat unter meinem Dache wie eine Schwalbe fürlieb genommen. Ihr Nebenbuhler, Mit-Liebhaber, Ufersmann (Rival) oder Gegenüferler, iſt mit ihm nach Weimar gereiſt, allein ohne die Schöne zu beſuchen, und ſein meiſter Aufenthalt war in Tiefurt bei der Herzogin Frau Mutter. Seit einigen Tagen iſt er ſchon wieder zurück und gedenkt in wenig Tagen oder Wochen ſeine Flügel nach Italien anzulegen, um die Mlle. Strina Sacchi als Madame Schlick hieher zu bringen und unſer Gefilde künftig zu allen Stunden mit ſüßen, harmoniſchen Tönen zu beſeligen. Der Gott der Liebe beflügele auch bald Ihre Ferſen zu Ihrem Rückfluge in unſere moraliſch und körperlich flachen Gegenden. Sie haben den berühmten Lavater kennen gelernt und wahrſcheinlich mit ihm der lachendſten Ausſichten, wo nicht in die Ewigkeit (die wäre zu früh für einen Bräutigam!), aber doch zuverläſſig in die Zukunft genoſſen. Ich wünſchte wohl, dieſen außerordentlichen Mann kennen zu lernen, zumal da ich ihn vor ſieben Jahren vergeblich in Zürich aufgeſucht, als er eben Geßnern nachreiſte, wie ich nachgehends erfuhr, denn damals ſagte mir ſein Bruder, der Arzt, er ſei zu einem Grafen nach Schwaben abgegangen. Wir leben hier ohne Ausſichten, in der größten Zimmermannſchen Einſam-

keit; mit mir geht es ſo gut, als es mit einem verdorbenen Uhrwerke gehen kann, das alle Augenblicke wieder in Oel geſetzt werden muß. Oft ſage ich mir, daß es bald ganz ablaufen wird, und wenn man ſich das ſchon ein paar Jahre heimlich ſagt, ſo gewöhnt man ſich an dieſen Gedanken, ſo gut als an einen anderen."

Damit kann ich meine Erinnerungen an einen vielfach merkwürdigen Mann ſchließen, der es wohl verdient, daß man ſeiner freundlich gedenke.[1]

[1] Möchte dieſes Gedenkblatt namentlich auch zum Verſchwinden des merkwürdigen Irrthums in der Goethe-Literatur beitragen, demzufolge Prinz Auguſt und Herzog Auguſt von Gotha vielfach zuſammengeworfen werden, wie dies z. B. Chr. Th. Musculus („Alphabetiſches Namenregiſter der in Goethes Werken, Taſchenausg. 1840, erwähnten Perſonen" S. 78) und nach ihm Anderen begegnet iſt. — Zu Goethes Aufnahme in Gotha gehört auch nachſtehender noch ungedruckter Brief des Dichters an Knebel: „So ſchläfrig ich bin, will ich Dir noch einen Grus ſchreiben. Dieſe Woche iſt mir's in Gotha ganz gut gegangen, laß Dir von der Stein, wenn Du willſt, was weiteres erzählen. Nächſtens mehr. Laß von Dir hören. — D. 11. Juni 80. G." (Das Original in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Im „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel" müßten dieſe Zeilen auf Seite 18 des erſten Bandes vor № 20 ſtehen, welche falſch datirt iſt.)

6.

Der Sommer, in welchem Seyler aus Weimar zu uns kam, 1774, war auch derjenige, in welchem ein nachmals im Vaterlande als Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspieldirector vielgenannter Mann die Bühne zum ersten Male in Gotha betrat: Gustav Friedrich Wilhelm Großmann aus Berlin. Seine Gastrollen, die er als bloßer Dilettant spielte, waren: Riccaut de la Marlinière (am 1. Juli) und Marinelli (am 9. Juli 1774). Nie werden diese Charaktere wieder so dargestellt werden, denn beide bildeten einen Theil von Großmanns Wesenheit. Sie lagen, so zu sagen, in ihm. Ein halbes Jahr etwa später [am 17. November 1774] heirathete er eine junge, schöne, aus Gotha gebürtige Wittwe, Caroline Sophie Auguste Flittner, geb. Hartmann, deren Tochter erster Ehe in der Folge die wackere Künstlerin Friederike Unzelmann-Bethmann geworden ist. Gotter und ich, wir sangen Großmann das Hochzeitlied.[1]

Er war bald eine tüchtige Stütze der Truppe; sein Fach hieß damals dasjenige der „Escrocs, Stutzer und Juden." So um eine neue Kraft bereichert, bewährte das Theater trotz der heißen Jahreszeit je länger, desto mehr Anziehungskraft. Zu den vielen Fremden, welche durch den Ruf der Vorstellungen herbeigelockt oder wenigstens zurückgehalten

[1] Reichards Gedicht „An einen Schauspieler an seinem Hochzeitsfeste" erschien zuerst in der Clever Theaterzeitung, 1775. „Gekommen ist der frohe Tag," lautet der Anfang. Es dürfte das hier gemeinte sein.

wurden, gehörte auch der berüchtigte Rudolf Erich Raspe, der nach seiner bekannten Beraubung des Museums zu Cassel auf seiner angeblichen „italienischen Reise" in Gotha erschien.[1] Gefesselt von den schönen Augen der Madame Brandes, hatte er die Kühnheit, seiner That und der Nähe von Cassel zum Trotze mehrere Tage zu verweilen, als „Graf St. Germain" auf der Redoute zu prangen, Verse in dieser Maske an den Hof auszutheilen und in allen Gesellschaften sich feiern zu lassen. Unmittelbar nach seiner Abreise traf der Steckbrief ein, aber Rath Raspe war schon über alle Berge — mit ihm eine goldene Dose, welche ihm Prinz August für den Abbate Galiani zu Neapel[2] anvertraut hatte, die aber wohl schwerlich je an ihre Adresse gelangt ist.

Daß die Anwesenheit Seylers und seiner Truppe fruchtbringend auf meine schriftstellerische Thätigkeit wirkte, kann wohl nicht überraschen. Es war die Zeit, in welcher die Monodramen „Ariadne auf Naxos" und „Medea", sowie die Bendaschen Singspiele Epoche auf der Bühne machten; meine ersten Versuche bewegten sich in gleicher Richtung. Ich begann damit, „das redende Gemälde" unter Beihilfe des Kapellmeisters Schweizer in deutschen Reimen Gretrys Musik unterzulegen. Zwar hatte man von Gretrys Operetten schon Uebersetzungen von André und Faber; Arbeiten, mit denen der Schauspielprinzipal Marchand am Rheine großes Glück machte. Allein zu Gotha verlangte man doch minder holprige Verse, und so entstand meine Übersetzung, auf welche nach und nach „Zemire und Azor", „der Freund vom Hause", „die Freundschaft auf der Probe" und einige

[1] Vergl. Brandes: „Meine Lebensgeschichte" (Berlin 1800) Bd. II, S. 184 fg.; für die bez. Verhältnisse als Quelle überhaupt hiehergehörig. Brandes erzählt trocken, aber glaubwürdig.

[2] Über Galianis Beziehungen zum Prinzen August: H. v. Thümmel, Beiträge zur Kenntniß Altenburgs, S. 66.

andere folgten. Sie sind nie gedruckt worden,[1] aber durch Abschriften an mehrere Schauspieldirectionen gekommen. Die Übersetzung des „redenden Gemälde" wurde mir von der Prinzessin Louise, Schwester des Herzogs Ernst, aufgetragen; einer Dame, welche die französische Literatur vorzüglich liebte, feinen Geschmack mit feinen Gefühlen verband, überhaupt den Geist und die Richtung ihrer Mutter besaß, eben deßwegen aber mit ihrer erlauchten Frau Schwägerin nicht im Einklang lebte. Sie war mit meiner Arbeit mehr zufrieden, als ich selbst, und ich würde mich gewiß ihrer Gnade zu erfreuen gehabt haben, wäre nicht bald darauf [am 5. Februar 1776] ihr Tod erfolgt.

Die wichtigste meiner durch Seylers Eintreffen angeregten literarischen Unternehmungen, und der ich einen Theil meines schriftstellerischen Rufes verdanke, ist jedoch unstreitig der „Theater-Kalender"; das erste deutsche Product dieser Art. Er hat viele Nebenbuhler und Nachahmer gehabt, doch er hat sie alle überlebt. Den Standpunkt, aus welchem ich ihn beurtheilt sehen wollte, und aus dem er auch beurtheilt worden ist, gab gleich die erste Vorrede an: „Wir haben" sagte ich darin, „sehr wenige Schriften über das deutsche Theater; und diejenigen, die wir besitzen, sind entweder zur allgemeinen Lectüre zu einseitig, oder zu kritisch. Im gegenwärtigen Werke hat man eine solche zu sammeln gesucht, die für den Künstler und den Liebhaber der Kunst gleich brauchbar sei, und in Etwas den Mangel einer allgemeinen Bühne durch ein Ganzes von Nachrichten ersetzen helfe; da jene, bei der politischen Verfassung von Deutschland, vielleicht auf immer ein Unding bleiben muß". Und wenn man von der Dauer eines Werkes auf dessen günstige Aufnahme schließen darf, so kann dieser Kalender von sich rühmen, daß er von 1775 bis 1800, dem Jahre, in welchem

[1] Aus zwei ungedruckten Singspielen von Reichard Lieder im Gött. Mus.-Alm. 1777, S. 81 u. S. 119.

ich alle meine periodischen Schriften schloß, fortgelebt hat. Ohne unbescheiden zu sein, glaube ich selbst wohl von ihm sagen zu dürfen, daß er ein nützliches und brauchbares Handbuch für alle in Deutschlands Ländern zerstreut umherirrenden Schauspielertruppen gewesen sei. Daß der Theater-Kalender viel gelesen wurde und Einfluß hatte, bewiesen mir die zahllosen Zuschriften, Bitten, Beiträge und Zumuthungen mancherlei Art, womit ich von Amsterdam bis Temesvar, von Petersburg bis Basel jährlich gradezu überschwemmt wurde. Selbst die Drohung eines Injurien-Prozesses zog er mir einst von einem gezüchtigten und deßhalb wüthenden Schauspieler-Stümper zu.[1]

Ein anderes mit Beifall aufgenommenes Unternehmen war das „Theater-Journal", welches aber erst 1777 anfing und bis zum zweiundzwanzigsten Hefte fortlief, mit dem ich es endigen ließ. Zu den ersten beiden Heften [I, 17 fg., II, 101 fg.] steuerte Klinger Bruchstücke aus seinem Schauspiel: „Pyrrhus' Leben und Tod" bei, das damals noch Handschrift war. Manchem, der mit den Honoraren jetzt florirender Schriftsteller vertraut ist, wird es vielleicht unglaublich dünken, wie wenig ich jedesmal für ein so gesuchtes und vielgelesenes Taschenbuch, wie der Theaterkalender es war, von dem Verleger Ettinger erhielt. — Fünfundzwanzig Thaler! — — —

Unterdessen war Seyler am 29. September bis zum 4. November 1774 mit seiner Truppe in Leipzig zur Messe gewesen; dort hatte ihn das Anerbieten des Herzogs Ernst getroffen, zunächst auf ein Jahr dauernd nach Gotha zurückzukehren, auch eintretenden Falles (wenn nämlich ein Landtag ausgeschrieben werden sollte) in Altenburg zu spielen

[1] Vergl. die Vorrede zu Reichards Theaterkalender auf 1779, desgl. diejenige zum Kal. auf 1793. Außerdem: „Annalen des Theaters," Berlin 1794, Heft [illegible], S 107 fg., den Aufsatz: „Er findet sich, wo man ihn nicht gesucht hätte."

und dafür wöchentlich 115 Thaler sächsisch fest zu erhalten. Während der beiden Messen durfte Seyler überdies mit seiner Gesellschaft nach Leipzig ziehen. Auf diese Vorschläge war der Prinzipal eingegangen, und so begann er seine Vorstellungen auf's neue in Gotha am 8. November 1774 mit zwei Lustspielen; Ostern 1775 ging er, wie es ausgemacht worden, nach Leipzig, kehrte hierauf wieder nach Gotha zurück und wollte später dem Hofe noch auf den Altenburger Landtag (der inzwischen wirklich ausgeschrieben war) folgen, aber mit Ablauf seines Contractes (2. September 1775) Gotha gänzlich den Rücken kehren, um Leipzig und Dresden zu den Mittelpunkten seiner Thätigkeit zu machen. In diesen bedeutenden Orten hoffte er größeren Gewinn für seine Kasse zu finden. — Nun war aber in Gotha dem Hofe wie dem Publikum aus der Stadt durch die bereits ein Jahr dauernde Anwesenheit dieser vortrefflichen Gesellschaft das deutsche Schauspiel zum Bedürfniß geworden, an dessen Entbehrung Hoch und Niedrig nur mit Schrecken dachte. Auf der anderen Seite hatte ein großer Theil der Schauspieler durch die zuvorkommende und gefällige Aufnahme, welche sie in allen Kreisen — des Hofes, wie der Stadt — gefunden, und durch die gastfreie Geselligkeit, welche in dem kleinen Orte einheimisch war, Gotha sehr lieb gewonnen, so daß der Gedanke einer Trennung und des Tausches seines gesitteten Parterre gegen ein stürmisches großer Städte, wie sie es soeben wieder in Leipzig kennen gelernt hatten, ihnen höchst widrig erschien. Da ich mit den meisten dieser Künstler auf vertrautem Fuße stand, so machten sie gegen mich kein Hehl daraus, daß sie mit beiden Händen den geringsten Anlaß ergreifen würden, für immer in Gotha zu bleiben. Nach einem Gespräche dieser Art mit einigen aus dem Künstlervölkchen — es war im Juni 1775 — fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie ja nichts leichter sei, als diese Mißvergnügten (zu denen Ekhof, Böck und Frau, Koch und Frau, die

Mecour, — kurz, lauter Vertreter der ersten Rollenfächer gehörten) mit Subjecten zu vermischen, die man von anderen Bühnen verschriebe, um so ein neues Zusammenspiel zu gründen, welches, als ein von jeder Privat-Entreprise unabhängiges Hoftheater, unmittelbar unter fürstlicher Leitung stände. Noch am nämlichen Abend brachte ich einen Plan zu Papier, der die Leichtigkeit der Ausführung, die Wege zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel nebst den verschiedenen, bei der inneren Einrichtung der Leitung wie des Theaters selbst zu beherzigenden Punkten so bündig wie möglich auseinandersetzte. Mit dieser Denkschrift wanderte ich am nächsten Morgen in aller Frühe zu meinem vortrefflichen Gönner, dem Consistorialpräsidenten Klüpfel, der hoch erfreut war über meine Vorschläge. Er billigte den Plan durchaus, las meine Arbeit sogleich, ergriff die Feder, änderte als praktischer Kenner der Verhältnisse manches, setzte anderes hinzu und trug mir dann auf: ihm die Denkschrift, nach diesen Fingerzeigen umgearbeitet, noch am nämlichen Nachmittage zu bringen, damit er sie Abends dem Herzoge vorlegen könne. Die vier Hauptpunkte jenes Planes betrafen: 1) die Zusammensetzung des neuen Hoftheaters; nämlich größtentheils aus den Mitgliedern der Seylerschen Gesellschaft; 2) die Leitung; welche aus zwei Personen unter der Oberdirection des Hofes bestehen sollte: einem Gelehrten, der zugleich die Stelle eines Theaterdichters und Kassierers versehe und zu dessen Wirkungskreise alles gehöre, was in's Fach der Literatur und Oekonomie einschlage; und einem verdienten Schauspieler, dem die Austheilung der Rollen, die Aufsicht über die Vorstellungen, kurz, die eigentliche Theater-Polizei obliege; 3) die Geldmittel. Der Herzog sollte neben den Summen, die er seither der Seylerschen Gesellschaft bewilligt, noch das Risico der Ausgaben auf sich nehmen, insofern diese, den zeitherigen Erfahrungen entgegen, durch die Einnahmen nicht gedeckt würden; 4) eine Pensions-

Anſtalt für verdiente Mitglieder, als Aufmunterung zu gutem Betragen, und beſonders auch für den Fall, daß das Hoftheater etwa einmal aufgelöſt werde. (Von dieſer Penſions-Anſtalt hat ſpäter, beim Schluſſe der Bühne, nur Ein Mitglied, Madame Boeck, Gebrauch gemacht; nach ihrem Tode iſt ihre Tochter in den Genuß des Gnadengehaltes eingetreten, obwohl ſie erſt 1778, nicht lange vor der Auflöſung des Inſtitutes, debütirt hatte.) — Dieſen Plan überreichte Klüpfel dem Herzoge, und ſchon am nächſten Morgen bekam er ihn mit einem ſehr gnädigen Handbillete zurück, welches er mir mittheilte. Der Herzog billigte alles, wollte aber, der Rechtlichkeit ſeiner Denkungsart gemäß, jeden Schritt durchaus vermieden wiſſen, der einem heimlichen Abdingen der Schauſpieler auch nur im mindeſten ähnlich ſehe. Ausdrücklich war verlangt, daß Klüpfel mir dieſes eröffne und meine Vorſchläge darauf entgegen nehme. Dies iſt Thatſache, und ihre Mittheilung widerlegt wohl hinlänglich alles Falſche, welches man über die Gründung des Hoftheaters vielfach verbreitet hat.

Klüpfels Mittheilungen veranlaßten mich zu einem neuen Aufſatze in Form eines „Nachtrages," deſſen Entwurf, mit des Conſiſtorialpräſidenten Zuſätzen und Verbeſſerungen, vor mir liegt. Nachdem einige denkbare, jedoch minder empfehlenswerthe Mittel zur Erreichung des Zweckes erwähnt ſind, fährt der „Nachtrag" folgendermaßen fort: „Der dritte Weg, den ich nun vorſchlagen will, ſcheint mir der leichteſte und gradeſte. Der Hof müßte öffentlich verlauten laſſen: daß, wenn Herr Seyler von hier weggehen ſollte, man geſonnen ſei, eine eigene Hofſtruppe zu errichten. Man könnte auch dieſes Vorhaben Herrn Seyler bei ſeiner Zurückkunft" (er war wegen ſeines ſächſiſchen Engagements in Dresden) „ſelbſt zu erkennen geben, um alle Beſchwerden, zu welchen er ſich ſonſt veranlaßt ſehen möchte, auf einmal abzuſchneiden. — Der Erfolg einer ſolchen Nachricht würde ſein: ent-

weder, daß Herr Seyler selbst annehmbare Vorschläge machte, oder: daß wenigstens einer und der andere der hiesigen Schauspieler aus freien Stücken sich erböte, in herzogliche Dienste zu treten. Mit denjenigen, die auf diese Art hier blieben, sowie mit solchen, welche von anderen Truppen in Deutschland leicht könnten verschrieben werden, würde der Hof gar bald eine Schauspielergesellschaft bilden, die aus lauter erlesenen Leuten bestände. Gegen die Moral dieses Weges scheint mir so wenig einzuwenden, daß ich mich selbst seiner ganzen Ausführung unterziehen wollte. Herr Seyler weiß alsdann, um was es sich handelt; er ist Herr und Meister, sich seiner Leute zu versichern, und soll denn ein Hof nicht dasselbe Recht haben, welches jeder andere Principal hat, da z. B. morgen ein Brief aus Riga oder Hamburg Herrn Seyler jeden seiner Acteurs entführen kann, ohne daß er sich darüber mit Fug und Recht beschweren darf?"

Der hiermit vorgezeichnete Weg wurde in der That vom Hofe gewählt. Herr Seyler erklärte bei seiner Zurückkunft: „wie sein Engagement in Sachsen abgeschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen sei; wie er zwar voraussehe, daß mehrere Mitglieder seiner Bühne ihn verlassen würden, welches ihm allerdings schmerzlich falle; wie er sich aber schon zu helfen wissen werde." Hierauf meldeten sich von seiner Gesellschaft zu dem neuen Hoftheater: Ekhof; Anton Schweizer als Kapellmeister; Boeck und Frau; Meyer und Frau; Friedrich Koch und Frau, Franziska Romana, geb. Giranek; Madame Mecour, und Hönnicke. Als vorzügliche Künstler wurden sie sogleich engagirt, und auf Ekhofs Vorschlag von der Wäserschen, Ackermannschen, Heinrich Gottfried Kochschen[1] und Hamonschen Gesellschaft noch einige Subjecte verschrieben. Der Obermarschall von Studnitz bekam die Oberdirection, und mittels Reglements vom 17. Juli 1775 Ekhof die Leitung

[1] Der Principal war am 3. Januar 1775 gestorben; am 15. April ward die Truppe aufgelöst.

des Schauſpiels, ich diejenige des literariſchen Fachs und der Kaſſe.[1] Gegen die Uebernahme der letzteren proteſtirte mein kluger Stiefvater, als hätte er eine Ahnung gehabt von den mir ſpäter aus dieſem Theile der Geſchäfte erwachſenden Verlegenheiten; allein da er leider nur kurze Zeit ſpäter [am 12. April 1777] ſtarb,[2] ſo behielt ich die Kaſſe. Meine Hausfreundſchaft mit Seyler erkaltete durch die Errichtung der neuen Bühne; ebenſo wurde Gotter nach meiner Ernennung zum Director kühl gegen mich. Allerdings hatte er weit mehr Talente und mehr Einſicht, folglich mehr Beruf zu dieſem Poſten, als ich; allein da Klüpfel mir auf das beſtimmteſte erklärte: auch wenn ich die Leitung nicht übernähme, ſo würde des Herzogs Wahl aus gewiſſen Gründen doch nimmermehr auf Gotter fallen, ſo glaubte ich meinem eigenen heimlichen Wunſche nachgeben zu dürfen. Der Hof ging kurz darauf nach Altenburg[3] und kam erſt im Anfange des October 1775 zurück; vor ſeinem Abgange aber hatte ich die erſte, unvergeßliche Unterredung mit dem Her-

[1] „Herrn Director Reichards Incumbenz" ſ. in: „Ernſt der Zweite," von Dr. Auguſt Beck (Gotha, 1854) S. 439 fg., als „ſechſte Beſtimmung" des „Theater-Reglements" vom 17. Juli 1775.

[2] Er war geboren zu Querfurth am 20. März 1713.

[3] „Nachdem die Seylerſche Geſellſchaft vom Juni bis zum 10. Auguſt zu Gotha geſpielt hatte, mußte ſie dem Hofe zum Landtage nach Altenburg folgen, wo ſie ihre Vorſtellungen auf dem Schloßtheater mit der Operette „Die treuen Köhler" eröffnete. Die Herzogin hatte die Kleider nach Altenburgiſcher Tracht beſonders dazu machen laſſen .... Mit der Oper „Alceſte" ſchloß die Geſellſchaft den 15. Septbr. und Hr. Seyler ging von hier mit ſeinem geſchmolzenen Häuflein nach Leipzig; zu Altenburg geſchah die Trennung der beſten Glieder von ſeiner Geſellſchaft. Nach ſeiner Abreiſe ſpielten die „neuen Herzoglichen Schauſpieler" noch zwei Mal (18. u. 20. September), und den 21. gingen auch dieſe von Altenburg weg, aber nach Gotha zurück." (Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters, Juli bis Decbr. 1775; Berlin und Leipzig, 1776, Seite 65 fg. Ebenda auch das Verzeichniß der in Altenburg gegebenen Vorſtellungen.) Ekhof notirt: „Die Stücke vom 18. u. 20. Septbr. ſind von den zurückgebliebenen Gliedern geſpielt, und die Einnahme vom Herzog an dieſelben als ein Benefiz überlaſſen worden."

zog Ernſt. Damals begann ſein Zutrauen gegen mich, und eine Gnade, die bis zu ſeinem Tode, dreißig Jahre lang, ohne Veränderung oder Wechſel fortgedauert hat.

Ich ſaß auf der Bank einer Seitenallee und las; plötzlich erſchien der Herzog, um in einer anderen Seitenallee ſeinen Spaziergang zu machen. Unerwartet kam er herüber, blieb vor mir ſtehen, redete mich an, fragte nach meiner Lectüre und ſchlug mir endlich vor, mit ihm auf und ab zu gehen. Herzog Ernſt hatte, wenn er wollte, etwas ungemein Verbindliches, Artiges und Gewinnendes in ſeiner Art, in ſeiner Stimme, ſeinen ſchönen, guten Augen, ſeinem ganzen Weſen, das ſogleich Zutrauen erwecken und für ihn einnehmen mußte. So war er an dieſem Tage, ſo war er am nächſten, auf den er mich wiederbeſtellt hatte. Bald fühlte ich mich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, und da er bei ſeiner Rückkehr von Altenburg dieſelbe Güte, dasſelbe Wohlwollen mir auf's neue bewies, ſo räumte die Gewohnheit des täglichen Sehens und Sprechens — denn nun war ich ein für alle Male zur beſtimmten Stunde zum Spaziergang befohlen — immer mehr Zurückhaltung unter uns hinweg. Vor den Augen der Welt blieb er äußerlich immer mein Fürſt und Herr; war ich allein mit ihm, ſo erſchien er mir nur als wohlwollender Biedermann, bei dem jede Stunde neue Kenntniſſe, neue Einſichten oder neue Züge des edelſten aller Herzen enthüllte. Er ſchien es herauszufühlen, daß ich in ihm den Menſchen liebte, und daß es nicht der ihn umgebende fürſtliche Glanz war, der mich an ihn kettete; wenigſtens würdigte er mich ſeines Vertrauens bald in ſeltenem Grade. Viele, die mich täglich mit dem Herzoge auf und abgehen ſahen, kamen zu mir mit Anträgen oder Bittſchriften. Immer habe ich ſolche Leute an den Weg Rechtens verwieſen. Nur einmal machte ich eine Ausnahme, und zwar bei folgendem Falle. Ein Metzgermeiſter meiner Vaterſtadt bereitete ſeine Cervelatwürſte ſo vorzüglich, daß ſie nicht allein in

Gotha selbst, sondern auch im Auslande sehr gesucht wurden; alljährlich machte er beträchtliche Versendungen davon, namentlich nach Berlin. Das erregte den Neid der übrigen Metzgermeister; sie reichten eine Beschwerde ein, daß Jener ihnen den Ankauf der Schweine erschwere und vertheuere; es werde daher darauf angetragen, daß ihm jährlich nur eine bestimmte Anzahl von Schweinen zu schlachten erlaubt werden möge. Die Stadtbehörde hatte diese krasse Forderung bewilligt, und nun brachte die Frau des bedrängten Meisters mir eine Bittschrift, erzählte mir unter Thränen die Thatsache und bat mich, solche dem Herzoge vorzutragen. Ich gab ihr die Bittschrift zurück und rieth, dieselbe in einem Vorzimmer des Schlosses dem ersten besten Kammerdiener zu weiterer Beförderung abzugeben, die einem Befehle des Herzogs zufolge allemal sofort zu geschehen hatte. Die willkürliche Hemmung des Gewerbfleißes eines geschickten Meisters war mir jedoch so unerhört vorgekommen, daß ich mich nicht enthalten konnte, noch in derselben Stunde auf dem Spaziergange dem Herzoge den ganzen Hergang mitzutheilen. Er fand ihn gleichfalls unstatthaft, und da er bei seiner Heimkehr die Bittschrift erhielt, so rathschlagte er alsbald mit dem Kanzler von Studnitz (einem Verwandten des Obermarschalls); die Folge war die Zurücknahme der tadelnswerthen Beschränkung. So trug ich mittelbar dazu bei, daß der Absatz der Gothaischen Cervelatwürste nicht unterbrochen wurde, deren Ruf sich seitdem so befestigt hat, daß sie noch jetzt vom Auslande stark gesucht und durch die jährliche Versendung von vielen hundert Centnern ein sehr einträglicher Handelsartikel geworden sind.

Der soeben erwähnte Kanzler, Minister Ernst August von Studnitz, war wegen seiner Rechtlichkeit und strengen Unbestechlichkeit allgemein hochgeachtet. Auch gegen sich war er strenge. Einst hatte er Ettinger, als dieser noch Dieterichscher Faktor war, über einen vermeintlichen Rechnungsfehler hart angelassen. Fühlte sich auch der Gescholtene gänz-

lich unschuldig, so wagte er gleichwohl nicht, gegen den erhitzten mächtigen Mann sich zu verantworten. Acht Tage darauf wurde Ettinger zu dem Minister gerufen, und zugleich befahl dieser, sein Büchsenspanner und sein Kammerdiener solle eintreten. Schon glaubte Ettinger, nun sei gar die Rede von einer Verhaftung, allein wie erstaunt war er, als der Kanzler sagte: „Ich habe Sie vor einigen Tagen mit Unrecht hart angelassen; ich erkenne das jetzt in Gegenwart dieser Leute an, und hoffe, Sie werden damit zufrieden sein."

Aber auch der Obermarschall Hans Adam von Studnitz, mein nunmehriger Chef, war ein Biedermann. In meinem Plane hatte ich für den literarischen und rechnungführenden Director des Hoftheaters kein Gehalt ausgeworfen; als die Stelle nun mir übertragen wurde, erklärte ich, daß ich sie, dem Wohle des Ganzen zu Liebe, gern umsonst verwalten wolle, wie es wirklich in den vier Jahren der Dauer des Theaters geschehen ist. Der Obermarschall, welcher die ganze Unterhandlung leitete, bot mir darauf einen Titel an; ich wählte denjenigen eines Bibliothekars, verbunden mit dem unbeschränkten Zutritt zur öffentlichen Bibliothek, aber ebenfalls ohne Besoldung. Diese Stelle entsprach durchaus meiner Neigung für Wissenschaft und Literatur. Titel und Zutritt wurden mir am 21. Juli 1775 bewilligt,[1] freilich bei heftigem Widerstande des greisen Oberbibliothekars, Hofrath Carl Julius Schläger. Dieser Gelehrte, gewiß einer der größten Numismatiker, die je gelebt haben, war als Privatmann ein hochfahrender, griesgrämiger und übellauniger Pedant — an Unausstehlichkeit ganz das würdige Seitenstück zu einer höchst widerwärtigen Gattin. Auch diese war, wie

[1] „Lediglich" (so heißt es in dem betreffenden Rescripte) „zu seiner — Reichards — eigenen Instruction und Habilitirung zu denjenigen Verrichtungen, zu welchen Wir ihn jetzt und künftig weiter zu gebrauchen beabsichtigen; also waltet auch kein Bedenken, daß ihm die Schlüssel zu der Bibliothek ausgehändigt werden." (Beck, Ernst der Zweite, S. 211.)

Schläger, kriechend gegen Vornehme und mißhandelte ihre Untergebenen. Beide Leutchen waren in seltenem Maße unbeliebt; ich war dabei, als die Hofräthin Schläger ihre jüngste Tochter, deren Pathe ein gelehrter Correspondent ihres Vaters, der Cardinal Quirini zu Rom gewesen, dem Abbé Raynal vorstellte. Da diese Tochter schon ziemlich bei Jahren war, so redete der Abbé sie „Madame" an. Die Mutter erinnerte: „das Kind" sei „noch unverheirathet;" — „Tant pis!" erwiederte der ungalante Franzose in einem so sarkastischen Tone, daß selbst einer Hofräthin Schläger der Muth zu einer Antwort fehlte.

Hatte es nun den Stolz Ehren-Schlägers beleidigt, daß ich ohne sein Zuthun die Stelle eines Unterbibliothekars erhalten hatte, oder sah er solche Stellen als eine Versorgungsanstalt für Schlägersche Schwiegersöhne an, wie er einen derselben schon bei'm Münzcabinet sich hatte beiordnen lassen — genug, er lief zum Herzog und protestirte feierlich gegen meine Ernennung. Zuletzt willigte er in dieselbe unter der Bedingung, daß ich nur „zweiter Unterbibliothekar," der soeben erst angekommene Sohn seines Freundes Hamberger aber „erster" werden sollte. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, wohl aber gegen eine zweite Schlägersche Bedingung: daß ich keine Schlüssel erhalten und kein Buch anders, als gegen Ausstellung eines Empfangscheins bekommen dürfe! Denn alsdann hätte ich durch meinen „unbeschränkten Zutritt" nicht mehr erlangt, als was jedem Gymnasiasten frei stand, während ich es mir doch gerade so schön gedacht hatte: mich in die Bibliothek einschließen und nach Herzenslust in den Bücherschätzen wühlen und studiren zu können. In Ansehung der Schlüssel mußte Schläger zuletzt nachgeben, und ich bekam sie bei meiner Verpflichtung; auch von dem unsinnigen Verlangen eines Empfangscheins für Bücher war nicht mehr die Rede. Wie groß war aber meine Entrüstung, als ich — nunmehr feierlich verpflichteter Unterbibliothekar —

bei nächster Gelegenheit von meinen mir offiziell übergebenen Schlüsseln Gebrauch machen wollte und entdeckte, daß sie allesammt nicht schlossen! Schläger hatte die Dreistigkeit gehabt, geschwind alle Schlösser heimlich ändern zu lassen. Der Obermarschall von Studnitz und Klüpfel, denen ich die Sache anzeigte, waren wo möglich noch entrüsteter als ich; der Herzog aber, gutmüthig wie immer, wünschte, daß man mit der Laune eines alten Mannes Geduld habe und keinen Lärm mache; er sorgte nur dafür, daß ich sofort mit neuen, brauchbaren Schlüsseln versehen wurde. Dergleichen kleinliche Bosheiten raubten mir jedoch meine Neigung für diese Bibliothek wie durch einen Zauberschlag; ich besuchte sie nur wenig und immer widerwillig. Als ich 1780 die Aufsicht über des Herzogs herrliche Privatbibliothek erhielt, ging ich gar nicht mehr hin.

So häßlich, ja, völlig unerhört der Hofrath Schläger mir den „Chef" zu zeigen beliebte, so gütig war der mir in theatralischen Angelegenheiten vorgesetzte Obermarschall von Studnitz immer gegen mich. Er ist es geblieben, so lange wir in dienstlichen Verhältnissen zu einander standen. Hofmarschall im vollsten Sinne des Wortes, war er nichts destoweniger ein Mann von durchdringendem Verstande und für sein Amt wie geschaffen. Der Glanz des damaligen Gothaischen Hofes ging wesentlich von ihm aus; die Anordnungen seines erfinderischen Geistes ragten immer durch erlesenen Geschmack hervor, sowie ihre Ausführung durch Geschwindigkeit und Pünktlichkeit. Es war ein vollendeter Weltmann, ein Freund der Geselligkeit und des Lebensgenusses, dem er treu blieb bis in sein hohes Alter, ja, bis zur Stunde seines Todes. Von alle den sonderbaren, schrullenhaften Einfällen und Launen, die dem Obermarschall durch den Kopf gingen, könnte man ein Buch schreiben. Einmal z. B. machte er an sich selbst das Experiment einer Hungerkur und strahlte vor Vergnügen, als er es dahin gebracht hatte: einige Wochen lang täglich nicht mehr, als ein halbes Loth Fleisch zu

verzehren. — Ein andermal reiſte er todtkrank mit eigenen Pferden nach Paris, genas daſelbſt und zwang nun ſeinen ſtockdeutſchen Kutſcher: ſich aus dem Gewirre der Straßen heraus und vor das Thor auf den Weg nach Deutſchland zu finden. Eine zweite Reiſe dieſer Art unternahm er unter ähnlichen kritiſchen Umſtänden noch im hohen Alter, allein diesmal erreichte er nur Kehl, wo er ſtarb, worauf ſein Körper einbalſamirt und nach Gotha zurückgeſchafft wurde, um hier in dem Grabe beigeſetzt zu werden, welches er ſich ſelbſt bei Lebzeiten in ſeinem Garten, den Fenſtern ſeines Wohnzimmers gegenüber, hatte bauen laſſen. Jährlich am Johannisfeſte, ſeinem Namenstage, der ihm, als einem alten Freimaurer, noch beſonders lieb war, ſollte dieſer Garten feſtlich erleuchtet, und ein von ſeinem Freunde, dem Oberhofprediger Stölzel gedichteter Choral abgeſungen werden, worauf die Hausarmen eine Spende erhalten ſollten. Dieſer teſtamentariſchen Beſtimmung iſt es aber ergangen, wie ſo mancher anderen: ſie iſt nie ausgeführt worden, die Probe abgerechnet, welche der Obermarſchall ſelbſt einſt in ſeiner Gegenwart von der Erleuchtung, dem Choral und der Spenden-Austheilung veranſtaltete.

Unterdeſſen war der Sommer 1775 verſtrichen; unſer Künſtlerhäuflein hatte ſich nach und nach verſammelt, und am 2. October 1775 wurde das Herzoglich Gothaiſche Hoftheater mit einem Gelegenheitsſtücke von mir: „Das Feſt der Thalia," (Muſik von Schweizer) und dem Trauerſpiel „Zayre," nach einer alten, von Ekhof etwas verbeſſerten Ueberſetzung[1] eröffnet. An dieſem Tage ſpielte Ekhof zum letztenmal den Orosman und zugleich den Luſignan; eine kleine Eitelkeit, die einem Schauſpieler von ſeiner Größe wohl zu verzeihen war.[2] Am 24. September 1779 endigte

[1] Wohl derjenigen des M. Joh. Joach. Schwabe, „Gottſcheds Altgeſellen", in des letzteren Schaubühne, II, 343 fg.

[2] Das Urtheil der Kritik müßte gegenwärtig anders, und zwar un-

dieſes Theater mit der Vorſtellung von „Medea“ und „Rache für Rache,“ nachdem nach und nach 48 Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ohne die Debütanten und Gäſte, dabei angeſtellt geweſen, und 176 Schau- und Singſpiele in 847 Vorſtellungen aufgeführt worden waren. Ekhof blieb Schauſpieldirector bis zum 16. Juni 1778, wo er ſtarb; nach ſeinem Tode übernahm Boeck dieſes Amt.[1] Wöchentlich wurde drei Mal geſpielt; die erſten Familien Gothas waren ſämmtlich abonnirt. Die Schauſpieler erlitten von ihren Gehältern einen kleinen Abzug, der in die Pen-

bedingt verdammend lauten. Luſignan (nur im 2. Acte der „Zayre“ auftretend, in welchem Orosman nicht beſchäftigt iſt) wird im Stücke (Act III, Sc. 6) bezeichnet als „alter Greis, den viele Jahre drücken Und der vor Alter ſtirbt“; laut II, 3 hat er „60 Jahr für Gottes Ruhm gekämpfet“ und „20 Jahr mit Feſſeln angethan“ im Kerker geſchmachtet. Er iſt alſo ein hinfälliger Achtziger; Orosman dagegen, Zayres Geliebter (ein Charakter, nach dem etwa Leſſing ſeinen Sultan Saladin gemodelt haben könnte, der aber am Schluſſe in den Othello umſchlägt), kann nur ungefähr 30 Jahre zählen. Indem nun Ekhof den Vater Zayres (das iſt Luſignan) und deren Geliebten zugleich ſpielte, führte er ein plumpes Effektſtückchen aus, welches mit der Kunſt gar nichts mehr gemein hat, ſondern nur als unwürdiges Blendwerk gelten kann — um ſo verwerflicher, als Ekhof ſich der Schädlichkeit ſeines Beiſpiels bewußt ſein mußte. „Quod licet Jovi“ u. ſ. w. iſt eine Ausrede, keine Entſchuldigung. (Vergl. „Konrad Ekhof“, Lebensſkizze, im „Neuen Plutarch,“ IV, 210 fg.)

[1] Die „Beiträge zur Lebensgeſchichte des Schauſpieldirectors Abt“ (Frankfurt und Leipzig, 1784) bezichtigen ſeine Tactloſigkeit, das Aufſliegen des Hoftheaters zu Gotha verſchuldet zu haben. Daſelbſt S. 62 heißt es: „Voll tiefer, wehmüthiger Gedanken über den nahen Tod des geliebten Prinzen (nämlich des Erbprinzen Ernſt) ſtand der Herzog am Fenſter; Boeck, der ſchon ein anſehnliches Gehalt hatte, trat herein und verlangte Zulage. Der Anführer des Schauſpiels ſetzte den ſonſt ſo gnädigen Fürſten in eine Mißſtimmung der Empfindung, daß Boeck ſogleich ſeinen Abſchied bekam und das ganze fixirte Theater aufflog.“ Daß dem Herzoge Ernſt „der Entſchluß plötzlich gekommen iſt“ beſtätigt auch Beck (Ernſt II, S. 343, woſelbſt wichtige Einzelnheiten aus den Acten über die Auflöſung des Hoftheaters), — ob aber der von Abts „Lebensgeſchichte“ angegebene Zeitpunkt richtig ſei, iſt mehr als zweifelhaft; Erbprinz Ernſt ſtarb faſt drei Vierteljahr ſpäter, als den Schauſpielern die ſchriftliche Kündigung ihrer Contracte zuging.

sionskasse fiel, aber nach Aufhebung des Theaters ihnen zurückgegeben wurde.[1]

Es würde mir nicht anstehen, dieses von mir mitgeleitete Theater wegen seiner Verdienste um die deutsche Bühne weitläufig herauszustreichen; aber unter so vielen, die zu Gotha durch Ekhof und Gotter ihre Bildung empfingen, muß ich doch Einen bedeutenden Künstler nennen: Iffland.[2] Schon seine ersten Rollen verriethen ein großes Talent der täuschendsten Nachahmung; es fiel ihm daher nicht schwer, sich Ekhofs Meisterspiel in so manchen Rollen eigen zu machen, die später stets mit besonderem Glück von ihm gegeben wurden, wie z. B. der „taube Apotheker." Als Anfänger, lebensfroh und lustiger Streiche voll, mißbrauchte er aber auch zuweilen diese Leichtigkeit der Nachahmungskunst, und das zog ihm manche Lection zu; die bitterste wohl von meinem Freunde Hendrich. Im Spiel mit der ersten Liebhaberin, Madame Neuhaus, welche für die Flamme des alten Hendrich galt, hatte einst Iffland auf der Bühne diesen ganz unverkennbar konterfeit. Aber noch am nämlichen Abend erhielt der allzu gewandte Kunstjünger einen Besuch von des Verspotteten Sohne, der, mit seiner herkulischen Faust Iffland bei der Brust fassend und gegen die Wand drückend, ihn ernstlich vor einem Rückfalle warnte — was Iffland sich gesagt sein ließ.

[1] Vergl. die „Nachrichten, das eingegangene Hoftheater zu Gotha betreffend," in Reichards Theaterjournal und von diesem herrührend — Stück 13 (Gotha 1780) Seite 55—71. — Wagenseils „Unparteiische Geschichte des Gothaischen Theaters," Mannheim 1780 bei Bender, giebt eine kurze, ruhige Darstellung, deren Einzelnheiten bemerkenswerth bleiben; u. A. ist gesagt: vor v. Lenthe sei noch v. Ziegler Intendant der Bühne gewesen. Ekhofs Directionsführung wird um seines „alten Theatergeschmackes" willen stark bemängelt.

[2] Als Reichard den Theaterkalender auf 1784 mit Ifflands Bildniß geziert hatte, schrieb der letztere (Mannheim, 6. Febr. 1784): „Ich wünschte, Sie wüßten, wie oft, wie dankbar ich mich des Instituts erinnere, dem ich es verdanke, wenn ich Ihrer Wahl einigermaßen entspreche."

Auch von zwei anderen, nachher bekannt gewordenen Schauspielern: Beck und Beil, wäre hier zu sprechen. Sie, wie andere ihrer Collegen, erlangten auf Gothas Bühne eine Vervollkommnung des Spiels, welche bei ihrer Ankunft keineswegs ihr Theil gewesen war, und die sie Vorbildern wie Ekhof, Boeck, Madame Starcke, Madame Mecour u. s. w. verdankten. Ekhof war wirklich der deutsche Garrick und ist bis heute noch unersetzt; am nächsten kam ihm wohl der berühmte Friedrich Ludwig Schröder. Als Mensch war Ekhof durchaus hochzuschätzen; ich habe mein Amt mit ihm in traulichstem Einverständniß verwaltet. Leider mußte ich Zeuge seiner in den letzten Tagen seines Lebens großen Geistesschwäche werden und die Flamme seines Genius erlöschen sehen, wie das Licht einer Lampe abstirbt.[1] Mit der Freimaurerloge wohnte ich seinem Leichenbegängnisse bei,[2] wie ich auch am 7. Juni 1778 auf der Bühne die Trauerfeier veranstaltete und die dabei gehaltene Rede[3] verfertigt habe, durch welche ich der Größe und dem langjährigen treuen

[1] Schon am 28. Novbr. 1777 notirt Ekhof: „'Die Nebenbuhler.' Wegen meiner Brustkrankheit Iffland den alten Baron Abslut gespielt. 1778. Febr. 11. 'Hamlet'. Zuletzt vor meiner Krankheit. — April 10. Urlaub auf 3 Monate genommen und nach Remstädt bei'm Schulmeister Gellert für 10 Thlr. eingezogen, aber nach 14 Tagen wegen meiner zunehmenden Krankheit wieder in die Stadt ziehen müssen. Die Direction ist ad interim Herrn Boeck übertragen." — Am 5. Juni 1778 brechen die Notizen ab.

[2] Trotz Beck, Ernst II, S. 341, kann nur „die Loge zum Rautenkranz" Ekhofs Begräbniß bezahlt haben. Dies hat Reichard an verschiedenen Stellen in seinen Notizen über Ekhof bestimmt gesagt, und wäre man auch geneigt, an einen Irrthum zu glauben, so würde sich dieser ganz gewiß nicht in Reichards „Logengeschichte" eingeschlichen haben, wo es S. 24 heißt: „Ekhof, der erste Meister und Stifter der □, starb so dürftig, daß die □ die Begräbnißkosten aus ihrem Schatz übertrug." Dem Ursprunge von Becks entgegenstehender Behauptung hat der Herausgeber vergebens nachgeforscht. Bemerkenswerth ist, daß Wagenseil (a. a. O.) Reichards Angaben über Ekhofs Begräbniß völlig beistimmt.

[3] Abgedruckt: Gothaer Theater-Journal, VII., im Nachtrag. Vergl. Literat. u. Theat. Ztg. (Berlin 1778) Jahrg. 1. № 26, S. 401 fg.

Wirken dieſes hochverdienten Schauſpielers die letzte Huldigung mit gebührender Wärme darzubringen mich befliß. Auf ſeinen Grabhügel wollte ich ſogleich eine Steinplatte legen laſſen mit der einfachen Zeile: „Hier ruht Ekhof;“ man rieth mir jedoch davon ab, um nicht auf dieſe Weiſe einem bedeutenderen Denkmale vorzugreifen.[1] Allein ein ſolches Denkmal iſt ausgeblieben;[2] auch der Baum iſt gefallen, der ſo freundlich den Hügel beſchattete, unter welchem der große Künſtler ſchlummert. Aber was keine menſchliche Laune nehmen oder geben kann, das iſt Konrad Ekhof zu Theil geworden: nämlich das Vorrecht ausgezeichneter Männer, daß ſein Name noch mit Ruhm genannt werden wird, wenn alle gleichgiltigen Denkmale längſt verwittert ſind. Im Frühjahr 1810 ſtand die berühmte Henriette Hendel-Schütz mit mir an Ekhofs nur mühſam aufgefundenem Grabeshügel; voll edlen Unwillens gelobte ſie den erſten reichen Ertrag einer mimiſchen Darſtellung zur Errichtung eines Monumentes für den dahingeſchiedenen Meiſter und Kunſtgenoſſen; aber auch dieſe Aufwallung blieb lediglich ein ſchöner Vorſatz.

[1] Im Jahre 1782 hat Reichard dennoch den einfachen Stein mit den ſchlichten Worten legen laſſen. Der Theaterkal. auf 1783 berichtet S. 324 die Thatſache mit den Worten: „Ekhofs Gruft bezeichnet ein freundlicher Baum; ein Unbekannter hat ihm einen platten, ſimplen Stein auf ſein Grab legen laſſen mit der Aufſchrift: „Hier ruht Ekhof.“ Was braucht das Gedächtniß eines berühmten Namens Denkmal?“ — Im Morgenblatt № 36 vom Sonnabend 10. Febr. 1810 S. 144 erzählt Reichard: „Der Baum iſt längſt von der Zeit ausgerottet, in deſſen Schatten Ekhof ruhte; die Steinplatte iſt auch nicht mehr vorhanden, die der Kriegsrath Reichard vor einigen 20 Jahren, nur mit dem Namen Ekhof bezeichnet, darauf legen ließ.“ Erſt an dieſer Stelle, in einem ohne Namensunterſchrift von ihm gedruckten Briefe, und 1810, mochte Reichard ſich zu der pietätvollen Handlung von 1782 bekennen, welche Jahre lang fälſchlich dem Herzog Ernſt zugeſchrieben wurde.

[2] Bis 1846, wo es durch des Coburgiſchen Regiſſeurs F. W. Kawaczynski Bemühungen zu Stande kam. Vergl. „Theaterzeitung“ 1846, J. J. Webers Verlag in Leipzig, № 30 vom 28. Octbr., S. 236.

Irre ich nicht,' so ist einmal von Ekhof gesagt worden: ihm sei alles, was auf das Theater und die Pünktlichkeit der Vorstellungen Bezug gehabt, so heilig gewesen, wie eine Kirche, und die Probe, wie eine Sakristei.[1] Jedenfalls ist dies buchstäblich wahr. Er konnte unglaublich böse werden, wenn irgend ein junger Schauspieler sich einen leichtfertigen Streich erlaubte, wie dies wohl mitunter geschah. So erinnere ich mich, daß bei der Aufführung des Trauerspiels „Soliman II." ein Schauspieler den Statisten, welche in einem pomphaften Aufzuge die Stummen vorstellten, eingeschärft hatte: zwei Finger der rechten Hand auf den Mund zu legen, damit jedermann sogleich erkenne, daß sie Stumme seien. Als Ekhof die Leute in dieser Positur anmarschiren sieht, ruft er ihnen aus der Vordercoulisse, seinem gewöhnlichen Standpunkte, von dem aus er den Gang der Vorstellung zu überwachen pflegte, mit gedämpfter Stimme ganz erschrocken zu: „Finger 'runter!" — ein Gebot, welches er, da es unbeachtet bleibt, bei dem zweiten Vorbeimarsche mit einem kräftigen Fluche wiederholt. Da antwortet der voranmarschirende, die Statisten kommandirende Unteroffizier zu seiner Rechtfertigung und zur größten Freude des Publikums im lautesten Baß: „Herr Director, wir sind ja Stumme!" — Zwei volle Tage habe ich zu thun gehabt, um Ekhof über diesen Scandal zu beruhigen und seinen Unwillen gegen dessen Anstifter zu besänftigen. Ueberhaupt sah ich sehr bald ein, wie das Amt eines Theaterdirectors nichts weniger als lohnend oder rosenfarben sei. Man muß Schauspieler und Schauspielerinnen dirigirt haben, um sich einen Begriff zu machen von den Prätentionen, den Cabalen, dem Neide, dem Kleinigkeitsgeiste und den zahllosen Kreuz-

[1] Der alte, zur Stranitzkyschen Truppe gehörende Schauspieler Bönike soll Vater dieses geflügelten Wortes sein; vergl. Reichards Theater-Kalender auf 1776, S. 119 und die „Chronologie des deutschen Theaters" (1775) Seite 44.

ſprüngen, wodurch die überwiegende Mehrzahl dieſer Herren und Damen — es giebt nur wenige ehrenvolle Ausnahmen! — wegen einer Rolle, wegen eines ſchwächeren oder ſtärkeren Beifallszeichens, ja, oft wegen eines halb oder ganz neuen Kleides ſich leiten, und zu denen ſie ſich hinreißen läßt. Das war beſonders der Fall bei einem Hoftheater, da jeder Einzelne dieſer wunderlichen Künſtler an dem oder jenem Großen einen Gönner hatte oder doch zu haben wähnte. Ganz beſonders ſetzte die Herzogin Charlotte durch ihre Freigebigkeit mit Kleidern und Schmuckſachen, welche ſie der einen oder anderen Lieblingsſchauſpielerin ſpendete, die Mißgunſt aller übrigen, zufällig nicht beſchenkten, in helle Flammen. Der Obermarſchall von Studnitz ſelbſt, — er, der mit muſterhafter Ordnung einen ganzen Hofſtaat lenkte — fand, daß dieſes weit leichter ſei, als ein Theater zu dirigiren, und mehrmals entlockte ihm der Mißmuth den derben, aber bezeichnenden Ausdruck: „er wolle lieber ein Sieb mit Flöhen hüten, als eine Schauſpielerbande.“ Unangenehme Auftritte gab es daher in Menge; ihre Schlichtung war meiſtens mein noch unangenehmeres Geſchäft. Einmal war ich genöthigt, Koch wegen eines groben Betragens verhaften zu laſſen, das er ſich in Gegenwart des alten Döbbelin gegen Ekhof herausnahm. Koch, der vom Balletmeiſter zum mittelmäßigen Schauſpieler geſtiegen und aufgebläht war von den Erfolgen ſeiner ſchönen, die erſten Rollen im Singſpiel darſtellenden, mit Recht allbeliebten Frau, drohte mit nichts geringerem, als mit der Betheuerung: „Er werde mich erſchießen.“ Ich hatte ihm antworten laſſen: ich würde ſelbſt Piſtolen zu mir ſtecken; als ich ihm nun am folgenden Tage auf der Gaſſe begegnete und aus Scherz in die leere Taſche griff, machte er ſogleich Kehrt und huſchte in einen Seitenpfad; auch beſann er ſich eines anderen und verlangte ſeinen Abſchied. Wohl wider ſein Erwarten wurde ihm dieſer gewährt; im letzten Jahre der Unternehmung kam er aber mit ſeiner

Frau gern wieder nach Gotha zurück, und beide traten in mehreren Lieblingsstücken als Gäste auf. Gegenwärtig sind die Kochs lange todt; der Mann starb am 19. Februar 1794 als — Kastellan des neuen königlichen Comödienhauses zu Charlottenburg bei Berlin.

Durch Ifflands glänzendes Beispiel aufgemuntert, strömten von allen Seiten junge Leute herbei, um sich der Bühne zu widmen und unter Ekhofs Augen ihre Laufbahn zu beginnen. Die meisten wurden abgewiesen. Dieses Schicksal traf auch den als Schriftsteller nachher rühmlichst bekannt gewordenen Carl Philipp Moritz, wie er selbst in seinem „Anton Reiser" [Theil IV, S. 49 u. fg.; namentlich 71] erzählt. Als er mich später einmal besuchte und mich im Scherz zur Rede stellte, daß ich ihn nicht einmal zum Souffleur oder Lichtputzer habe annehmen wollen, erwiderte ich: daß ich dafür seinen Dank erwarte, da er als Lichtputzer wohl schwerlich Italien gesehen haben und Rector am „grauen Kloster" geworden sein möchte. — Noch ist mir der Besuch zweier junger Elsässer aus guten Häusern gegenwärtig, welche voll überspannter Ideen von Schauspielerkunst und Schauspielerglück die weite Reise von ihrer Heimath nach Gotha ausdrücklich deßhalb unternommen hatten, um aus dem Munde des Herausgebers des „Theaterkalenders" Belehrung und Anleitung zu erhalten, wie und wo sie die theatralische Laufbahn, die sie einzuschlagen entschlossen waren, betreten könnten. Da dies aber 1779 passirte, wo ich bereits von meinem Ideal gewaltig zurückgekommen war, so schilderte ich ihnen das Schauspielerleben keineswegs von der einladendsten Seite. Die jungen Leute standen bestürzt und dauerten mich eigentlich, daß ich ihnen ein rauschgoldenes Blendwerk rücksichtslos als solches enthüllen mußte; dennoch empfand ich eine große innere Zufriedenheit, als sie mir endlich versprachen, wieder in den Schooß ihrer Familien zurückzukehren, welche sie heimlich verlassen hatten.

Zu den von mir geschilderten Schauspielerfehden gesellten sich noch mancherlei Umtriebe anderer der Bühne nahestehenden Personen. So hatte Georg Benda seit der Entstehung seiner trefflichen „Ariadne" und „Medea" sich ganz der theatralischen Musik gewidmet; Gotters seltenes Talent hatte im „Jahrmarkt," in „Romeo und Julie" und im „Walder" ihm herrliche Unterlagen für seine Kunst bereitet. Zwei dieser Singstücke waren schon gegeben worden; allein bei „Romeo und Julie" erlaubten sich die Verfasser Rollenvertheilungen und Singproben, ohne die Direction auch nur darum begrüßt zu haben! Bei meinem Widerwillen gegen allen Hader schlug ich darüber keinen Lärm; desto erbitterter war Ekhof, den es überhaupt wurmte, ein altes Lieblingsstück seiner Jugend in eine Oper verwandelt zu sehen, wie dies schon der Fall beim „Jahrmarkt" oder dem zum Singspiel umgemodelten „dankbaren Sohn" gewesen war. Am allermeisten verstimmt aber zeigte sich Schweizer, bei dem überdies etwas Neid über Bendas Beifall mit im Spiele sein mochte; eine Regung, welche ihm von Benda reichlich vergolten wurde. Es bedurfte der größten Rücksicht nach allen Seiten hin, um den Ausbruch der Glut, welche unter der Asche glomm, glücklich zu hindern.

Georg Benda, durch den Beifall seiner theatralischen Compositionen schwindlig geworden, träumte von großen Aussichten, die ihn zu Paris, Wien u. s. w. erwarteten. Er wähnte sich in Gotha zurückgesetzt und Schweizer mehr begünstigt; dazu kam, daß seit dem Tode seiner trefflichen Gattin seine Geldverhältnisse, besonders durch übertriebenes Lotteriespiel, zerrüttet waren. Er forderte daher seinen Abschied und erhielt ihn [am 20. März 1778] in schonendster Weise, denn man verlangte von ihm weder den Ersatz der Lücken im musikalischen Inventar der Hofkapelle, welche sich vorfanden, noch die auf einen solchen Fall vorbehaltene Zurückgabe der 1766 vom Hofe vorgeschossenen Kosten zu

ſeiner italieniſchen Kunſtreiſe. Er ging, fand ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, kam nach Gotha zurück und erhielt bis zu ſeinem Tode eine ſehr beträchtliche Penſion aus der Schatulle deſſelben Herzogs, dem er einſt den Dienſt aufgekündigt hatte. Er war ein wunderſamer Kauz, ſprüchwörtlich wegen ſeiner Zerſtreutheit. Als ſeine Frau geſtorben war, kam der Bediente zu ihm und erkundigte ſich, wem er, damaliger Sitte gemäß, den Todesfall anſagen ſolle? „Weiß Er nicht“ fuhr Benda ihn an, „daß ich mich um ſolche Dinge nicht bekümmere? Frag' Er meine Frau!“ —

Das Zuſammentreffen ſo vieler Unannehmlichkeiten, Kabalen und Fehden, wie ich ſie geſchildert habe, mußte bei den Betheiligten jede Liebe zum Theater nur zu bald erſticken. Als daher der Kammerherr von Lenthe, der nach des Obermarſchalls von Studnitz Abreiſe die Oberdirection erhalten hatte, in Folge der ſeit Ekhofs Tode immer höher geſpannten Forderungen gewiſſer Schauſpielmitglieder dem Herzoge im März 1779 anheimgab, das Hoftheater aufzuheben, ſuchte ich dieſen Vorſchlag mehr zu unterſtützen, als zu hintertreiben. Der Herzog hatte über die ewigen Zänkereien und Unverſchämtheiten der Comödianten, über die Schulden, zu denen ſeine Gemahlin durch ihre Geſchenke und Coſtüme für einzelne Actricen ſich hinreißen ließ, und die der Fürſt dann aus ſeiner Schatulle bezahlen ſollte, die Luſt an der Schaubühne endlich ſo vollkommen verloren, daß ich den ſonſt ſo zurückhaltenden Herrn einſt ſagen hörte: „Muſikanten (die ihn auch mit ihrer ewigen Unzufriedenheit oft geplagt hatten) und Comödianten, — eines iſt Pack, wie das andere.“ Auch konnte der unbefangene Zuſchauer ſich nicht verhehlen, daß in der jüngſten Zeit die meiſten neu angenommenen Schauſpieler die Lücken der abgegangenen nicht auszufüllen vermochten, und daß überhaupt das Perſonal — ſeit Ekhofs ſtarke Hand nicht mehr eiſern die Zügel

führte — ſich Vernachläſſigungen des Spiels zu Schulden kommen ließ, welche das Vergnügen der Vorſtellungen im höchſten Grade beeinträchtigten. In Folge davon wurde wieder das Publikum, welches in unſerer kleinen Stadt ohnehin immer daſſelbe war, mehr und mehr unzufrieden. Auch war man wohl durch die Länge der Zeit am Schauſpiel überſättigt; Wiederholungen eines Stücks wurden ſchwach beſucht, am liebſten hätte man es geſehen, wenn täglich eine neue Koſt (vorzüglich Singſpiele) aufgetiſcht worden wäre, was doch an jeder Bühne zu den Unmöglichkeiten gehört. Daher ſpielte man denn ſehr oft vor leeren Bänken, beſonders im Sommer; dieſes wiederum beſtärkte die Schauſpieler in ihren Nachläſſigkeiten. Als ich den [vom 18. März 1779 datirten] Befehl zur Aufhebung der Bühne bereits in der Taſche hatte und Abends in's Schauſpielhaus trat, wo eben „die Liebe auf dem Lande" vor ein paar Dutzend Zuſchauern auf unverzeihlich läſſige Weiſe abgeleiert wurde, dachte ich: „Wenn Ihr wüßtet, was über Euern Häuptern ſchwebt!" — Am anderen Morgen, nachdem ich die verhängnißvolle Bekanntmachung in Umlauf geſetzt hatte, ſtieg ich ſogleich zu Pferde und ritt auf's Land. Abends bei meiner Rückkunft erfuhr ich, daß mein Haus von Schauſpielern gradezu beſtürmt worden ſei, ja daß noch ein halbes Dutzend derſelben — darunter ſolche, die am lauteſten mit „auswärtigen Anerbietungen" geprahlt hatten, nun aber ſehr demüthig geworden waren — ſeit vielen Stunden in der Geſindeſtube auf mich warteten. Natürlich blieb es bei der getroffenen Allerhöchſten Entſchließung, mit der niemand zufriedener war, als die jungen Herren: ein Iffland, Beck und Beil, die nun dem Eintritte in eine neue Welt und in einen bedeutenderen Wirkungskreis mit Freuden entgegen ſahen. Der größte und vorzüglichſte Theil der Mitglieder begab ſich nach Mannheim, von wo zum Behufe ihres Engagements alsbald ein Abgeordneter eintraf; ſie wurden der Ruhm und die beſte

Stütze dieser neu errichteten Schaubühne. Die ansehnliche Garderobe, die zahlreichen Musikalien (darunter die Originale der Bendaschen Compositionen) und die starke Theaterbibliothek, welche auch den gesammten schriftlichen Nachlaß Konrad Ekhofs und mehr denn hundert nur handschriftlich vorhandener Schauspiele in sich begriff, sowie noch andere Requisite der Bühne wurden eingepackt und aufbewahrt; bis in die Anfangsjahre unseres Jahrhunderts sind sie unangetastet geblieben, nachher aber wurde auf die Erhaltung der Vollzähligkeit dieser Bestände nicht weiter geachtet, sondern Vieles daraus verborgt oder sonst verschleudert. Herzog Ernst erklärte 1779 bei der Aufhebung der Hofbühne, daß, so lange er lebe, nie wieder eine Schauspielergesellschaft sein Theater betreten solle; und da er dergleichen Erklärungen selten zu thun, aber desto unwandelbarer zu halten pflegte, so ist in der That das Hoftheater unter seiner Regierung nie wieder andauernd geöffnet worden, einige Liebhaber-Vorstellungen abgerechnet. Das war die traurige Endschaft einer Bühne, die einst vielverheißend begonnen und lange den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen, dann aber die billigsten Anforderungen nicht mehr erfüllt hatte. Das Hoftheater zu Gotha würde unzweifelhaft seinen Platz in der deutschen Bühnengeschichte dauernd behauptet und sich eines längeren Bestandes zu erfreuen gehabt haben, wäre es nicht alle vier Jahreszeiten hindurch auf das Einerlei und den engen Kreis eines kleinen Publikums beschränkt geblieben, und hätte es sich, wie später das Weimarische, welches jezuweilen nach Lauchstädt oder nach anderen Orten pilgerte, öfter vor fremden Kennern erfrischen und aufmuntern können — vor allem aber: hätte das Schauspielervolk selbst es zu ertragen vermocht, daß ein hochsinniger Fürst es dem Jammer des Umhervagabundirens entrissen und ihm zuerst eine Heimstätte und würdige Stellung eingeräumt hatte. Es gibt Naturen, die sich nur im Schlamme glücklich fühlen; leider gehörte

die überwiegende Mehrzahl der damaligen Bühnenmitglieder zu dieſen. Zu ſpät erkannten ſie, was ſie auf's Spiel geſetzt und muthwillig verſcherzt hatten; das eigenſinnig heraufbeſchworene Unheil hat auf mehr als Einem von ihnen nachmals drückend gelaſtet.

Was meine literariſche Thätigkeit für die Hofbühne betrifft, ſo bearbeitete ich außer den Ueberſetzungen jener Gretryſchen Operetten, welche ich bei Gelegenheit des „redenden Gemäldes" ſchon angeführt habe, noch mehrere franzöſiſche und italieniſche Originale. Zum Theil ſind ſie Handſchrift geblieben, zum Theil in den Sammlungen abgedruckt, die ich unter dem Titel: „Theater der Ausländer," drei Bände, Gotha 1779—81, und „Wälſche Bühne", ein Band, Berlin 1780, herausgab. Von dieſen Stücken hat ſich: „Sind die Verliebten nicht Kinder?" auch auf anderen Bühnen mit Beifall ſehen laſſen dürfen. Ein kleines Nachſpiel: „Nacht und Ohngefähr," nach einem italieniſchen Vorbilde, iſt ebenfalls gedruckt (Berlin 1779),[1] und zwar für ein Liebhabertheater, welches der Herzog Carl von Meiningen in ſeiner Reſidenzſtadt geſtiftet hatte. Dieſer Fürſt, ein liebenswürdiger Herr und guter Regent, war ein leidenſchaftlicher Schauſpiel-Dilettant, wurde bald mein Gönner und beehrte mich ſehr häufig mit ſeiner Correſpondenz in theatraliſchen Angelegenheiten. Oft mußte ich Rath und Anweiſung ertheilen; er hat mich ſogar zu dieſem Behufe zweimal beſonders nach Meiningen kommen laſſen.

An die Erwähnung dieſer theatraliſchen Richtung meiner literariſchen Thätigkeit knüpfe ich ſogleich einige Worte über meine periodiſchen Schriften, weil die Entſtehung derſelben

[1] Zuerſt: „Olla Potrida", 1779, I, 13 fg. „Der Plan iſt von „La Notte" des Marcheſe Albergatti Capacelli genommen." — Die „Olla Potrida" brachte auch (1778, IV, 206 fg.) „Die Ungetreuen. Ein Luſtſpiel in einem Aufzug von Reichard, aus dem Franzöſiſchen des Barthe; zum erſten Male aufgeführt auf dem Hoftheater zu Gotha, den 29. März 1776."

ebenfalls in jene Jahre fällt. Ich meine das „Journal de Lecture," die „Olla Potrida," und die „Bibliothek der Romane." Das erstgenannte begann 1775 unter Klüpfels Auspicien als „Nouveau Mercure de France," und dauerte nach dessen Tode, Dank der emsigen Mitwirkung des Barons von Grimm, zuletzt als „Cahiers de lecture" bis zum Jahre 1796 fort, wo es seine 21jährige Laufbahn endigte. Leuchsenrings nur zwei Jahre fortgesetztes „Journal de Lecture" gab mir die erste Anregung; ich erweiterte den Plan und verdanke diesem Unternehmen meine genaue Bekanntschaft mit der französischen Literatur, sowie meine Kenntnisse in dieser Sprache. Klingenden Vortheil hat mir diese in Deutschland damals einzige und selbst in Frankreich sehr gut aufgenommene französische Zeitschrift nicht gebracht; anfangs Selbstverleger, büßte ich viel dabei ein; dann übertrug ich den Verlag der Dessauer „Buchhandlung der Gelehrten," erhielt schöne Versprechungen und endlich — eine Rechnung, statt baaren Geldes. Dies bewog mich, das Unternehmen Ettinger zu überlassen, und zwar ohne weitere Bedingungen, als eine Anzahl Freiexemplare. Ein Gewinn für mich lag einzig darin, daß ich durch das „Journal" mit vielen ausgezeichneten Männern in Berührung kam, welche mir Arbeiten zum Einrücken sandten; mehr als einer dieser interessanten, bis dahin unveröffentlichten Beiträge von Autoren wie Graf Choiseul, Graf Fier, Graf Anhalt zu St. Petersburg, Johann Samuel Formey zu Berlin, Billerbeck u. s. w. wurden in unverschämtester Weise nachgedruckt. Erwähnen darf ich wohl auch, daß eingestandenermaßen mein Journal das „Musée de Paris" veranlaßte, mich zu seinem auswärtigen Mitgliede zu ernennen, worüber ich durch den Secretär la Blancherie eine Urkunde erhielt. Noch unter Napoleon wurde mir auch die Ehre der Mitgliedschaft bei der Akademie der Wissenschaften in Erfurt zu Theil.

Die in Berlin erscheinende Vierteljahrsschrift „Olla Potrida“ erlebte zweiundzwanzig Jahre, von 1778—1800; wie schon erwähnt: das Schlußjahr aller meiner Zeitschriften. Einer Grille des Verlegers zu Liebe führten die letzten Jahrgänge den Titel: „Lectüre für Reisedilettanten,“ um so zugleich als Fortsetzung der von Friedrich Schulz im Verlage eben dieser Buchhandlung herausgegebenen „Neuen Quartalschrift aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen“ zu dienen. Nach dem „deutschen Merkur“ war die „Olla Portrida“ lange Zeit das älteste deutsche Journal; dies beweist wohl, daß sie Liebhaber gefunden hatte. Für ihre Bearbeitung erhielt ich ebenfalls ein unglaublich geringes Honorar; ein gleiches war der Fall bei den ersten Bänden der „Bibliothek der Romane.“ Diese entstand 1773 nach dem Vorbilde der Pariser „Bibliothèque des Romans,“ und machte eine Sammlung von 21 Bänden aus, als sie 1794 geschlossen wurde. Die letzten Bände wurden mir etwas besser bezahlt, als die ersten, doch lediglich in Folge eines Zufalls. Mein alter Gönner, der Buchhändler Weygand schrieb mir gelegentlich: „ob mir bekannt sei, daß Himburg (der erste Verleger meiner Romanbibliothek) das Verlagsrecht an derselben für 800 Thaler Hartknoch dem Vater verkauft habe?“ Das fiel mir denn doch gewaltig auf, und ich folgerte: daß, wenn ein bloßes Verlagsrecht so hoch bezahlt werde, der Schöpfer und Herausgeber eines Werkes wohl auch auf bessere Vergütung Anspruch machen könne. In diesem Sinne wandte ich mich an den neuen Verleger, that eine höhere Forderung und erhielt fortan — fünfzig Thaler für den Band. Man berechne danach meine übrigen Honorare, — und doch handelte es sich um vielgelesene Erzeugnisse! Neben diesen drei Zeitschriften ist noch eine vierte zu nennen: „Aus den Papieren einer Lesegesellschaft,“ die 1787 begann, es aber nur bis zum dritten Bande brachte und 1789 endigte. Abgesehen von

dieſen Unternehmungen, deren Urheber und Redacteur ich war, habe ich noch Antheil an der „Literatur- und Theater-Zeitung“ meines Freundes Bertram zu Berlin; viele Aufſätze darin ſind von mir, z. B. im dritten Jahrgange: „Leben, Thaten und Meinungen eines deutſchen Schauſpielers.“ Ferner war ich Mitarbeiter an Wielands „deutſchem Merkur,“ Boies „deutſchem Muſeum,“ an Archenholz' Journalen, an v. Eggers „gemeinnützigem deutſchen Magazin,“ am Straßburger „Magazin für Frauenzimmer,“ am „Journal des Luxus und der Moden,“ der „blauen Bibliothek,“ den „Literatur-Zeitungen“ (aber nicht der Leipziger),[1] dem „Morgenblatt,“ den „Pandoren,“ dem „literariſchen Wochenblatt,“ der „Staatszeitung,“ der „Zeitung für die elegante Welt“ und noch einigen anderen.

Zur Zeit des Hoftheaters wurde in Gotha auch die erſte geſchloſſene Männergeſellſchaft gebildet: der „Clubb,“ aus welchem ſpäter viele ähnliche Geſellſchaften hervorgingen, die er aber alle überlebt hat. Ich zählte zu ſeinen Stiftern, und Herzog Ernſt war ſo gütig, mich bei dem Entwurfe der Satzungen zu unterſtützen. Lange war ich Vorſteher; nun bin ich von 19 Stiftern der einzige Ueberlebende. Ein zwangloſer Geiſt zeichnete den „Clubb“ aus; nutzbringend waren auch die mannichfachen Spenden, die er Hilfsbedürftigen zuzuwenden pflegte; eben ſo hat er ſich durch Gründung des Caſino Verdienſte um die geſelligen Vergnügungen Gothas erworben.

Meine lieben Mitbürger ſind ein lebensluſtiges, dabei wetterwendiſches Völkchen; es iſt daher kein Wunder, wenn gegenwärtig mehr als ein Dutzend Nachahmungen des „Clubbs“

[1] Laut Recenſentenverzeichniß der Jenaer „Allg. Literat. Ztg.“ war Reichard für die Beſprechung von Reiſen und ſtatiſtiſchen Länderbeſchreibungen angenommen. Als Eichſtädt am ?. April 1804 Reichards erſte Recenſionen an Goethe ſandte, bemerkte dieſer: ſie ſeien „ſehr gut und zweckmäßig“. (Vergl. Goethes Briefe an Eichſtädt; herausgegeben von W. v. Biedermann; Berlin 1872, S. 75 u. 255).

zu zählen sind, darunter die verdienstvolle „Steinmühlen-Gesellschaft," der Gotha die ersten Flußbäder, das erste Vauxhall und ein Theater verdankt, welches Jahre lang der Volkszahl, so wie (durch geringe Eintrittspreise) dem Vermögen der Theilnehmer entsprach, bis C. M. von Webers Oper „Der Freischütz" erschien. Da war auf einmal das Alte nicht mehr gut genug, und eigens dieser Oper zu Liebe sann man durch Erbauung eines neuen, großen Schauspielhauses auf die Rettung von Gotha als Residenz, unerachtet dieser „Freischütz" und sein Beifall eine völlig neue Erscheinung in der Bühnengeschichte ist! Ich habe mich daher weislich von der Actienzeichnung fern gehalten, da ich aus großen Schauspielhäusern niemals Segen für die Unternehmer erblühen sah.

Bevor ich die Jahre von 1775 bis 1779 weiter verfolgte, hatte an dieser Stelle meiner „Erinnerungen" ursprünglich eine zusammenfassende Schilderung des Herzogs Ernst II. Platz finden sollen, dieses als Fürsten, Menschen und Gelehrten gleich ausgezeichneten Mannes. Bei dieser Gelegenheit wollte ich den Aufsatz erweitern, welchen ich für Bertuchs „Ephemeriden"[1] über den Herzog verfaßt habe; ich verzichte jedoch darauf, alle Einzelzüge zu einem voranzuschickenden Gesammtgemälde des edlen Fürsten zu verbinden, da ich seiner ohnehin immerfort gedenken muß; namentlich aber, weil schon im Jahre 1818 ein Jugend- und Zeitgenosse des Herzogs mir zuvorgekommen ist. Ich spreche von dem Prachtwerke „Historische, statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg; herausgegeben von Hans von Thümmel, Herzogl. Sächs. Geheimrath, Minister" u. s. w., welches nicht für den Buchhandel, sondern nur

[1] Allg. Geograph. Ephemeriden, Bd. 19, St. 1: „Herzog Ernst II. als Gelehrter und Beförderer der Wissenschaften;" auch besonders abgedruckt, Weimar 1806, 16 S. 8°.

für Freunde mit einer Menge von Karten, Portraits, Facsimiles u. s. w. erschienen ist, und woraus die Zeitblätter interessante Züge des „mildgerechten" Herzogs Ernst begierig abgeschrieben haben. Thümmel hat, wie in dem ganzen Buche, so namentlich in dessen Schlusse, mit der Charakteristik des Herzogs Ernst [S. 69—112] eine durchweg vorzügliche Arbeit geboten, einige wenige Stellen über den Herzog ausgenommen, hinsichtlich deren meine Ueberzeugungen und Ansichten schlechterdings von den seinigen abweichen, die dort (z. B. bei Schilderung der „Mystischen Epoche") nach irrigem Hörensagen niedergeschrieben sind. Das Bild Ernst des Zweiten als Jüngling, Mann, Fürst, und in allen seinen Privat-, Familien- und Herrscherbeziehungen ist in der genannten Schrift mit einer solchen Verehrung, Liebe und Treue gemalt, daß ich nichts hinzuzufügen habe und hocherfreut war, als der Verfasser den Vorsatz fallen ließ, dieselbe erst nach seinem Ableben erscheinen zu lassen. Sechs Jahre nach der Veröffentlichung jenes werthvollen Werkes, am 1. März 1824, starb Hans Wilhelm von Thümmel, 80 Jahre alt. Schon 1817 hatte er — ob aus freien Stücken? — sein Amt als Minister niedergelegt und widmete sich seitdem ganz der Schriftstellerei, welche — namentlich in „Elysium und Tartarus" — etwas bitter wurde; auf Zeitgenossen, von denen der Verfasser sich gekränkt glaubte, fiel mancher Seitenhieb.

Der Minister von Thümmel wurde nahe bei seinem Gute Nöbdenitz in einer uralten hohlen Eiche begraben; ein Gedanke, an welchem er sich lange geweidet hatte; wie er denn auch oft in der Höhlung dieser Eiche saß. C. A. Böttiger hat ihm in der Abendzeitung von 1824 ein biographisches Denkmal gesetzt, in welchem ich nur einige Unrichtigkeiten, die ihm aus ungenügenden Quellen zugeflossen sind, beseitigt zu sehen wünschte. Aber mit solchen ist es ein eigen Ding; selbst sonst gewissenhaften Arbeiten kleben sie bisweilen an

und ſind dann, weil ſie immerfort wiederholt werden, unglaublich ſchwer auszurotten. Ein Beiſpiel dafür iſt der oftmals nachgeſchriebene Irrthum Thümmels, als habe Herzog Ernſt einen eigenen Abgeordneten nach Leipzig geſendet, um den bekannten Geiſterbanner Johann Georg Schrepfer zu prüfen. Die Wahrheit iſt: daß dieſe Prüfung durch einen Leipziger Kaufmann ohne jeglichen Auftrag geſchah, und daß dieſer Mann rein zufällig ſpäter nach Gotha kam und dort den Herzog ſprach. Der Kaufmann — er hieß Schlegel und hat ein nach ſeinem Tode von ſeinem Stiefſohne veröffentlichtes Tagebuch über ſeinen Umgang mit Schrepfer hinterlaſſen — ſperrte bei einer Beſchwörung durch Vorſchieben des Nachtriegels den „Geiſt“ aus. Gelegentlich der Unterredung mit Schrepfer, unter vier Augen, zog dieſer plötzlich eine Piſtole hervor, aber der Kaufmann holte ebenfalls eine aus der Taſche und erwiederte kaltblütig: „auf ſolche Dinge ſei er gefaßt;“ worauf Schrepfer ſtillſchwieg. — Beiläufig ſind Johnſon und Schrepfer die einzigen mir bekannten maureriſchen Sühnopfer Deutſchlands.

Durch meine Stellung als Director des Hoftheaters kam ich zwar in ſehr häufige Berührung mit den Schauſpielerinnen; ich hütete mich jedoch wohl, mit irgend einer, ſelbſt die allgefeierte Franziska Romana Koch nicht ausgenommen, auf einen vertraulicheren Fuß zu gerathen. Nur dadurch, daß ich immer ſehr gemeſſen und immer „der Vorgeſetzte“ blieb, war mit dieſem Völkchen einigermaßen auszukommen. Dennoch ſpielte in der Zwiſchenzeit ein kleiner Roman mit einem geiſtreichen und liebenswürdigen Mädchen, welchem ich in den Jahren 1776 und 1777 zuerſt näher trat. Auguſte Schneider (ſo hieß ſie)[1] vereinigte mit einer anmuthigen Geſtalt — deren ſchlanker Wuchs freilich leider

[1] Noch 1830 in der „Geſchichte unſerer Zeit“ von „Wilhelmine Lorenz“: „Der Fürſtenſohn“ (Leipzig, Wienbrack, 2 Thle.) ſoll ſie nach der Verſicherung eines Zeitgenoſſen als „Louiſe“ geſchildert ſein.

den Keim zur Schwindsucht barg — die inneren Vorzüge eines hellen, gebildeten Verstandes und eines trefflichen Herzens. Ohne regelmäßig schön zu sein, war sie doch in höchstem Grade liebenswerth. Dies empfand mit mir kein Geringerer, als der regierende Herr; er erkannte Auguſtes Werth, über welchen auch Thümmels Werk in wohlgetroffener Schilderung mit Wärme spricht, obwohl der Name nicht genannt ist. Der edle und feinsinnige Herzog hatte das ausgezeichnete Mädchen schätzen gelernt, und auf sie wiederum machte nicht sein Stand, sondern sein Biedersinn und sein Gemüth den Eindruck, welchen beide nicht verhehlen konnten. So entstand zwischen ihnen jene zarte, geistige Liebe, deren bloße Möglichkeit zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes rohen Naturen ein lächerliches Unding scheint, während sie nichtsdestoweniger in all' ihrer keuschen Reinheit vorhanden ist und fast immer nur mit dem Tode endet. Ich sah die Neigung zwischen beiden keimen und wachsen; gleichzeitig fühlte ich: was ohne diesen Zwischenfall Auguste mir hätte werden müssen. Ein innerer Kampf zwischen meinen Empfindungen für das geliebte Mädchen und der täglich wachsenden Achtung und Ergebenheit für den Herzog begann — er endete bald, und ich beschied mich, in Demoiselle Schneider nur die Schwester zu sehen. Für mich war es ein Glück, daß meine Neigung, als ich Auguſtes Liebe zum Herzog entdeckte, noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte; einer meiner Freunde, Namens Dürfeld, auf den das liebliche Mädchen gleichfalls den stärksten Eindruck gemacht hatte, glaubte ohne sie nicht leben zu können und erschoß sich, als er sah, daß er auf Erhörung nicht zu rechnen habe — ein Ereigniß, das dazu beitrug, Auguſtes ohnehin schwankende Gesundheit noch mehr zu erschüttern.

Fast gleichzeitig wurde der Herzog in Folge des Ablebens seines ältesten Sohnes, des hoffnungsvollen Erbprinzen Ernst

[am 3. December[1] 1779] von einer tödtlichen Krankheit befallen, die elf Tage lang sein kostbares Leben an den Rand des Grabes brachte. Das waren Tage der Angst, des Kummers, der immer steigenden Besorgniß — und für mich nicht allein. Das ganze Land nahm den innigsten Antheil; von einer ähnlichen Freude, wie sie die Genesung des edlen Fürsten durchgehends verbreitete, wird die Geschichte nur sehr wenige Beispiele aufzuweisen haben; bei einem allgemeinen, auf dem Markte gesungenen Dankliede sah man Juden in den Kreis der Christen treten und den Choral mit anstimmen. Als Beweis der Dankbarkeit des Herzogs für meinen während der Krankheit bewiesenen Antheil, der innig und ungeheuchelt gewesen, überreichte mir die Herzogin Charlotte im Namen ihres Gemahls einen Brillantring. Es war der Anfang ihrer Gnade gegen mich; seitdem verging fast kein Tag, wo ich nicht zu ihr gerufen worden wäre, oder wo ich nicht ein Billet von ihrer Hand erhielt. Sie äußerte Gefallen an meinen Gedichten, und ihre kurzen Briefe, von denen ich noch ein ganzes Heft unter meinen Papieren verwahre, betrafen meist Aufträge in Bezug auf Bücher, Zeitschriften u. s. w., oder sie enthielten einige freundliche Worte über meine dichterischen Erzeugnisse, mit der Bitte um Uebersendung des neu Geschriebenen. Die Herzogin beschäftigte sich in jenen Jahren leidenschaftlich mit Musik, und so widerfuhr vielen meiner Gedichte die Ehre, von ihr componirt zu werden. Wie sehr ich dadurch angeregt wurde, kann man denken; so veranlaßte der Umstand, daß damals Maria Stuart ihre Heldin war, von welcher ein schönes Bild über ihrem Flügel hing, jene Erzählung, welche einem Heftchen von mir: „Novellen," Leipzig, 1781, bei Weygand, angehängt ist. Auch andere Versuche im Roman fallen in jene Zeit; für einiger-

[1] Nach L. A. Cohns „Stammtafeln zur Geschichte der Europäischen Staaten". (Braunschweig, 1865.)

maßen werthvoll halte ich nur: „Blauauge, ein Märchen aus dem Morgenlande“ (Leipzig, 1779), sowie „Minne, Schwärmerei und Religion“ (Leipzig, 1782), in welche beiden Werke viele persönliche Anspielungen und Beziehungen verwebt sind; außerdem meine Übersetzung von Diderots „Jacques le fataliste“ aus der Handschrift, unter dem Titel: „Jacob und sein Herr,“ 2 Bände (Berlin, 1792).

Zum Schlusse der Hoftheater-Epoche habe ich noch der üblen Folgen zu gedenken, welche für mich aus der Führung der Kasse (die einen jährlichen Umsatz von 10—15,000 Thalern hatte) erwuchsen. Im Jahre 1778 vermißte ich einmal eine Rolle von 100 Stück Louisd'or; ein Verlust, den ich auf einen Hausdiebstahl zurückführte, von welchem wir soeben heimgesucht worden waren. Ich sprach darüber mit dem Obermarschall von Studnitz, der mir aber erwiderte: daß ich ihm, als meinem Chef, so etwas gar nicht hätte sagen sollen. Er könne mir nur rathen, auf baldigen Ersatz bedacht zu sein. — Mein Stiefvater fehlte mir in jenen Tagen steter Sorge auf das schmerzlichste; meiner Mutter durfte ich von dem Verluste kein Sterbenswort verrathen, die Folge würden ohne alle Frage nur ungemessene Vorwürfe, aber keineswegs werkthätige Hilfe gewesen sein, denn sie war überaus karg gegen sich und Andere. Mein Unglücksstern hatte mich aber mit einem sehr gewandten Juden bekannt werden lassen, dem ich mich in der Angst meines Herzens anvertraute; — in wenigen Stunden hatte ich, was ich brauchte, doch nur auf kurze Frist. Als diese abgelaufen war, verschrieb ich die Hälfte mehr, als ich erhalten, bis auf diese Weise von Frist zu Frist in zwei Jahren die Summe von 500 Thalern Gold zu eben so viel Carolin[1] herangewachsen war. Als das Hoftheater 1779 aufhörte, worauf ich, um meine Kasse abzuliefern, die Bücher schloß, fehlten

[1] Ein Carolin beträgt 6½ Thaler = 19 M. 50 Pf.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OXFORD
LIBRARY

wieder gegen 800 Thaler. Wie verwickelt und umständlich bei den Groschen und Pfennigen, um die es sich häufig handelte, durch Abzüge, Vorschüsse, Zahlungen aller Art, Abonnements- und Einlaßgelder auch meine Rechnungen gewesen waren, und wie lässig und flüchtig — als ein wahrer „Dichter" — ich sie auch geführt hatte, so konnte doch ein Deficit von so beträchtlichem Belange ganz unmöglich entstehen, wäre nicht ein besonderer, mir erst später klar gewordener Umstand dabei in's Spiel gekommen. Der Zuschuß des Herzogs zur Theaterkasse bestand aus den Lotteriepachtgeldern, und diese hatte der Kassierer des Pächters, ein Italiener, vierteljährlich an mich zu zahlen. Nie hatte ich die von diesem Manne erhaltenen Geldrollen nachgezählt, sondern sie auf Treu' und Glauben immer für vollgiltig laut Aufschrift angenommen. Als nun das Theater aufgehört hatte und diese Lottogelder wieder, wie früher, an den Herzog gezahlt wurden, fragte mich einst dessen rechtlicher Kammerdiener, der zum Behufe kleiner Nebenausgaben jetzt öfters Rollen von jenen Geldern erhielt: „ob ich vordem nie bemerkt hätte, daß fast an jeder Rolle ein oder zwei, auch mehrere Speciesthaler fehlten? Schon sei die Sache untersucht und der italienische Kassierer entlassen worden." — Welches Licht ging mir da auf! Wie viele Thaler mögen in den vier Jahren meiner Rechnungsführung dem durch mein Schweigen sicher gewordenen Kassierer in die Tasche gefallen und mir entgangen sein!

Das Deficit mußte inzwischen gedeckt werden, und da ich mich scheute, meiner Mutter ein Geständniß abzulegen, so war jener gefällige Jude wieder meine Stütze. Der Bestand wurde geregelt, und ich überreichte dem Kammerherrn von Lenthe meinen Rechnungsabschluß. Er sah ihn durch und glaubte, einen Irrthum entdeckt zu haben, der mir zum Nachtheil gereiche; dies zeigte er mir an, und unwillkürlich entschlüpfte mir die Bemerkung: „nun sei mir klar, weßhalb

meine Bücher mit dem Bestande der Kasse nicht hätten stimmen wollen, und weßhalb ich mehrere hundert Thaler aus Eigenem hätte nachschießen müssen." Leider zeigte es sich nachher, daß die Entdeckung eines vermeintlichen Irrthums zu meinen Gunsten lediglich ein Versehen des Herrn von Lenthe war; dieser aber hatte bei Ablieferung der Kasse an den Herzog dem letzteren bereits erzählt, wie ich die Richtigkeit des Bestandes mit eigenen Opfern erkauft zu haben scheine, und so fand ich am Abend auf meinem Tische in Herzog Ernsts Privatbibliothek mit einem Handbillet, wie nur Er es abzufassen vermochte, die ganze Summe, welche mir gefehlt hatte! Der Herzog schrieb:

„D. 30. October 1779.

Es bleiben mir, lieber Herr Reichard, noch manche Zweifel zurück, ob Sie nicht bei Führung dieser Kasse, theils aus Mangel der zu einem Rechnungsführer gehörigen Kenntnisse, theils aus übertriebenem Eifer, sich Schaden gethan und dabei um ein Großes zu kurz gekommen sind. Beide Fälle möchte ich nicht gern zu meinem Vortheil auslegen, noch zu Ihrem Schaden anwenden. Hierbei finden Sie, mein guter Herr Reichard, den letzten Kassenüberschuß zusammen, und ich bitte Sie, ihn, ohne einem falschen Zartgefühl Gehör zu geben, von mir anzunehmen. Einmal möchte ich nicht auf Unkosten Ihrer Ehrlichkeit mich bereichern, zum Anderen bin ich Ihnen ja eine kleine Erkenntlichkeit für Ihre Bemühungen schuldig, und so erlauben Sie mir, auf einmal zwei gleich heilige Pflichten zu erfüllen. Ich sehe Sie schon durch diesen Schritt in eine Verlegenheit versetzt. Thun Sie es nicht, mein Bester, und sehen Sie vielmehr in der Person des Herzogs Ihren wärmsten und ergebensten Freund, gegen den Sie alle Verlegenheit bei Seite setzen müssen, wenn Sie anders das Vertrauen, das ich in Sie gesetzt habe, und das Ihnen zu beweisen ich das angenehmste Geschäft meines an sich beschwerlichen Standes sein lassen

werde, nicht verscherzen wollen. Ich bitte Sie, daß diese Geschichte ganz unter uns bleibe."

Unverzüglich trug ich dieses Geld zum Juden und verlangte meine Verschreibung zurück; er erwiderte: daß er sie mir nicht zustellen könne, da er sie inzwischen bereits an einen auswärtigen Geschäftsfreund weiter gegeben habe; ich erhielt sie aber nie, und wenn ich darum mahnte, so hieß es: „ich sei ja noch die 500 Carolin schuldig; da könne ich, wenn ich ihm nicht traue, diese Summe ja abziehen!" Bald darauf starb dieser Jude plötzlich; sein Nachlaß war ein vollkommener Bankerott. Nun wurde mir meine Verschreibung, so wie meine nach und nach ausgestellten Wechsel präsentirt, denn von „auswärtigen Geschäftsfreunden" war nicht die Rede, sondern alle meine Schuldscheine waren in meiner Vaterstadt begeben, und ich mußte mich glücklich schätzen, daß man mich nicht darum drängte; eine Nachsicht, welche ich nur dem Umstande zuzuschreiben hatte, daß ich für einen künftig reichen jungen Mann galt, dessen rechtliche, von Verschwendung freie Lebensweise allbekannt war. Dennoch war es für mich ein Glück, daß einer meiner Altersgenossen und Freunde, der treffliche Ernst Ludwig Hendrich, — dessen seltenen Werth an Kopf und Herz ich nicht hoch genug stellen kann, — in ähnliche Verlegenheiten bei demselben Juden verwickelt, mir anbot: wir sollten bei unserem Hauptgläubiger gegenseitig für einander Bürgschaft leisten, und wer von uns zuerst in den Besitz seines elterlichen Vermögens gelange, solle dem Anderen helfen. Hendrich kam durch den Tod seines Vaters unerwartet schnell zum Besitz und hat diesen Vertrag pünktlich erfüllt. Alle meine Schuldscheine, für die er sich mitverbürgt hatte, löste er ein und drängte mich nie, bis der Tod meiner Mutter mich in den Stand setzte, ihn und meine noch übrigen Gläubiger zu befriedigen.

Durch diese Verabredung mit Hendrich kam ein Theil

der von dem Juden weitergegebenen Papiere für den Augenblick außer Betracht; hinsichtlich der aus 500 Thalern Gold zu ebensoviel Carolin angeschwollenen Summe half mir der edle Herzog Ernst, der von meiner Verlegenheit durch Auguste Schneider hörte; großherzig überraschte er mich mit dem baaren Vorschusse dieses ganzen Kapitals. Ich stellte ihm darüber eine Verschreibung aus, in der ich auch eine Verzinsung festgesetzt hatte, die ich pünktlich von Vierteljahr zu Vierteljahr leistete; der Herzog aber bestimmte diese Zinsen heimlich zur Tilgung der Schuld selbst. Nach seinem Tode fand sich meine Verschreibung durch diese Zinsenzahlungen ausgeglichen, was dem Schuldscheine von seiner Hand sorgfältig beigeschrieben, mir aber bei seinen Lebzeiten aus Zartgefühl stets eben so sorgfältig verhehlt worden war. Hätte ich mich ihm entdeckt, so würde er mich gewiß gänzlich aus meiner drückenden Lage gerissen haben, allein stets hielt mich falsche Scham davon ab. Und so blieb mir noch ein Schuldenrest von etwa 1400 Thalern, in verschiedene Summen vertheilt, — eine Last, die mir späterhin durch die anschwellenden Zinsen zu einer zermalmenden Lawine wurde. Mit einer solchen haben vieljährige Schulden, eben durch ihre Vieljährigkeit, in der That manches Aehnliche, denn je länger sie hinabrollt, desto ungeheuerlicher wird ihr Umfang, desto wuchtiger ihr Druck. Zwar trat ich später, nachdem ich lange umsonst gedient hatte, in den Genuß einer Besoldung, allein diese betrug anfangs nur 200, später 300 Thaler jährlich; dafür war ich Bibliothekar, Kassierer und Cabinetssecretär. Meine Schriftstellerei wurde schlecht, erst meine späteren Arbeiten etwas besser, alle aber sehr gering bezahlt. Ein Theil des Honorars ging für Reisen darauf; ich heirathete, bekam Kinder und nun wurden die Reisen zur bitteren Nothwendigkeit: Krankheiten zwangen uns, bei ohnehin drückenden Zeitläuften, zu mehrmaligem Aufenthalte in Bädern. Bei alledem aber mußten doch die Zinsen abgetragen werden. Wie schwer

habe ich lange Jahre hindurch oft unter dieſen Verlegenheiten gelitten! Ihnen abzuhelfen, gab es nur zwei Wege: neue Anleihen, oder Vergrößerung der alten Verſchreibungen. So wälzte die Lawine ſich immer mächtiger heran. Erſt ſpät hat die Erbſchaft meiner Mutter, ſowie das Eingreifen eines tüchtigen Rechtsgelehrten — den ich freilich ſchon viel früher hätte befragen ſollen — meine Verhältniſſe wieder geregelt.

7.

Den Zeitraum meines Lebens von 1779, dem Ende des Hoftheaters, bis zu meiner Verheirathung bezeichnete zunächst meine Aufnahme in den Illuminatenorden, als dessen Mitglied ich mir den Namen „Wicleff“ erwählte. Diese Weihung geschah gleichfalls auf Veranlassung meines fürstlichen Freundes, der selbst unter dem Namen „Timoleon“ von „Chrysostomus“ (Bode) aufgenommen worden war. Durch des Herzogs Schutz entging „Spartacus“ (Weishaupt) den ihm drohenden Gefahren, und erhielt, nebst einer ansehnlichen Pension und der unentgeltlichen Erziehung seines älteren Sohnes zu Schnepfenthal, seinen ruhigen und sicheren Aufenthalt zu Gotha. Ich bekleidete bei der Minerval-Loge die Stelle des Schatzmeisters. Für das Illuminatenwesen habe ich mich nie recht zu begeistern vermocht; stets blieb ich lau und schlaff, weßhalb ich auf mein „Quibus licet“ — so hieß der verschlossene Zettel, welchen jeder Untergebene allmonatlich seinem Oberen mit pflichtschuldigem Berichte einzureichen hatte — von einem vermummten „Basilius“ manchen Verweis erhielt. Das half aber nicht, und nach Verlauf weniger Jahre zog ich mich ganz zurück, ohne daß mich deßwegen der geringste Vorwurf von Seiten des Herzogs getroffen hätte, wahrscheinlich weil er seit der [1787 zu München erfolgten] Veröffentlichung der Originalschriften des Ordens angefangen hatte, selbst kühler über die Sache zu denken. Vielleicht muthmaßte er auch, daß man sich seiner nur als

Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes und geheimer Nebenabsichten einiger Häupter bedienen wolle, was seiner Denkungsart gemäß schon allein hingereicht hätte, ihm das Illuminatenwesen verhaßt zu machen. In den letzten Zeiten sah er Weishaupt sehr wenig, außer bei seiner Gemahlin, wo derselbe, wie auch bei dem gleichfalls zu den Illuminaten zählenden Prinzen August häufigen Zutritt hatte. Trotzdem aber die Neigung des Herzogs für die Sache geschwunden war, dauerte der einmal bewilligte Schutz, sowie die zugesicherte Pension für Weishaupt nach wie vor ungestört fort. Die Sucht, eine Rolle zu spielen und das Trachten nach Einfluß ist vielleicht das Einzige, was dem Anscheine nach den Illuminaten in den höheren Graden wirklich zur Last gelegt werden könnte. Ich sage: „dem Anscheine nach," denn da ich nur Minerval[1] war, so kann ich dies nicht mit Gewißheit versichern. Alles, was mir zur Wissenschaft gekommen ist, war streng moralisch und gut. Barruel hat, wie immer, so auch hier Wahres mit vielem Falschen gemischt, wie es die Tendenz seiner Arbeit erforderte. Sehr unrecht thut man Weishaupt, wenn man ihm, außer der Stiftung des Illuminatenordens, mehr von Demjenigen zuschreibt, was der Orden vielleicht später bewirkt hat. In meiner Vaterstadt galt Weishaupt, seinem öffentlichen Wandel zufolge, mit vollem Rechte allgemein für einen redlichen und hochachtbaren Mann; zutreffend charakterisirte ihn einst gegen mich der sehr aufgeklärte, scharfsichtige Staatsminister, Graf Lehrbach, welcher Weishaupt in Bayern beobachtet hatte. „Er ist" sagte der Graf, „ein kluger Kopf, unübertrefflich, einen Plan zu entwerfen; dieser Plan muß aber allemal von Anderen durchgesehen und berichtigt werden." Dieses thaten denn allerdings die Knigge („Philo") — gewiß ein Schlaukopf erster Größe — und J. J. C. Bode („Amelius"); der

[1] Der Minervalgrad war die zweite Stufe im Illuminatenorden.

Einfluß Leuchſenrings exiſtirt nur in Barruels Gehirn. Aber Feder („Marc Aurel") und Johann Benjamin Koppe („Akakius") arbeiteten als Häupter. Weishaupt hatte in einem der Briefe, welche zu München gedruckt waren, eine Stelle einfließen laſſen (ich habe ſie nicht zum Nachſchlagen bei der Hand) ungefähr des Inhalts: „Was würden die Göttinger Profeſſoren ſagen, wenn ſie wüßten, daß ein Profeſſor von Ingolſtadt an der Spitze ſtünde!" Der gute Weishaupt ſah da in prophetiſchem Geiſte das Ende ſeiner Würde als Oberer voraus, ein Ende, das auch bald erfolgte. Denn zuletzt ſtand er ſo wenig an der Spitze, als er gegenwärtig [1] daran ſteht, vorausgeſetzt, daß der Orden noch fortdauert, was mir, nach einigen Zeichen zu urtheilen, nicht unwahrſcheinlich vorkommt. So lange Koppe zu Gotha war, blühten die Illuminaten und dirigirten ſchon damals wie nachher die alte Loge „zum Kompaß." Als aber Koppe 1788, verlockt durch die Ausſicht auf die Stelle eines Abts zu Loccum (die ihm nicht zu Theil geworden iſt), Gotha verließ, wo er vom Herzog Ernſt geſchätzt und ſtets ſehr gütig behandelt wurde, wie ihm denn noch nach ſeinem Tode der Fürſt ein Denkmal errichtete, — da bemächtigte ſich Bode geſchickt der Leitung und wurde bald der einflußreichſte Mann, obwohl er ſchon vorher in Anſehen geſtanden, mir z. B. gelegentlich meiner Reiſe im Jahre 1785 meine Panisbriefe für Nicomedia (Augsburg), Syracus (Emmendingen), Damascus (Koſtnitz) u. ſ. w. geſchrieben hatte. Bode war ein Mann, der das Illuminaten- und Ordenswesen hauptſächlich benutzte, um ſich Einfluß und eine vertraute, ausgezeichnete Aufnahme an Höfen wie bei Vornehmen zu verſchaffen. Wenn er nach Gotha kam, ſo wurde er allezeit auf herzogliche Koſten im Gaſthofe freigehalten. Auf ſeiner famoſen, von Barruel und ähnlichen Schreiern ihm ſo übel gedeuteten Reiſe nach

[1] Adam Weishaupt, geb. am 6. Februar 1748 zu Ingolſtadt, ſtarb erſt nach Reichard, am 18. November 1830 zu Gotha.

Paris, 1787, mit „Bayard“ (Herrn v. d. Busſche), iſt ſchwerlich ſein Zweck Vorbereitung und Förderung der Revolution geweſen; dazu paßte „Bayard“ am allerwenigſten. Wohl aber wollte Bode mit Hilfe der Maurerei vielleicht in Frankreich Illuminatenlogen gründen, für ſein liebes Ich eine ausgezeichnete Aufnahme finden und ſich überhaupt wichtig machen. Das liegt ſo ziemlich klar in Dem, was beide Herren zu Eiſenach dem würdigen Ernſt Auguſt Anton von Göchhauſen eröffneten, und was dieſer in ſeinem „Aufſchluß des Syſtems einer Weltbürgerrepublik“ andeuten zu müſſen glaubte. Bekanntlich kaufte Herzog Ernſt nach dem Tode Bodes [13. December 1793] deſſen ſämmtliche Schriften und Papiere um eine ſehr namhafte Summe von der Erbin; und zwar lediglich deßhalb, damit ſeine eigenen Briefe, Correſpondenzen und Aufſätze nicht etwa in fremde Hände gerathen, vielleicht gar in Druck gegeben werden möchten. Zur großen Verwunderung einiger noch thätigen alten Illuminaten war ich es, der vom Herzoge den Auftrag erhielt, dieſe Schriftſtücke in Weimar zu übernehmen; bei der Uebergabe an mich waren gegenwärtig: von Voigt, Böttiger und L.[1] Wenn ein gewiſſer Lange[2] bei Gelegenheit einer maureriſchen Streitſchrift zu Roſtock behauptet: auch er ſei zugegen geweſen, ſo iſt dies einfach falſch. Bodes geſammte Schriften und Papiere waren in einzelne Bogen geſchlagen; dieſe wurden von jenen drei Herren verſiegelt und darauf von mir in eine kleine Kiſte gelegt, während

[1] Die Ergänzung der Buchſtaben v. V. u. B. des Originals nach anderweitigen Notizen Reichards ſelbſt mit zweifelsfreier Sicherheit. L iſt wahrſcheinlich Carl Friedr. Ernſt Reichsfreiherr von Lynker, geb. am 9. Febr. 1728 zu Anspach, geſt. am 17. März 1801 zu Weimar als Geh.-Rath, Landſchaftsdirector und Oberconſiſtorialpräſident. Er war am 25. Mai 1764 in Altenberge der „ſtricten Obſervanz“ unter dem Namen Carolus Eques a Lynce beigetreten und v. Hund ernannte ihn zum „Subprior der Diöceſe Dannenberg“ (Weimar).

[2] Samuel Gottlieb Lange, Dr. und Profeſſor der Theologie zu Roſtock, geb. 5. April 1767 zu Ohra bei Danzig, geſt. 15. Juni 1823.

eine größere mit zahlreichen Exemplaren von Druckſchriften gefüllt ward, welche die Katechismen, die Rituale, die Aufnahmen und Ceremonien verſchiedener von Bode und Anderen erfundenen oder ausgearbeiteten Ordensgrade betrafen und ſämmtlich mittels der Handdruckerei gedruckt worden waren, welche Bode zu dieſem Behufe vom Herzog Ernſt geſchenkt bekommen hatte; es war die Comödienzetteldruckerei des ehemaligen Hoftheaters. Beide Kiſten, die große wie die kleinere, fanden ſich nach dem Tode des Herzogs uneröffnet vor; meine Siegel daran waren noch ſo unverſehrt, wie ich ſie aufgedrückt hatte. Weiter unten werde ich erzählen, wie ſie in die Stockholmer Freimaurerarchive gekommen ſind, wo ſie gegenwärtig ruhen.

Rückkehrend zu dem Zeitraume, deſſen Schilderung ich auf den letzten Blättern des vorigen Abſchnittes gegeben habe, knüpfe ich an den Namen meines Freundes Hendrich wieder an. Schon zu Jena hatten wir uns kennen gelernt; als das Amt ſeines Vaters und ſein eigenes ihm Gotha zum Aufenthalt anwies, wurden wir bald innig befreundet. In ſeiner erſten Stellung als Marſchallamtsſecretär hatte ſich Hendrich die volle Zufriedenheit ſeines Chefs, des Obermarſchalls von Studnitz erworben; er ſtrebte aber nach einem größeren Wirkungskreiſe. Ich war daher ſehr glücklich, als es mir gelang, die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ihn zu lenken; die erfreuliche Folge war, daß er bald als Aufſeher beim Kriegscollegium eine Anſtellung fand. Das Haus Gotha unterhielt früher mit fremden, beſonders däniſchen und holländiſchen Hilfsgeldern eine beträchtliche Truppenmacht; dieſe focht in allen ehemaligen Kriegen: in Flandern, Deutſchland und Italien; bei mehreren bedeutenden Gelegenheiten, wie z. B. bei der Höchſtädter Schlacht und bei'm Entſatze von Turin zeichnete ſie ſich durch Tapferkeit und Siegesbeute aus. Nach dem ſiebenjährigen Kriege und nach der langen Waffenruhe ſchmolzen jene Truppen in drei ſchwache, ſoge-

nannte „Feldregimenter“ und einige andere Corps zusammen, unter denen ein seit mehr als hundert Jahren im Dienste der Provinz Holland stehendes Fußregiment das ansehnlichste war. Die Rechnungsführung über diese Angelegenheiten gehörte in das Fach des Kriegscollegiums und galt für höchst schwierig; der damalige Director des Collegii sorgte dafür, diesen Glauben geflissentlich aufrecht zu erhalten. Aber Hendrich, dem sein Kopf und die Acten zu Gebote standen, studirte sich in das „schwierige“ Werk schnell hinein; als nun einige Todesfälle älterer Vorgesetzten eintraten, rückte er rasch vor, erhielt bald die Leitung des Collegs und brachte in dasselbe statt des bisherigen schlechten, lässigen Geschäftsganges den Geist der Thätigkeit und Ordnung. Die Revision der vieljährigen rückständigen Rechnungen entlarvte zwei ungetreue Haushalter, und da die Zeitverhältnisse später manche neue Einrichtungen herbeiführten, und beim Rheinbunde, dann bei der Erhebung Deutschlands unsere militärischen Verhältnisse mehrfach umgestaltet wurden, leistete Hendrich dem Lande Gotha die wesentlichsten Dienste.

Er war es auch, der mich auf der ersten Reise begleitete, welche ich ausführte, nachdem mich der Plan schon lange beschäftigt und ich mir aus zahllosen Reisebeschreibungen allerhand Notizen gesammelt hatte, von denen ich Ersprießliches für mich erwartete. Diese Notizen zuerst regten mich zur Abfassung eigener Reisebücher an, wie sie auch meinem ersten derartigen Werke zu Grunde lagen. Da diese Reisebücher — bei dem Publikum von Europa kann ich sagen — eine ungemein günstige Aufnahme gefunden haben, und da ich sie selbst für das Gemeinnützigste halte, was aus meiner Feder geflossen ist, so darf ich hier wohl ihre Entstehung und Vervollkommnung kurz darlegen.

Mein (freilich sehr vergrößertes) Urbild war das Itinéraire des Dutens, wie auch dessen Memoiren[1] mir bei der

[1] Bezeichnend heißen sie: „Memoiren eines Gereisten, der ausruht.“

Niederschrift meiner Erinnerungen vorgeschwebt haben. Seine Karte von Europa nahm ich auf in das „Handbuch für Reisende aus allen Ständen," welches zuerst bei Weygand 1784 erschien. Dasselbe war noch höchst fehlerhaft; besser gerieth die neue Auflage, welche 1792 nöthig wurde. 1793 arbeitete ich mein erstes brauchbares Reisebuch, den „Guide des Voyageurs en Europe" aus, von welchem zehn Auflagen, sowie ein Pariser Nachdruck bekunden, wie günstig er aufgenommen wurde. Der mündliche und schriftliche Dank zahlloser Reisenden, viele angenehme Bekanntschaften, die mir mein Werk daheim und in der Fremde vermittelte, die Beiträge und Unterstützungen mancher ausgezeichneter Männer würden schon allein für mich ein Sporn geblieben sein, jeder neuen Ausgabe die möglichste Vollkommenheit zu geben; es gesellte sich aber noch meine Reiselust dazu, die bei mir nach und nach zur wahren Leidenschaft wurde. Wenige Werke werden daher so con amore bearbeitet und gefeilt worden sein, wie eben dieser „Guide" und mein „Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern." Letzterer, 1801 erschienen und für deutsche Reisende berechnet, hat ebenfalls eine lange Reihe von Auflagen erlebt.[1] Dabei hatte ich die Freude, zu sehen, wie nicht nur mehrere französische und russische Offiziere meinen „Guide" in den Feldzügen zur Napoleonischen Zeit bei sich führten, sondern das Buch befand sich auch offiziell bei den meisten Generalstäben jener Armeen. „Adieu mon père," sagte der durch seine Unterredung mit Napoleon auf dem „Northumberland" bekannte Engländer, der geistreiche Lyttelton 1815 beim Abschiede zu mir; „car vous êtes le père des voyageurs, et je suis

[1] „Reichards Passagier auf der Reise in Deutschland, Oberitalien und der Schweiz, Holland und Belgien, Paris, London und Kopenhagen" erschien noch — neu bearbeitet — 1861 bei Herbig in Berlin zweibändig in neunzehnter Auflage, deutsch und französisch.

un de vos fils les plus reconnaissants.“ Während jener Feldzüge kam es wiederholt vor, daß Generale ausdrücklich wegen der Reisebücher meine Bekanntschaft suchten, und mehr als einmal ist es mir begegnet, daß ich in der Fremde in eine Buchhandlung trat, um irgend ein Werk zu kaufen, worauf mir eins von meinen eigenen Reisebüchern als „vorzüglich brauchbar“ empfohlen wurde. Oder in Posthäusern zogen Reisende eins derselben aus der Tasche und priesen es mir an. Dabei ist es mir aber mit dem „Guide“ und mit dem „Passagier“ ergangen, wie mit allen meinen Büchern: statt der Tausende, welche andere Schriftsteller von solchen Unternehmungen eingenommen hätten, trugen sie mir, Dank den Fallstricken der Contracte mit meinen dabei reich gewordenen Verlegern, nur wenige Hunderte.

Die erwähnte erste Reise nun, welche ich mit Hendrich unternahm, fiel in den Herbst des Jahres 1784. Unser Ziel war Berlin; wir gingen über Leipzig und Dessau. Noch erinnere ich mich des Blicks von den Zinnen des Wörlitzer Schlosses auf die von der Abendsonne beleuchteten Thürme Wittenbergs, auf die Elbe und den waldigen Horizont. Ebenso werde ich nie unsere Einfahrt in Berlin, um Mitternacht, vergessen, nachdem wir uns mühsam durch die Sandwüsten von Berlitt und Saarmund hindurchgearbeitet hatten. Bevor wir unsern Gasthof unter den Linden erreichten, fuhren wir durch zahlreiche, vollkommen menschenleere Straßen oder über eben solche Plätze; diese Oede der Königsstadt, nur dann und wann unterbrochen von dem einförmig-dumpfen Schritt der Schildwachen, rief mir jene Stadt voll versteinerter Bewohner in das Gedächtniß, von der meine liebe „Tausend und Eine Nacht“ erzählt.

Damals war es noch Sitte, auf Reisen die Gelehrten handwerksmäßig zu begrüßen; so wanderte ich denn zu meinen Bekannten: Engel, Nicolai, Bloch, Büsching, Bertram, Mylius, Meil, und zu den berühmteren, wie Ramler,

Moses Mendelssohn u. s. w. Als ich vor dem Verfasser des „Phädon" stand und die kränkliche, gebrechliche, in sich geschrumpfte Hülle des Weltweisen nicht ohne inneres Mitleid betrachten konnte, brachte zufällig Jemand die Rede auf die soeben veröffentlichten Jacobi-Lessingschen „Briefe," welche damals so viel Streit und Aufsehen erregten;[1] da funkelten plötzlich die Augen des Philosophen, da kam Leben und Kraft in die hinfällige Maschine, wie Licht in eine dunkle Laterne; es war eine Verwandlung, die an Zauberei grenzte, und sie wurde bewirkt durch den Ausbruch der Entrüstung, welche die bloße Erinnerung an die Behandlung des verstorbenen Freundes in ihm erweckte. Im Straßburger „Magazin für Frauenzimmer" ließ ich gelegentlich einige Bemerkungen in Briefform über diese Berliner Reise[2] erscheinen; mehrere Züge von dem damals noch lebenden König Friedrich will ich jetzt nachtragen. Er liebte bestimmte Antworten und konnte alles Schwankende, Unsichere nicht leiden. Fragte er z. B. den Präsidenten eines Finanzdepartements nach der Anzahl des Rind- oder Schafviehes seiner Provinz, und dieser antwortete nicht flugs: „so und so viel Tausend," bis zur kleinsten Dekade herab, so stand es in der Meinung des Königs nicht gut um ihn. Ein Präsident, der erst vor kurzem angestellt worden war, und auf der jährlichen Rundreise des Königs seine erste Audienz bei ihm haben sollte, überlas im Vorzimmer die Angaben, welche er dem Könige

[1] In der Schrift: „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen von Hrn. Moses Mendelssohn" hatte Friedrich Heinrich Jacobi behauptet: er wisse aus mündlichen Erklärungen Lessings, daß dieser ein Spinozist gewesen. Mendelssohns Antwort war bekanntlich die Vertheidigung: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", 1786 nach des Verfassers Tode erschienen.

[2] Jahrgang 1784, zweite, und 1785, erste Hälfte des Straßburger „Magazins" waren dem Herausgeber selbst zugänglich; den Rest der (jetzt sehr selten gewordenen) Zeitschrift hat ein Freund durchzusehen die Güte gehabt. Das Resultat war in beiden Fällen ein negatives; vielleicht hat sich Reichard im Titel geirrt.

auf deſſen Fragen machen wollte, weil man dieſe Fragen ſo ziemlich voraus wiſſen konnte. Indem er noch darein vertieft war, erſcholl plötzlich über ſeiner Schulter die Stimme des Königs: „Was lieſt Er da?“ „Ew. Majeſtät,“ erwidert ganz unbefangen der Präſident, „ich leſe die Antworten auf die Fragen, die Sie an mich thun werden.“ — „Geb' Er her!“ ſagte der König lächelnd, nahm das Blättchen, durchlas es und gewann von dem Augenblicke an den Präſidenten wegen dieſer Freimüthigkeit lieb. Zu Sansſouci in der Gemälde-Gallerie ſtand ich vor der berühmten alten Statue der Fortuna, die mit Würfeln ſpielt (ſpäter als Siegesbeute nach Paris geſchleppt, aber glorreich wieder zurückgeholt; der Wecker, welcher neben Friedrichs Bette geſtanden hatte, begleitete Napoleon aber nach St. Helena) — als der Lohnbediente uns ſagte: ſoeben habe der General Rodich die Parole geholt, und gleich werde der König im Hofe die Unrangirten von der Garde[1] in Augenſchein nehmen. Wir eilten an das große Gitter. Nirgends war eine Schildwache zu ſehen. Ein bejahrter Page ging langſam auf und ab, die Bittſchriften entgegennehmend, welche die hier aus allen Ständen Verſammelten für den König in Bereitſchaft hielten. Alle dieſe Bittſteller wurden vom Pagen auf den Nachmittag vier Uhr zu einem beſtimmten Cabinetsrath beſchieden, um dort ihren Beſcheid zu empfangen; eine einzige Bittſtellerin ausgenommen, welche ſagte: ihr Geſuch ſei gegen Se. Majeſtät ſelbſt gerichtet; dies ſei ſchon das

[1] Die Armee Friedrichs des Großen hatte einen feſt beſtimmten Etat an Ober- und Unteroffizieren, Spielleuten, Gemeinen u. ſ. w. Überzählige durfte es in der Regel nie geben, außer bei dem erſten Bataillon Garde und der Garde du Corps. Dieſe letzteren waren die „Unrangirten“, welche ein für ſich beſtehendes Corps bildeten, deren Anzahl unbeſtimmt (höchſtens 6—700 Mann). Es bildete alſo das Corps der Unrangirten eine beſondere Erſatz-Abtheilung, um jene beiden oben genannten Truppentheile ſtets complet zu haben; bei den übrigen Truppentheilen kamen „Überzählige“ höchſt ſelten vor.

zweite, welches ſie einreiche, und ſie werde damit ſo lange fortfahren, bis der König ihr Recht angedeihen laſſe. Dieſe allein bekam von dem Pagen die Antwort: „es ſolle ihr eine Stunde beſtimmt werden, wo ſie des Königs Spruch erfahre.“ Nun mußten ſich Alle, nur wir Fremden nicht, von dem Gitter entfernen, und da trat Friedrich heraus, kam langſam und ganz allein die Stufen herab, ging an der Linie der aufgeſtellten Mannſchaften hinunter und ſprach mit jedem Einzelnen — es waren ihrer ungefähr dreißig an der Zahl —, ſich nach den Privatverhältniſſen eines Jeden erkundigend. Dann commandirte er: „Rechtsum!“ und verſchwand wieder durch die große Thür. Bald danach hörten wir ihn auf der Flöte ſpielen. Er hatte nur einen leichten Rohrſtock in der Hand, trug einen ſchmutzigen, aber beſternten blauen Oberrock, ſchwarze Beinkleider, über die Kniee gezogene Stiefeln ohne Manſchetten und einen der bekannten alten Hüte. „Haſt Du geſehen“ fragte einſt ein Potsdamer Gardiſt ſeinen Kameraden, „was Fritz heute für einen ſchlechten Filz aufhatte?“ — „Ja,“ lautete die Antwort; „aber haſt Du auch geſehen, was für ein Kopf darunter war?“ Dieſer Kopf hat Deutſchland in den Zeitläuften ſeit 1789 traurig gefehlt, aber jener andere Kopf, der mit zuvor unerhörtem Glück und mit ebenſo unerhörter Willkür Jahre lang das Schickſal der Staaten nach ſeinem Ermeſſen formte, hat der Größe Friedrichs bei jeder Gelegenheit gehuldigt.[1] Ich habe es aus Johann von Müllers

[1] Man weiß, wie volksthümlich König Friedrich II. weit jenſeits der Grenzen ſeines Staates war; ein neuer Beleg dafür fand ſich in Reichards Papieren. J. G. v. Salis, der Dichter, damals Hauptmann bei der Schweizergarde, ſchrieb aus Paris, 2. September 1786, an Reichard über den Tod des Königs Folgendes: „Sie können ſich kaum vorſtellen, wie ſehr die ſonſt ſo leichtſinnigen Franzmänner den König von Preußen betrauern; ich glaube kaum, daß ſein Tod in Berlin mehr Eindruck, als hier gemacht habe. Mir ſelbſt fiel der Gedanke läſtig: mit dieſem Unſterblichen (der keine Unſterblichkeit glaubte) zugleich auf Erden gelebt, und ihn nicht von Angeſicht zu Angeſicht geſehn zu haben.“

Munde, daß Napoleon, als er zu Sanssouci mit Murat und anderen Generalen in das Cabinet trat, wo Friedrichs Arbeitstisch steht, und der Kastellan ihm diesen zeigte, eine Weile schweigend und in stille Betrachtung vertieft, stehen blieb. Dann nahm er seinen Hut ab und sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns diesen Ort ehren, denn er ist heilig!“ Alle nahmen die Hüte ab, und so huldigte Ein militärisches Genie dem Andenken eines anderen, nicht minder großen Feldherrn; freilich damit auch der Vertreter des unmoralischen Princips tollkühner Eroberungssucht und schnödesten Völkerunterjochung demjenigen Fürsten, welcher das herzerhebende Wort gesprochen hat: daß Könige die ersten Diener ihres Staates seien.

Drittes Buch.

Reiſen und Reiſebücher. Verlöbniß. Hochzeit.

1780 — Februar 1786.

Digitized by Google

8.

Wie klein dieſe erſte Reiſe geweſen war, ſo angenehme Erinnerungen ließ ſie zurück. Es war daher natürlich, daß bei Hendrich wie bei mir die brennendſte Sehnſucht nach einem größeren Ausfluge rege wurde. Der Freund überließ mir die Wahl des Landes — ich entſchied für die Schweiz, womit ein Beſuch von Süddeutſchland verbunden werden ſollte. Seit zwei Jahren ſchon hatte ich mir zu ſolchem Behufe einen Schatz von tauſend Thalern baar in Golde geſammelt; es war der Ertrag meines ſchriftſtelleriſchen Fleißes, — auf jedem Päckchen ſtand das Buch und der Verleger verzeichnet, für das und von dem ich die darin verwahrte Summe als Honorar erhalten hatte. Während wir ſo im Stillen für das kommende Jahr alle Vorkehrungen zu dieſer größeren Reiſe trafen, rückten gleichzeitig zwei Ereigniſſe näher, deren ich gedenken muß: nämlich die Bekanntſchaft mit meiner ſpäteren Gattin Amalie Seidler, und Auguſte Schneiders Tod.

Schon häufig hatten mir ſeither meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gar nichts oder nur mit einem Buchſtaben unterzeichnete Briefe ſchöngeiſteriſcher Damen in Leipzig, Hamburg, Wien u. ſ. w. eingetragen; mit mehreren ihrer Schönheit oder Kunſtliebe wegen berühmten Frauenzimmern ſtand ich in regelmäßigem Briefwechſel. Noch bewahre ich einen Apollokopf, den ich von Amalie Tiſchbein aus Caſſel zum Ange-

binde erhielt. Auf Bällen und Redouten tummelte ich mich weidlich umher; mit Schrecken sehe ich aus einer eigens geführten Liste, daß ich es auf einem Carneval bis zu 116, schreibe einhundert und sechszehn Contretänzen gebracht hatte! Auf einem dieser Bälle machte ich die Bekanntschaft einer jungen Dame von Stande, für die ich flüchtig zu schwärmen begann, und der ich den poetischen Namen „Natalie" beilegte. Sie war es, für die ich jenes „Märchen aus dem Morgenlande": „Blauauge" schrieb, worin auch ihre Silhouette steht. Allein diese Aufwallung für ein schönes, leider allzu flatterhaftes Mädchen ging rasch dahin, wie sie gekommen war; doch bald sollten ernstere Beziehungen mich fesseln.

Als ich meines vertrauten Umgangs mit Ettinger gedachte, sprach ich schon von dessen Vermählung mit der klugen, wohlhabenden Wittwe des am 2. April 1771 verstorbenen Weimarischen Hofpredigers Siegmund Basch. Mehrfach hatte ich Ettinger zu seiner Braut nach Weimar begleitet; anfangs der Schauspielerin Corona Schröter zu Liebe, welche mit Ettingers Braut befreundet war, überhaupt wegen ihrer Schönheit und Begabung von den ersten Köpfen Weimars gefeiert wurde,[1] zuletzt aber wegen einer Schwester der Frau

[1] Folgende beiden Briefe von Corona Schröter fanden sich in Reichards Nachlaß.

Corona Schröter an Reichard, 1.

„Weimar, den 15. Februar 1784.

Sie haben mir durch Uebersendung Ihres schönen Theaterkalenders, und der Versicherung Ihres gütigen Andenkens abermals recht sehr viel Vergnügen gemacht, wertheſter Herr Bibliothekär; nehmen Sie dafür meinen freundlichſten Dank an. Es freut mich, daß ich (wie Sie mir schmeicheln) bey meinen lieben gothaischen Freunden, deren Andenken mir immer werth seyn wird, noch nicht ganz vergessen bin, und das Vergnügen, das mir bey ihnen zu theil geworden, ist noch ganz lebendig in mir und oft der Gegenstand unserer Gespräche.

Beehren Sie mich ferner mit Ihrem freundschaftlichen Andenken und haben die Güte, mich der Frau Commissionsräthin Ettinger, und

Wittwe Basch, Amalie[1] Seidler, welche als zweite Gouvernante bei der bald nachher [am 24. März 1784] verstorbenen, nur fünf Jahre alt gewordenen Weimarischen Prinzessin Louise angestellt war, und deren Liebenswürdigkeit mir Ettinger hoch gerühmt hatte. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie keineswegs sogleich den Eindruck auf mich, welchen sie nicht verfehlte, als sie nach dem Tode der kleinen Prinzessin zu ihrer inzwischen mit Ettinger verheiratheten Schwester für einige Zeit nach Gotha kam, wo ich, als Freund des Hauses, sie täglich beobachten konnte. Amalie Seidler war schön, und was mehr ist: voll eben so großer Liebenswürdigkeit, wie unendlicher Anmuth. Ein richtiger, aufgeklärter Verstand, eine Herzensgüte, die sich in jedem ihrer Züge aussprach, eine Offenheit, die ihr alle Gemüther gewann, nahm selbst noch in späteren Jahren augenblicklich für sie ein; Gotter und mehrere andere Schriftsteller von An-

ihrem Hrn. Gemal bestens zu empfehlen. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihre

ergebenste Freundin und Dienerin
Corona Schröter."

Dieselbe an Denselben, 2.

„Weimar den 25. April —85.

Die Gütigkeit, womit Sie, mein werthgeschätzter Herr Bibliothekair, mich stets beehrt haben, giebt mir Muth, jene kleinen musikalischen Arbeiten, welche die Innlagen ankündigen, Ihrem freundschaftlichen Schutze zu übergeben. Dero Empfehlung wird denenselben gewiß eine günstige und zahlreiche Aufnahme gewähren — und sie bedürfen der gütigen Vorsprache eines Mannes von Ihrem Einfluß, wenn sie so viel Aufmerksamkeit erregen sollen, daß meine kleine Eitelkeit dabey nicht ganz unbefriedigt bleibe. —

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung stets zu seyn

Dero

ergebenste

Corona Schröter."

[1] Amalie Christiane Dorothea, nachgelassene dritte Tochter des weiland Johann Wilhelm Seidler, Ober-Fürstlich Eisenach- und Weimarischen Consistorialraths, geboren am 10. October 1766 zu Weimar.

ſehen haben ihr in Gedichten wie in proſaiſchen Schriften gehuldigt. Neben einer Amalie konnten die Coronen und „Natalien“ nur als Nebelſterne erſcheinen; in der That liebte ich das treffliche Mädchen bereits, ehe ich noch ſelbſt es ahnte. Früher als ich, erkannte Auguſte Schneider meine neu aufkeimende Empfindung und betrieb eine Annäherung zwiſchen Amalien und mir um ſo haſtiger, als ſie ihre eigene Geſundheit immer hinfälliger werden fühlte, aber — wie ſie mehr als ein Mal rührend ſagte —: „nicht ſterben wollte, ohne mich glücklich zu wiſſen.“ Da ihr Schwager nach Altenburg befördert und mit den Seinen dorthin übergeſiedelt war, ſo ſtand ſie nun ganz allein, meiner brüderlichen Fürſorge anheimgegeben. Ich begleitete ſie auf ihren Spaziergängen und den Spazierfahrten, welche ihre beſchränkten Einkünfte nur zu ſelten geſtatteten, bis der Herzog, auf dieſen Umſtand aufmerkſam geworden, ſich in's Mittel legte und mich brieflich erſuchte: zur Aufheiterung der Freundin dieſe Ausfahrten ſo oft zu wiederholen, wie die Verhältniſſe und das Wetter es erlaubten. „Sie wiſſen,“ ſchrieb der Herzog, „daß leider mein Stand es nicht zuläßt, daß ich hier Dasjenige öffentlich thun könnte, was ich ſonſt für die werthe Kranke thun würde. Es bleibt mir alſo kein anderer Ausweg, als Sie zu beſchwören, hierin meine Stelle zu vertreten. Doch erſuche ich Sie hierbei auf's angelegentlichſte: meinen Antheil an den Spazierfahrten unſere liebe Kranke durchaus nicht gewahr werden zu laſſen. Ich fürchte ihre äußerſt große und lebhafte Delicateſſe bei dieſer Gelegenheit, und glaube, daß, wenn ſie nur das geringſte davon ahnen könnte, ſie dieſes kleine Opfer ausſchlagen würde.“ Dieſen für beide Theile im höchſten Grade ehrenvollen Beweis von Feinheit und Schonung gegen Auguſte führe ich an, weil ſich daraus das vielfach ſchief beurtheilte, aber durchaus reine Verhältniß zwiſchen den ſeltenen Menſchen klar und wahr erkennen läßt. Nie war Auguſte

Schneider zu bewegen, von ihrem hohen Freunde Geld oder Geſchenke zu nehmen; arm, wie ſie geweſen, iſt ſie geſtorben.

Mit Rath und That ſtand ich der lieben Kranken bei, die ich täglich mehrmals beſuchte; außer mir befand ſich in den letzten ſchweren Monaten, welche der Dulderin beſchieden waren, eine Freundin bei ihr, die ſich mit vollem, liebendem Herzen der Pflege und Wartung hingab. Dies war die Braut des Weltumſeglers Georg Forſter, Tochter des großen Göttinger Philologen, Thereſe Heyne, welche als verwittwete Huber Herausgeberin des „Morgenblattes“ ward und noch lebt. Dieſe durch hohe Geiſtesbildung und Talent ausgezeichnete Frau iſt ſeither als Schriftſtellerin bekannt und gewürdigt worden; oft habe ich ihr richtiges Urtheil und die Genialität ihrer Ausdrücke in den Briefen bewundert, welche ſie an Auguſte, wie ſpäter an Amalie, deren Freundin ſie wurde, beſonders auf ihrer Schweizer Reiſe ſchrieb. Wie manche Zeitſchrift würde durch dieſe Briefe geziert und gehoben worden ſein, wenn es je die Abſicht der feurigen Schreiberin geweſen wäre, ſie für den Druck zu beſtimmen! —

Die arme, je länger, deſto ſchwerer leidende Auguſte ſah der Annäherung ihres Todes mit Ruhe und Faſſung entgegen; der 23. Februar 1785 ſetzte endlich dem Dulden der edlen Seele ein nur zu frühes Ziel. Zwei Stunden vor ihrem Tode kniete ich noch im Übermaß meines Schmerzes an ihrem Lager — Auguſte war ſchon ſprachlos. Thereſe trieb mich aus dem Zimmer und zwang mich, das Haus zu verlaſſen; bald darauf meldete ſie mir auf einem mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel das ruhige Ende der Theuren. Der Herzog hatte Auguſte Schneider, ſeitdem ſie bettlägerig geworden war, nicht mehr geſprochen; auch dieſes harte Opfer mußte er ſeinem Stande bringen. Ihren Hügel deckt eine ſchöne Platte von weißem carrariſchen Marmor, welche der Herzog legen ließ, und auf der Auguſtes Name, Geburts- und Sterbejahr nebſt folgender Inſchrift vom Generalſuper-

intendenten Koppe ſteht: „Die Hülle, welche die Gute zurückließ, ehren ihre verwaiſeten Freunde durch dieſen beſcheidenen Stein. Sie ſelbſt gehört dem Himmel.“

Die Empfindungen des Herzogs über dieſen Verluſt ſchildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Er ſprach ſie offen aus, und durfte dies um ſo ungeſcheuter, als ſeine Gemahlin, die Herzogin, längſt ſeine Beziehungen zu Auguſte Schneider kannte. Der Herzog ſelbſt hatte ihr dieſe entdeckt, und zwar in den erſten Tagen ſeiner Geneſung von jener ſchweren Krankheit im Jahre 1779, deren ich erwähnte. „Er wollte“ (ſo hatte er geſagt) „die erſten Stunden des wiedergeſchenkten Lebens nicht durch Heimlichkeit oder Trug gegen die Gefährtin deſſelben entweihen.“

Der heftig in mir tobende Schmerz über Auguſte Schneiders Tod würde anhaltender geweſen ſein, hätte mich nicht meine wachſende Leidenſchaft für Amalie Seidler wohlthätig abgezogen. Der Entſchluß, mich mit ihr unlöslich zu verbinden, reifte mehr und mehr. So erſuchte ich denn unſeren würdigen Hausfreund, den Conſiſtorialrath Bauſe, mir den Freiwerber zu machen, und zwar in Beobachtung ſtrenger Regeln des kindlichen Gehorſams, zuerſt bei meiner Mutter, deren Einwilligung zu einer Heirath mir unerläßlich war, da ich von meiner Beſoldung — wie erwähnt, jährlich 200 Thaler — keine Frau ernähren konnte.

Der ehrliche Bauſe, welcher den Auftrag nicht ohne große Feierlichkeit vollzog, kam bald mit der Meldung zurück: die Mutter willige ein, mir jährlich einen Zuſchuß zu geben, den leerſtehenden Theil ihres geräumigen Hauſes zu überlaſſen und mir außerdem die Koſten der erſten Einrichtung beſtreiten zu helfen, denn Amalie war arm und hatte auf keine Ausſteuer zu rechnen.

Nun begab ich mich ſelbſt zu meiner Mutter, dankte tiefbewegt für dieſe Zugeſtändniſſe und bat ſie, ſtatt meiner

um Amaliens Hand für mich zu werben. Wirklich ging die Gute noch am nämlichen Tage zu Amaliens Schweſter, Madame Ettinger, um ihr mein Anliegen vorzutragen; freudetrunken erwartete ich das Reſultat auf meinem Zimmer. Meine Zuverſicht wurde jedoch bitter enttäuſcht, als meine Mutter mit der Antwort wiederkehrte: „Amalie habe ihr Herz bereits verſchenkt, und zwar an Johann Konrad Schlick, den allbewunderten Virtuoſen auf dem Violoncell und wunderſchönen Mann!“ Meine Verzweiflung bei dieſer Nachricht war namenlos; um mein gepreßtes Herz zu erleichtern, ſtürzte ich noch in derſelben Stunde zu meinem guten Herzog Ernſt, deſſen Geduld mit den leidenſchaftlichen Ausbrüchen meines Schmerzes ich noch jetzt bewundere; dann eilte ich zu Ettinger, und klagte dieſem meinen Jammer. Er ergriff die kluge Maßregel, Amalien, deren Beſuchszeit in Gotha ohnehin ablief, ſchleunigſt nach Weimar zurückzuſenden und der Obhut ihrer greiſen, verehrungswürdigen Mutter wieder zu übergeben; ſomit war ſie aus Schlicks Nähe glücklich entfernt. Das Übrige that der Herzog, der ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, Amaliens liebſter Freundin, der Hofdame Fräulein von Waldner zu Weimar, das ganze Verhältniß ausführlich darzulegen und ſein gewichtiges Fürwort voll edlen Feuers zu meinen Gunſten in die Wagſchaale zu werfen. So wurde Amaliens Widerſtand nach und nach beſiegt, und bei einer Zuſammenkunft in Erfurt gelegentlich des damals noch nicht aufgehobenen Frohnleichnamsfeſtes gab ſie in Gegenwart ihrer Verwandten das mich beſeligende Jawort. — Dieſes Frohnleichnamsfeſt diente nämlich der ganzen umliegenden Gegend zum Stelldichein; nach der Beſitznahme Erfurts durch Preußen hat man die Feier deſſelben eingeſtellt, wodurch der Stadt allerdings ein großes Einkommen entzogen iſt, da an jenem Tage oft 15—20,000 Menſchen zuſammenſtrömten und wacker Geld aufgehen ließen.

So wurde Amalie die Meine, und ruhigen Herzens

darf ich ſagen: wie ich redlich alles, was von mir und meinen Kräften abhing, gethan habe, ihr das Leben an meiner Seite angenehm zu geſtalten. Und noch auf ihrem Sterbelager hat die theure Frau ihrer Schweſter Dorette unaufgefordert bekannt, wie ſie es nie bereut habe, daß ſie mir ihre Hand gereicht.

Über alle dem war natürlich der vorbereitete Ausflug nach der Schweiz mit Freund Hendrich von einer Woche zur anderen aufgeſchoben worden; ſobald ich jedoch Amaliens verſichert war, wurde er unverzüglich angetreten. Die Reiſe ging über Weimar (den Aufenthalt meiner Geliebten), durch Franken und Schwaben an den Bodenſee, von da über Schaffhauſen und Zürich durch die meiſten Cantone der Schweiz, bis Genf, wo wir am Fuße des Mont blanc eine große Alpentour ſchloſſen, die wir von Bern aus begonnen hatten. In Zürich ſuchte ich den berühmten Lavater auf, und kam — ich bekenne es — irre geführt durch das Geſchrei, womit ſo viele öffentliche Blätter ihn des Großthuns, des Stolzes, des Aberglaubens und was weiß ich weſſen noch anſchuldigten, mit ſtarken Vorurtheilen zu ihm. Allein völlig bekehrt ging ich von ihm fort, denn Lavaters Weſen zeigte von alle dem das Gegentheil. Wenn ich geglaubt hatte, er werde ſich oſtenſibel auf ſeinem Steckenpferde, der Phyſiognomik umhertummeln, ſo hatte ich mich grade hierin am gründlichſten geirrt, denn nur mit Mühe konnte ich das Geſpräch auf Gegenſtände bringen, welche darauf Bezug hatten. Ich ſah bei ihm einige alte Gemälde, die er ſoeben bekommen hatte; auch ſtand in ſeinem Zimmer Goethes Büſte. Die Kupferſtiche, welche ich von Lavater kannte, waren ziemlich ähnlich. In ſeinem ganzen Benehmen, in allen ſeinen Ausdrücken lag etwas ſo Schlichtes, von jeder Prahlerei Entferntes, überall leuchtete ſeine Gutmüthigkeit und Menſchenfreundlichkeit ſo unverkennbar hervor, daß man ſich herzlich zu ihm hingezogen fühlte. Als er erfuhr, daß ich vielleicht nach

Richterswyl gehen würde, um dort den Doctor Hozze über einen schmerzhaften Zufall an meinem Fuße um Rath zu fragen, schrieb er mir an diesen seinen Freund sogleich eine Empfehlungskarte. Zum Glück brauchte ich keine Anwendung von derselben zu machen; erst viele Jahre später, nach Lavaters — auch bekanntlich durch eine That der Menschenliebe und Menschenrettung erfolgtem — Tode lernte ich Hozze zu Karlsbad kennen; der Gegenstand unseres Gespräches war Lavater.

In Zürich war natürlich unseres Bleibens nicht lange; bald zu Fuß, bald auf Maul- und Saumthieren, bald in leichtem Wägelchen, bald zu Wasser durchmaßen wir den ganzen gewaltigen Alpenstock, der sich vom Gotthard bis zu dem weißen Riesen dieser Urgebirge ausstreckt. Nun lockte uns die bei der Schnelligkeit der französischen Post doppelt verführerische Nachbarschaft von Lyon — wir eilten hin, kamen nach Chambéry, an den Fuß des Cénis, durch die wundersame Passage der Echelles und bei der Karthause von Grenobles vorbei, die jetzt nur noch in Matthissons schöner Schilderung [Nro. XXIX. im 5. Buche seiner „Erinnerungen"] fortlebt. Auf unsere Rückkunft nach Genf folgte die Wanderung durch den Jura über Yverdun, Neufchâtel, Locle, Chaux-de-Fonds und Solothurn; von der Höhe zu La Tour sagten wir den majestätischen, geliebten Alpen ein schmerzliches Lebewohl, um über Basel, Breisach, Straßburg, Landau, Mannheim und Frankfurt nach der Heimath zurückzukehren.

Nie habe ich eine Reise mit so leichtem und vergnügtem Herzen angetreten und beendigt, wie diese; in der Fülle der Manneskraft, im Vollgefühl erhörter Liebe, an der Seite eines Freundes wie Hendrich, dessen Witz, muntere Laune und scharfer Beobachtungsgeist jeden Genuß erhöhte; dazu das Bewußtsein, daß jeder ausgegebene Thaler von den mäßigen, mich nur zur Hälfte treffenden Reisekosten mein

eigenes, selbst erworbenes Vermögen war — was kam da nicht alles zusammen, um diese Reise für mich unvergeßlich zu machen! „Trümmer aus einer schönen Zeit" habe ich über die vorzüglich die Schweiz betreffenden „Bruchstücke" aus meinem Reise-Tagebuche geschrieben, welche ich im dritten Bande meiner „Kleinen Reisen" [Seite 3—174] abdrucken ließ.[1] Auch am Schlusse des achten Bandes derselben befinden sich [Seite 282—333] Schilderungen aus Thüringen, Franken und Schwaben von dieser Reise; ebenso „Fragmente" in Archenholz' Journal: „Literatur und Völkerkunde" [IV. Jahrgang Band 7 und 8 S. 663 fg.].[2] Gewissenhaft durchkrochen wir anfangs jeden Winkel, den ich als „sehenswürdig" notirt hatte: Bibliotheken, Cabinete, Gallerieen, Fabriken, Zeug- und Zuchthäuser. Zuletzt aber fingen wir an, einzusehen, daß es ein lehrreicheres Reisestudium gebe, als dasjenige, welches wir unter Vortritt eines Lohnbedienten oder eines griesgrämigen, der ewigen Störungen durch die Fremden und des ewigen Einerlei herzlich müden Aufsehers an Repositorien und Schränken oder zwischen vier mit allerlei Curiositäten behangenen und aufgeputzten Wänden vorzunehmen vermögen, nur geleitet von der Absicht, einst sagen zu können: „Ich bin da gewesen!" — Leider reisen noch die meisten Menschen auf diese Art; ja, sie schreiben dann wohl gar das schon hundert Mal Geschriebene zum hundert und ersten Male auf, um geduldigen Lesern diese Weisheit mit einer anderen Brühe aufzutischen und „gelehrte Reisende" gescholten zu werden.

Kein Reiseschriftsteller hat mir je so aus der Seele geschrieben, wie Friederike Brun; ihre Schilderungen sind

[1] „Geschrieben" — wohl in des Verfassers Hand-Exemplar. Der gedruckte Titel lautet nur: „Bruchstücke aus dem Tagebuche der Reise des Herausgebers dieser Sammlung, vorzüglich die Schweiz betreffend."

[2] Vergl. auch „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" (Berlin, 1785), Bd. 2. St. 43, S. 257 fg.: „Lyon, Fragment aus dem Tagebuche einer Reise im Sommer 1785," und ebenda (Berlin 1786), Bd. 3 St. 10, S. 145 fg.: „Aus dem Tagebuche einer Reise im Sommer 1785," von Reichard.

Gemälde, welche oft überſchwänglich, aber immer treu und warm das Erſchaute wiedergeben. Freilich verwebt ſich bei mir, indem ich die Werke ihres Geiſtes leſe, unwillkürlich das Andenken an ihre und meine Jugend in die Lectüre. Unvergeßlich iſt es mir im Gedächtniſſe geblieben, wie ſie einſt zur Blumenzeit mit ihren Eltern von Kopenhagen aus den väterlichen Herd zu Gotha wieder aufſuchte, ſelbſt eine fünfzehn- oder ſechszehnjährige Blumenknospe. Damals war alles um das reizende, ſchwärmeriſche Mädchen Freude und Blüthe; wie ſie ihr Gewand und ihr langes Haar ſtets mit Roſen, ihren Lieblingsblumen, ſchmückte, ſo hatten auch alle ihre Anſichten etwas roſenfarbenes, und ſchon damals reifte das Mädchen zur Reiſe-Schriftſtellerin in einem Tagebuche, welches ſie ihrer Freundin Louiſe Gotter ſandte, deren Gatte in Friederike früh die Dichterin erkannte und pflegte.

Auch das Reiſen iſt eine Kunſt, die erlernt ſein will; zum Glück erkannten wir ſehr bald, wie viel erſprießlicher es ſein werde, wenn wir uns freier bewegten. So haben wir gar oftmals die große Heerſtraße mit ihren breitgetretenen Pfaden verlaſſen, und uns allemal gut dabei befunden.

In Mannheim lernte ich einen langjährigen Correſpondenten von mir, den Geſchichtsforſcher Hofrath Wolfter, perſönlich kennen. Der freundliche, biedere Gelehrte war ein völliger Bücherwurm, und dieſe Leidenſchaft hat ihn nachmals auch umgebracht. Wegen ſeiner Kränklichkeit empfahl ihm der Arzt den Pyrmonter Brunnen; Wolfter ging mit ſeinen Flaſchen in ein Benedictinerkloſter, wo er das Waſſer regelmäßig in der Bibliothek trank und dabei alte Codices ſtudirte. So wurde ihm der Brunnen, ſtatt heilſam, tödtlich; Wolfter ſtarb in Folge der verkehrt gebrauchten Kur [am 28. Juli 1805].

Zu Augsburg hatten wir ein drolliges Abenteuer. Nachdem wir Nürnberg — wo wir keineswegs „Nürnberger

Tand“ und reichsbürgermäßigen „Bocksbeutel“ (gegenwärtig sagt man: „Zopf“), sondern alles gar hübsch und großstädtisch gefunden, — verlassen und reisepflichtmäßig eine ansehnliche Zeit der Besichtigung der Schwabacher Nadelfabriken, sowie dem Besuche der alten Schlachtfelder zu Donauwörth und Blindheim gewidmet hatten, erreichten wir Augsburg in frühester Morgendämmerung. Man hatte uns das „weiße Lamm“ als vorzügliches Wirthshaus empfohlen; hungrig eilten wir auf unsere Zimmer, die man uns erst mit Zucker durchräucherte, was uns — nach der Bewirthung im stattlichen „rothen Roß“ zu Nürnberg — schon sehr auffiel. Ebenso schüttelten wir den Kopf über die nächtliche Kost von — rohen Aepfeln, welche man uns statt eines warmen Thees zum Willkommen vorsetzte. Allein der Schlaf übermannte uns, und wir trösteten uns mit erhofftem Besserwerden am nächsten Morgen. Die hochstehende Sonne weckte uns endlich; flugs steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, um mich mit Augsburgs Plätzen bekannt zu machen. Aber ach! Was für ein Gegenüber erblickte ich? Eine himmelhohe, Luft und Licht versperrende schwarze Stadtmauer! Unser Gasthof lag in der Vorstadt. Sofort weckte ich meinen schlafenden Freund, und wir hielten Rath. Ich nahm mein Postbuch und fand: die nächste Station sei München. Flugs wurden Postpferde bestellt, aufgepackt, und zur großen Verwunderung des Wirthes wieder abgefahren. Unser Weg führte durch halb Augsburg; durch schöne, breite Straßen mit herrlichen Springbrunnen und Gebäuden. Als wir vor der Stadt waren, ließen wir uns mit dem Postillon in ein Gespräch über die anderen Augsburger Gasthöfe und deren Lage ein, worauf wir erfuhren, daß die „Drei Mohren“ ein trefflich gelegener Gasthof mitten in der Stadt sei. „Umkehren, Schwager!“ commandirte Hendrich; „bring' uns dahin! Postgeld und Trinkgeld bleiben, als ob du die Station gefahren hättest!“ — Der Schwager machte große Augen; lachend gehorchte er. Das

Herz ging uns auf, als wir in das prächtige Wirthshaus, in die schönen hohen Zimmer und auf den Balkon mit weiter Aussicht in eine große Straße traten. Den Kostenbetrag notirte Hendrich wie folgt: „Für Extrapost vom Gasthof „zum Lamm" bis zu den „drei Mohren" in Augsburg — 2c." — „Sie sehen, schöne Braut," schrieb ich an Amalie, die natürlich aus jedem Nachtquartier pünktlich ihren Brief, oft auch ein unterwegs gepflücktes Blümchen (von Hendrich boshaft „Heu" getauft) erhielt: „Schwaben steckt an; man macht Schwabenstreiche." Der Streich hatte jedoch sein Gutes für uns; der Mohrenwirth hatte längst einen Zahn auf den Lammwirth, der ihm immer die Fremden wegfing; der „Schwager" hatte geplaudert, und nun war der Mohrenwirth glücklich, einen entschiedenen Sieg über seinen Nebenbuhler davon getragen zu haben. Voll dankbarer Freude bot er alles auf, uns die Rückkehr nach Augsburg nicht gereuen zu lassen; der Koch mußte uns die besten Gerichte bereiten, der Keller die besten Weine liefern, Kutsche und Pferde uns auf den ersten Wink überall hinbringen. Und als die Rechnung kam, bezahlten wir für das alles einen sehr mäßigen Preis. Dankbar zeichnete nun mein Freund an einen Thürpfosten eine Karikatur des „weißen Lamm," und ich schrieb französische Verse darunter, die keine Schmeichelei für dasselbe waren.

Empfehlungsbriefe in Menge waren in unsere Reiseschatullen eingepackt, und ihre Abgabe wurde von uns anfangs eben so heilig beobachtet, wie die Besichtigung der Merkwürdigkeiten. Allmählich sahen wir jedoch ein, daß solche Briefe gewöhnlich nur ein paar langweilige oder den Magen verderbende Mahlzeiten mit Unbekannten, die man eben so schnell vergißt, wie sie uns vergessen, zur Folge haben, und daß sie nur dann von Werth sind, wenn sie den Weg zu sonst verschlossenen Thüren, zur Unterstützung in besonderen Angelegenheiten, oder zur Bekanntschaft mit seltenen

Männern bahnen. Sonst stehlen sie nur die Zeit, mit der man auf Reisen gar nicht genug kargen kann. Unter jenen Briefen befanden sich auch die oben erwähnten Panisbriefe von Bode, von denen ich aber wenig Gebrauch machte. Ich erinnere mich nur, in Zürich darüber mit einem Rathsherrn in ein Gespräch gekommen zu sein. Er offenbarte helle Einsichten; namentlich äußerte er sein Befremden über die damalige Neigung der Deutschen zu allerhand geheimen Gesellschaften, deren Macht und Ansehen ihm nur ein Kopfschütteln entlockte.

Zu Bern waren die magnetischen Kuren stark im Schwange: der Magnetismus überhaupt machte damals so viel Aufsehen, daß es unverzeihlich gewesen wäre, demselben so nahe und nicht neugierig zu sein. Wir begaben uns also zu dem Leiter der ganzen Sache, einem Dr. Langhans; in der magnetischen Heilanstalt desselben sahen wir viele Damen um einen großen Kübel sitzen, worin zahlreiche „magnetische Flaschen" standen. Da ich von jeher sehr ungläubig war, so ließ ich es nicht beim bloßen Sehen bewenden, sondern gürtete mich eine Zeit lang mit dem „magnetischen Stricke", der an dem „magnetischen Baume" hing; ich hatte aber hiervon nicht die mindeste Empfindung, außer daß ich nachher einen sehr starken Appetit verspürte.

Auf der großen Alpenreise mit Hendrich war der Weg über den Simplon unstreitig das merkwürdigste, was sich uns darbot. Damals war derselbe in einem so verwilderten Zustande, daß wir jeden für toll erklärt haben würden, der prophezeit hätte: daß ein Armeecorps, einen Feind in der Nähe, hier mit Geschütz passiren und dadurch den Ausschlag einer ganz Europa umgestaltenden Schlacht (der von Marengo) geben würde. Freilich gehört dazu ein Feind von solcher Nachlässigkeit, wie der damals dort postirte, und ein so kühner Sinn, wie jener von Napoleons Franzosen, welche dennoch hätten umkommen müssen, wäre ein landeskundiger

Bauersmann, etwa ein zweiter Andreas Hofer, ihnen entgegengetreten. Seit unserem Ritte über den Simplon erschien uns kein Gebirge mehr schauerlich, und wenn wir unseren Wegweisern von jenem Unternehmen erzählten, so äußerten sie allemal: „Ja, wenn Sie den Simplon passirt haben, dann wird es Ihnen hier nicht mühsam und schrecklich vorkommen.“ Erst wenn man an den vormaligen fürchterlichen Zustand der Simplonstraße zurückdenkt, kann man die Riesenarbeit Napoleons richtig würdigen, der mit beispielloser Beharrlichkeit und Kraft hier eine Fahrstraße schuf, gegen welche viele deutsche Chausséen halsbrechend sind. Im Jahre 1811 bewunderte ich die staunenswerthe Schöpfung des gewaltigen Corsen, meinen alten Pfad nicht ohne Befriedigung ganz von fern erblickend, wo er an steilen Felswänden grauenvoll entlang führte.

Ein gefährliches Abenteuer brachte uns auch eine Fahrt auf dem Vierwaldstätter See, indem unser nach Schweizer Art höchst unbehilflich gebautes Boot von einem plötzlich aufspringenden Sturmwinde, Föhn genannt, fast umgeworfen wurde. Jener See ist berüchtigt wegen seiner Schiffbrüche; nur selten retten sich Verunglückte, weil die Ufer rings von schroff abfallenden Felsen eingefaßt und der Landungsplätze nur sehr wenige sind. Schon jagte der Wind unser Boot pfeilschnell gegen eine solche Wand, an der es in Trümmer zerschellen mußte; die Schiffer, lauter Bauern, stürzten auf die Kniee, um den Beistand der Mutter Gottes anzurufen. Nur ein rüstiger junger Bursche war so vernünftig, statt zu beten, sich an das Steuerruder zu hängen; dadurch gelang es ihm, das noch kaum einen Schritt weit vom Felsen entfernte Boot glücklich um eine vorspringende Ecke in eine Bucht zu bringen. Ganz Luzern, wohin wir am Abend kamen, war von unserem Unfall erfüllt, und nachdem wir auf der Reise schon in den Bergen für Krystallsucher, im Ossola-Thale für Käsehändler, auf dem Gotthard für Eng-

länder gehalten worden, beförderte man uns in Luzern, um unſer Abenteuer rührender zu machen, zu Grafen. Bei'm Abendeſſen trat unſer Wirth in eigener Perſon herein, hinter ſich fünf Kellner, alle Mann die Serviette auf der Achſel; nachdem er nun zwölf Schüſſeln rangirt hatte, entſchuldigte er ſich, daß er uns „nur auf Porzellan" und nicht „auf Silber" bewirthen könne, worauf er ſich in einen Strom von Beileidsbezeugungen gegen die „hochgeehrteſten Herren Grafen" (die denn freilich am nächſten Tage eine „gräfliche" Zeche: zwei Carolin für Eine Nacht und Ein Abendeſſen bezahlen mußten) unterthänigſt ergoß, gleichzeitig wider die Folgen des Schreckens einen berühmten Arzt empfehlend, den er ſelbſt einmal gebraucht habe, und der zwar jetzt hundert Stunden weit entfernt wohne, deſſen Recepte jedoch noch in ſeinem Hauſe, zu unſern Dienſten und ſogleich zu bereiten ſeien.

In eben dieſem Gaſthofe — es war der bis auf den heutigen Tag hochgerühmte „goldene Adler" — machte ich die Bekanntſchaft des trefflichen Johannes Müller. Farbenfriſch habe ich noch die Geſtalt des blühenden jungen Mannes mit den blitzenden Augen vor meiner Erinnerung, wie er lebhaft in das Zimmer trat, und wie alle Worte ſo feurig und gehaltreich von ſeinen Lippen ſtrömten. Wie ganz anders ſtellte dieſe Geſtalt ſich dar bei Müllers Beſuch in Gotha auf ſeiner Reiſe nach Tübingen, wenige Stunden zuvor, ehe ihn Napoleons Courier ereilte und nach Caſſel rief! Aber ein wahrhaft freimüthiger Geiſt, durch Welterfahrung tauſendfach bereichert, ſprach auch da aus jeder Sylbe.

Wie erwähnt, machten wir einen Abſtecher nach Lyon; es war die erſte große Stadt, in der wir auf jener Reiſe längere Zeit hindurch verweilten. Der Eindruck, welchen die auf- und abrollenden Wagen aller Art, das Gelärm und Geſchrei des hin- und herwogenden Volksgedränges, die

unzähligen, immer offenen Schaubuden, Läden und Gewölbe machten, war faſt überwältigend. Wie winzig dünkte uns dagegen das menſchenleere Berlin, welches wir grade ein Jahr früher geſehen hatten! Nie werde ich die arme Sünder-Geſtalt vergeſſen, die ich ſpielte, als ich, um einen Modeartikel für meine Braut zu kaufen, meinem Lohnbedienten aufgetragen hatte, mich zu einer der erſten Putzhändlerinnen von Lyon zu führen. Wir fuhren auf dem ſchönen Platze Bellecour an einem ſehr ſtattlichen Hauſe vor; der Portier öffnet die Thür eines Salons im Erdgeſchoß, und ich ſtehe vor einem Kreiſe zierlich geputzter junger Damen, deren Augen ſich bei meinem Eintritt im Nu auf mich richten. Ein Getäfel von Mahagony, ſpiegelhell, macht die Wände aus; glänzende Lüſtres ſchweben von der Decke herab, und vor zahlreichen Wandſpiegeln ſtehen koſtbare Porzellanvaſen mit mächtigen Sträußen von künſtlichen Blumen. Ganz geblendet, glaube ich ſchon: mein Lohnbedienter habe mich falſch verſtanden und mich in irgend eine Geſellſchaft vornehmer Damen geführt — da ſteht endlich das nächſte der Frauenzimmer auf, um den in ſprachloſen Bücklingen Verlorenen zu fragen: „was er zu kaufen wünſche?“ Nun bekam ich wieder Muth und nannte auf gut Glück einen Kopfputz; ſie gab mir irgend einen Ladenhüter, deſſen hohen Preis ich bezahlte, ohne zu markten — und Gott habe ich gedankt, als ich wieder frei athmend, fern von den Späherblicken jener Schönen, auf offener Gaſſe war.

Das Theater zu Lyon gehörte damals, nächſt dem Pariſer, zu den vorzüglichſten in ganz Frankreich. Wie weit blieben dagegen unſere deutſchen Vorſtellungen namentlich von Operetten franzöſiſchen Urſprungs zurück! Welch' ein Unterſchied z. B. zwiſchen dem Lyoner „Tonnelier“ und unſerem heimiſchen „Faßbinder!“ — Damals glänzte noch auf der Lyoner Bühne Madame St. Aubin, welche ſchon

ſehr kurze Zeit nachher in Paris bewundert wurde und dort nach ihrem Rücktritte von der Bühne [1809] noch in ihrer Tochter Alexandrine fortlebte; das reizendſte Weib mit dem verführeriſchſten Augenpaar und dem blühendſten Anſehen, das ich je auf der Bühne erblickte. Unnachahmlich ſchienen mir auch die Franzoſen in dem Witze und der muthwilligen Laune ihrer Parodieen; „Iphigénie en Aulide“ war um jene Zeit an der Tagesordnung, und über ihre Traveſtirung, über die unſäglich komiſche Darſtellung der Iphigenie, des Oreſtes und ſeines Pylades mit dem roſenfarbenen ſteifen Zöpfchen hätte der ärgſte Grillenfänger ſich halbtodt lachen müſſen. Keine Vorſtellung wurde von uns verſäumt, ſo lange wir in Lyon waren; einſt überkam uns gar der Kitzel, eine Gitterloge zu nehmen. Hatten wir doch in franzöſiſchen Romanen ſtets ſo viel von „Loges grillées“ geleſen! Das drolligſte war, daß unſer Lohnbedienter dagegen proteſtirte; als wir aber darauf beſtanden, ſich — als heimlicher Aufpaſſer, wie es die franzöſiſchen Lohnbedienten damals gewöhnlich waren und wohl noch ſind — für verpflichtet hielt, der Polizei einen Wink zu geben! Wenigſtens hatten wir von dem Augenblicke an die deutlichſten Spuren, daß wir beobachtet wurden. Ach, und wir fanden die uns vorher ſo romantiſch erſcheinenden „Loges grillées“ ſo troſtlos langweilig, daß wir die Gitter gar bald öffneten! Entzückend dagegen, und etwas ganz neues für uns waren die großen Ballets. In der großen Ballet-Pantomime „Dorothée“, welche Voltaires „Pucelle“ nachgebildet war, erhielten wir gleichzeitig einen merkwürdigen Beweis von der Stimmung der Zuſchauer. Als der tapfere Ritter „La Trimouille“ den verrätheriſchen „Erzbiſchof“ ſelbſt in die Flammen des Scheiterhaufens ſtürzte, den derſelbe für die tugendhafte „Dorothea“ hatte anzünden laſſen, erſcholl das ganze Haus von lauten „Bravo's“ und dem Geſchrei: „Hinein mit ihm! Hinein!“ In der nur wenige Jahre ſpäter ausbrechenden

Revolution hat ſich dieſer Haß gegen die Geiſtlichkeit blutig ausgeſprochen.

Einen contraſtirenden Eindruck bewirkte die Kirche der Karthäuſer. Sie war ſchön, einfach und geſchmackvoll, mit einem herrlichen Gemälde: „Anbetung der Hirten," und dabei wegen ihrer hohen, die Stadt beherrſchenden Lage reich an wundervollen Fernſichten. Der Zufall begünſtigte uns, daß wir ſahen, wie die achtzehn Bewohner ſich verſammelten, um die Horen anzuſtimmen. Dieſe bejahrten, weißen Karthäuſergeſtalten, die eingehüllt und gebückt langſam aus allen Zugängen einzeln mehr hereinſchwebten als traten, hatten etwas Geiſterartiges. Ihr Geſang tönte feierlich und ſchwermüthig durch die öde Kirche, an deren weiten, hohen Gewölben er verhallte. Auch dieſe Karthäuſer hat die Revolution aus ihrem ſtillen Zufluchtsorte vertrieben; ihre friedliche Wohnung wurde zerſtört und ſie ſelbſt wieder in das Gewühl der Welt hinausgeſtoßen, deren Wirrſal ſie ſich für immer hatten entziehen wollen.

Wenn nachher dieſelbe Revolution ſchwere Anklagen gegen die Könige von Sardinien geſchleudert hat, ſo bleibt doch das Eine wahr: für Reiſende hatte deren Regierung durch muſterhafte Poſtanſtalten, ſowie herrliche, alle Schwierigkeiten des Bodens leicht überwindende Wege trefflich geſorgt. Prachtvolle Kunſtſtraßen führten uns im Galopp hinter Pont Beauvoisin durch die wilden, hohen Alpengebirge und an den ſchauerlichſten, mit hohen Geländen geſchützten Abgründen hin, und — ein Deutſcher, der daheim alle Augenblicke mit der Naſe an einen Schlagbaum ſtieß, konnte es kaum faſſen! — der Reiſende zahlte dafür nicht einen Liard „Weg-" oder „Pflaſter-" oder „Paſſagegeld," oder wie ſonſt die Namen heißen, unter denen man in deutſchen und anderen Ländern oft für halsbrechende Wege gebrandſchatzt wird. Erzählte mir doch einſt ein durchaus glaubwürdiger Mann folgendes Erlebniß: „Auf einer Reiſe nach Frankfurt blieb ich irgendwo

bei Nacht im Koth ſtecken; plötzlich ſah ich aus dem nahen Dorfe, wo alles ſchlief, eine Laterne auf mich zukommen und wähnte, es erſcheine ein gutmüthiger Helfer. „Das iſt nicht meine Sache," gab mir aber der Laternenträger auf meine dahin zielende Bemerkung zur Antwort: „Sie zahlen ſo und ſo viel Groſchen Chauſſeegeld." — „Chauſſeegeld, daß ich hier verſinke?" ſchrie ich. „Haben Sie nur Geduld; der Weg ſoll bald ausgebeſſert werden." Sprach's, empfing ſein Wegegeld, trollte davon und ließ mich ſitzen." So reiſte man daheim, im lieben Vaterlande.

Von unſerer Heimfahrt und den mancherlei kleinen Abenteuern derſelben kann ich billig ſchweigen; nur ſei erwähnt, daß wir zufällig eben in Frankfurt a. M. eintrafen, als der berühmte Blanchard dort eine Luftſchifffahrt unternahm.[1] Auf Rechnung künftiger Einnahmen hatte der vielgenannte Mann an einen ihm wie die Hyäne dem Leichnam nachziehenden Spieler bereits eine beträchtliche Summe verloren; in Frankfurt wird er aber gewiß ein gutes Geſchäft gemacht haben.

Wohlbehalten langten wir zu Gotha an, allſeitig herzlich willkommen geheißen; ungeſäumt begann ich nun die Einrichtung zu meinem Haushalte zu treffen, welchen ich nicht prächtig, aber bequem und geſchmackvoll, ganz wie ich wußte, daß Amalie es liebte, herſtellen ließ. Der 3. Februar 1786 war endlich der erſehnte Tag, an welchem ich in einer Dorfkirche durch meinen alten treuen Hofmeiſter Thielemann, der jetzt Pfarrer an dieſer Kirche war und den ich zu der feierlichen Handlung ausdrücklich erwählt hatte, mit Amalie Seidler getraut wurde. Zwanzig Jahre einer glücklichen Ehe habe ich mit jenem Tage an mein Leben gereiht. — Der allgemein herrſchenden Sitte meiner Vaterſtadt gemäß machten alle männlichen Bekannten des neuen Paares dieſem am

[1] Am 3. October 1785. (Maria Belli, Leben in Frankfurt am Main, VII, 45.)

Morgen nach der Hochzeit ihren Besuch; da gab es denn eine Art von Gabelfrühstück, welches theils aus Neugier, theils aus Gewohnheit meist zu einer zahlreichen Gesellschaft wurde. So war es auch bei uns; das Gedränge strömte ab und zu, aber dies war nur der Anfang einer ganzen Reihe von Festen, welche meine Freunde — vorzüglich auf Gotters Anregung — für uns veranstalteten. Gotter schätzte überhaupt Amalien hoch; mehrere seiner Gedichte, die sich zum Theil in der gedruckten Sammlung befinden, sind an sie gerichtet; auch wählte er sie zur Pathin bei einem seiner Kinder.

Dem Herzog Ernst mein junges Weib, dessen Besitz ich seiner Vermittlung verdankte (er hatte mich überdies wenige Tage vor meiner Trauung ungebeten mit einem höheren Range, dem Titel eines Raths überrascht), auf einem Spaziergange vorzustellen, war eine meiner nächsten Sorgen. Amalie entschloß sich dazu nur mit Widerstreben; der Herzog schien zu merken, daß sie sich scheu zurückhielt, denn einst beklagte er sich darüber gegen mich mit den Worten: „Was habe ich denn der kleinen Frau gethan, daß sie mich nicht kennen lernen will?“ — Das Wort „klein“ und die Diminutive der Vornamen waren bei dem Herzog immer ein bezeichnender Ausdruck, wodurch er sein herzliches Wohlwollen für jemand an den Tag legte. Sein Sohn, der Herzog August, pflegte die Damen zu duzen und sie bei ihren Vornamen zu nennen, was beständig das Mißfallen des Vaters erregte.

Als ich nach Haus kam und Amalien die freundlichen Worte des Herzogs erzählte, faßte sie endlich Muth, und gleich Tags darauf erfolgte die erste persönliche Begegnung; doch erst, als meine Frau den Herzog näher kennen und durch sich selbst beurtheilen lernte, fing sie an, ihre Scheu vor ihm zu verlieren und seinen Umgang nach Gebühr zu schätzen. Die hohe Achtung, welche nun entstand, war —

ich darf es wohl aussprechen — gegenseitig; der Herzog hielt große Stücke auf meine Amalie, und es geschah kein Ereigniß in unserer Familie, es verstrich kein Geburtstag, wo er nicht schriftlich oder mündlich seine herzliche Theilnahme ausdrückte. Den 10. October aber, Amaliens Geburtstag, übersah er nie. Gewöhnlich waren seine Glückwünsche von kleinen Aufmerksamkeiten, wie ein Hausgeräth, ein Buch, oder sonst etwas begleitet. Immer waren diese Gaben von geringem Werthe, weil Amalie ihm das erste Geschenk, ein Halsband von echten Brillanten, als zu bedeutend, mit der schriftlichen Bitte zurücksandte: sie nicht durch dergleichen fürstliche Aufmerksamkeiten dem Neide des bösen Leumundes auszusetzen. Noch bewahre ich den Brief des Herzogs, mit dem er das Halsband — und zwar unter meiner Adresse — übersandte; er lautete folgendermaßen: „Zu den seltsamen Eigenheiten meines mühseligen Lebens gehört es vorzüglich, daß ich dasselbe in einem steten Kampfe zwischen meinen unschuldigsten Wünschen und den Verhältnissen meines leidigen Standes hinbringen muß. Dies, mein bester Reichard, fühl' ich heute lebhafter als jemals. Heute, an dem frohen Geburtstage Ihrer theuern und würdigen Gattin wäre nichts einfacher, nichts natürlicher, als derselben meinen aufrichtigen und gewiß treuen Glückwunsch persönlich abstatten zu können; dennoch trennen uns unsere leidigen Verhältnisse eben heute, an diesem theuern Tage, von einander! Und so gerne, so gerne ich in Person käme, ihr meinen innigen Antheil zu bezeigen, so darf ich's nicht, denn jeder meiner Schritte und Tritte wird ausgekundschaftet, beobachtet und falsch ausgelegt. Indessen verhindert dies nicht, daß ich nicht die eifrigsten und heißesten Wünsche in der Stille und in der Entfernung von ihr sollte thun können, und ich thue sie auch wirklich in dem Innersten meines Herzens. Sein Sie selber, mein bester Reichard, der Dolmetscher dieser meiner treuen Wünsche und Empfindungen bei Ihrer geliebten

Gattin, und bitten Sie ſie um die Fortdauer ihrer Freundſchaft und ihres Wohlwollens für mich.

Noch eine Bitte hätte ich beizufügen; aber dieſe bedarf einiger Entſchuldigungen. Nach unſeren Verhältniſſen ſchickt es ſich nicht, daß ich ein Geſchenk von irgend einem Werthe Ihrer lieben Frau zum Angebinde anbieten dürfte. Aber bedenken Sie, daß es doch jedem wohlhabenden Bruder nicht verwehrt werden kann, ſeiner geliebten Schweſter ein Andenken zu überſenden! Ich bin zwar ihr Bruder nicht, aber die Gefühle, die Geſinnungen eines Bruders empfinde ich für ſie, und zwar ſo treu, wie je ein Bruder ſolche empfand. Die Vorſehung gab mir zwar wirklich eine Schweſter, aber der Tod raubte ſie mir vor langen Jahren. Ein Erſatz ward mir in ihr zu Theil; laſſen Sie mir den Troſt, an ihr eine geliebte Schweſter wiedergefunden zu haben, und erlauben Sie mir, in dieſer Geſtalt ihr beikommendes Andenken zu verehren."

Amalie glaubte, das Halsband dennoch ablehnen zu ſollen — der Herzog war darüber nicht im geringſten empfindlich. Er würdigte ihre Gründe. Noch in ſeinem Glückwunſchbriefe vom 10. October 1802 nannte er ſie „eine geliebte Schweſter, deren Glück und Zufriedenheit die Quelle der ſeinigen bilde;" und am 10. October 1803 ſchrieb er die rührenden Worte: „Gewiß, edle Freundin: keines Ihrer angeborenen Geſchwiſter kann es inniger und treuer mit Ihnen meinen, als ich, noch aufrichtigere und wärmere Wünſche für Ihr wahres Wohlergehen thun. Möchten doch Geſundheit und Zufriedenheit Sie ſtets begleiten, Glück und des Himmels beſter Segen der Lohn Ihrer Tugenden, Ihrer edlen Geſinnungen ſein! Iſt es nicht Verwandtſchaft des Blutes, die uns vereinigt, ſo hoffe ich dennoch, Ihnen durch Uebereinſtimmung der Geſinnungen eben ſo nahe verwandt zu ſein, wie Jene, die die Freude genießen, Sie wirklich „Schweſter" nennen und als ſolche anerkennen zu dürfen."

Es war das letzte glückwünschende Schreiben des theuern Herzogs; Amaliens nächster Geburtstag fand ihn todt. Mir aber verzeihe man, wenn ich es mir nicht versagen mochte, auch an dem schönen, echt menschlichen Verhältnisse des edlen Herrn zu meiner guten Frau nachzuweisen, ein wie seltener, hochsinniger Fürst Ernst II. von Gotha gewesen ist.

Viertes Buch.

Vor, während und nach der franzöſiſchen Revolution.

Sommer 1786—1794.

Digitized by Google

9.

Bei dem Genuß der Schönheiten meiner vorjährigen Reiſe hatte ich ſo oft Amalien an meine Seite gewünſcht, daß ſchon damals der feſte Vorſatz bei mir reifte: bald mit ihr eine neue große Reiſe, und zwar wieder durch die geliebte Schweiz und dann hinab nach Marſeille an das Meer zu unternehmen. Die Sehnſucht nach den Reizen des ſüdlichen Frankreich wurde durch den damaligen Oberſtallmeiſter, nachherigen Geheimrath von Hardenberg noch ſtärker angefacht, der im Frühjahr 1786 von einem Winteraufenthalte in jenen Ländern zurückkehrte, von denen er eine paradieſiſche Schilderung entwarf. Dieſer ausgezeichnete Mann gehörte zu den wenigen, die von Jugend auf ihren Weg ſich ſelbſt zu verdanken haben. Für Hardenberg war noch in ſeinen höheren Jahren kein wiſſenſchaftliches Ziel zu fern; als z. B. Herzog Ernſt, deſſen vieljähriges Vertrauen er genoß, ſich mit Eifer der Sternkunde und der höheren Mathematik widmete, war auch Herr von Hardenberg binnen wenigen Monaten darin eingeweiht und obſervirte und rechnete mit Meiſterſchaft. Mehr als dreißig Jahre lang iſt mir ſeine Neigung treu geblieben, wie ihm die meinige; dankbar werde ich noch öfter von ihm zu ſprechen haben. Für jetzt muß ich ſeiner als eines beſtändig Mahnenden gedenken, der nicht nachließ, uns zu einer Reiſe nach dem Süden anzuſpornen. Von dem mit der Feder verdienten Schatze jener tauſend

Thaler in Gold hatte ich noch einen kleinen Reſt; zur Beſtreitung des Aufwandes dieſer zweiten Reiſe reichte er kaum hin. Um an den Poſtgeldern u. ſ. w. ſparen zu können, ſuchte ich mir daher noch zwei Reiſegefährten, und fand ſie in den Perſonen eines jungen, aus Gotha gebürtigen Arztes, ſowie einer Schweizerin, welche in Thüringen Verwandte beſucht hatte und nun zu ihrer Familie nach Murten zurückkehren wollte. Der Arzt, Dr. Buddeus, war uns ein ſehr lieber und erheiternder Geſellſchafter; leider iſt er nachher ſehr jung das Opfer eines Lazarethfiebers geworden, indem er einen Zug gefangener Franzoſen begleitete, die der Herzog von Braunſchweig aus Mainz nach Magdeburg ſchaffen ließ, wobei faſt der ganze Strich von Deutſchland, welchen dieſe Gefangenen paſſirten, durch Krankheit verpeſtet wurde. — Die Schweizerin, welche uns das Geſchick zur Reiſebegleiterin gegeben, machte die Prophezeiung des Herrn von Hardenberg völlig zur Wahrheit, der, als ich ihm von dieſer unſerer Geſellſchaft erzählt hatte, ausrief: „Sie haben da einen Stein mitgenommen, der Sie gar oft in der Taſche ziehen wird.“ Wirklich wurde uns der „Stein“ durch ſeine Grillen höchſt läſtig.

Der Anfang des Juni 1786 war auch der Anfang dieſer neuen Reiſe, welche zunächſt über Frankfurt, durch die Bergſtraße nach Stuttgart, auf Schaffhauſen, Bern, Lauſanne, Genf und von da in die Gletſcher von Chamouny ging. Als ich mich bei dem Herzoge beurlaubte, fragte er: „ob meine Mutter mir einen Beitrag zu den Koſten dieſer Reiſe gebe?“ Auf meine Verneinung händigte er mir ein Röllchen Goldſtücke mit einer ſo feinen Art ein, daß ich deren Annahme nicht abſchlagen konnte. Zu Hauſe erzählte ich dies meiner Mutter; einen Augenblick wurde ſie nachdenklich, und ſchon hoffte ich, daß auch ſie ſich zu einem kleinen Zuſchuſſe herbeilaſſen werde. Sie beſann ſich aber eines anderen, und der Zuſchuß unterblieb.

Ueber die nun folgende Reise habe ich nur wenig (im „Deutschen Merkur" von 1787 [Maiheft S. 147—158; Juniheft S. 246—266] und im 4. und 5. Bande der „Kleinen Reisen") drucken lassen;[1] mein ganzer Aufenthalt in Paris z. B. ist unveröffentlicht geblieben. Im Nachfolgenden gebe ich daher, was heute noch werthvoll erscheinen kann.

In Bern vermehrte ich meine Bekanntschaften durch diejenige einiger interessanten Männer; den meisten derselben begegnete ich auf einem ländlichen Balle, den die Stadt dem anwesenden Herzog von Gloucester und dessen Familie zu Ehren gab. Zur Zahl jener merkwürdigen Männer gehörte Carl Ludwig von Erlach, welcher — später General der Berner — am 5. März 1798 als Opfer der feigsten Verrätherei in der Revolution ermordet wurde, eben als er sich in's Oberland werfen und von dort aus einen neuen Kampf gegen die Uebermacht versuchen wollte. Ein besonderes Vergnügen gewährte es mir, auf diesem Balle Amaliens Liebenswürdigkeit jene Huldigungen empfangen zu sehen, welche sie verdiente; Herr von Erlach führte die Fremde zum Vortanz.

[1] Vergl. auch „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" (Berlin 1786), Band IV, Stück 49, S. 353 fg.: „Fragment einer Reise von Frankfurt am Main bis Schaffhausen im Sommer 1786" von Reichard. „Kleine Reisen" Band IV. S. 274—316 ist Wiederabdruck aus dem „Deutschen Merkur"; Band V. S. 246—306 schildert die Rückreise von Paris nach Deutschland. Diese Arbeit ist besonders reich an culturhistorisch merkwürdigen Einzelzügen; erzählt wird z. B., daß in öffentlichen Speisehäusern zu Paris damals nur Löffel und Gabel geliefert wurden; „das Messer mußte der Gast selbst mitbringen". Von der berüchtigten Halsbandgeschichte habe man — versichert Reichard — in Paris wenig mehr gesprochen. „Man nannte sie eine Affaire de cour." Auf der Plattform des Straßburger Münsters las Reichard die Namen Goethe, Lenz, Lavater, Pfenninger, Moritz u. s. w.; „an einer vom Reisenden zu wählenden Stelle pflegte der Thürmer sie gegen eine Erkenntlichkeit einzutragen." In Mannheim sollte „das Pfälzische Militär ganz in Weiß gekleidet werden; man macht schon jetzt mit den neu Geworbenen den Anfang. Das giebt denn einen buntscheckigen Anblick, wenn diese weißen Soldaten unter den altpfälzischen himmelblauen Uniformen in Reihen uud Gliedern marschiren" u. s. w.

Und ſpäter, im Thale von Chamouny, wirkte nach einem von uns unternommenen mächtigen Ritte im ſtärkſten Regenguſſe der Anblick der ſchönen, vor Kälte und Näſſe zitternden Dame auf einen katholiſchen Pfarrer, vor deſſen Thüre unſere Karawane ſtill hielt, ſo ſtark, daß er eilends ſeinen ſchwarzen Chorrock zum ſchützenden Ueberwurf herbeiholte und ihn ſelbſt mit großen Nadeln über ihrem Reitkleid zuſammenheftete, trotzdem er Amalien für eine Engländerin, folglich für eine Ketzerin hielt. — Hatten wir Gelegenheit gehabt, bei dieſem kühnen Ritte den Muth und die Kräfte meiner Frau zu bewundern und ihr alsdann am willkommenen Kaminfeuer von Madame Couteran (der Wirthin der Herberge am Fuße des Montblanc) das Zeugniß geben zu hören: „wie ſie die erſte Dame ſei, welche zu mitternächtlicher Zeit und in ſo ungeſtümem Wetter auf ſolchen Pfaden dieſen Gaſthof betreten habe," ſo hatten wir am anderen Morgen nicht minder Urſache, ihre Herzhaftigkeit und Gewandtheit bei der Fußreiſe auf den Montanvert Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, für welche ich den bekannten Lieblingsführer des Herrn von Sauſſüre, Pierre Balma, einen Mann von Kenntniſſen und feinen Manieren, zu unſerem Geleitsmann gewählt hatte. In der Fülle ihrer Zufriedenheit mit Balma wünſchte meine Frau, ihm ein Andenken zu hinterlaſſen und gab ihm ein kleines ſtählernes, mit Gold ausgelegtes Feuerzeug, das zum Feueranſchlagen und zugleich zum Verwahren von Schwamm und Zunder eingerichtet war. „Madame!" ſagte der galante Balma, „der höchſte Ehrgeiz von uns Führern iſt: die Spitze des Montblanc zu erſteigen; bin ich ſo glücklich, dann weihe ich Ihr Feuerzeug dort oben ein; aber nicht früher!" Im folgenden Jahre erſtieg Balma wirklich mit Sauſſüre den Montblanc; wie man ſpäter leſen wird, hat er Amaliens Geſchenk ſtets hoch in Ehren gehalten.

Nach Genf zurückgekehrt, mußten wir uns leider von

dem guten Dr. Buddeus trennen, den seine Pflicht wieder nach Gotha rief; wir schieden mit schwerem Herzen. Um uns zu zerstreuen, beschlossen wir, in unserem Gasthofe „Aux balances“ an der Wirthstafel zu essen. Diesem Entschlusse verdankten wir die Bekanntschaft eines interessanten Mannes: des durch seine chirurgischen und medicinischen Kenntnisse hochberühmten Hofraths August Gottlob Richter aus Göttingen, der mit seiner Gattin und zwei Kindern (eines derselben wurde nachmals die Frau des nicht minder berühmten Loder) auf einer Reise über Genf und Lyon nach Paris begriffen war. Die Wirthstafel — wie Schweizer Tafeln gewöhnlich um diese Zeit — war zahlreich besucht, und jeder (was mir solche Wirthstafeln oft verleidet hat) nur mit sich und dem Ausleeren der nächststehenden Schüsseln beschäftigt. Die Revolution hat seitdem an vielen Wirthstafeln die wechselseitige Achtung und Schonung womöglich noch mehr verscheucht. — Nachdem wir bereits einige Zeit vor unseren Tellern gesessen, sprach Richter ein paar Worte deutsch mit seiner Frau. „Gottlob, daß ich deutsch höre,“ sagte hierauf Amalie unwillkürlich; Richter vernahm dies, und so entspann sich ein Gespräch, welches eine Freundschaft anbahnte, die bis zu Richters Tode [23. Juli 1812] unverändert geblieben ist. Die beiden Frauen waren wechselsweise froh, eine Gefährtin ihres Geschlechts zu bekommen; mir gefiel an Richter sein zuweilen etwas derbes, aber darum nicht minder schätzbares, biederes und treuherziges Wesen, sein Witz und seine ungekünstelte Anspruchslosigkeit, trotz seines großen, auf echte Kenntnisse festgegründeten Rufes. Von diesem habe ich auf unserer Reise den Beweis mit Augen gesehen: gar oft fanden sich noch beim Pferdewechsel, beim Einsteigen in den Wagen (z. B. in Lyon) Leidende ein und baten um Richters Rath oder um die Hilfe seiner Hand. Dann zürnte er über diese Zudringlichkeit: „Ich habe Göttingen verlassen, um Erholung und Zerstreuung zu suchen, nicht um zu arbeiten;

da hätte ich nur zu Hause bleiben können. Sie haben ja hier ihre Propheten, laßt sie die hören.“ Unterdessen erlaubte ihm, bei allem Zorn, sein wahrhaft menschenfreundliches Herz doch in keinem einzigen Falle, einen Preßhaften ohne Rath und Anweisung fortzustoßen. In Paris besuchte er hospitirend die Vorlesungen des großen Wundarztes Louis; als dieser nun bei der Erörterung einer Krankheit auf Richters Geschicklichkeit in deren Behandlung kam, theilte er seinen Zuhörern mit, wie eben dieser Mann sich zufällig in ihrer Mitte befinde. Da stand das ganze Auditorium auf und verneigte sich gegen den deutschen Gast; Richter, dem dergleichen in der Seele verhaßt war, rief wüthend, als er nach Hause kam: „Louis hat mich an den Pranger gestellt,“ und ging nie wieder in dessen Vorlesungen.

Wir kamen ein paar Tage früher nach Lyon, als die Familie Richter, die uns aber in denselben Gasthof, Au Parc, nachfolgte. Damals habe ich mit Amalien das Zimmer mit eben dem Balkon bewohnt, auf welchen später, zur Revolutionszeit, Collot d'Herbois trat, um das Zeichen zur Hinrichtung vieler Tausende auf dem nahen Tevrauxplatze zu geben. Wer hätte ahnen sollen, daß dieser Balkon, von dem aus meine Frau sich so oft an dem Gewühl der Obst- und Fruchthändlerinnen ergötzte, einst der Standpunkt der Rachsucht eines vor Jahren zu Lyon ausgepfiffenen und nun wie in einem Zaubermärchen mit despotischer Gewalt bekleidet wiedergekehrten Comödianten sein, daß Menschenblut in Strömen auf diesem schönen Platze rieseln, und daß aus den Souterrains des an demselben belegenen prachtvollen Rathhauses das wehklagende Geschrei eingekerkerter Schlachtopfer tönen würde!

Das Theater, sowie die Besuche der stark beschäftigten Fabriken und Manufacturen des reichen, gewerbfleißigen Lyon ließen uns nebst den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt die in derselben verlebten acht Tage gar schnell und ange-

nehm verstreichen; besonders sehenswerth fand ich einige Goldstoff- und Seidenfabriken. Die neuesten Moden der gestickten Gilets, die man uns zeigte, waren jedoch ziemlich sonderbar; auf manchen standen ganze Arien oder Ouvertüren aus berühmten Opern eingewirkt, die man von einer solchen Weste wie vom Pulte wegspielen und wegsingen konnte; auf anderen erblickte man ganze Compagnieen Reiter und Fußvolk, Menagerien, Jokeys, die über Schlagbäume hinwegsetzten u. s. w.

Von Lyon wollte ich meine Reise nach Avignon und Marseille, die Richtersche Familie aber die ihrige nach Paris fortsetzen. Wir trennten uns ungern, und Richter bot alles auf, um mich zu bewegen, ihn nach Paris zu begleiten; daß es geschah, wurde durch einen seltsamen Umstand entschieden. Da meine Frau, der Weise ihres Geschlechtes entgegen, sich nie mit vielen Koffern beschwerte, so reisten wir ganz ohne Bedienung. Der Süden Frankreichs galt aber damals — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — für sehr unsicher; jedenfalls erlebten wir zu unserem Schrecken, daß einst in heller Mondnacht mitten in Lyon auf offenem Platze vor unserem Gasthause ein Mensch angefallen und vielleicht vor dem Ermordetwerden nur durch meine Dazwischenkunft gerettet wurde. Bei solcher Sachlage zogen wir doch vor, den ursprünglich entworfenen Reiseplan zu ändern, und selbander eilten wir auf der schönen, freundlichen Landstraße, die Frauen und Kinder im einen, Richter und ich im anderen Wagen, von Burgund nach Frankreichs gefeierter Hauptstadt.

Uns begünstigte das schönste Sommerwetter; treffliche Heerstraßen, oft Stunden lang schnurgrade fortlaufend und mit Ulmen und Nußbäumen eingefaßt; malerisch gelegene Burgen, Flecken, Weiler, Klöster und Städte, von denen ich nur Dijon mit seinen prachtvollen Plätzen und Spaziergängen, sowie mit der herrlichen, nun verschwundenen

Karthause und ihren ebenfalls verschwundenen Mausoleen und kühnen Gewölben nenne; die belebten, breiten Ströme, in deren Angesichte wir reisten; — alles das bot einen reichen Wechsel von Genüssen seltenster Art. Fünfzehn, sechszehn deutsche Meilen legten wir bequem in weniger als so viel Stunden zurück; es war, als ob das Feuer der Weine Burgunds und der Champagne in Kutscher und Pferde übergegangen sei. Auf der Rückreise, als ich in Kehl — damals nur Festung dem Namen nach, wo der Invalide eben die Axt weglegte, mit der er Holz gespalten, um als Schildwache zu figuriren — wieder die ersten deutschen Postpferde bekam, bat mich meine, an das Galoppiren der französischen Postillons gewöhnte Frau: „den Schwager anzufrischen." „Geduld, meine Liebe," erwiderte ich; „wenn wir nach Hessen und Sachsen kommen, wirst Du ihr Phlegma gar zu Fuß nebenher wandern sehen!" Wer sich jedoch über die französische Raschheit, ganz im Gegensatze von uns, aus Sorge für seinen Wagen baß erzürnte, war mein Reisegefährte. Einst durchflog ein junger Postillon die deutsche Meile in kaum einer halben Stunde; auf der Station angelangt, trat der muntere Jüngling, sobald er seine Courierstiefeln abgeschleudert hatte, strahlenden Gesichts an den Wagen, wurde aber von Richter, statt mit Lob, mit Schimpfen über sein schnelles Fahren empfangen. „Comment, Monsieur!" rief der enttäuschte Postillon mit gen Himmel erhobenen Händen, „je vous ai mené comme un prince!" und warf sich, im Übermaße seines Schmerzes weinend, mit dem Antlitze auf den Rasen. Ich tröstete ihn durch ein reichliches Trinkgeld.

Unser letztes Nachtlager war Fontainebleau. In dem prächtigen Schlosse wollte ich mir die Gallerie des cerfs mit dem Kreuze zeigen lassen, welches die Stelle bezeichnet, wo auf Christines von Schweden Befehl Monaldeschi ermordet wurde; allein die Gallerie war verschlossen, weil man darin Möbeln aus anderen Zimmern aufgeschichtet hatte. Auch

die Hoffnung, wenigstens die Briefe der Königin Christine und das Panzerhemde des Marchese bei den Mathurins in Augenschein nehmen zu können, — Merkwürdigkeiten, welche nach der Revolution und der Zerstörung des Klosters in die Bibliothek der École militaire kamen — scheiterte, da der Superior des Klosters, welcher die Schlüssel verwahrte, spazieren gegangen war. Verdrießlich unterschrieb ich, was ein Engländer in meinem Gasthofe in eine Fensterscheibe gekritzelt hatte: „Que fait on à Fontainebleau, où il n'y a rien à voir?“ Dieser Gasthof mit seinem altväterischen Prunkgeräth war eine völlige Reliquie aus Franz I. Zeiten; sogar die Treppenleiter fehlte nicht, mittels deren man auf das hochschichtige Bettgerüste stieg, wo Schaaren hungriger Wanzen den Reisenden marterten und ihn bald Müdigkeit und Schlaf vergessen machten. Schnell entrissen wir uns den verblichenen goldbrokatnen Decken und harrten, meine Frau in einem Stuhle, ich am Schreibtische, der Morgenröthe.

Wenige Schritte hinter Ville Juive, der letzten Station vor Paris, hat man auf einer Anhöhe den ersten unvergeßlichen Blick auf die weltberühmte Stadt, welche, ein unabsehbarer grauer Klumpen von Häusern, den Horizont abschließt. Das Observatorium, die Invalidenkuppel, die Thürme von Notre-Dame und St. Sulpice ragen allein über unzählige kleinere Höhen und Spitzen empor. Und so fährt man denn, voll gespannter Erwartungen, durch Staubwolken und eine wahre Prozession von Reitern, Fußgängern, Fuhrwerken, Wagen mit Lebensmitteln, Holz, Steinen u. s. w. bis zu dem Thore der prächtigen Barrière de Fontainebleau. —

Zur Ersparung der köstlichen Zeit habe ich auf meinen Reisen stets vorgezogen, — so frei ich mich auch von Contrebande wußte — am Zoll die Visitatoren durch ein Trinkgeld zu gewinnen. Das that ich auch hier, sobald sich der Unterbeamte näherte. Im nämlichen Augenblicke ging der Director vorbei. „Ist der Wagen visitirt?“ fragte er. „Ja!“ ant-

wortete der Beamte, der weiter nichts gethan hatte, als meine drei Livres in Empfang zu nehmen. „Postillon!“ rief nun der Director, „warum versperrst zu den Platz? Fahr' zu!“ und fort rollte mein Wagen. Richter hingegen, der diese meine Gewohnheit oft tadelte, mußte aussteigen, seine Papiere vorzeigen und in Staub und Sonnenhitze noch aushalten, als ich längst in unserem Hotel ruhte.

„Ist das endlich Paris?“ fragte ich mich mit dem guten Sterne. „Das ist Paris! — Hm! Paris! Die erste, die schönste, die prächtigste Stadt!? — Die Gassen sind denn doch so ziemlich schmutzig. Aber es mag leicht besser in die Augen fallen, als in die Nase.“ Wirklich war in der Vorstadt der üble Geruch bei der starken Nachmittagshitze unerträglich. Am meisten aber mißfiel uns die aus den hohen oberen Stockwerken quer über die Gasse an langen Stangen zum Trocknen aufgehängte Wäsche. Inzwischen nahm das Gedränge von Menschen, Reitern und Fuhrwerk immer zu, je mehr wir uns dem schönen, zierlichen Theile der Stadt näherten. „Voilà des Anglais, qui arrivent!“ riefen sich einige Kramläden-Inhaber zu; und wir bemerkten, daß die Pariser eben so neugierige Gaffer sind, wie die Bewohner unserer kleinen Städte. Den Pont neuf erkannte ich an der Statue des guten Heinrich IV., die seit der Revolution durch die Bilderstürmer in die Seine versenkt, jetzt aber wieder aufgestellt ist.

Endlich langten wir in unserem Hotel-Garni, Rue Richelieu, an. Das Hotel hieß damals Lancaster und hatte die Bibliothèque royale zum schönsten Gegenüber; keine hundert Schritte entfernt lag das Palais-Royal, wohin man durch eine kurze Seitenstraße sogleich gelangte. Wir wohnten in der herrlich möblirten bel étage, wo unsere Zimmer mit denjenigen Richters Eine Reihe ausmachten. Diese Lage in einer so belebten Gegend kostete uns die ersten Nächte unseren Schlaf, denn regelmäßig nach Mitternacht erbebten die Fenster

von dem Donnerfluge unzähliger Kutschen, welche die gute Gesellschaft aus den üblichen Abendgesellschaften nach Hause brachten. Wie man aber zuletzt selbst in einer Mühle schlafen lernt, so gewöhnten wir uns auch bald an dieses Getöse; ebenso erinnere ich mich, wie viele Zeit ich anfangs zu den paar hundert Schritten von meinem Hotel bis zum Palais-Royal gebraucht habe. Denn wenn ich ausschreiten wollte, so fuhr ich vor dem „Gare!“ eines Kutschers jedesmal schnell zurück; und da dieses Rufen fast nie aufhörte, so wäre ich nicht vorwärts gekommen, hätte mich nicht mein Lohnbedienter François beim Arme ergriffen und sich trotz meines Sträubens mit mir durch das Gedränge hindurchgewunden. Dieser Lohnbediente, ein gewandter, munterer Bursche, vormals in Amerika unter Lafayette Soldat, war die Treue, Dienstfertigkeit und Geschicklichkeit selbst. Sein ganzes Glück war seine Flöte, sein reichlich gepuderter Kopf und ein Blumenstrauß, der Tags vorher meiner Frau — einer großen Blumenfreundin — gedient hatte, und dann, sorgfältig aufbewahrt, an seiner Brust prangte, wenn François hinten auf unserer Kutsche stand. Obwohl er trefflich rasiren und frisiren konnte, so war es ihm doch bei Strafe, aus dem Hotel verbannt zu werden, untersagt, meine Haare und meinen Bart anzurühren, damit der „Friseur des Hotels“ (in Paris rasiren oder vielmehr „bartkratzen“ die Friseurs) nicht beeinträchtigt werde. Alle anderen Dienste, bis auf das Stubenkehren und Bettmachen, verrichtete dagegen François. Seine Anhänglichkeit an uns war aufrichtig, und auch wir hatten ihn lieb gewonnen. Nach dem Ausbruche der Revolution fragten wir uns oft: „Was wird aus unserem guten François geworden sein?“ Und siehe — 1808 im österreichischen Feldzuge, also nach mehr als zwanzig Jahren, führte der Zufall ihn als Kammerdiener eines französischen Generals durch Gotha, und der treue Bursche vergaß nicht, uns aufzusuchen. Zu meinem wirklichen Bedauern war ich abwesend;

als man François aber den Tod meiner Frau mitgetheilt hatte, war er in die bitterſten Thränen ausgebrochen.

Einmal im Beſitze unſerer Zimmer, kamen wir gar nicht mehr vom Fenſter. Hatte uns ſchon das Gewühl in den Straßen zu Lyon in Erſtaunen geſetzt, ſo war es mit dem in der Rue Richelieu doch gar nicht zu vergleichen. Endlich trieb die ſchlafloſe Nacht zu Fontainebleau meine Reiſegefährten in's Bett; ich aber wanderte erſt noch mit François nach dem nahen Palais-Royal. Die Variétés und das Théâtre Beaujolais hatten ſoeben ihre Vorſtellungen beendet, und ſo wogte mir eine geputzte Menſchenmenge entgegen, welche ungefähr um die Hälfte ſtärker war, als meine ganze Vaterſtadt Einwohner zählte. Dazu die hellſtrahlenden Reverberen in den Schwibbögen, die hunderttauſende von Lichtern in den Läden und Buden, und in dieſen Läden und Buden alle Waaren und Seltenheiten auf die künſtlichſte, prunkhafteſte und auffallendſte Art zur Schau geſtellt — es war ein Anblick, der auf mich wirkte, wie niemals im Leben wieder etwas auf mich gewirkt hat. Tief von demſelben ergriffen, eilte ich nach Hauſe und weckte meine Frau; trotz ihrer Weigerung mußte ſie ihr engliſches blaues Reitkleid überwerfen und mir folgen. Denn das hatte ich ſchon bemerkt, wie irrig die Annahme iſt, als müſſe man in Paris durchaus nach der neueſten Mode gekleidet ſein. Zeichnet man ſich nur nicht durch einen grotesken Anzug aus — der auch in der kleinſten deutſchen Stadt auffallen würde — ſo mag übrigens Schnitt und Farbe des Rockes ſein, wie ſie will; in Paris nimmt niemand Anſtoß daran, denn die in Journalen und Zeitſchriften ausgerufenen Moden ſind gewöhnlich nur in einem ganz kleinen Kreiſe „Tonangebender" bekannt, oder werden gar nur aus Speculation auf das Geld des Auslandes („pour le Nord" wie man damals ſagte) erſonnen und angeprieſen. Erſt um Mitternacht, beim Schluſſe des Palais-Royal, konnten wir

uns von diesem Feen-Palaste trennen, dem ich in einem der früheren Jahrgänge des „Journal der Moden" eine genaue Schilderung gewidmet habe.[1]

Wohl war dieses Palais-Royal damals die Hauptstadt der kleinen Welt „Paris." Alle großen Städte gleichen einander, aber weder London noch Petersburg haben ein Palais-Royal. Jemand, der nackt und hungrig unter diese Arkaden träte, würde sich in wenigen Minuten von Kopf zu Fuß auf das prächtigste kleiden und mit den ausgesuchtesten Leckerbissen sättigen können. Selbst deutsche Zeitungen waren an den Glasthüren eines Café mit deutschen Buchstaben angekündigt. Hier ist die wahre Wiege der Moden, wie wir denn deren zwei vor unseren Augen in einem Damen-Putzladen entstehen sahen. Als meine Frau nach Straßburg kam und diese Moden mitbrachte, waren sie dort noch ganz unbekannt. Oft, wenn Amalie, der französischen Sprache ungewohnt, in der Eile deutsche Worte einmischte, erwiderten die Inhaber der Läden des Palais-Royal — wo wir die meiste Zeit unseres Pariser Aufenthaltes zubrachten — sehr verbindlich: „Ja, wenn wir so glücklich wären, Englisch zu verstehen —!" Es war noch die Zeit, wo alle Reisende für Engländer galten, was aber keine Wohlthat für ihren Beutel war. Wer hätte weissagen können, daß im Jahre 1814 mein Sohn als deutscher Offizier sein Pferd vor eben dieses Palais-Royal stellen, unter seinen Arkaden umherwandeln und mir aus eben diesen Schauläden von seinen Beutegeldern ein niedliches Reisebesteck kaufen würde! —

Planvoll bestimmten wir in Paris zur Besichtigung merkwürdiger Gebäude und anderer Sehenswürdigkeiten stets den Vormittag, während die Abende dem Besuche der Theater und den öffentlichen Lustbarkeiten gewidmet wurden. Zwei schöne Remisewagen — die daheim für Staatskarossen

[1] Jahrgang 1786, Augustheft S. 279—284 und Novemberheft S. 379—394.

gegolten hätten — ſtanden von 9 bis 4 Uhr (wo nach dem Ausdrucke des Verleihers „die Pferde dinirten"), dann wiederum von 6 Uhr bis Mitternacht ganz zu unſeren Dienſten; man zahlte dafür täglich 14 Livres[1] für den Wagen und 3 Livres für den Kutſcher. Auch die große Dogge, welche der damaligen Pariſer Sitte gemäß den Kutſchen vornehmer Herren voranſprang, fehlte nicht; nur wenn die Pferde daheim „dinirten," that die Dogge dies bei uns. Der Wagen blieb ganz unerläßlich; bei dem geringſten Regen war es vollkommen unmöglich, zu Fuße zu gehen, weil eine in der Mitte jeder Straße laufende Rinne durch die beſtändig fahrenden Kutſchen zu beiden Seiten dermaßen ausſpritzte, daß man gleich bei den erſten Schritten arg beſchmutzt wurde. Einſt wollte eine andere Kutſche der meinigen vorfahren, und da das gegen die Kutſcher-Ehre war, ſo trieb der meinige ſeine Pferde an; ſein Gegner that ein gleiches, und ſo flogen beide Wagen neben einander bis zum Eingange einer Gaſſe, wo ſie mit den Vorderrädern hängen blieben. Unverzüglich erhob ſich ein Peitſchenkampf zwiſchen beiden Kutſchern; Amalie war halb todt über dieſen Hader. Des fremden Kutſchers Pferde waren ſtärker, oder er gewandter — genug, er riß ſich zuerſt los, und das ganze hatte, außer einigen zerbrochenen Speichen, weiter keine Folgen.

Wie man denken kann, hatte ich nicht verſäumt, mich bei dem Geſandten unſeres Hofes, dem Baron Grimm zu melden. Zwar hatte ich keinen Brief an ihn, weil mich nur ein Zufall nach Paris verſchlug, allein er kannte mich von Perſon, da ich ihm bei ſeinem letzten Aufenthalte in Gotha vorgeſtellt worden war. Von ihm erfuhr ich, daß Herzog Ernſt unterdeſſen eine Reiſe nach England angetreten habe.

Grimm ſtand als Geſchäftsträger und Freund Katharinas der Großen, nicht minder durch ſeine enge Verbindung mit

[1] Livres = Francs, deren jeder 80 Pfennige gilt.

d'Alembert, Diderot u. s. w. am Hofe wie bei den ersten französischen Gelehrten in hohem Ansehen; seine Vermittlung öffnete uns daher manche sonst verschlossene Thür. Oft ließ er uns bei unseren Streifzügen durch die Stadt von seinem Secretär begleiten, und des letzteren Worte: „De la part de Mr. le Baron de Grimm" wirkten stets wie ein Zauberspruch. Grimms Hotel lag in einer gesunden und luftigen Gegend, der Chaussée d'Antin. Ich hatte mir den Weg dahin im Fahren genau gemerkt; als ich dem Baron aber einst zu Fuße einen Besuch machen wollte (nur um mich rühmen zu können, ich habe mich in Paris auf eine ziemliche Strecke ganz allein zurecht gefunden), protestirte meine Frau dagegen um so mehr, als Richter erst am Morgen von einem Arzt erfahren hatte, wie in der Nacht zuvor unweit von unserem Hotel jemand beraubt und tödtlich verwundet worden war. Der Hinweis, daß es jetzt nicht Nacht, sondern heller Mittag sei, beruhigte Amalien einigermaßen; ich ging, und fand auch glücklich Grimms Hotel. Auf dem Rückwege dagegen verirrte ich mich desto gründlicher, lief kreuz und quer in allen Gassen umher, ward hundertmal zurechtgewiesen, rief aber verzweifelt endlich dennoch eine Kutsche an, die eben vorüberfuhr. Auf die Frage: „Wohin?" nannte ich das Hotel de Lancaster; kaum war ich zehn Schritte gefahren, so hielt der Wagen still. „Was gibts?" rief ich. „Nous voilà!" sagte der Rosselenker trocken. Ich hatte ihn dicht vor meiner Wohnung angerufen!

Die Talente, welche damals die Pariser Theater verherrlichten, hat der Strom der Zeit verschlungen; nur die Raucourt habe ich 1808 bei Napoleons Anwesenheit zu Erfurt in der „Rodogüne" wieder gesehen und ihr Spiel so frisch gefunden, wie je.[1] Das größte Vergnügen gewährten uns die niedlichen Vorstellungen bei den Italiens; um aber

[1] Sie starb zu Paris am 15. Januar 1815.

aux premières loges ferner erſcheinen zu können, mußte meine Frau trotz ihres Widerwillens gegen Schminke ſich doch entſchließen, Roth aufzulegen. Denn als ſie ſich das erſte Mal dort ungeſchminkt zeigte, wurde das Parterre über das blaſſe Geſicht ganz unruhig, und laut verlangte eine Stimme: „que Madame mette du rouge.“ Dieſer Ausruf erregte die Aufmerkſamkeit des Herzogs von Orleans, des nachherigen Égalité, und er kam ausdrücklich in die anſtoßende Loge, um das „blaſſe Geſicht“ in der Nähe zu ſehen.

Auch die großen Opern-Ballette waren für uns ein Genuß. In der „Mirza“ bewunderte ich die ätheriſche Leichtigkeit, mit der eine meiner Schätzung nach ſechszehn- oder ſiebenzehnjährige Nymphengeſtalt unter dem anhaltenden Beifallklatſchen der Zuſchauer über die Bühne mehr ſchwebte als tanzte; Tags darauf kam ich zu Grimm, äußerte meine Freude, den berühmten Veſtris in dieſem Ballete geſehen zu haben und ſetzte hinzu: ich wünſchte nur, auch die Guimard gelegentlich bewundern zu können. „Die haben Sie ja geſehen,“ entgegnete Grimm; „ſie tanzt die Mirza!“ So war denn alſo jenes behende Mädchen in anſcheinender Blüthe der Jugend die — bald fünfzigjährige — Guimard[1] geweſen! Auch der 89. Vorſtellung von Beaumarchais „Hochzeit des Figaro“ beizuwohnen, war ich ſo glücklich. Trotz jener hohen Zahl der bereits ſtattgehabten Aufführungen war das Publikum dennoch ſo begierig auf dieſes Stück, daß wir Mühe hatten, acht Tage zuvor eine Loge, und dieſe nur im dritten Range, zu bekommen. Man hat jenes treue Gemälde unſerer verderbten Sitten in alle Sprachen übertragen und auf allen Bühnen Europas aufgeführt; allein ſo wie in Paris kann es nirgends geſpielt werden. Der Beifall nahm denn auch während der ganzen Vorſtellung kein Ende.

[1] Marie Madeleine Guimard, eigentlich Morelle, geb. zu Paris am 10. October 1743, zählte 1786 mithin 43 Jahre. (Sie ſtarb zu Paris am 4. Mai 1816.)

Das Musée de Paris hielt leider keine Sitzung; von meinem Diplom und meiner Eigenschaft als Mitglied konnte ich also keinen Gebrauch machen. In vieler Hinsicht merkwürdig war dagegen unser Ausflug nach Versailles. Die Stadt erinnerte mich durch die Anlagen ihrer Gassen, sowie durch ihre Menschenleere — letztere doppelt merklich, wenn man das Volksgewühl von Paris soeben hinter sich gelassen hatte — auffallend an Potsdam. An dem königlichen Schlosse war das einzige, was mir gefiel, die in den bekannten Octobernächten der Revolution so verrufene „Grille“ und der prächtige Platz dahinter, mit den aufgestellten Königlichen Fußgarden; denn das Schloß selbst sah so baufällig aus, war hie und da so bunt mit Backsteinen ausgeflickt und dieses Flickwerk nicht einmal übertüncht, daß mein aus Büchern gewonnenes Idealbild von diesem Palaste gewaltig verblich. Besser nahm sich seine Façade nach dem Garten aus, und recht hübsch war der Blick von der Terrasse auf den großen Kanal. Die broncenen und marmornen Statuen in den unzähligen wasserleeren Bassins oder vielmehr Froschlachen hatten aber für mich etwas Steifes und Widriges. Den eigentlichen Zweck unserer Sonntagsfahrt, den König und seine Familie (die Königin lag im Wochenbette) in die Messe gehen zu sehen, erreichten wir auf der ungeheuern Gallerie, nachdem vorher ein Thürsteher mit Stentorstimme uns belehrt hatte: „Im Königlichen Schlosse sei es eine Sünde gegen die Etikette, wenn der Herr die Dame führe.“ Als die Schweizergardisten alle Anwesenden, deren wohl ein paar tausend sein mochten, durch die Gallerie und die Zimmerreihen bis zur Kapelle in zwei Reihen vertheilt und geordnet hatten, kam der Hof. „Schau der Herr, das isch der König!“ sagte ein deutscher Schweizergardist, der mein Vordermann war. Gutmüthigkeit und Freundlichkeit lag auf dem Gesichte Ludwigs XVI.; heiter und wohlwollend blickte er um sich her, alles Anmaßende

war ihm fern. In der Kapelle erbaute mich seine ungekünstelte, aufrichtige Frömmigkeit verrathende Andacht. Ihm glich — auch an Leibesstärke — sein Bruder, der Monsieur, nachmals König Ludwig XVIII.; nur der Schnitt des Gesichtes war ein anderer, auch hatte er ein gewisses indolentes und daher minder gewinnendes Wesen. In dem zuversichtlichen Auftreten des Grafen Artois hingegen war der Weltmann nicht zu verkennen; hochfahrender Anstand, ein scharfes, geistvolles Auge und Gewandtheit des Körpers zeichneten ihn aus. Unsere Damen wollten gern die königlichen Kinder sehen, und ohne Umstände brachte man uns in ein Zimmer, wo sie alle beisammen waren. Mich überraschte es, hier, mitten im stolzen Versailles, alles so frei von Steifheit und ganz bürgerlich-häuslich zu finden. Der (unmittelbar vor dem Anfange der Revolution, am 4. Juni 1789 gestorbene) Dauphin war ein munterer Prinz, der nach Kinderart sich unbefangen allerhand im Zimmer zu schaffen machte, die Anwesenden grüßte und beguckte und seinen Bruder, den damaligen Herzog von der Normandie (später Dauphin und als solcher 1795 in der Gefangenschaft ein Opfer der Mißhandlungen des Schusters Simon) gar herzlich liebkoste. Dieser kleine Herzog, im Fallhut und Laufband (er zählte anderthalb Jahre), schien von der allerfröhlichsten Laune beseelt und war höchst lustig. Die achtjährige Prinzessin Marie Therese Charlotte (nun Herzogin von Angoulême) war sehr schön, verrieth aber in ihrem ganzen Wesen fast zu viel Würde und ein sehr starkes Bewußtsein ihrer Geburt; die neugeborene Prinzessin lag in ihrer Wiege unter dem Schutze zweier Kammerfrauen und schlief den ruhigen Kinderschlaf. — Der Anzug dieser königlichen Kinder war einfach und anspruchslos. Zwar hatte man den kleinen Dauphin mit dem Orden des heiligen Geistes und des heiligen Ludwig behangen, übrigens aber trug er einen einfachen Matrosenanzug von Kamelott und ging in bloßem Kopfe, mit rundgeschnittenen, schlichten Haaren.

Unser Nachmittagsspaziergang führte uns bis Trianon; Petit-Trianon, der Lieblingsaufenthalt der Königin und durch sie den schönsten englischen Parks mit Geschmack nachgebildet, stieß dicht daran. Da uns aber bekannt war, daß man eine (schwierig zu erlangende) Einlaßkarte von der Königin selbst haben mußte, um Zutritt zu finden, so wollten wir eben wieder umkehren, als zwei Herren vom Hof mit einem brillanten Jagdzuge vorfuhren. Kaum waren sie ausgestiegen, so redete uns der eine mit der ganzen zuvorkommenden Höflichkeit eines Franzosen an: „er sehe, wir seien Fremde; er habe eine Karte von der Königin, um seinem ihn begleitenden Freunde Petit-Trianon zu zeigen; es hänge daher ganz von uns ab, von dieser Karte ebenfalls Gebrauch zu machen und uns ihm anzuschließen.“ Ohne unsere Antwort abzuwarten, gab er meiner Frau den Arm und führte sie hinein. Wir sahen nun alles auf das eingehendste, und nach dem ehrfurchtsvollen Benehmen der verschiedenen Aufseher und Gärtner, sowie nach der Bereitwilligkeit und Eile zu urtheilen, womit alle Thüren und Verschläge aufflogen, mußte unser höflicher Führer ein Mann vom höchsten Range sein. Einige Stunden verstrichen uns auf diese Weise sehr angenehm, denn Petit-Trianon war ein völliger Feenaufenthalt und verdiente seinen großen Ruf vollkommen. Drollig war, daß unser Begleiter uns ebenfalls für Engländer hielt und bei den Lobsprüchen meiner Frau immer einfiel: „Auf Ihrer Insel haben Sie das weit schöner! Unsere Gärten sind nur Nachahmungen der Ihrigen; dies alles muß Ihnen sehr gewöhnlich vorkommen“ u. s. w. Zum Glück mochte er — wie alle Franzosen — sich nicht gern in einer fremden Sprache ausdrücken, denn wäre es ihm eingefallen, englisch zu sprechen, so wären wir verloren gewesen, da von uns allen, Richter ausgenommen, niemand englisch verstand. Endlich langten wir wieder an dem Platze an, wo wir uns zuerst gefunden hatten, und ohne unseren Dank abzuwarten,

ohne auch nur nach unſeren Namen zu forſchen oder uns Zeit zu laſſen, den ſeinigen zu erfahren, nahm unſer Führer mit einer Verbeugung Abſchied, ſprang wieder in ſein Fuhrwerk und war uns bald aus den Augen. Als ich dies Abenteuer dem Baron Grimm erzählte, rief er nicht ohne Stolz: „Voilà ce que c'est que la politesse française!“

Bei dem während der Revolution herrſchenden blinden Haſſe gegen die Königin blieb leider auch Petit-Trianon nicht verſchont; die Rotunde mit einer entzückend ſchönen Statue des Amor, die Meierei, die alte Warte, der Kiosk mit dem Schauſpielſaal — alles wurde auf das ſchrecklichſte verwüſtet. In dieſem Schauſpielſaale pflegte die Königin mit einer ausgeſuchten Geſellſchaft von Freunden und Freundinnen ſehr oft kleine Stücke zu ſpielen; nur Vertraute wurden zugelaſſen. Ein Leibgardiſt fragte einſt einen Kameraden, der eine Statiſtenrolle gemacht hatte: „wie denn die Aufführungen dieſes Liebhabertheaters beſchaffen ſeien?“ — „Il faut avouer,“ antwortete der ehrliche Gardiſt: „que c'est royalement mal joué.“

Um meine Beſchreibung des damaligen Petit-Trianon zu vervollſtändigen, erwähne ich noch, daß in dem ſogenannten „Dörfchen“ eine größere Strohhütte ſtand, welche einen entzückenden Fernblick auf den amphitheatraliſch aufſteigenden Garten, mit Wieſen im Vordergrunde und einem Eichenwalde als Abſchluß des Bildes, darbot; die hölzerne Treppe war mit einer Menge kleiner Blumentöpfe beſetzt, deren jeder eine blaßroth blühende Pflanze barg, die täglich mit einer anderen Gattung vertauſcht wurde. Das Zimmer war mit chineſiſchen Tapeten, doch nicht zu prächtig, geſchmückt, und vor einem Seſſelchen ſtand der Strickrahmen der Königin, mit einer angefangenen Arbeit. Einer meiner Freunde, der dieſe Hütte nach der Revolution ſah, fand alles in Schutt; durch den eingefallenen Schornſtein war eine wilde Staude emporgerankt; ein Sudelkoch, der ſich „Traiteur“ ſchimpfte,

hauſete in einer bretternen Bude, und man warnte die Fremden, ſich nicht zu weit in die Gänge des Gartens zu wagen, um nicht von räuberiſchem Geſindel angefallen zu werden. Doch bereits zu Napoleons Zeiten wurde Petit-Trianon durch die Prinzeſſin Borgheſe, des Kaiſers Schweſter, aus ſeinen Trümmern wieder aufgebaut.

Schon 1786 ſammelte ſich die Wolke, aus welcher der Strahl herniederfahren ſollte, dem alle dieſe Herrlichkeiten, alle dieſer Glanz und Schimmer ſpäter zur Beute fiel. Daß dieſe Revolution von 1789 ſchon vorbereitet wurde, als ich drei Jahre früher in Paris war — dafür kann ich einen Beweis beibringen, den ich um ſo weniger mit in's Grab nehmen möchte, je gegründeter er iſt. Hier folgt, was ich erlebt habe, folglich verbürgen kann.

Als ich im Jahre zuvor in Zürich war, hatte ich dort[1] die Bekanntſchaft eines Banquiers, Namens Schweizer gemacht, an den ich von Thereſe Forſter Briefe hatte; Schweizers ſchöne Frau hat auf Goethes Veranlaſſung dem berühmten Tiſchbein zu einem ſeiner gelungenſten Portraits geſeſſen.[2] Beide Gatten zeichneten ſich überdies durch geiſtige Bildung und einen kühnen, genialen Flug der Gedanken aus. — In Paris hatte mich gleich in den erſten Tagen meiner Ankunft ein Mann aufgeſucht, dem ich durch meine Zeitſchrift „Olla Potrida," ſowie durch einige Gedichte im Muſenalmanach bekannt geworden war: Johann Gaudenz Graf Salis-Seewis, damals Lieutenant unter der Schweizer Garde und bekannt als Sänger jener lieblichen, herzigen, wohlthuenden Lieder, die ſeinem Namen unter den Dichtern deutſcher Zunge

1 Vergl. „Kleine Reiſen", Band 3, Seite 13 fg.

2 Frau Schweizer war eine Nichte Lavaters (in ſo fern die Stiefmutter ihres Gatten eine Schweſter Lavaters war), geb. Heß (geb. 1781, geſt. 1814). Von einer Mitwirkung Goethes bei dem Tiſchbeinſchen Bilde ſagen die Aufzeichnungen des letzteren nichts, und in Zürich war nichts mehr darüber zu ermitteln, wie Hr. Bibliothekar Dr. J. Horner gütig mittheilte.

für alle Zeiten einen der ersten Plätze angewiesen haben. Seine edle, schöne Seele bewohnte einen eben so edlen und schönen Körper; seine Begleitung wurde uns auf unseren Pariser Wanderungen immer willkommener und nützlicher. Einst brachte er die Rede auf meinen Züricher Aufenthalt; im Laufe des Gesprächs erwähnte ich Schweizers Namen, als den Namen eines von mir hochgeschätzten Mannes. Da unterbrach mich Salis: „Schweizer ist in Paris; er weiß, daß Sie hier sind, er hat mir aber verboten, Ihnen seinen Aufenthalt zu verrathen. Erst sollte ich forschen, ob Sie seiner noch gedächten; absichtlich leitete ich daher unser heutiges Gespräch ein, und erfreut eile ich nun, Schweizer aus dem Palais Royal zu holen.“ Fort flog er, und trat bald darauf mit Schweizer in das Zimmer. Unsere Freude war beiderseits sehr groß, denn auch er schien mich so lieb gewonnen zu haben, wie ich ihn — den Mann von hohem, etwas schwärmerischem Sinn. Wenigstens waren wir seitdem während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthaltes unzertrennlich. Schweizer hatte ausgebreitete Bekanntschaften in der Stadt und erzählte mir zuweilen von gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Herrenversammlungen, denen er allwöchentlich beiwohne; so oft er davon sprach, war es mir immer, als liege ihm noch etwas darüber auf dem Herzen. Unter den Theilnehmern an diesen Versammlungen nannte er mir vorzüglich den seiner Schicksale wegen schon damals bekannten Grafen Mirabeau, den Abbé Périgord (jetzigen Talleyrand), den Herzog von Lauzun u. s. w. Am Abend des Abschiedstages, als wir beide allein beisammen saßen, fing Schweizer wieder an, von diesen Versammlungen zu sprechen; endlich faßte er mich jäh bei der Hand und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung: „Freund — in wenigen Stunden reisen Sie ab, sonst würde ich Ihnen kein Wort weiter sagen; aber wenn Sie wieder in Deutschland sind, so erinnern Sie sich meiner Prophezeiung: „Sie werden

bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hätte. Gestern Abend habe ich wieder einer jener Versammlungen beigewohnt, von denen Sie wissen; die ganze Nacht habe ich mich mit Dem beschäftigt, was ich dort gehört und gesehen habe, und habe mich gefragt: „Hast du es auch nicht geträumt? Geschah dies alles wirklich so? Und bist du wirklich noch in Frankreich?“ — Noch einmal Freund: Sie werden in Deutschland Dinge vernehmen, die man nie, nie aus Frankreich vermuthet hätte.“

Das waren seine Abschiedsworte; sie prägten sich mir unauslöschlich ein, und als im Jahre darauf Ludwig XVI. den Protestanten gewisse bürgerliche Freiheiten ertheilte, glaubte ich lange, dies sei es gewesen, wovon Schweizer so geheimnißvoll gesprochen. Allein als 1789 die Revolution ausbrach, als eben die Männer, welche Schweizer mir als Wortführer jener Versammlungen genannt hatte, in so bedeutenden Rollen dabei auftraten: da blieb mir die wahre Deutung der Prophezeiung meines Freundes keinen Augenblick mehr zweifelhaft. Ganz bestimmt waren die geheimnißvollen Versammlungen der Keim des bekannten Comité Bréton, wo nicht gar das Comité selbst.

Im Jahre 1790 überraschte uns des lieben Salis Besuch in Gotha; ich habe den Trefflichen nachher nicht wieder gesehen. Nach unserer Abreise aus Paris war er als Hauptmann zu dem Schweizerregiment Salis-Samaden versetzt worden; hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung bestimmt, so wäre die Reihe an Salis gewesen, dahin befehligt zu werden. Man wählte aber nur eine kleine Abtheilung, deren Commando sein Lieutenant von der Flüe bekam. An wie vielen Zufälligkeiten die große Weltbegebenheit gehangen hat! Hätte der entschlossene, muthige Salis mit etlichen hundert treuen Schweizern die Besatzung der Bastille ausgemacht — wer weiß, ob je ihre Uebergabe und

was darauf erfolgte, geschehen wäre! An dem ewig denkwürdigen Julitage des Jahres 1789 hatte er seinen Posten mit dem Reste seiner Compagnie am Pont tournant; aus großen Entfernungen that man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft; von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, riefen ihm zu: „die Bastille sei erstürmt," oder rasselten mit großen Beuteln voll Geld, welche sie den Schweizern als eine Belohnung hinreichten, wenn diese zu ihnen übergehen wollten. Hierüber äußerst ergrimmt, beschworen die Gardisten ihren Hauptmann: „er möge erlauben, daß sie den Schreiern das Maul stopften;" allein Salis gebot ihnen, ruhig zu bleiben und ernstlichere Angriffe abzuwarten; er ließ das Gewehr bei'm Fuß nehmen und keinen Schuß erwiedern. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten zu verlassen. In einem nahen Hause waren sein Freund Schweizer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu verfertigen! — Dies erzählte mir Salis, als er mich besuchte; er hatte damals seinen Abschied genommen und kehrte in sein Vaterland Graubündten zurück. Während der Stürme der Schweizer Revolution traf auch ihn manches Ungemach, allein jetzt lebt er in einem angesehenen Amte als glücklicher Gatte und Vater. Er und seine häuslichen Umstände waren das Lieblingsgespräch zwischen seinem Busenfreunde Matthisson und mir in der flüchtigen, aber unvergeßlichen Stunde, welche dieser auf seiner ersten Reise durch Gotha, 1809, mir gönnte.

Über Schweizer habe ich noch zu sagen, daß er, da die Revolution eine ganz andere Wendung nahm, als er, wie so mancher andere Biedermann voll goldener Träume erwartet hatte, Europa mit sehr zusammengeschmolzenem Vermögen verließ und sich nach Nordamerika begab. Er, wie seine Frau sind — wie ich 1817 erfuhr — todt; Schweizer starb im Sommer 1811 zu Paris, wohin er aus Amerika zurückgekehrt war. Eine adoptirte Tochter, genial erzogen, fungirt jetzt auf einem Pariser Theater.

Am 20. Juli 1786 waren wir nach Paris gekommen; nun aber nahte sich das Ende des August, und mit diesem auch das Ende meines Urlaubs. Da der Herzog in England war, so konnte ich nicht an ihn schreiben und um Verlängerung bitten; als endlich keine Minute mehr zu verlieren war, da die knapp berechnete Zeit kaum zur Heimreise ausreichte, stieg ich nebst meiner Frau (Richters blieben noch mehrere Wochen in Paris) schweren Herzens in den Reisewagen und sagte der schönen Stadt Lebewohl. Tag und Nacht wollten wir durcheilen, unterwegs uns mit den Vorräthen begnügend, die wir aus den Pariser Läden reichlich mitgenommen hatten. So hofften wir, Straßburg binnen wenig Tagen und Nächten zu erreichen, allein — wir hatten die Rechnung ohne den Wirth, oder vielmehr ohne unseren Wagen gemacht. Auf unserer schnellen Fahrt nach Paris war mir auf der Brücke von Pont sur Yonne ein Vorstecker ausgesprungen, ein Hinterrad abgelaufen und dadurch die eine Achse und Feder sehr beschädigt worden. Ein geschickter Schmied half zwar in einer halben Stunde dem Schaden so gut ab, daß ich Paris ohne weiteren Unfall erreichte, allein dort übergab ich mein Fuhrwerk einem berühmten „Carossier, Sellier de Msgr. le Duc d'Orléans," der mich seine Berühmtheit und Titel theuer bezahlen ließ, aber so schlechte Arbeit lieferte, daß schon in Meaux eine neue Ausbesserung nöthig wurde. Der dortige Schmied schimpfte wacker auf die Prellerei der Pariser und versicherte: an ihm, dem unverdorbenen Provinzbewohner, werde ich einen ganz anderen Mann finden; doch ach! In Toul erwies sich die Arbeit des „Unverdorbenen" genau so erbärmlich, wie die Pariser. Von den zwei Schmiedegesellen, welche hier die Kur übernehmen sollten, war einer ein Deutscher; kaum hatte er mich als Landsmann erkannt, so schalt er die Franzosen „Pfuscher," und schwur: „er wolle mir deutsche Arbeit liefern;" diese hielt aber nicht besser, als die französische. Erst in Elsaß-Zabern fand ich einen französischen

Schmied, der zwar nicht groß that, aber so tüchtig arbeitete, daß ich ohne weitere Störung Gotha erreichte. Diese unangenehmen, so oft wiederkehrenden Hindernisse durchkreuzten nicht nur die Berechnung meiner Zeit, sondern auch diejenige meiner Reisekosten, indem alle diese Ausbesserungen nach und nach die Summe von neun Louisd'or verschlangen; dazu kam Verdruß, Ermüdung, und endlich gar der Schrecken über die Nachricht von der nächtlichen Beraubung des in Chateau-Thierry zugleich mit uns abgefahrenen, aber uns nach und nach vorangeeilten Postwagens zwischen Dormans und Epernay auf offener Landstraße. Kurz, wir waren froh, als wir in Straßburg anlangten, wo alle Sorge ein Ende hatte, da meine Creditbriefe auf diesen Ort lauteten. Meine Kasse bestand, als wir das Thor der Citadelle passirten, nur noch aus Einem Louisd'or, den ich bis zu dieser Stunde als Andenken aufbewahrt habe.

An der Spitze der akademischen Buchhandlung zu Straßburg stand damals der wackere und gebildete Salzmann, den man füglich einen französischen Bertuch oder Cotta nennen kann, denn alle seine literarischen Unternehmungen — sein „Avant Coureur," sein „Magazin für Frauenzimmer" u. s. w. — ragten durch gute und geschmackvolle Ausstattung hervor. Später nahm er thätigen Antheil an der Revolution, da er aber zu den Gemäßigten gehörte, so wurde er während der Schreckensherrschaft in's Gefängniß geworfen, wo er lange schmachtete und kaum der Guillotine entging.

Übrigens war unser Aufenthalt in Straßburg flüchtig, derjenige in Mannheim, Mainz und Frankfurt gar nur ein Nachtlager. Ich brauche daher um so weniger davon zu reden, als ich im fünften Bande meiner „Kleinen Reisen" dasjenige, was etwa damals Interesse haben konnte, mitgetheilt habe. Endlich war Gotha wieder erreicht, wo der geschilderte bedeutende Ausflug uns noch lange beschäftigte und immer neuen Stoff zu den genußreichsten Rückerinnerungen bot.

10.

Als ich in meiner Vaterſtadt eintraf, war der Herzog ſchon von London zurück; mit ihm gekommen[1] war ein Mann, deſſen Erſcheinung in Gotha aus mehrfachen Gründen bald ſehr merkwürdig werden ſollte. Dies war der Mathematiker und Aſtronom Franz Freiherr von Zach, geboren am 4. Juni 1754 zu Preßburg, öſterreichiſcher Offizier, dann Profeſſor in Lemberg, endlich in London lebend, wo er dem Sohne des ſächſiſchen Geſandten Grafen Brühl als eine Art von Hofmeiſter beigegeben worden war. Der Zögling hatte den Hofmeiſter nach Gotha begleitet. — Herr von Zach war mit einem Empfehlungsbriefe aus London an mich verſehen, den er abgab, und es dann dabei bewenden ließ. Mit vollem Rechte, denn die Gunſt des Herzogs und die noch weit ausgezeichnetere, täglich wachſende Gnade der Herzogin überhob ihn ſehr bald des Bedürfniſſes irgend einer Empfehlung oder Bekanntſchaft. Das Verlangen des Herzogs, Zach für ſeine Dienſte zu gewinnen, war einer der Hauptbeweggründe zu ſeiner engliſchen Reiſe geweſen, denn die mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe des Freiherrn machten ſchon

[1] Die in dieſer Angabe liegende kleine Ungenauigkeit erklärt ſich aus Reichards damaliger Entfernung von Gotha. Er hatte die Stadt anfangs Juni 1786 verlaſſen; am 22. Juni 1786 traf Zach ein; am 5. Juli 1786 reiſte der Herzog nach London, während Zach in Gotha blieb; am 17. Juli kam der Herzog in London an und war am 10. September 1786 wieder in Gotha.

damals von ſich reden. Der Umgang mit Zach brachte dem Herzoge noch mehr Geſchmack an der Sternkunde bei — einer Wiſſenſchaft, die überhaupt ihre Verehrer mit unlöslichen Feſſeln an ſich kettet. Und wie dieſer Fürſt jedes Studium, welches er unternahm, immer bis zum höchſten Grade der Vollkommenheit zu verfolgen ſtrebte, ſo that er es auch in der Aſtronomie bald ſeinem Lehrer gleich. Seither hatte er ſich an einer kleinen, auf dem Schloſſe Friedenſtein eingerichteten und für ſeine Bedürfniſſe ausreichenden Sternwarte genügen laſſen; auf Zachs Anregung entſchloß ſich der Herzog zum Bau der berühmten Sternwarte Seeberg. Auch die Herzogin begünſtigte dieſen Bau, wie ſie ſich denn überhaupt unter Herrn von Zachs eigenſter Leitung der Aſtronomie bald ſo eifrig widmete, daß ſie nicht nur alle ihre bisherigen Lieblingsſtudien und Beſchäftigungen für immer aufgab, ſondern ſich allmählich ſogar gänzlich dem Hofe entzog, um fortan mehr als zwei Dritttheile jedes Tages unzertrennlich von aſtronomiſchen Forſchungen, ſowie von Herrn von Zach zu bleiben. Der Bau der Sternwarte Seeberg begann im Jahre 1787, und ſo entſchiedenen Widerwillen ich auch gegen die Führung aller Arten von Rechnungen ſeit den traurigen Folgen meiner Verwaltung der Theaterkaſſe gefaßt hatte, — ich konnte nicht umhin, auf des Herzogs Verlangen die Baukaſſe des Obſervatoriums bis zu deſſen Vollendung zu führen. Doch machte ich dabei eine vierteljährliche Abnahme der Rechnung durch einen beſtallten Reviſor zur Bedingung; als dieſer ſtarb und ſeine Stelle unbeſetzt blieb, überreichte ich wöchentlich die Berechnung des empfangenen Geldes nebſt den dazu gehörigen Belegen. Als Führer der Baukaſſe dieſer 1791 vollendeten Sternwarte, weiß ich am beſten, wie anſehnliche Summen Seeberg gekoſtet hat, und alle dieſe Summen gab der edle Fürſt aus ſeinen eigenen Erſparniſſen her, ohne Beiträge aus irgend welchen öffentlichen Fonds in Anſpruch zu nehmen. Rechnet man dazu die hohen Preiſe der in England bei Ramsden und

anderen großen Meistern für diese Sternwarte erkauften Instrumente, sowie das Capital von 40,000 Thalern, das Herzog Ernst in seinem Testamente aus seinem Privatvermögen zur Unterhaltung des Instituts und zur Besoldung des Astronomen anwies (ausdrücklich wollte er die Sternwarte Seeberg als das einzige ihm zu setzende Denkmal angesehen wissen), erwägt man, daß er 1787 eigens von Hyères aus die Brera und mehrere andere Sternwarten Italiens bereiste, um, was sie Vorzügliches hatten, daheim nachahmen zu lassen, so wird man bekennen, daß der Herzog ohne Beeinträchtigung des Wohlstandes seines Landes der Astronomie größere Opfer brachte, als je ein Deutscher vor ihm gethan hat. So möchte auch wohl Herr von Zach der einzige Astronom in Deutschland gewesen sein, dem die Befriedigung aller Wünsche, jede Auszeichnung, jede Lebensbequemlichkeit auf seinem Posten so unbedingt zu Gebote stand, wie ihm. Der ehemalige Professor und Erzieher, nunmehriger Kammerherr, General und beständiger Gesellschafter der höchsten Herrschaften hatte, wenn er nicht (was gewöhnlich geschah) bei der Herzogin speiste, seine eigene, freie, reichlich besetzte Tafel, seinen Jagdzug, eine zahlreiche Dienerschaft, ein eigenes Piket zur Sicherheit, u. s. w. Alle nur erdenklichen Hilfsmittel seiner Wissenschaft waren für ihn bereit, und wenn er auch mit großen Kenntnissen als Mathematiker die Sternwarte Seeberg bezog, so wird er doch, wenn er aufrichtig sein will, bekennen müssen, daß er erst hier durch die liberalen, wahrhaft fürstlichen Unterstützungen des Herzogs (mit Instrumenten, Büchern, u. s. w.) sich zu dem ausgezeichneten Gelehrten in seinem Fache ausgebildet hat, der er geworden ist; wie er denn auch den größeren Theil seiner Berühmtheit den auf der Seeberger Sternwarte gemachten Beobachtungen und verfaßten Schriften verdankt. In einem schwarz brochirten Hefte seiner „monatlichen Correspondenz" hat er dem Herzoge nach dessen Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen, und noch bei Gelegen-

heit seines späteren Aufenthaltes zu Hyères rühmlich seines fürstlichen Mäcens gedacht. Wie gern möchte ich gleiche Aufmerksamkeit, wie die gegen den Todten, auch bei'm Leben des Herzogs Ernst seitens des Herrn von Zach zu rühmen haben! Ich mag hier nicht den Schleier lüften, welchen der Herzog selbst über alle diese Verhältnisse zu decken pflegte, aber so viel ist gewiß: in den letzten Jahren war Herzog Ernst der Astronomie nicht mehr so eifrig ergeben, wie zuvor, und nur selten noch machte er einige Beobachtungen für sich auf der kleinen Sternwarte. Da Wankelmuth durchaus nicht in seinem Charakter lag, so mußten wichtige Ursachen ihm diese Lieblingswissenschaft verleidet haben. Edle Herzen kränkt Undank immer am tiefsten.

Übrigens war Herr von Zach nicht allein ein tiefgelehrter Mathematiker, sondern auch ein feiner, unterhaltender Gesellschafter; ein Weltmann, dem guter Ton, Witz und ein großer Reichthum an interessanten Anekdoten oder Bemerkungen jeden Augenblick zu Gebote standen; noch neuerdings brachte sein in Italien von ihm herausgegebenes französisches Journal zahllose Notizen und Nachrichten von hohem Werthe.

Soviel zunächst über den Astronomen, auf den ich noch zurückkommen muß, wenn die Rede von dem eigenthümlichen Tausche sein wird, den er unmittelbar nach des Herzogs Tode mit seiner Stellung an der Sternwarte auf dem Seeberge gegen das Amt eines Oberhofmeisters der verwittweten Herzogin — der er auch nach Genua gefolgt ist — zu treffen für gut befand. Nur muß ich noch erwähnen, daß kurz vor dem Tode des Herzogs jene bekannte, in Deutschland damals einzige Thüringische Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erde in Angriff genommen wurde; die zu dieser sehr kostspieligen Unternehmung verfertigten Instrumente rosten nun, der Himmel weiß, wo; die gesetzten Standpunkte sind längst von Bauern und Holzhauern wieder vertilgt und ausgegraben.

Bald nach der Ankunft des Herrn von Zach, im Herbste

1786, wurde endlich ein lange gehegter Wunsch der Herzogin erfüllt: ihrer Gesundheit halber einen Winter in Hyères zuzubringen. Sie brach am 30. September 1786 auf; ihr Gefolge war fürstlich. Auch zwei ausländische Damen, eine Generalin von W. nebst ihrer Tochter, sowie der Sohn des Grafen von Brühl (dieser unter Aufsicht des Astronomen, der folglich mit von der Partie sein mußte) machten einen Theil der Suite aus. Der Herzog sah sich dabei lediglich als Privatmann an, und als solcher hielt er es für seine Pflicht, die Ausgaben dieser Reise, die ihm im Grunde des Herzens zuwider war, dem Lande möglichst zu erleichtern. Er trug daher den bei weitem größten Theil der Kosten aus seinen Privatersparnissen. So handelte dieser Fürst, und so handelte er immer zu eben der Zeit, wo einige aus seiner nächsten Umgebung ihn für geizig ausschreien wollten! Da die Herzogin wegen einer Unpäßlichkeit schon in Gelnhausen eine kurze Rast machte, so kam der Herzog unterdessen auf achtundvierzig Stunden nach seinem lieben Gotha zurück, das er alsdann erst am 23. September 1787 wieder sah. Seine Erscheinung gereichte mir zur innigsten Freude, und als er wieder abreiste, trieb mich der trübe Gedanke an seine weite und lange Entfernung noch um Mitternacht an mein Fenster. Trotz der Dunkelheit hatte er mich bemerkt; aus Frankfurt schrieb er mir, wie sehr ihn meine Anhänglichkeit erfreut habe. Zugleich enthielt dieser Brief eine Nachricht, zu deren Erläuterung ich einiges vorausschicken muß. — Wie schon bemerkt, war ich der Herzogin allmählich ziemlich fremd geworden; desto räthselhafter war es mir, als ich am Abend vor ihrer Abreise plötzlich zu ihr gerufen wurde. In Gegenwart des Herzogs ertheilte sie mir den Auftrag: aus ihrem Cabinet und Wohnzimmer alle Schreibpulte und Kommoden sogleich nach ihrer Wegfahrt ausräumen zu lassen und diese Möbeln in einem besonderen Zimmer unter Verschluß zu nehmen. Als ich den Auftrag

vollziehen wollte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß die Herzogin selbst noch gestern alles habe besorgen lassen. Man zeigte mir ein offenstehendes Zimmer, worin alle jene Möbeln in buntester Verwirrung über und neben einander bis an die Decke geschichtet lagen; an allen Schubfächern staken die Schlüssel. Sogleich verschloß ich das Zimmer, siegelte die Schlüssel desselben ein und übergab sie, so verwahrt, der ersten Kammerfrau der Herzogin, welche auf dem Schlosse zurückgeblieben war. In dem Frankfurter Briefe des Herzogs las ich nun folgende Stelle: „Sie wissen vielleicht nicht, lieber Reichard, daß Sie alle Juwelen und Pretiosen meiner Frau unter Ihrem Verschlusse haben? Es wird Sie vielleicht diese Nachricht beunruhigen, aber da ich es selbst erst bei meiner Zurückkunft erfuhr, so glaube ich, Sie davon in Kenntniß setzen zu müssen, damit Sie für des Pfandes Sicherheit mehr Sorgfalt nehmen mögen.“ Zu diesem Zwecke rieth mir der Herzog, da ich auf keinen Fall für Einbruch und Gewalt stehen könne, der Schlüssel zu jenen Zimmern aber mehrere auf dem Schlosse seien, nicht nur ein Vorlegeschloß anzulegen, sondern auch der Thür mein Siegel aufzudrücken. Kaum hatte ich dies gelesen, so ergriff ich zweckmäßige Maßregeln, um meinen ehrlichen Ruf zu sichern. Trotz der Dunkelheit des October-Abends ging ich unverzüglich auf's Schloß zu der erwähnten Kammerfrau, die ich nebst einer anderen bejahrten vertrauten Dienerin, welche gleichfalls auf dem Schlosse wohnte, bat, mich zu begleiten, indem ich ihr zugleich die so eben erhaltene Notiz des Herzogs mittheilte. Für beide war dieselbe eben so überraschend, wie sie es mir gewesen. — In Gegenwart und unter Beihilfe jener beiden Matronen wurden nun bis tief in die Nacht alle Schubläden und Fächer der aufgethürmten Mobilien von mir durchsucht und was sich darin an Juwelen und Kostbarkeiten vorfand, herausgenommen, in einem eigenen Kästchen verwahrt und sorgfältig aufgezeichnet. Es lag alles so

bunt durcheinander, so vergraben unter allerlei Wust und so zerstreut, daß z. B. neben alten zerbrochenen Fächern ein Solitär von einigen tausend Thalern an Werth gefunden wurde, den ich beinahe weggeworfen hätte, da ich ihn bei'm Angreifen für eine Haselnuß hielt, deren mehrere in demselben Schubfache lagen. Von Armbändern, Ohrgehängen und ähnlichen Dingen war zuweilen nur das eine Stück vorhanden, während das Gegenstück fehlte, was denn alles umständlich von mir vermerkt wurde. Als das Geschäft geendigt war, nahm ich von dem angefertigten Verzeichnisse sogleich eine doppelte Abschrift, ließ beide von den zwei Kammerfrauen als Zeuginnen unterschreiben, legte die eine Abschrift in das Kästchen, welches ich mit meinem Siegel versah und in einem gleichfalls versiegelten Schreibpulte verschloß, drückte hierauf mein Siegel inwendig auf die Fenster und außen auf die Thür, und nachdem ich die Schlüssel zum Vorlegeschloß und zur Thür gleichfalls eingesiegelt und der ersten Kammerfrau wieder eingehändigt hatte, schickte ich die andere Abschrift nebst einer Erzählung der ganzen Verhandlung an den Herzog. Als dieser 1787 früher als seine Gemahlin, die noch einige Zeit in Genf verweilte, nach seiner Residenz zurückkehrte, war eine seiner ersten Fragen an mich nach dem Kästchen. Ich führte ihn zu dem Zimmer, ließ ihn alle Siegel untersuchen, die er unversehrt fand, und dann das Kästchen selbst aus seinem Verwahrungsorte nehmen. Am andern Morgen sagte er scherzend zu mir: er habe zwar alles richtig gefunden, allein an einer Gürtelschnalle seien die Brillanten in böhmische Steine verwandelt. Bei meiner Unkenntniß von Juwelen hatte ich nämlich diese Gürtelschnalle in meinem Verzeichnisse als „mit echten Steinen" aufgeführt, während dieselben unecht gewesen waren. So endete eine Begebenheit, die, hätte sie nicht diese Wendung genommen, vielleicht dazu bestimmt war, den Ruf meiner Ehrlichkeit bei dem Herzoge zu untergraben.

In die nächsten Jahre, bis 1788, fallen mehrere mittheilenswerthe Einzelnheiten aus meinem Leben, die ich gleich hier zusammenfassen will. Dahin gehört meine Bekanntschaft mit Kotzebue, der als Kind schon der Gespiele und Jugendfreund meiner Frau gewesen war;[1] sie erzählte mir, daß er schon als kleiner Junge wiederholt geäußert habe: „Ich muß Geheimrath werden und 'was im Knopfloch tragen!" Produkte seiner satyrischen Laune waren es gewesen, die ihn gezwungen hatten, sein Vaterland mit Rußland zu vertauschen;[2] so öffnete sich ihm die Bahn zu seinem Glücke. Gern gestehe ich, daß ich Kotzebue stets mit Vergnügen gelesen habe; wenn seine Schriften auch nicht alle von gleicher Güte sind — was bei einer solchen Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit ja auch nicht möglich ist — so findet man bei ihm doch immer irgend etwas, das gefällt; und wie wenige Schriftsteller giebt es, von denen man dies sagen kann! Ueberall blickt aus seinen Romanen und Schauspielen die Bekanntschaft mit der großen Welt und eine tüchtige Menschenkenntniß; daher halten sie auch die Feuerprobe der Übersetzung aus und gefallen bei allen Nationen: in London, Paris, Petersburg, Rom, Philadelphia und Tobolsk, auf großen und kleinen Bühnen Deutschlands, wie des Auslandes. Auch seine Reiseschilderungen tragen das Gepräge der diesem Schriftsteller eigenen Leichtigkeit: selbst sehr bekannten Dingen eine neue Seite abzugewinnen, und durch naiv aufgestutzte Züge und drollige Bemerkungen oder durch sarkastische Witze einzunehmen. Und welcher von unseren sonst so sehr

[1] Die Familie des Oberconsistorialraths Johann Wilhelm Seidler wohnte zu Weimar „im sog. 'gelben Schlößchen'; Wand an Wand mit der Familie von Kotzebue." („Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler," Amaliens Nichte; 2. Aufl., Berlin 1875, S. 4.)

[2] Pasquille gegen den Hof, die herzogliche Familie und die verw. Herzogin Anna Amalie zogen Kotzebue einen Prozeß zu, dessen Ergebniß ein auf Landesverweisung lautendes Urtheil war. Im Herbste 1781 ging er nach St. Petersburg.

auf ihr „Deutschthum“ pochenden Federhelden hat denn zur Zeit der Glorie Napoleons den Muth gehabt, über gewisse Dinge so scharf zu urtheilen, wie er (er, das Opfer revolutionärer Hirngespinnste!) und den Ton der Verspottung so laut anzustimmen, wie Kotzebue in seiner „Biene,“ so lange man ihr das Umherfliegen gestattete? — Beiläufig ereignete sich 1809 mit dem Verbote der „Biene“ im damaligen Königreiche Westfalen ein drolliges Mißverständniß; als dasselbe nämlich ausgerufen wurde, bezogen es die Bauern eines Dorfes auf die Bienenzucht, ihren Haupterwerb, und überreichten demgemäß eine „unterthänige Vorstellung“ an den Präfekten.

Bei Kotzebues großer Beliebtheit ist es, wie man die Verhältnisse im lieben Vaterlande kennt, völlig natürlich, wenn er der Prügelknabe eines großen Theils der Meuselschen „lebenden Schriftsteller“ geworden ist; auch, daß seine beißende Satyre ihm 1818 einen ganzen Schwarm Gereizter auf den Hals zog, ist in der Ordnung. Daß aber die Ergüsse seiner Feder blutig mit dem Dolche widerlegt werden sollten — wer hätte je im „biederen Deutschland“ ein so feiges Bubenstück — das bleibt jeder Meuchelmord in meinen Augen — ahnen sollen, ahnen können? — Wenige Monate vor seiner Ermordung verlebte ich noch mit Kotzebue und seiner Familie ein paar genußreiche Stunden; er wußte unvergleichlich zu erzählen, denn sein Leben hatte mehr als „Ein merkwürdiges Jahr.“

Friedrich Schulz, der Verfasser von „Leopoldine,“ die zuerst seinen Namen bekannter machte, war auch ein Jugendfreund meiner Frau, und so lernte ich ihn kennen. Er war ein origineller, feiner und hellblickender Kopf, dessen Umgang anzog. Wir wurden bald mit einander vertraut; ich sah ihn in allen Epochen seines bewegten Lebens: als er noch in Weimar privatisirte, wie nach seinen Reisen und bei seiner Rückkehr von Paris. Zuletzt sprach ich ihn nach seinem

Aufenthalte in Mitau, als er sich zu politischen Umtrieben in Warschau hatte gebrauchen lassen. Damals war sein lebhaftester Wunsch, nach Spanien zu gehen und in Valencia zu leben; mit Begeisterung setzte er mir diesen Plan in meinem Garten auseinander. Doch starb Schulz bald darauf zu Mitau, im September 1798; wie man sagt: unter Verirrungen des Verstandes.

Hier muß ich auch des Professors F. L. W. Meyer, gewöhnlich der „Harburger" zubenamset — er hat 1819 eine Lebensbeschreibung des würdigen F. L. Schröder verfaßt — herzlich gedenken; meine „Bibliothek der Romane," meine „Olla Potrida" u. s. w. verdanken einige ihrer vorzüglichen Zierden — ich erwähne nur Cazottes „Biondetta" in ersterer[1] — seiner freundschaftlichen Unterstützung, wie auch sein am 29. November 1795 verstorbener jüngerer Bruder meine Theater-Kalender mit Beiträgen bereicherte. Treuherzige Freundschaft und die ganze Ueberlegenheit eines fein gebildeten, reich veranlagten Geistes sind die Hauptzüge seiner Wesenheit. Hochgeachtet lebt er in der Gegend von Hamburg; ich bin überzeugt, daß seine Theilnahme an meinen und meiner Familie Schicksalen stets unverändert bleiben wird. So zeigte er sich mir 1810 bei seiner letzten Reise durch meine Vaterstadt, wo er mir eine gar wohlthätige Erscheinung war.[2] — 1791 im Spätsommer, als die europäische Coalition

[1] Cazottes Novelle „Le diable amoureux," in welcher die Schöne, in die sich der Teufel verwandelt hat, Biondetta heißt, erschien in Reichards „Bibliothek der Romane," Bd. III—V (Berlin 1779—80) unter dem Titel: „Teufel Amor. Erzählung nach Cazotte bearbeitet;" dann 1780 in Berlin (bei Himburg) als Buch unter dem Titel: „Biondetta. Aus dem Französischen des Cazotte."

[2] F. L. W. Meyer selbst schildert seinen damaligen Besuch in Gotha (der Freund F. L. Schröders durchreiste in dessen Auftrage und auf dessen Kosten Deutschland, um die vaterländischen Bühnen mit Rücksicht darauf zu prüfen, ob er taugliche Schauspieler für das Hamburger Theater fände, welches Schröder am 1. April 1811 wieder übernahm) in seinen noch vorhandenen Aufzeichnungen wie folgt: „Donnerstag 9. August 1810;

gegen Frankreich schon wie eine drohende Wetterwolke am politischen Horizonte hing, befand sich Meyer zu Paris, wo er Augenzeuge des Schreckens war, welchen der bloße Gedanke an einen Anmarsch der verbündeten Heere, mit denen sich die Neufranken damals noch nicht gemessen hatten und denen ihr alter Kriegsruhm noch voranging, in der französischen Hauptstadt verbreitete. Wären, als es zur Campagne in Frankreich kam, die Maßregeln der Anrückenden besonnener, namentlich die Verbündeten unter sich aufrichtiger und fern von thörichter Eifersucht gewesen, so würde der Zweck des Feldzuges vollständig erreicht worden sein, denn Marat, Robespierre und andere Stimmführer des allmächtigen Jacobinerclubbs waren längst entschlossen, Paris zu verlassen und den Hauptsitz der Republik nach Marseille zu verlegen, sobald eine feindliche Armee sich in die Ebene von Chalons ergösse. Die Ereignisse von 1814 und 1815 haben gezeigt, welche wichtigen Folgen eine Besitzergreifung von Paris für ganz Frankreich hat.

Nachts gegen 10 Uhr Ankunft in Gotha. Abgetreten im Mohren. Freitags den 10. August: Rath Ewald, Kriegsrath Reichard, Madame Ettinger, die alten Freunde. Mit Reichard in den Freimaurerclubb. Das Local nicht groß, aber hübsch (folgen Maurer-Notizen ohne Interesse). Viel Herzlichkeit, viel zuvorkommende Offenheit, viel Humanität, auch gegen die dienenden Brüder. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf 72, unter ihnen befindet sich auch der schöne und liebenswürdige Concertmeister Spohr. — Hernach führte mich Reichard in den literarischen Clubb, wo besonders Generalsuperintendent Löffler einen sehr angenehmen und achtbaren Eindruck auf mich machte. — Sonnabends am 11. August Besuch bei Madame Gotter. Ich finde sie gesünder, hübscher, fröhlicher als jemals. Die jüngste Tochter, Pauline, ist sehr hübsch geworden; die älteste zeichnet sehr gut und soll allerliebste Verse machen. — Sonntags am 12. August Besuch bei Herrn v. Goechhausen, Reichards Schwiegersohn, einem artigen, gebildeten Manne. Seine Frau ist klein, aber naiv und liebenswürdig. Thee bei Madame Gotter, wo außer ihren drei Töchtern auch Mad. Ettinger und Minchen Bertuch waren. Die Unterhaltung sehr geistreich und gebildet, ohne zum Spiel seine Zuflucht zu nehmen." — Montags am 13. August früh reiste Meyer von Gotha wieder fort. Vergl. „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer," II, 121.

Aber nicht nur ein geiſtreicher Erzähler, ſondern auch ein ſehr glücklicher Dichter war Freund Meyer. Leider habe ich das Exemplar ſeiner als Handſchrift für Freunde gedruckten Poeſieen nicht bei der Hand, ſonſt würde ich der Verſuchung nicht widerſtehen, ſein ſchönes Gedicht „Alla pietà“ hieher zu ſetzen, mit dem er ſeinen erſten Eintritt in Italien begrüßt hatte; ein Gedicht, das die Fülle ſeiner Gefühle in dieſem Augenblicke lebendig und ergreifend wiedergibt.

Habe ich im Vorſtehenden die Träger dreier ehrenvoll bekannten Namen flüchtig ſkizzirt, ſo reihe ich dieſer Schilderung noch diejenige zweier literariſcher Abenteurer aus jener Zeit an, deren erſter ein gewiſſer Geſellius war. Er reiſte umher, um Subſcribenten auf ein von ihm zu verfaſſendes Werk zu ſammeln, das er beſcheiden: „Reiſen eines Genies“ betitelt hatte. Als ich mit Gotter und anderen Freunden zuſammenkam und wir uns von Geſellius erzählten, waren wir verwundert, einander die nämlichen Worte aus ſeinem Munde zu wiederholen; endlich merkten wir, daß er eine pathetiſche Rede auswendig gelernt und ſolche überall hergeſagt haben mußte. Sie ſchloß damit, daß er in ſeinen Buſen griff und einen in Pappe gebundenen Brief von Wieland hervorzog, mit welchem dieſer dem Geſellius verſchiedene für den „Merkur“ eingeſandte Gedichte zurückgeſchickt und ihm angerathen hatte: „dem Dichterhandwerk zu entſagen, weil ihm jede Anlage dazu fehle.“ Im erſten Anfalle des beleidigten Autorſtolzes hatte Geſellius den Wielandſchen Brief offenbar in Stücke zerriſſen; dann aber, in der Erwägung, daß das Schreiben ihm vielleicht noch nützen könne, die Fetzen ſorgfältig wieder zuſammengeleimt. In dieſer geflickten Geſtalt überreichte er nun den Brief, als „einen Beweis, daß er mit Wieland in Correſpondenz ſtehe!“ Und wirklich hatte dieſer Geſellius durch ſeine dreiſte Unverſchämtheit das Glück, in Gotha zahlreiche Unterſchriften zu erlangen, theilweiſe ſogar ſolche von Perſonen, die ſonſt nie

in ihrem Leben auf eine Schrift subscribirt hatten, ihm aber willig ihre Speciesthaler vorausbezahlten, ohne — soviel mir bekannt geworden ist — je eine Zeile dafür zu Gesicht zu bekommen.

Der zweite Abenteurer trat feiner auf, als Gesellius, hatte auch mehr Bildung und Kenntnisse, so daß er als Privatsecretär bei dem Obermarschall von Studnitz fungiren konnte, der zuweilen solche geniale Sonderlinge — doch immer nur auf kurze Zeit — um sich zu haben liebte. Ich rede von dem sogenannten „Marchese Große," vormals Jesuit und eigentlich Großing geheißen, dessen spanisches Marquisat (ein richtiges Château d'Espagne!) nirgends vorhanden war, als auf den Titeln seiner Bücher. In Gotha war es, wo dieser Großing seinen „Rosen-Damen-Orden" ausheckte, und nun erlebte ich einen schlagenden Beweis dafür, wie leichtgläubig namentlich die Vornehmen oft sind, und wie gern sie nach kindischem Spielwerk haschen. Großing, dessen Orden anfangs kein Mitglied zählte, als ihn selbst mit seinen auffallenden Titeln, während daneben einige klangreich tönende, aber von niemand gekannte Namen angeblich hochstehender Damen als Theilhaberinnen verzeichnet waren, sah sich — besonders nachdem sein „Rosenblatt von und für Damen" gegründet war — bald mit vielen wirklichen Gräfinnen und Damen vom höchsten Range in Verbindung, die sich von ihm Diplome und Mitgliedspatente ausstellen ließen und solche Hirngespinnste mit Gold aufwogen! — Etwa ein halbes Jahr lang war der „Marchese" Secretär bei dem Obermarschall; dann hatte die Herrlichkeit ein Ende. Unerwartet schnell verschwand Großing aus Gotha; sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Es hieß einmal, er sei in Ungarn bei einer Rosendame gestorben.[1]

[1] Franz Rudolf Großing, geboren zu Komorn, starb laut C. v. Wurzbachs biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (V, 375) erst am 12. October 1830 zu Graz.

11.

Von vier Prinzen, welche dem Herzog Ernſt geboren wurden, waren 1788 nur noch zwei am Leben. — Bei der Geburt des vierten hatte der Herzog mit froher Zuverſicht geſagt: „Nun hoffe ich, iſt für die Erhaltung meines Hauſes geſorgt!“ Der Himmel wollte es anders. Prinz Ludwig, eben dieſer jüngſte Sohn, ſtarb bereits fünf Tage nach ſeiner Geburt, am 26. October 1777; der älteſte, Erbprinz Ernſt, wurde nur neun Jahre alt. Sein Tod, 1779, blieb ein ſchmerzlicher Verluſt, denn dieſer Prinz — der einzige von allen, der die Züge ſeines vortrefflichen Vaters trug — war ausgezeichnet durch Begabung, großen Fleiß und ſeltene Gutmüthigkeit. Gewiß würde er dem Herzog Ernſt auch an Charakter völlig ähnlich geworden ſein, wären ſeine ſchönen Anlagen zur Reife gediehen. Ein prunkloſes Denkmal auf der Inſel im Park erinnert an die beiden dahingeſchiedenen Prinzen; „Quies Ernesti et Ludovici, carissimorum E. D. S. G. et Charlottae filiorum“ verkündigt die einfache Inſchrift.

Die beiden am Leben gebliebenen Prinzen, ſpäter die letzten Regenten von Sachſen-Gotha und Altenburg, Auguſt und Friedrich, ſtanden zuletzt unter der Leitung eines Herrn von der Lühe, der lange als Aufſeher an der Militärakademie zu Stuttgart angeſtellt geweſen war. Es leben noch ſehr Viele, die es ſich nicht ausreden laſſen, daß Herr von der

Lühe zu jedem anderen Amte, außer zu dem eines Prinzen-Erziehers getaugt habe; jedenfalls waren ihm aber Rechtlichkeit, Herzensgüte und grader Verstand nicht abzusprechen. Seine Frau verband diplomatisch-feine Weltkenntniß mit großer Geistesbildung; auch als Dichterin ist sie — unter ihrem Geburtsnamen Fräulein von Brandenstein — aufgetreten. Ihr Haus war ein Sammelplatz ausgezeichneter Fremden; hier lernte ich (denn wir verkehrten mit der Familie) Frau von der Recke kennen, als sie mit dem Maler Reinhart Italien zum erstenmale bereiste. Herr von der Lühe spielte auch eine bedeutende Rolle bei geheimen Ordens-Verbindungen; auf seine und Bodes Veranlassung trat die Gothaische Loge am 10. December 1784 unter dem Namen „Zum Kompaß" zu dem eklektischen Bunde über, bei dem sie bis 1790 blieb.

Da Herr von der Lühe wünschte, die Prinzen für einige Zeit von ihrer Heimath zu entfernen und ihre Erziehung im Auslande zu vollenden (er schlug dazu Genf vor), so willigte der Herzog 1788 in eine Trennung von seinen Kindern, so weh ihm diese auch that. Die Prinzen, Herr von der Lühe und dessen Frau, begleitet von dem zweiten Instructor, Herrn von Bridel, brachen daher nach der Schweiz auf, worüber letzterer, als ein geborner Waadtländer, besonders vergnügt war. Bruder jener Bridel, die sich durch ihre Schweizer Schriften einen ehrenvollen Namen gemacht haben und mit denen auch ich in stets mit Vorliebe gepflegter literarischer Verbindung stand, ist der gleichfalls als Schriftsteller hochgeschätzte Gothaische Bridel[1] stets ein treuer Freund meiner Familie geblieben. Vom Herzog August erbat er sich die Erlaubniß, seinen Adel erneuern zu dürfen; später, als er den Herzog Friedrich von Rom abholte, fügte

[1] Samuel Elisée. Er starb als Geh. Leg.-Rath am 7. Januar 1828 zu Gotha „im angetretenen 67. Jahre seines Alters", wie die Todesanzeige im Allg. Anz. d. Deutschen, 1828, I, № 11, S. 110 sagt.

er nach aufgefundenen alten Urkunden seinem bisherigen Namen noch den italienischen: Brideri, hinzu. Während er treu an Gotha hing, verließ Herr von der Lühe nach seiner Rückkehr von Genf den Dienst unseres Fürstenhauses, um Oberamtmann in seinem Vaterlande Mecklenburg-Schwerin zu werden. Die Vermählung der ältesten Prinzessin dieses Landes mit dem Erbprinzen August von Gotha, dem ehemaligen Zögling des Herrn von der Lühe, ward durch letzteren eingeleitet.

Im Jahre 1788, als die Prinzen ihre Reise nach Genf angetreten hatten, beschenkte mich meine Frau am 4. Mai mit einer Tochter, Charlotte. Die kleine, aufkeimende Menschenpflanze wurde uns der Gegenstand größter Zärtlichkeit und ist es immerfort geblieben; Charlotte ihrerseits hat trotz ihrer Jugend meiner Amalie durch treue Wartung in den Jahren der Schmerzen die frühere mütterliche Sorgfalt hingebend vergolten. Eine Herzensneigung verband sie drei Jahre nach dem Tode meiner Gattin mit Carl Emil Constantin von Goechhausen, der bis 1806 in preußischen Kriegsdiensten gestanden hatte; Herzog August, der ihn schätzte, ernannte ihn zu seinem Kammerherrn und wirklichem Kammerrath. Seine Familie stammt ursprünglich aus Schweden; seinen Vater habe ich gelegentlich schon genannt. Von diesem, der — gleich meinem Schwiegersohne — als Schriftsteller thätig gewesen ist, besitzen wir ein Werk: „M... R...," oder Meine Reisen; außerdem ist er Verfasser vieler polemischer Schriften aus der Revolutionszeit. Die Gleichheit unserer Meinungen machte mich schnell mit ihm bekannt, wie ich denn auch die Ehre hatte, zu Custines Zeiten zugleich mit ihm auf einer Guillotineliste zu stehen. Am 23. März 1824 starb er, 84 Jahre alt, zu Eisenach in den Armen seines Sohnes; einst Page des Prinzen Heinrich von Preußen, hatte er den siebenjährigen Krieg unter Friedrich dem Großen, dem Regimente des alten Dessauer angehörend, mitgemacht

und konnte ehrenvolle Wunden aufweisen. Dann trat er in Weimarische Civildienste; als er starb, war er Geheimrath und Comthur des Falkenordens. Unter seinen Papieren fand sich eine Art von Tagebuch vor, das mit seinem Austritt als Page beginnt und bis in den siebenjährigen Krieg und noch etwas später hinaufreicht. Geschrieben mit der kräftigen Hand, die Goechhausen dem Vater eigen war, enthält dies Tagbuch eine Menge bezeichnender und wichtiger, bisher unbekannter Bemerkungen eines thätigen Augenzeugen jenes großartigen Geschichtsabschnittes und gewährt überhaupt vielfach werthvolle Aufschlüsse.

Oben sprach ich von der Durchreise des Herrn von Salis; der Tag derselben ist mir noch dadurch unvergeßlich geblieben, daß meine Amalie an eben diesem Tage den ersten Anfall des heftigen Magenkrampfes erlitt, welchem sie später unterliegen sollte. Da diese Anfälle immer bedrohlicher wurden, so schlug der Arzt den Gebrauch des Karlsbades als eines erprobten Hülfsmittels vor, und so reisten wir im Juli 1790 dahin ab. Die Gegend, welche wir von unserm letzten Nachtlager Schneeberg bis nach Karlsbad durchfuhren, war wild, aber doch schön; die vielen Schmelzhütten und Hammerwerke, die den Wald durch ihre verzehrenden Feuergluthen immer mehr lichten, erhöhten das Reizvolle der romantischen Landschaft. Der Weg, ohne gefährlich zu sein, war für jedes Fuhrwerk doch äußerst beschwerlich; große Dürftigkeit herrschte augenscheinlich in den Hütten der Arbeiter, deren ganzer Reichthum in einem großen Segen an Kindern zu bestehen schien, die — oft ganz nackt — vor den Thüren der niedrigen Hütten meist mit Spitzenklöppeln beschäftigt saßen. Hinter Neudeck, auf einer Anhöhe, zeigte uns der Postillon das Egerthal und zwischen einer Bergkluft einige in Rauchwolken gehüllte weiße Häuser — das war Karlsbad! Die erste Einfahrt durch schmale Gassen, gebildet durch altersschwache Häuser, war nicht ermuthigend;

auf dem Markte jedoch, als wir die alte Wiese mit ihren Brunnen-Terrassen und ihrer prächtigen Häuserreihe erblickten, nahm unsere Zufriedenheit wieder zu. Die Wiese, deren Name von ihrer ehemaligen Gestalt herrührt, war schon damals ein Platz, der eine große Stadt geziert haben würde, und wegen ihrer freien Lage ebenso gesund wie anmuthig. Hier pflegten daher die meisten Badegäste ihre Wohnung zu wählen; auch ich fand da in den vorzüglich empfohlenen „Drei Staffeln" mein Quartier.

Der Aufenthalt ward uns durch angenehme Bekanntschaften, welche wir knüpften oder erneuerten — auch Amaliens Freundin, die Hofdame von Waldner aus Weimar zählte zu den Kurgästen — je länger, desto angenehmer; Lustbarkeiten aller Art, an denen jeder auf vollkommen zwanglose Weise Theil nahm, trugen dazu bei, das Vergnügen allerseits zu erhöhen, wie ich dies in den drei „Briefen aus Karlsbad" näher geschildert habe, welche im siebenten Bande meiner „kleinen Reisen" [Seite 248—268] abgedruckt sind.[1] Die Erfolge der Kur meiner Amalie waren vorzüglich; leider sollten sie theilweise wieder vernichtet werden durch die überstürzte Hast unserer Rückreise. Wir erhielten nämlich die Nachricht: unser Töchterchen sei erkrankt, und anscheinend nicht unbedenklich; in Folge davon brachen wir schleuniger auf, als es sonst geschehen wäre, und reisten mit doppelter

[1] Die Kurliste war — geschrieben; man abonnirte darauf mit zwei Gulden für die Kurzeit. Vier Zeitungen wurden, gegen ein geringes Abonnement, von der Post geliefert; auch hatte ein Bücherkrämer seine Bude aufgeschlagen, verkaufte aber fast nur Nachdrücke. Ein Schauspielhaus war neu erbaut, doch fehlte eine spielende Truppe; der Maler hatte die neun Musen auf den Vorhang gemalt, jede mit einem Sprudelbecher in der Hand, als sinnige Anspielung auf Karlsbad! Offene Wirthstafeln gab es nicht; wer reiten wollte, mußte sein Pferd selber mitbringen; zum Fahren stellte die Post, auch wohl die Bauern der Umgegend, Chaisen. Den Ankommenden begrüßte die Thurm-Musik, welche einen Gulden kostete. Am Sprudel wurden ungescheut Hühner gebrüht, Wäsche gewaschen u. s. w. u. s. w.

Geschwindigkeit. Glücklicherweise war unsere Sorge unnöthig gewesen; nichtsdestoweniger faßte ich den festen Entschluß: der Möglichkeit einer so peinlichen Ungewißheit nie wieder Raum zu lassen sondern meine ganze Familie auf jeder Reise immer mitzunehmen; ein Vorsatz, den ich später nach Möglichkeit treu ausgeführt habe.

Im Verlaufe der Darstellung werde ich des Karlsbades noch öfter gedenken müssen; schon hier fasse ich jedoch das interessanteste über die ausgezeichneten Menschen zusammen, welche ich zu verschiedenen Zeiten dort traf und deren Bekanntschaft viel dazu beitrug, mir den Ort lieb und werth zu machen. Der erste dieser Menschen ist der edle Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänckendorf, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen „Arthur von Nordstern;" ein Liebling der Musen und bewährt als Anhänger der ernsten Wissenschaften, dabei ausgezeichnet durch Biederkeit und Herzensgüte. Seine Verdienste um das Königreich Sachsen, welches das Glück hat, ihn als Minister zu besitzen, seine segensreiche Mitwirkung bei den Armee-Einrichtungen des Landes, seine wahrhaft väterliche Fürsorge für die Irrenheilanstalt auf dem Sonnensteine bei Pirna und ähnliches, wodurch er in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise das Gute befördert hat, für das er geschaffen ist, wird einst die Geschichte würdigen; ich habe es nur mit dem liebenswerthen Menschen, dem reichbegabten Dichter zu thun. Noch verwahre ich in der Handschrift seinen schönen „Hymnus an die Nymphe Karlsbads:"

„Deren Haupt in Sonnenstrahlen,
Deren Fuß in Klüften weilt;
Deren Hand aus vollen Schalen
Neues Leben uns ertheilt" u. s. w.

Zu Karlsbad war es auch, wo ich, im Sommer 1791, Schillers freundschaftlichen Umgang mehrere Wochen lang

genoß; leider war der große Dichter schon damals so kränklich und hinfällig, daß ich seinen Tod weit früher erwartete, als er erfolgt ist; aber merkwürdig war es, wie in dieser gebrechlichen Hülle der Feuergeist aufloderte, sobald ein Gegenstand ihn ergriff; wie beredt dann seine Zunge wurde und wie hellglänzend die schönen, seelenvollen Augen! Schiller war eine jener Erscheinungen, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, und deren Bild man nie vergessen kann, sobald man es einmal erblickte.

Den österreichischen Staatsminister Grafen Lehrbach — den angeblichen Urheber des Rastatter Gesandtenmordes — lernte ich ebenfalls in Karlsbad kennen; er ist 1805 in der Vollkraft seiner Jahre gestorben. Aber unvergeßlich ist mir seine Güte, deren er mich dauernd würdigte; sein heller Blick, sein scharfer Verstand und sein richtiges Urtheil machten mir jede Stunde, die ich mit ihm zubringen konnte, zu einem Gewinn. Ohne seinen Mannesmuth wäre Tyrol schon 1796 genommen worden; statt, gleich anderen Beamten, feige die Flucht zu ergreifen, stellte Lehrbach sich an die Spitze des gutmüthigen, treuen und wie seine Felsen unerschütterlichen Bergvolkes, dem er nun siegen half. Zum letzten Male sprach ich ihn zu Eger, auf einer Durchreise; seine Unterhaltung war zu allen Zeiten reich an merkwürdigen Aufschlüssen aus der neuesten Geschichte, wie das nicht anders sein konnte bei einem Staatsmanne, der an den Quellen geschöpft hatte. So erinnere ich mich einer Erzählung des Grafen aus der Zeit seiner diplomatischen Thätigkeit zu Berlin; hier wurde er gewahr, wie die Minister, wenn sie auch heute in den Berathungen mit ihm über einen Gegenstand einig geworden waren, doch gewöhnlich am nächsten Morgen plötzlich umgeschwenkt hatten. Graf Lehrbach entdeckte, daß daran die Rücksprache Schuld war, welche die Herren inzwischen mit einigen bekannten Cabinetsräthen zu nehmen pflegten; bei der nächsten Berathung sagte er daher ganz trocken zum

Grafen Haugwitz: „Wollen Sie nicht lieber die Cabinetsräthe N. und X.“ (er nannte die Namen) „rufen lassen, damit ich gleich mit ihnen rathschlage? Dann weiß ich doch, woran ich bin, und Excellenz kommen nicht in den Fall, sich zu widersprechen!“ Das Urtheil des Grafen Lehrbach über Weishaupt, zu oder kurz nach dessen Epoche er österreichischer Gesandter in München gewesen war, habe ich schon oben mitgetheilt.

Zuletzt komme ich auf einen Mann, über den in Karlsbad nur Eine Stimme des Lobes und des Dankes ist: auf den nun auch verstorbenen Lord Findlater. Wer Karlsbad kennt, weiß, daß er der wohlthätige Schutzgeist und das Hauptwerkzeug der neuen Verschönerungen dieses berühmten Badeortes war; theils unterstützte er die Beamten durch seinen Rath, theils aber — und vorzüglich! — durch seine Geldmittel, die er mit wahrhaft brittischer Freigebigkeit zu Gebote stellte, so daß die Summen, welche er auf neue Anlagen von Spaziergängen, Gebäuden u. s. w. verwendet hat, (ich erinnere nur an den „Tempel der Dankbarkeit,“ den Findlater sinnig der österreichischen Regierung für die ihm in ihren Ländern gewährte zuvorkommende Aufnahme widmete) sich nach Tausenden beziffern. Hatte er doch, als ich das letzte Mal in Karlsbad war, auf seine Kosten einen eigenen Baumeister aus Dresden verschrieben, damit derselbe bei der beabsichtigten Veränderung des Neubrunnens mit Rath und That an die Hand gehen möge! Eine besondere Vorliebe zeigte Lord Findlater auch für die Landwirthschaft; verschiedene Schriften, die dahin einschlugen, ließ er auf seine Kosten übersetzen, drucken und austheilen. Ein ähnliches Unternehmen erwarb mir sein Vertrauen; als nämlich das Condésche Corps sich auflöste und zum Theil in die Krim und in andere Steppenländer auswanderte, um sich dort anzusiedeln, kam der Lord auf den Gedanken, eine neue Ausgabe von Phil. Millers bekanntem Gärtnerlexikon in französischer Sprache

und in handlicher Form für die ruſſiſch-franzöſiſchen Colonieen zu veranſtalten. Mich erkor er zum Bearbeiter und Herausgeber, und da er ſah, wie ich mich dem Werke mit raſtloſer Hingabe widmete, ſo veranlaßte er den Baron Grimm, an Katharina die Große um Unterſtützung dieſes Dictionnaire agronomique zu ſchreiben.[1] Wirklich bewilligte die Kaiſerin ſogleich aus ihrer Schatulle die Übernahme der Druckkoſten; der Druck begann alſo zu Gotha unverzüglich unter meiner Aufſicht. Acht Bogen vom A waren fertig, als der plötzliche Tod der Kaiſerin [17. November 1796] alles niederſchlug; ſtatt der von dieſem Unternehmen gehofften Vortheile hatte ich nun den Schaden der bereits aufgewandten Druck- und Papierkoſten; an Grimm oder den Lord mich um deren Erſtattung zu wenden, war wider meine Denkungsart. Ich ſchlug alſo meine gehabte grenzenloſe Mühe und meine Auslagen in die Schanze, verkaufte das Papier und die fertigen Bogen als Makulatur und behielt nur ein Exemplar zum Andenken. Hätte ich die Großmuth des Lord auszunutzen gewußt, wie deſſen Koch Fiſcher, ſo wäre vielleicht für meine vieljährigen Arbeiten in ſeinen Angelegenheiten mir nach ſeinem Tode auch eine Vergeltung zu Theil geworden. Jenen Fiſcher brachte ich in Findlaters Dienſte; der Lord ſchrieb mir nämlich nach Gotha und bat mich, ihm einen geſchickten Koch aus der Hofküche zu empfehlen. Ich ſchlug Fiſcher vor, deſſen Vater (Oekonom im herrſchaftlichen Garten zu Molsdorf) ich gut kannte; der Lord genehmigte die Anſtellung, ich packte Fiſcher auf die Poſt, und ſein neuer Herr war mit ihm ſo zufrieden, daß er ihn bald zum Haushofmeiſter und endlich zu ſeinem Secretär machte, ja, ihm ſogar ein Gut kaufte. Nach Lord Findlaters Tode erbte Fiſcher deſſen Haus in Dresden nebſt der herrlichen Villa

[1] Auf dieſe Angelegenheit bezieht ſich offenbar der Brief Grimms an Reichard: „Francfort, 7. Août 1792," in J. G. Forſters Briefwechſel II, 209.

bei dieser Stadt; dazu kamen noch beträchtliche Legate von seinem Vermögen in England, worüber allerdings ein Proceß mit des Lords Verwandten entstand, der aber 1822 zu Gunsten Fischers entschieden wurde, welcher darauf 55,000 Pfund Sterling baar in Empfang nahm.

Zu den vielen merkwürdigen Personen, die ich durch Findlater kennen lernte, gehörte auch die einige Zeit nachher so viel genannte Frau von Krüdener. Im ersten Jahre unserer Bekanntschaft war sie vier Wochen lang der einzige Brunnengast, der, außer mir, den Schloßbrunnen trank. Sie war nicht schön, aber eine angenehme, lebhafte, geistreiche Frau; nie hätte ich damals in der Weltdame und Verfasserin der „Valerie“ — die spätere Bußpredigerin und Missionärin auch nur entfernt mir träumen lassen.

12.

Das Räthſelhafte der oben von mir erwähnten Äeußerung meines Freundes Schweizer war durch den Ausbruch der Revolution in Frankreich, 1789, gelöſt worden; im Auslande nahm eine zahlreiche Menge von Menſchen je nach ihrer Stimmung und Meinung Partei bei dieſem Ereigniſſe, welches von der Vorſehung auserſehen war, die alte Welt aus ihren Angeln zu heben. Herzog Ernſt, der Freund der Freiheit, der Anhänger der Verfaſſungen der Schweiz und der Nordamerikaniſchen Staaten, welcher trotz ſeiner nahen Verwandtſchaft mit dem engliſchen Hofe[1] „weil ihm das Blut ſeiner Unterthanen nicht feil ſei," alle Hilfsgelder und Anträge ſtets hartnäckig zurückgewieſen hatte, die ihm — wie Heſſen, Braunſchweig, Württemberg und anderen deutſchen Staaten — zur Zeit des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges von England für die Ueberlaſſung von Truppen wiederholt geboten wurden, — Herzog Ernſt neigte ſich anfangs durchaus der Sache des Tiers-État zu, aber bald empörten ihn die ausgeübten oder doch geduldeten Mordthaten und die zahlloſen unnützen Grauſamkeiten. Sein Abſcheu ſtieg, je erſchreckender allmählich Ungerechtigkeit, Raub,

[1] Der ſeit dem 25. October 1760 regierende König Georg III. von England war ein Vetter Herzog Ernſts; des Königs am 8. Februar 1772 zu London verſtorbenen Mutter, Auguſte, Prinzeſſin von Wales, war eine Prinzeſſin von Gotha, Herzog Friedrichs III. Schweſter, Herzog Ernſts Tante.

Fanatismus blutiger Willkür und despotischer Gewalt hinter der gleißnerischen Tünche von „Gleichheit und Freiheit" hervorgrinste, und sein biederes deutsches Herz litt um so empfindlicher, je mehr unser Vaterland durch jene Greuel in Mitleidenschaft gezogen wurde. 1792, als der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen war, konnte er seiner Verbindlichkeit, als Reichsfürst ein Contingent zu stellen, sich freilich nicht entziehen; aber der Gedanke, auch nur Einen seiner Unterthanen auf solche Weise zu verlieren, war ihm so schrecklich, daß er beständig auf Mittel sann, seine eigenen Wünsche mit seiner Pflicht schicklich zu vereinigen. Er fand sie, indem er es dahin brachte, daß ihm gegen Zahlung bedeutender Summen die wirkliche Stellung von Truppen mehrere Jahre nach einander erlassen wurde; er that also das grade Gegentheil jener Landesväter, welche Menschen für Geld hingegeben hatten. Als die Fortdauer des Krieges eine Änderung dieses Abkommens erheischte, schloß der Herzog [am 5. December 1794] eine Convention ab, derzufolge er Cavallerie statt der Infanterie stellte, und zwar für drei Infanteristen einen Dragoner. Thümmels Erzählung: daß der Herzog bei dieser Gelegenheit Denen, welche ihm die weit größere Kostspieligkeit der Ausrüstung Berittener vorhielten, erwiedert habe: „Ich will lieber Geld und Pferde verlieren, als Menschen," ist vollkommen richtig, und wirklich wurden von Gothaischer Seite, statt etwa 1600 Mann Infanterie, nur 536 Reiter zur Reichsarmee gestellt.[1]

Mir selbst war die französische Revolution zwar nicht ganz gleichgiltig, aber ich fühlte auch nicht den mindesten Trieb, mich dafür oder dagegen zu erklären. Das Auftreten einzelner Emigranten wurde für mich sogar jezuweilen belustigend; so z. B. erschien eines Tages bei mir ein französischer Graf mit seinem Kammerdiener, der eine große Rolle

[1] Vergl. hierzu den schönen Brief des Herzogs an seinen Sohn: Beck, Ernst II, 20 fg.

unter dem Arme trug, welche er, auf einen Stuhl tretend, ganz wie Leporello das Sündenregiſter ſeines Herrn, ablaufen und ſo mein ganzes Zimmer einnehmen ließ. Dieſe Rolle war — des Grafen Stammbaum! — — Als jedoch gegen Ende des Jahres 1790 die Umtriebe zur Untergrabung des glücklichen Zuſtandes der freien Schweiz immer mächtiger und mächtiger wurden, gab mir meine Anhänglichkeit für dieſes Land und meine Ueberzeugung von den niedrigen, verworfenen Abſichten der Aufwiegler die Feder in die Hand. So entſtand meine erſte Gegen-Revolutions-Schrift: „Zuruf eines Deutſchen an patriotiſche Schweizer; Deutſchland 1790. 8°.“ In zwei Stunden der Begeiſterung war dies Flugblatt niedergeſchrieben; ein Erguß meines Herzens an Schweizer Herzen, fern von jeder Nebenabſicht. Wahrer kann daher nichts ſein, als die Stelle darin: „Verzeiht mir, biedere Helvetier, dieſen Zuruf; wenigſtens war Wohlmeinen ſeine Quelle, und nichts kann ihn euch verdächtig machen. Seht, ein Fremdling thut ihn zu Euch, der unter Euch zu wohnen wünſchte, aber nicht unter Euch wohnt; der nichts in Eurem Lande zu gewinnen, nichts zu verlieren hat; den kein Eigennutz, kein Privatvortheil — nur Theilnahme an Eurem Glücke trieb; den kein anderer Wunſch beſeelte, als der Wunſch für die Erhaltung Eurer Verfaſſung, des ſchönſten Denkmals der Freiheit und Menſchheit!“ Dieſen Zuruf ließ ich zwölfhundertmal auf meine Koſten drucken, ſchrieb einen gleichlautenden Brief an die Regierungen der Cantone Zürich, Bern, Luzern, Baſel, Solothurn und Freiburg, packte jedem Briefe einige hundert Exemplare bei, und bat um die Erlaubniß: dieſem Flugblatt die Ehre der Austheilung zu gönnen. Dieſe ſechs Packete verſchloß ich in eine Kiſte mit der Adreſſe des Pfarrers Philipp Bridel, meines literariſchen Freundes, der damals zu Baſel im Amte war; er ſollte von dort aus deſto ſicherer die Einzelverſendung beſorgen. Er that es gern, und der Erfolg überraſchte mich. Die Cantone

Zürich, Luzern, Basel und Solothurn schickten mir feierliche Danksagungsschreiben zu, welche mit dem großen Cantonssiegel versehen, die Unterschrift der Staatshäupter trugen; Bern und Freiburg ließen mir durch den Staatssecretär danken. Basel und Bern hatten goldene Schaumünzen, Zürich ein Exemplar des Abdrucks beigefügt, den dieser Canton von meiner Schrift zum Zwecke einer desto zahlreicheren Vertheilung hatte anfertigen lassen; ich war als Verfasser auf dem Titelblatte genannt. In der Folge habe ich noch in meinen Revolutions-Almanachen verschiedene Aufsätze über die politischen Ereignisse in der Schweiz veröffentlicht; einzeln ließ ich nur noch einen Aufsatz drucken: „An den gesunden Menschenverstand der Schweizer. Zuzug eines Schweizerfreundes im Auslande. Februar 1799. 8°." Dies Flugblatt ist gar nicht, oder doch sehr wenig bekannt geworden; entweder ging das Packet verloren, oder die Furcht unterdrückte die Vertheilung. Eine andere Arbeit von mir, im Mai 1799 in Bezug auf die gährende Schweiz verfaßt: „Wilhelm Tell und die Altväter aus jener Welt an ihre eidgenössischen Nachkömmlinge aus dieser!" erschien in dem Journal „Zeitblätter."[1]

Wende ich nun von den Welthändeln den Blick wieder auf unser friedliches Gotha, so muß ich berichten, daß 1791 und 1792 die englischen Anlagen auf den abgetragenen

[1] Anscheinend ein Irrthum Reichards. Es erschienen: „Zeitblätter, neue, 3 Hefte, Deutschland und Göttingen (bei Dieterich)" im Jahre 1795. Irgend etwas anderes, das hieher gehören könnte, führt Kayſers Index nicht auf. In jenen „neuen Zeitblättern" nun steht ein Aufsatz von Reichard unter dessen Namen überhaupt nicht; eben so wenig etwas ohne Namen, oder unter anderm Namen über „Wilhelm Tell" u. s. w. Dagegen steht dieser Aufsatz im Revolutions-Almanach für 1800, Seite 157—160. Die Irrung Reichards ist stehen geblieben, weil wohl nichts die starke Ausbreitung der literarischen Thätigkeit desselben schlagender zu bezeichnen vermag, als der Umstand: daß er sich auf Erscheinungsort und Jahr seiner eigenen Schriften später nicht mehr mit Genauigkeit besinnen konnte.

Wällen des Schloſſes vollendet wurden, welche Herzog Ernſt gleich nach ſeinem Regierungsantritt zur Zeit einer drückenden Theuerung hatte anfangen laſſen. Dieſe im großen Styl ausgeführten Anpflanzungen, welche jetzt in ihrer üppigen Schönheit für meine Vaterſtadt eine Zierde bilden, die jeder Fremde bewundert, ſind ganz des Herzogs und ſeines biederen Obergärtners Heinrich Chriſtian Wehmeyer Werk, den nach ſeinem [am 17. September 1813] im 86. Lebensjahre erfolgten Tode der damalige Prinz Friedrich ſinnig durch ein einfaches Denkmal im Parke ehrte.

Unterdeſſen wurde die Sehnſucht des Herzogs Ernſt nach ſeinen beiden in der Ferne weilenden Söhnen ſo ſtark, daß ſie ihn nach Genf trieb; Generalſuperintendent Löffler, 1788 in Folge der Empfehlung ſeines (nach Hannover abgegangenen) Vorgängers Koppe nach Gotha berufen, begleitete den Fürſten auf dieſer Reiſe. Löffler hatte wenige Wochen, ehe ſich der Herzog zum Aufbruche entſchloß, ſeine liebenswürdige Frau verloren; um ſeinen Kummer durch die Zerſtreuungen der Reiſe zu lindern, erkor das gute Herz des edlen Herrn ihn zum Geſellſchafter.

Herzog Ernſt beobachtete auf ſeinen Reiſen ſtets das ſtrengſte Incognito; gewöhnlich wählte er den Namen eines „Hauptmann Rode;“ vielleicht aus Erinnerung an ſein Lieblingsſtück, Engels „dankbaren Sohn,“ worin „Vater Rode“ die Hauptrolle ſpielt, vielleicht in Bezug auf ſeine altenburgiſche Stadt Roda. Niemals jedoch fügte er ein adeliges „von“ hinzu. Alle, welche mit dem Fürſten gereiſt ſind (mir iſt dieſes Glück nie zu Theil geworden), haben es einſtimmig beſtätigt, wie der Herzog, im Gefühl der abgeſchüttelten Feſſeln ſeines Standes und ſeiner häuslichen Verhältniſſe, unterwegs an Liebenswürdigkeit, heiterer Laune und munterem Witze ſich ſelbſt übertroffen habe. Sein Incognito führte oftmals Zufälle herbei, die ihn höchlich beluſtigten. So kam er 1785 auf ſeiner holländiſchen Reiſe, die er mit

Goethes Freunde, dem darmstädtischen Kriegsrathe Merck unternommen hatte, in einer holländischen Stadt zu dem sehr grämlichen Besitzer einer herrlichen Gemäldesammlung. Der Holländer empfing die beiden Fremden ziemlich barsch und fertigte sie mit den dürren Worten ab: „Unser Einer" habe mehr zu thun, als jedem Fremden aufzuwarten. Merck aber steckte sich hinter einen Bekannten, und so bekamen die Reisenden endlich doch die Erlaubniß, jene Sammlung zu besichtigen. Aber wie erheiterten sich die mürrischen Gesichtszüge des Holländers, als er den „Hauptmann Rode" so richtige Urtheile über jedes Gemälde fällen, und die Bilder offenbar als Kenner würdigen hörte! In seinem Entzücken schürzte er seinen brokatenen Schlafrock auf, stieg die Leiter hinan, hob die besten Stücke ab und stellte sie selbst auf eine Staffelei: „damit der Herr Hauptmann sie im rechten Lichte und mit Muße betrachten möge." Herzog Ernst sprach von diesem Besuche immer mit sichtlichem Vergnügen, denn er fühlte, wie er die schließliche Wärme des Holländers nur sich selbst verdankte. Aehnliche Auftritte führte 1791 die Schweizer Reise des Herzogs herbei. Er hatte sich von Ettinger unter völliger Verschweigung seines Standes einen Brief an den Verlagsbuchhändler Thurneysen zu Basel geben lassen, mit welchem Ettinger eben damals die Beaumarchaissche Ausgabe des Voltaire veranstaltete. Thurneysen zeigte dem „Hauptmann Rode" und seinem Begleiter seine Druckerei und behandelte ihn übrigens so, wie gebildete Leute einander zu behandeln pflegen, wobei er sich in den Ausbrüchen seiner angeborenen Laune keinen Zwang anthat. Der Herzog war darüber äußerst vergnügt, noch vergnügter war Thurneysen über den „Hauptmann" und dessen literarische Kenntnisse; im nächsten Briefe dankte er daher Ettinger ganz besonders, ihm diese angenehme Bekanntschaft vermittelt zu haben. Erst hierauf erfuhr er, wer der schlichte Hauptmann gewesen sei.

In Zürich ſuchte der Herzog Lavater auf, und als dieſer im Laufe des Geſprächs vernahm, die beiden Reiſenden ſeien aus Gotha, kam er auf den Herzog zu reden und ergoß ſich in einen Strom wohlgemeinter und gerechter Lobeserhebungen deſſelben, ohne im mindeſten zu ahnen, daß der Gegenſtand dieſes Lobes ihm gegenüberſitze. Herzog Ernſt gerieth in die peinlichſte Verlegenheit, ja, er wurde wie auf die Folter geſpannt, als ſein Begleiter dem Lobredner ſagte: wie er den Herzog ſelbſt vor ſich habe. Kaum hatte Löffler dieſe Unvorſichtigkeit begangen, als der Herzog aufſtand und das Zimmer verließ. Von jener Zeit an wurde er eine Art von Widerwillen gegen Lavater nicht mehr los; er behauptete: dieſer ſei ein kriechender Schmeichler, der ihn ſehr wohl erkannt und Gelegenheit genommen habe, ihm in gradezu beleidigender Art Weihrauch zu ſtreuen. Keine Vorſtellung vermochte den Herzog von dieſer Meinung abzubringen.

Sehr hübſch iſt auch das Erlebniß des Herzogs mit dem alten Pfarrer[1] zu Grindelwald. Dieſer ſah es damals als eine Art von Pflicht an, Fremde, die im Wirthshauſe kein Unterkommen finden konnten, in ſeiner Wohnung zu beherbergen. Bei ſeinem Aufenthalte in jenem Alpenthale kam der Herzog in den Fall, die Gaſtlichkeit des Pfarrers in Anſpruch zu nehmen. Unbefangen ließ ſich dieſer in ein Geſpräch mit ſeinem Gaſte ein; je länger daſſelbe dauerte, deſto mehr entwickelten ſich die Kenntniſſe des Herzogs, der ſich für einen deutſchen Forſtmann ausgegeben hatte, wobei er nichts wagte, denn nie ſprach er über irgend etwas, worin er nicht ganz ſattelfeſt war — und in wie vielen Fächern war er das nicht! Hatte doch z. B. auf jener holländiſchen Reiſe, wo der Herzog eine Schiffswerfte beſuchte, ein Admiral, ohne ihn zu kennen, von ihm das Urtheil gefällt: „Das gäbe einen tüchtigen Seeoffizier!“

1 Rüfenacht.

So ging es auch mit dem Pfarrer zu Grindelwald; stärker und stärker fühlte dieser sich zu dem Fremden hingezogen; die Richtigkeit und Klarheit der Urtheile des deutschen Wanderers, sein edles, freimüthiges Benehmen erweckten die ganze Theilnahme des alten Herrn. Nun gehörten zu den kleinen Steckenpferden des Herzogs schöne Meerschaumpfeifenköpfe; nach seinem Tode fand sich eine ganze Sammlung seltener Stücke dieser Art. Einen solchen Pfeifenkopf von großer Schönheit hatte der Herzog auf dieser Reise bei sich; der Pfarrer, als Tabaksdilettant, pries denselben höchlich und barg dabei den Wunsch nicht, wie er gleichfalls gern Besitzer eines solchen Pfeifenkopfes wäre. Lachend versprach der Herzog seinem gastfreien Wirthe: ihm bei nächster Gelegenheit einen ähnlichen aus Deutschland zu senden. Und er hielt Wort, das Geschenk mit einem jener verbindlichen Briefe begleitend, in deren Abfassung er Meister war, und worin er zugleich seinen wahren Stand dem Pfarrer nicht länger verhehlte. War dieser von dem Privatmann entzückt gewesen, so war er es noch mehr von dem Fürsten; in seiner Freude ließ er den Brief, den überdies die nette, saubere Handschrift des Herzogs auszeichnete, hinter Glas und Rahmen fassen und hängte ihn zum dauernden Andenken in der Pfarrstube auf. Kurz vor dem Ausbruche der Schweizer Revolution schrieb ein Verwandter des seitdem verstorbenen Pfarrers an den Herzog und machte diesen — in treuherziger Zuversicht auf seine Herzensgüte — zum Vertrauten seiner Liebe zu einer jungen Schweizerin, deren Bildniß und Briefe er zugleich mit einschickte, indem er bat, der Herzog möge ihn irgendwo in seinem Lande anstellen, damit er seine Geliebte heirathen könne. Ich mußte dafür sorgen, daß Bildniß und Briefschaften wieder in die Hände des jungen Mannes kamen, und ihm melden, wie der Herzog willens sei, ihm einen Platz auf seinem Pachthofe Reinhardsbrunn anzuweisen; unterdessen aber begann die Umwälzung des glücklichen Landes,

und der Schweizer ließ nichts mehr von sich hören. Erst 1817, als ich zu Bern war, erfuhr ich, daß er daselbst mit seiner Frau lebe; ich suchte ihn auf, fand ihn aber leider nicht in glücklichen Umständen.

Jene Umwälzung und die in ihrem Gefolge auftretenden Greuel betrübten den Herzog tief, denn seine Vorliebe für die Schweiz und deren Bergvölker war groß. So oft er seinem Lieblingsgedanken nachhing, vom Fürstenthrone zu steigen, um in einem Winkel der Erde sich und den Wissenschaften, nur umgeben von einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, als Privatmann zu leben, schwankte er zwischen der Schweiz und Nordamerika. Mit diesem Gedanken nahm er es ernster, als man glauben sollte; längst hatte er zu dessen Durchführung aus seiner trefflichen Handbibliothek eine Auswahl von Büchern getroffen, die ihn in seine Eingezogenheit begleiten sollten und die ein eigener schlichter Einband auszeichnete. Es waren Meisterwerke, die in die Fächer der alten Literatur, der höheren Mathematik, der praktischen Philosophie und der Länder- und Völkerkunde, sowie der populären Arzneiwissenschaft einschlugen. Von schönwissenschaftlichen Schriften war nur die als „Bibliothèque choisie“ bekannte Sammlung, und die alte „Histoire des guerres civiles de Grenade“ dabei; letzteres Buch, aus dem auch Herder manches übersetzt hat, las er besonders gern, da es seine angeborene feine, altritterliche Galanterie sehr ansprach.

Die Vorliebe des Herzogs für die Schweiz zeigte sich aber gelegentlich auch werkthätig. Als nach der Revolution einige ohne ihre Schuld durch dieselbe verarmte Schweizer ihre Klagen gegen mich ausschütteten und ich dem Herzog davon erzählte, gab er mir sogleich ungefordert beträchtliche Geldsummen, welche durch Frankfurter Häuser unter die Bedürftigsten vertheilt wurden, jedoch mit dem in allen solchen Fällen vom Herzog gegebenen entschiedenen Gebote: den Empfänger nie wissen zu lassen, wer der Geber sei. Wie oft

ergriff mich daher tiefe Entrüstung, wenn ich, dem der Mund verschlossen war, diesen wohlthätigen Menschenfreund „karg" schelten hörte! Ihn, den weisen Wirthschafter, der das Geld des Landes nicht für Tand oder zur Bereicherung Undankbarer anwandte, sondern der nur sammelte, um aus seinen Privatmitteln im gegebenen Falle reichlich zu spenden und heimlich Thränen zu trocknen!

Wie aber damals die ganze Welt in Gährung gerieth, so entstanden um jene Zeit auch die bekannten sächsischen Bauernunruhen, durch deren Folgen einige meiner Freunde, angesehene Beamte in Sachsen, nicht wenig litten. Diese Vorgänge veranlaßten mich, ganz im Volkston und auch in der äußeren Gestalt völlig wie die auf Märkten feilgebotenen Sechspfennig-Flugblätter, ein Schriftchen drucken zu lassen: „Ein fein Gespräch zwischen zwei Nachbars- und Bauersleuten, über Rebellion, Obrigkeit und jetzige Zeitläufte, mit schönen Stellen aus Dr. Martin Luthers und anderer frommer Männer Schriften. Anderen zum Frommen und Nutzen herausgegeben und im Druck ergangen von Einem Bürger- und Bauernfreunde. Gedruckt in diesem Jahr." Die ganze, auf meine Kosten hergestellte Auflage von 1500 Exemplaren — deren eines an Freund Bertram zu Berlin kam und die Ehre erfuhr, auf höheren Befehl in das dortige Intelligenzblatt von 1791 eingerückt zu werden — sandte ich an einen bewährten Freund in Meißen zum Behufe der Vertheilung; diese wurde bewerkstelligt, gleichzeitig der Behörde Bericht erstattet, und so überraschte mich das Geschenk einer goldenen Dose, die mir im Namen des Kurfürsten, nachmaligen Königs von Sachsen, zugeschickt wurde, und die ich später in ein Reitpferd verwandelte. Ich sage: das Geschenk überraschte mich, und dies ist der angemessene Ausdruck; bei meiner Denkweise lag es mir fern, um Zeichen der Anerkennung zu buhlen. Aber die arme Dose war gewissen Leuten ein gewaltiger Dorn im Auge; Falk z. B. spielt in

einer ſeiner Satyren bitter darauf an.[1] Mir drückte nur immer der raſtloſe Trieb, gegen Handlungen, die ſich mit meinen Anſichten nicht vertrugen — und wenn ſie mir auch, als einem Privatmanne, eigentlich gleichgiltig ſein konnten, — mit Feuereifer zu kämpfen, die Feder in die Hand; daß ich damit nicht vielen Nutzen, deſto reichlicher aber Undank, Verdruß und Anfeindung für mich einheimſte, glaubt mir jeder, der die Welt kennt. Auch bei einer Logenfehde war dies der Fall. R. Z. Becker, als Bruder Redner unſerer damaligen Loge „zum Rautenkranz" ließ ſich einfallen, 1790 am Geburtstage des Herzogs Ernſt in Gegenwart mehrerer Fremden die Revolutionsauftritte jener Zeit mit der ausdrücklichen Bemerkung zum Gegenſtande ſeiner Rede zu machen: „daß ein Freimaurer bei jetzigen Zeitläuften nicht gleichgiltig bleiben, ſondern Partei ergreifen müſſe." Welche Partei Becker ſelbſt ergriffen, darüber ließ er uns keinen Augenblick im Zweifel, indem er die Glieder vom Militärſtande aufforderte: „eine weiſe Neutralität zu beobachten, wenn ihre Hilfe bei Aufläufen des Volkes erfordert würde." Hätte ich mich nicht wegen der anweſenden Fremden vor dem Scandal geſcheut, ſo würde ich auf der Stelle das Wort genommen und gegen dieſe Befürwortung der Revolution in einer Loge und bei dieſer Gelegenheit geſprochen haben; ſo aber ſetzte ich gleich am folgenden Tage eine ſchriftliche Rüge auf, die ich mit der Unterſchrift vieler gleichdenkender Brüder verſehen ließ und dem Großmeiſter einhändigte. Wir erſuchten denſelben in dieſer Schrift: „den Bruder Redner vor ähnlichen Rückfällen zu warnen, da es ihm bei ſeinen vorzüglichen Geiſtesgaben" — Becker war bekanntlich einer unſerer erſten Volksſchrift-

[1] Göttinger Muſenalmanach 1796, S. 105 in der Satyre: „Die Gebete" finden ſich die hier wahrſcheinlich von Reichard gemeinten Worte:

„. . . . . wie viele goldne Doſen
Durch ſeinen Almanach ſich [Ottok]ar erlog."

steller; in der Folge ist er übrigens gar sehr von seiner Vorliebe für die Grundsätze der Revolution zurückgekommen! — „nie an Stoff gebrechen könne, uns, wie sonst, durch andere, dem Geiste der Bundes angemessenere Gegenstände aus der Lebensphilosophie zu belehren.“ Der Großmeister kam (wegen seiner Illuminatenverbindungen mit Becker) durch unsere Vorstellung nicht wenig in's Gedränge; anfangs wollte er mich bereden, das Schriftstück zurückzunehmen. Da ich mich dessen aber entschieden weigerte, so wandte er sich an den Herzog, und dieser verlangte von mir: ich solle auf dieser Sache nicht bestehen, da er selbst, der doch als Landesherr am nächsten dabei interessirt sei, den ganzen Vorfall vertuscht zu sehen wünsche. Nach des Herzogs Denkungsart hatte ich diese Wendung vorausgesehen; sie machte mich aber lau und mißtrauisch in der Maurerei des neuen eklektischen Systems; vom Illuminatenorden, mit welchem ich um diese Zeit noch in Verbindung stand, zog ich mich nur desto rascher zurück. — Becker hat seine Rede 1792 im zweiten Theile seiner „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen“ Seite 719—724 mit sehr großen Abkürzungen und mancher wesentlichen Veränderung (namentlich ist die Beleuchtung der Grundgedanken dort eine völlig andere) im Druck erscheinen lassen.

Anfänglich mir selber unbewußt, nahm ich je länger, desto entschiedener meinen Standpunkt bei den Gegnern der Revolution; wie ich denn bei meiner innigen, aus der reinsten Achtung entspringenden Verehrung für meinen Fürsten und Freund unmöglich Anhänger einer Bewegung werden konnte, die planvoll auf Herabwürdigung und wo möglich Vertreibung alles dessen, was „Fürst“ hieß, hinsteuerte, ohne zu untersuchen, ob die Herrscher dieser Welt, lediglich weil sie solches zufällig waren, ein Verdammungsurtheil in Pausch und Bogen verdienten, oder nicht. Außerdem wurde mein Sinn für Recht und Wahrheit durch die Gleißnerei und das schnöde Spiel angeekelt, das die revolutionären Stimmführer jener

Zeit mit den heiligen Worten „Freiheit“ und „Gleichheit“ trieben; die Blut- und Thränenströme so vieler tausende ganz Unschuldiger, unter dem Deckmantel jener heiligen Namen willkürlich und ruchlos vergossen, mußten das Mitleid jedes fühlenden Menschen auf's tiefste erregen. Nicht weniger schmerzte mich der Köhlerglaube, mit welchem so viele meiner Landsleute die albernsten, handgreiflichsten Fabeln der Jacobiner wie ein Evangelium hinnahmen; vollends erbittern mußte jeden gemäßigten Sinn das tolle Gebahren gewisser unruhiger Köpfe meines deutschen Vaterlandes, die in Schriften und Handlungen als Ausrufer und Trabanten der „neuen Menschenrechte“ erschienen, und deren Treiben ich mich mit Wort und That entgegenwarf, weil meine genaue Kenntniß der Persönlichkeit vieler dieser Weltbeglücker, trotz der vorgebundenen Larve, mich die wahren Beweggründe ihres Handelns hell durchschauen ließ. Diese Beweggründe aber waren keine anderen, als leidenschaftlich vordringliche Ehrsucht, der Hang, eine Rolle zu spielen, und der geheime Wunsch, sich selbst an die Stelle der zu Stürzenden zu schwingen, um alsdann tausendmal hoffährtiger und willkürlicher als die Gestürzten zu schalten. Manche der gefährlichsten Propagandisten für die Revolution befeuerte nichts, als die niedrigste Habsucht, ihren zerrütteten Glücksumständen bei einer allgemeinen Umwälzung wieder aufzuhelfen. Als nachher die Revolution unterlag, habe ich viele der ärgsten Schreier plötzlich umschwenken sehen, und mich, den sie vorher einen „Franzosenfeind“ gescholten, ja, als solchen geächtet hatten, nannten sie dann plötzlich einen „Franzosenfreund!“ Andere schienen das Revolutioniren als ein Geschäft wie ein anderes zu betreiben; ich habe sie wiedergefunden in den Umtrieben von 1813 und später.

Meine vernünftig am Hergebrachten festhaltenden, dem Fortschritte auf gesetzlichen Bahnen aber deßhalb doch nicht widerstrebenden Gesinnungen waren es, die mir im Januar

1792 den „Aufruf eines Deutschen an seine Landsleute am Rhein, sonderlich an den Nähr- und Wehrstand“ in die Feder gaben. Es war die schlichte Wahrheit, wenn ich in dieser Schrift S. 5 sagte: „Ich bin ein deutscher Mann, und stolz, daß ich es bin; niemand hat mich gemiethet oder bezahlt, diese Ermahnung an Euch zu thun. Aber Vaterlandsliebe begeisterte mich, und gab sie mir ein. Warum sollten wir nicht deutschvaterländisch“ — (später hieß „deutsch“ ein schwarzer Rock, ein Schnurrbart und ein Dolch) — „und deutschpatriotisch handeln? Warum sollten wir uns nicht dem wilden Strome entgegenstämmen, der die Verfassung unseres Vaterlandes, und mit ihr unser häusliches und öffentliches Glück zu unterwühlen droht?“ — Auch diesen Aufruf hatte ich auf meine Kosten drucken lassen, und sendete ihn mit der Post an die Staatsverwaltungen am Rhein, von Trier bis Freiburg im Breisgau; nur hatte ich mich noch sorgfältiger gehütet, als Verfasser erkannt zu werden, weil ich fürchtete, daß mein sächsischer und lutherischer Autorname, namentlich bei den Regierungen anderer Confessionen, mehr Argwohn als Zutrauen erwecken würde. Allein bald nach der Versendung erschien im Frankfurter Staatsristretto [21. Stück vom Montag d. 6. Februar 1792] eine von Johannes von Müller als damaligem Mainzischen Geh. Staatsrath und Staatsreferendarius unterzeichnete Bitte an den Verfasser jenes Aufrufs (dessen zugleich mit Ehren gedacht wurde), sich ihm zu entdecken; ein ähnliches Ersuchen, von noch lebhafteren Ausdrücken des Beifalls begleitet, folgte in den Main- und Rheinzeitungen Seitens des Geheimeraths Freiherrn von Sumerau in Freiburg, als derzeitigem Präsidenten der österreichischen Landesregierung des Breisgaus. Beiden Herren nannte ich mich als Verfasser; ihre äußerst freundlichen Antworten[1] waren begleitet von Exemplaren des Nach-

[1] Diejenige Johann v. Müllers (Mainz, 17. Febr. 1792) bringt im Eingange den Dank des Kurfürsten von Mainz für Reichards Schrift;

drucks, den beide Länder amtlich hatten veranstalten lassen. So blieb mir also die Genugthuung, in jener kritischen Zeit der erste deutsche Schriftsteller zu sein, der es wagte, die gute Sache des Vaterlandes öffentlich zu vertheidigen, als andere Stimmen noch schwiegen. Uebrigens ehrte mich der Hof des Herrn von Sumerau später nicht allein durch eine schwere goldene Schaumünze, sondern auch noch bei einer anderen Gelegenheit durch eine goldene Dose. Orden waren damals noch nicht üblich.

Im October des Jahres 1792 wurde gleichzeitig mit Cüstines Einfall — ein Zusammentreffen, welches wohl nicht zufällig war! — überall in ganz Deutschland ein sehr merkwürdiger Brief umhergesandt, über den ich schon im Revolutions-Almanach von 1794 [S. 156 fg.] eine kurze Nachricht gegeben habe. Der Brief wurde ohne Namensunterschrift, abgeschrieben von verschiedenen Copisten, in großer Menge durch die Post verschickt; nach unserer Gegend kamen die Exemplare größtentheils aus Franken und der Oberpfalz. Den Inhalt bildete eine flammend gehaltene Aufforderung: am 1. November jenes Jahres mit einem oder mehreren Messern bewaffnet, den Hut geschmückt mit einer großen, roth-, blau- und weißen Masche von gleichviel welchem Stoffe, „zur Abschüttelung des aristokratischen Jochs“ und zur Einführung von „Gleichheit“ und „Freiheit“ auf irgend einem großen Platze im Umfange seiner Stadt sich zu versammeln, sich der öffentlichen Gebäude zu versichern, einen Volksrath zu wählen u. s. w. Ein Brief dieser Art mit dem Poststempel „Eger“ kam an Gotter; vermuthlich, weil man ihn für einen Mißvergnügten hielt. Dieser,

dann fährt Müller fort: „Ich vereinige hiermit meinen eigenen gedoppelten Dank für das an mein erstes Vaterland erlassene und von daher auch mir zugekommene Wort der Wahrheit, und für das aus der letzten Schrift geschöpfte mehrfache reine Vergnügen, besonders über die so würdige und edle Sprache, die kraftvollen Aufforderungen zum Selbstgefühl an die rheinischen Völker, und so richtig als unparteiisch auseinander gesetzten und bestimmten Begriffe von Freiheit und Gleichheit.“

der nichts weniger als revolutionär war, eilte damit zum Minister; der Herzog theilte mir das Original mit, und so kam es zu meiner Kenntniß. Daß ein Hirngespinnst, wie jene Aufforderung es verlangte, in Gotha nicht denk- und ausführbar war, dafür bürgte mir die Liebe der Unterthanen zu ihrem guten Fürsten, von der wir soeben erst eine rührende Probe erlebt hatten. Herzog Ernst war nämlich ein sehr guter Reiter, und alle Morgen, das Wetter mochte sein, wie es wollte, that er seinen Ritt. Eines Tages nun fand sich im Schloßhofe ein Bauer mit einem schönen jungen Landpferde ein, und verlangte den Herzog zu sprechen. Auf näheres Befragen erklärte er: seine Absicht sei, dies Pferd seinem Landesherrn zu schenken. Als man ihm vorstellte, der Herzog könne das nicht annehmen, wolle das Thier aber gerne kaufen, erwiederte er: ihm sei es nicht um's Verkaufen zu thun; der Fürst von Sondershausen habe ihm schon 30 Louisd'or geboten, allein er habe es für seinen Landesherrn gezogen. Kurz, der Herzog, der selbst in den Schloßhof kam, mußte sich entschließen, es geschenkt anzunehmen, jedoch mit der Bedingung: daß der Bauer sich auch 30 Louisd'or von ihm schenken lasse. Der schüttelte den Kopf und schwur: daß dies Gold noch von seinen Kindskindern unberührt gefunden werden sollte. Der Herzog ließ hierauf einen großen vergoldeten Becher von Silber verfertigen, worauf das Pferd und das herzogliche Wappen gestochen war; mit diesem schickte er seinen Oberstallmeister in einem sechsspännigen Wagen ab, um ihn statt des baaren Geldes hinzugeben. Der Bauer, ein sehr wohlhabender Mann, rief in seiner Freude das ganze Dorf unter Musik zusammen, trank aus dem Becher auf des Herzogs Wohl und wollte durchaus die fürstlichen Wagenpferde mit Weizen füttern, „weil Hafer zu geringe sei." Dergleichen Züge treuer Unterthanenliebe kamen grade in der Revolutionszeit öfter vor, allein mich ängstigte der Gedanke, daß eine Tollheit, wie sie jener Brandbrief her-

vorrufen wollte, in anderen Gegenden Deutſchlands möglicherweiſe wirklich in's Leben treten und durch das Beiſpiel Anſteckung verbreiten könnte. Unverzüglich ſchrieb ich daher an den Freiherrn von Sumerau jenen Brief, den man in dem angeführten Jahrgange des Revolutionsalmanachs nachleſen kann. Seit dieſer Zeit verſäumte der verehrte Mann keine Gelegenheit, mir Beweiſe ſeines Vertrauens zu geben; unſer Briefwechſel wurde ſehr lebhaft und blieb es auch dann noch, als der Freiherr nach Wien berufen wurde. Auf ſeine ausdrückliche Aufforderung ſchrieb ich zwei Flugblätter: „Menſchenrechte diesſeits und jenſeits des Rheins; ein Wort zur Beherzigung an deutſche Unterthanen; December 1792," und ſpäter „Adreſſe an den geſunden deutſchen Menſchenverſtand; December 1798." Beide wurden auf Koſten der Regierung zu Freiburg gedruckt und vertheilt, meine Mühe aber mit einer goldenen Doſe belohnt. Ein Exemplar der „Menſchenrechte" verlor ſich nach Hannover; Feldmarſchall von Freytag ließ es dort ſogleich nachdrucken und an alle Regimenter vertheilen. — Der Freiherr von Sumerau war ein ſehr hellblickender Kopf, allein da er nicht leitender Staatsmann war, ſo blieben ſeine Vorſchläge, ſobald ſie den ihm angewieſenen Wirkungskreis überſchritten, unbeachtet, was ſehr bedauerlich war, denn damals handelte man im deutſchen Vaterlande in nichts folgerichtig, als in halben und ſchiefen Maßregeln, und in nichts mit Überlegung, als in Verkehrtheiten.

13.

Inzwiſchen war nach kurzer Regierung Kaiſer Leopold II. geſtorben [1. März 1792]; als ſein Nachfolger beſtieg den verwaiſten Thron jener Franz II., von dem man damals nicht ahnen konnte, daß er der letzte Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation ſein werde. Um ſo mehr freue ich mich noch heute, ſeiner Krönung in Frankfurt beigewohnt zu haben. Den Briefwechſel, welchen ich mit Johannes Müller angeknüpft hatte, benutzend, veranlaßte ich den werthen Freund, mich zur Krönung einzuladen und mir eine Wohnung im Mainzer Quartier anzubieten. So fand ich keine Widerſprüche im mütterlichen Hauſe und trat die Reiſe anfangs Juli mit meiner Frau und meiner vierjährigen Tochter wohlgemuth an. Ich erhielt ein Frei-Quartier in der Fahrgaſſe; als aber mein Wirth erfuhr, daß ich nicht in Dienſten des Kurfürſten von Mainz ſtehe, brach er in bittere Klagen aus, die ich nur dadurch heben konnte, daß ich ihm ſo viel Miethe bezahlte, wie er von jedem anderen Fremden auch erhalten hätte.

Jene Zeit war glänzend und merkwürdig. Nicht allein der Zuſammenfluß ſo vieler Fürſten und Herren Deutſchlands und des Auslandes, ſondern auch der Durchmarſch der preußiſchen Regimenter, welche die rebelliſchen Franzoſen zu Paaren treiben ſollten, häuften in jeder Stunde die bunteſte Augenweide. Der Tag war zu kurz, um alles zu bemerken

oder gar zu genießen; auch die Nacht war zu kurz, um wieder auszuruhen und ſich zu ſammeln. Weil der kaiſerliche Hof damals noch in Trauer war, ſo war mein ſchwarzer Rock und ein Degen Hofkleidung genug; bei meiner Frau erſetzte ihre natürliche Lieblichkeit, was ihr an Juwelen und Putz in den glänzenden Kreiſen abging, in welche wir durch mancherlei Empfehlungen eingeführt wurden. Auch der Baron Grimm war anweſend, und wieder öffnete mir ſein Fürwort manche Thür. Er wohnte im Hotel des ruſſiſchen Geſandten, nachherigen Staatsminiſters, Grafen Romanzow; und noch muß ich lächeln, wenn ich mich im Geiſte in den pompöſen Staatswagen dieſes Grafen verſetze, in welchen mich einſt ein Ungefähr verſchlug, als jene beiden Männer eben einige Thürbeſuche fahren, unterdeſſen aber die Zeit zum Plaudern benutzen wollten; gewiſſenhaft gaben die zwei Läufer des Grafen meine Karte mit ihrem obſcuren Namen gleich denen des Barons Grimm und des ruſſiſchen Großen ab; zuletzt hielt die glänzende Equipage mit dem Troß der Dienerſchaft vor meiner kleinen Wohnung, wo ich abgeſetzt wurde. Eben ſo fremd, wie in dieſem Galawagen, fühlte ich mich auf dem großen Balle, den Fürſt Eſterhazy mit allem Glanze eines ungariſchen Magnaten und eines Geſandten der mächtigſten Monarchie im „rothen Hauſe“ und deſſen Umgebungen veranſtaltete. Die großartigſte Überraſchung an dieſem Feſtabend war die mit einigen hundert Damen beſetzte Tafel im reichverzierten Gartenlokale; ein gradezu einziger Anblick, der ſelbſt dem neben mir ſtehenden jovialen Kurfürſten von Köln einen derben Fluch der Bewunderung entlockte. Heimiſcher und behaglicher fühlte ich mich hinter dem Theetiſche meiner wohlmeinenden Freundin, Frau von La Roche zu Offenbach, oder bei ihrer geiſtreichen Tochter Maximiliane Brentano, wo ein alter Mitarbeiter an meinen Theaterkalendern, der öſterreichiſche Freiherr von Retzer, den ich endlich bei dieſer Krönung perſönlich kennen

lernte, sich mit mir an den Blitzen ihrer Laune erfreute. Ein französischer Schriftsteller, zu dem mich Gleichheit der Denkungsart schon längst hingezogen hatte, Mallet du Pan,[1] verweilte ebenfalls zu Frankfurt; er galt lange für den Verfasser des verschrieenen Coblenzer Manifestes des Herzogs von Braunschweig, an dem er aber ganz unschuldig war.

Am Tage der Krönung selbst (14. Juli 1792) verzichtete ich auf einen Sitz im Dome und zog lieber das Schauspiel des Zuges des zu krönenden Kaisers und den Anblick der Feierlichkeit auf dem Römerplatze vor. Der Zug war wirklich imposant, und die edle Gestalt des blonden, jugendlichen Franz, der auf einem schönen, stolzen Schimmel mit Anstand und Würde saß, erfüllte alle Zuschauer mit Theilnahme und Beifall, der in lauten stürmischen Zuruf ausbrach und selbst meine kleine Tochter ansteckte. Wer in diesem Augenblicke den Reihen der bewaffneten Bürger gesagt hätte: „Noch in diesem Jahre wird der Neufranke Custine euch auf eben dem nämlichen Platze höhnisch zurufen: „Ihr werdet keinen Kaiser mehr krönen sehen!“ — demüthig schweigend werdet ihr das anhören, und es wird im ganzen Sinne des Wortes in Erfüllung gehen — wer dergleichen nur zu lallen gewagt hätte, dem wäre gewiß noch roher und grausamer mitgespielt worden, als dieß vor meinen Augen einer armen Jüdin geschah, die sich trotz des Verbotes in diesem Augenblicke auf der Gasse blicken ließ.

Zum Anschauen der Feierlichkeiten auf dem Römer diente mir und meiner Familie ein wohlgelegenes, theuer gemiethetes Fenster; mein Nachbar am Nebenfenster war ein genuesischer Graf nebst seiner von Juwelen strotzenden Gattin und einer Tochter, deren Stolz sich jedoch später dankbar vor dem Inhalte unseres Speisekorbes beugte, mit dem wir uns, gewitzigt durch die Warnung eines kundigen Freundes,

[1] Seine Geburtsstadt ist Genf.

für jenes Zimmerverließ gerüstet hatten, aus welchem in vielen Stunden keine Erlösung zu hoffen war. Die in einander geschobene Menschenmasse auf dem Platze unter uns, das Gedränge vor und in den Fenstern, auf den Dächern und Giebeln der umliegenden Gebäude, Thore, Häuser — dies ganze Geknäuel und Gewoge wird meinem Gedächtniß stets gegenwärtig bleiben. Der Platz glich einem aufgeregten Meere, nur daß die Wogen Menschen waren, aber diese brausten, tobten und stürmten wie jenes. Amaliens weiches Gemüth konnte den Anblick der blutigen und wilden Auftritte nicht ertragen, als die Ceremonien und die Volks- oder vielmehr Pöbelfeste selbst begannen; erschreckt und bebend flüchtete sie in die fernste Ecke des Zimmers. Auch bei mir haben jene Ceremonien auf dem Römerplatze einen widrigen Eindruck hinterlassen; es war ein Kampf der Habgier, der Mißgunst und der Schadenfreude. Hatte hier einer mühsam etwas Hafer in seinen Sack gefaßt, so schlitzte das Messer des Nachbars schnell den Sack auf; dort diente das Brod als Wurfgeschütz; hier floß die Weinspende auf den Boden, indem jeder dem andern das Gefäß vom Munde wegriß oder in die Zähne stieß; die ausgeworfenen Silber- und spärlichen Goldgroschen wurden nur durch das Wagniß von Gesundheit und Leben erbeutet. Ich selbst besitze noch einen solchen Krönungsgroschen, der seinem Eroberer, von dem ich ihn einwechselte, ein paar Rippen gekostet hatte. Das Ganze war ein treues Abbild des alten deutschen Reiches, das durch Hader, Zwietracht und Mißgunst seiner Glieder endlich in Trümmer sank: magni nominis umbra! Nur die Fleischerzunft trug auch diesmal wieder glorreich den Sieg über ihre handfesten Gegner, die Küfer, Ablader und Genossen, davon, indem sie den gebratenen Ochsen erkämpfte, auf dessen ekelhaftem, halb rohem, halb geschmortem Leichnam der Obergeselle triumphirend ritt, und dessen vergoldete Hörner, laut meines biederen alten Galletti Beschreibung

seiner Pariser Reise, noch viele Jahre später in der Ecke einer Gasse zu Frankfurt, mit einer Inschrift versehen, als einziges Überbleibsel jener verjährten Feierlichkeit prangten.[1] Der neue Kaiser stand unterdessen, Reichsapfel und Scepter in den unterstützten Händen haltend, einige Minuten lang auf dem Balkon des Römers; mit seiner Krone und dem langen Mantel glich er leibhaftig einem jener alten Kaiser- oder Königsbilder auf den Blättern von Spielkarten.

Dasjenige, was wir bisher als Augenzeugen erblickt hatten, machte weder mir, noch meiner Frau Lust, uns dem Gedränge und den Hellebarden der Trabanten Preis zu geben, um Seine Majestät speisen und den Herzog Georg von Meiningen vorschneiden zu sehen; auch so schon trugen wir einen unauslöschlichen Eindruck davon. Man kann aber glauben, daß ich froh war, als ich mit meiner Amalie unser Quartier glücklich wieder erreicht hatte.

Gleich bei dem Antritte dieser Krönungsreise hatte ich den Gedanken an eine Rheinfahrt in's Auge gefaßt. Zu Mainz lebte mit ihrem Gatten, dem Weltumsegler Georg Forster, Amaliens und Auguste Schneiders Freundin Therese; ein freundlicher Brief von ihr lud uns zu der nahen Zusammenkunft des Kaisers Franz mit dem König von Preußen und den französischen Emigranten nach ihrem Wohnorte ein; gastfrei bot sie uns ihr Haus zur Unterkunft an. Wir folgten der Einladung gern und verlebten einige glückliche Tage mit dieser Familie und mit ihrem Hausfreunde Huber, der später im Kriege der Meinungen mir ein erbitterter Widersacher wurde und in seinen „Friedenspräliminarien" mich heftweise unter die papierene Guillotine legte.

Die Festlichkeiten in der herrlichen Favorite, die noch in demselben Jahre ein so warnendes Memento mori irdischen

[1] Gallettis „Reise nach Paris im Sommer 1808" erschien 1809 zu Gotha.

Glanzes und menſchlicher Entwürfe werden ſollte,[1] waren überaus großartig; ebenſo die Erleuchtung des alten Mainz, bei der Thürme und Schiffbrücke in voller Flammenglorie ſich majeſtätiſch in dem ruhig dahin fluthenden Strome ſpiegelten. Hier zu Mainz war es auch, wo ich zum erſtenmale den Grafen Franz Georg von Metternich ſprach, mit dem ich, ſeit er ſeinen Miniſterpoſten in den Niederlanden bekleidete, manches Jahr hindurch in vertrautem Briefwechſel geſtanden habe, und der mich hier ehrenvoll und freundlich empfing. Sein Name lebt fort in ſeinem berühmten Sohne, dem öſterreichiſchen Staatskanzler.

Doch ich gehe zu der Rheinfahrt über und verbinde damit zugleich die Schilderung meiner zweiten, gleichen Reiſe vom Jahre 1803, weil im überwältigenden Gegenſatze die Erinnerung an dieſe beiden in meiner Seele zuſammenfließt. So laſſe es ſich der geneigte Leſer gefallen, daß ich — im Geiſte die Scheide des Jahrhunderts überbrückend — meine Erlebniſſe von 1792 und jene von 1803 an dem nämlichen Faden aufreihe.

Elf trennende Jahre — eine Spanne Zeit! — hatten Gegenſätze in's Leben treten laſſen, wie ſie greller nicht zu denken ſind. Welch ein weiter Schritt von den Zügen und Märſchen der preußiſchen und franzöſiſch-prinzlichen Truppen, die 1792 alle Städtchen und Dörfer an beiden Rheinufern füllten, bis zu der Napoleonsſtraße von 1803, die am linken Ufer leicht und raſch unter dem Schutze und auf das Geheiß des ſeltenen Feldherrn entſtand, in deſſen Wörterbuche, wie in demjenigen Suworows, die Begriffe der „Schwierigkeit" oder gar „Unmöglichkeit" bis 1813 nicht zu finden waren! Eins der vorzüglichſten Kunſtwerke dieſer Napoleonsſtraße, eine vom Waſſerſpiegel an aufgeführte, beinahe eine Stunde lange Mauerwand bewunderte ich 1803

[1] Das heranrückende Heer der Republikaner, welches ſich am 21. October 1792 der Feſtung Mainz bemächtigte, ſtürzte die Favorite in Trümmer. Gegenwärtig iſt von ihr jede Spur verſchwunden.

zu Boppard, als dessen altersgraue, noch von Drusus herstammende Ringmauern mich abermals, wie elf Jahre früher, aufnahmen. 1792 wimmelte dort mein Gasthof von der Garde du Corps des kleinen Heeres der französischen Prinzen; mit Mühe fand unsere Gesellschaft ein kärgliches Obdach und ein Nachtlager auf Stühlen und Tischen im Speisesaal, der noch die Überbleibsel des Abendschmauses der Offiziere enthielt; die Escadrons hatten sich soeben unter den Fenstern, am Walle des Ufers, aufgestellt, um den König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., mit drei feierlichen Salven bei seiner Vorbeifahrt zu begrüßen. Die Yacht des Königs erschien nach Mitternacht, begleitet von mehreren anderen Fahrzeugen und bis an den Mast erleuchtet. Majestätisch schwamm sie in der Stille der Nacht vorüber; den Sternenhimmel verdunkelte der Feuerschein ihrer Erleuchtung. Von Zeit zu Zeit wirbelten festlich Pauken und schmetterten Trompeten auf den Schiffen; Musketensalven und Böllerschüsse antworteten donnernd von beiden Ufern, den Wiederhall in den Gebirgen weckend und wie ein Lauffeuer sich in der Ferne fortpflanzend, wie die Flotte weiterglitt. König Friedrich Wilhelm II. begab sich nach Rübenach bei Coblenz, wo sein Heer lagerte — und welche Erwartungen bewegten das Herz des Neffen Friedrichs des Einzigen! Die Unterwerfung Frankreichs war das Ziel, dessen Erreichung sicher schien, und wer damals eine Einnahme von Wien, eine Besetzung von Berlin und Moskau statt der von Paris, eine Abtretung jenes festlich belebten Rheinufers, eine Eroberung so vieler Provinzen Deutschlands und die Einverleibung der Hansestädte in Frankreich, statt der von Elsaß und Lothringen in Deutschland hätte prophezeien wollen, — der würde noch von Glück zu sagen gehabt haben, wenn ihm nur Das widerfahren wäre, was Veit Weber[1] zu eben dieser Zeit in eben dieser

[1] Leonhard Wächter, als Schriftsteller bekannt unter obigem Namen, faßte 1792 den Entschluß, in den Reihen des französischen Volkes gegen

Gegend eines bloßen Verdachtes wegen leiden mußte. Oft gerieth ich, schon zu Mainz, in ein freundschaftliches Gezänk mit dem Starrkopfe Georg Forster, der zu allen den Truppenzügen und stolzen Planen mißbilligend den Kopf schüttelte, in unsere Aussichten und Hoffnungen durchaus nicht einstimmen wollte und keck sogar einen ganz entgegengesetzten Ausgang weissagte. Edler Schatten des Weitgereisten! Ich habe dir meinen Widerspruch im Stillen abgebeten, als mich 1803 dasselbe Zimmer, wie elf Jahre früher, beherbergte; als der französische Gensd'armes hereintrat, um mir meinen Paß abzufordern, und ich auf dem Marktplatze das (verdorrte) Freiheitsbäumchen hinter seinem Gitter entdeckte, wie an den Klöstern den Anschlag: „Domaine nationale!“ „À vendre!“

Noch zweimal sah ich nachher Mainz wieder, und jedesmal unter vollkommen umgestalteten Verhältnissen. Das erstemal, im Jahre 1810, begleitete ich bis dahin einen großen Rekruten- und Militärrequisiten-Transport, der für das Rheinbundcontingent unseres Fürstenhauses bestimmt war und nach Spanien gehen sollte; nicht zwei der Rekruten sahen ihr Vaterland wieder! — 1823 endlich betrat ich Mainz als „Deutsche Bundesfestung.“ Jedesmal pilgerte ich

die dasselbe bekämpfenden verbündeten Mächte zu streiten. Auf einer Rheinfahrt ward er nebst seinem Begleiter Wilhelm Diede von französischen Ausgewanderten, denen sie durch ihre Freiheitslieder Anstoß gaben, überwältigt, gebunden und eingesperrt. Das Erlebniß ist beschrieben: von Wächter im Anhang zum „Nachtboten“ (Berlin 1793), von Diede unter dem Namen P. Wilhelmi in den „Ausflügen an den Niederrhein“ (Cassel 1823) S. 67 fg. Das merkwürdigste war, daß Franzosen — und zwar noch vor dem berüchtigten Manifeste — es wagen durften, Deutsche, die sie eines thätigen Interesse für die Revolution verdächtig hielten, auf deutschem Gebiete nicht nur höchst brutal zu behandeln, sondern sie eigenmächtig in strenge Haft, ja, sogar vor eine Art von selbstconstituirtem französischen Tribunal in Coblenz zu schleppen. Seine Befreiung dankte Wächter der Theilnahme, die sein zufällig vernommener Name einem Prediger eingeflößt hatte. Vergl. L. Wächters „historischen Nachlaß,“ herausgegeben von C. F. Wurm, Hamburg 1839, Band 2, S. XVI.

zu Forsters alter gastfreier Wohnung, erkannte sie aber je länger, desto schwieriger wieder. 1823 fand ich gar fremde Soldatengesichter an meinen gewesenen Wohnzimmern und kehrte zurück, vertieft in schwermüthige Träumereien über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge.

Ähnliches empfand ich 1803 auch zu Coblenz, in den menschenleeren Gassen, auf den verwilderten, öden Plätzen und in der zur Kaffeeschenke umgewandelten weiland Karthause; jetzt preußisches Fort. Mir war, als sei ich ein anderer Epimenides, der eben erwache, wenn ich das „Einst" mit dem „Jetzt" verglich; wenn ich mich erinnerte an den großartigen Prunk der Generalität, das Getümmel der Ordonnanzen und Wachen, das Auf- und Abwogen der Reiter und Fußgänger von allen Farben und Gestalten, wie dies alles im Jahre 1792 zu Coblenz geherrscht hatte. Ehrwürdig und drohend schaute damals der Ehrenbreitstein mit seinen hohen Warten und festen Mauern auf die Schiffbrücke herab, die am Fuße seines Felsenkegels dem Heere zum Übergange diente; 1803 lag die Burg als Ruine da, noch in ihren Trümmern ein Wahrzeichen der Unverwüstlichkeit. Für Ewigkeiten bauten unsere Ahnen, für Ewigkeit war ihr Kitt berechnet. Nur Hunger und die in der „Demarcationslinie" sich offenbarende Staatsweisheit konnte diese Burg öffnen, Gewalt nicht. Und selbst als der Feind Meister ihrer hohen Zinnen geworden war, vermochte kaum die Kraft seiner Sprengversuche die Gemäuer aus ihren Grundfesten zu heben. Erst einer wiederholten, doppelten Ladung wich der große Thurm, und ganze Wände des Mauerwerks sah ich 1803 noch ungeborsten über- und aneinander gelehnt. Aber verschwunden war der „Vogel Greif," jener monströse Nebenbuhler der Kanonen der Dardanellen; verschwunden die Rüstung und das Schwert des tapferen Franz von Sickingen, gleich wie sein Geist und Arm verhängnißvoll gefehlt hatte.

Eine Rheinfahrt ist einer der wenigen Ausflüge, die

man immer wieder mit neuem Genuß unternimmt; das Vergnügen an jener ersten Reise von 1792 ward überdies erhöht durch die glückliche Wahl unserer Gesellschaft. Georg Forster, der uns mit dem Bande seiner „Ansichten“[1] in der Hand so manches, was wir sahen und bewunderten, mit belehrendem Worte mündlich erläuterte, stand an der Spitze; zu seiner Begleitung zählten zwei junge Engländer, deren einer von gewöhnlichem Schlage, der andere aber geistreich, voll ernsten Strebens nach gediegener wissenschaftlicher Bildung war und ausdrücklich um Forsters willen in Mainz verweilte. Er ist nachher ein geschätztes Glied der Opposition im englischen Parlamente geworden.[2] Dazu gesellte sich noch eine liebenswürdige Landsmännin mit ihrem Gatten, die wir zu unseren Freundinnen rechnen durften; ihr Lebensgang gleicht vollkommen einem Romane, aber einem solchen, der ganz zusammengesetzt ist aus Begebenheiten, wie sie ein Schriftsteller nicht in seine Dichtungen aufnehmen darf, ohne zu wagen: von allen Recensenten der „Uebertreibung“ und „Unwahrscheinlichkeit“ bezichtigt zu werden.

Die Dame hieß 1792 Frau von Lauer, stammte aber aus einer bürgerlichen Familie zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Kramann, eine kleine Anstellung im Hofdienste durch die schreiendste Ungerechtigkeit seines Vorgesetzten verloren hatte. Dadurch war er in die äußerste Dürftigkeit gerathen; seine Tochter, der das Gothaische Hoftheater Lust und Liebe zur Bühne eingeflößt hatte und die mit blühender Jugend eine ausgezeichnete Figur, natürliche Anmuth, Ver-

[1] Vom Niederrhein“ u. s. w. (Berlin, 1791.)

[2] „Ich komme diesen Augenblick von Coblenz zurück, wohin ich Herrn und Madame Reichard aus Gotha begleitet habe. . . . Mylord Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, ehemaligen Lord North, war mit uns, nachdem er etliche Tage bei uns in Mainz sich aufgehalten hatte; ein drolliger Mensch, voll der seltensten Kenntnisse, sowohl von Sachen, als Menschen und Sprachen.“ (Forster an Heyne, Mainz 24. Juli 1792. — Briefwechsel, II, 196 fg.)

stand und eine schöne Stimme vereinigte, bestimmte sich zur Schauspielerin und betrat im Auslande auf Gotters und meine Empfehlung die Bretter. In meinen Theaterkalendern ist ihren Verdiensten als Schauspielerin mehrmals Gerechtigkeit widerfahren. Was ihr in meinen Augen unendliche Ehre macht, ist der schöne Zug: daß sie sich von der kärglichen Gage, die sie als Anfängerin bezog, wöchentlich die Hälfte abdarbte, um sie ihren armen Eltern zur Unterstützung zu schicken. Diese geringe kindliche Gabe hatte unstreitig einen ungleich höheren Werth, als die Summen, die sie ihnen später aus ihrem Überflusse zuwenden konnte.

Demoiselle Charlotte Kramann wurde im Herbste 1780 zu Münster die Gattin eines dort als „erster Liebhaber" angestellten Schauspielers Namens August Carl, der ein vielversprechendes Talent war, den sie aber, als sie ihm kaum einen Sohn geboren, durch einen erschütternden Zufall verlor. Carl bekam nämlich an einem öffentlichen Vergnügungsorte zu Münster Streit[1] mit einem Offizier der Garnison, Namens von Sch..ck; dieser stieß dem unbewaffneten „Comödianten" kaltblütig den Degen durch den Leib [19. Mai 1781]. Die ganze Strafe des Herrn Lieutenants bestand in einem kurzen Arrest, weil die mittelalterliche Anschauung der Militärgerichte von dem barbarischen Grundsatze ausging: „es bleibe einem Offizier, der von einem Schauspieler beleidigt werde, nichts übrig, als diesen zu ermorden!" — Das Publikum der Stadt Münster, sowie dasjenige des größeren Theils vom übrigen Deutschland war jedoch ganz anderer Meinung und bewies Carls Wittwe auf die unzweideutigste Art seine Theilnahme und tiefe Entrüstung gelegentlich der sehr glänzend ausfallenden Beerdigung des Ermordeten, sowie in zum

[1] Ursache desselben war „das Spiel". Vergl. Beiträge zur Lebensgeschichte des Schauspieldirectors Abt (Frankfurt und Leipzig 1784, S. 52).

Theil ſehr ſcharf gehaltenen Schriften. Wie zu erwarten war, verließ Madame Carl Münſter und ging 1782 nach Hamburg. Um dieſe Zeit aber wollte der (ſchon nicht mehr junge) Markgraf Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt, ein großer Freund des Theaters, an der von ihm 1773 zu Schwedt errichteten Hofbühne den Abgang einer Sängerin erſetzen und ſchickte ſeinen Cabinetsſecretär, den nachherigen Freiherrn Adolf Julius von Lauer, nach Hamburg, um zu verſuchen: ob ſich die Lücke dort nicht ausfüllen laſſe. Lauer fand in Madame Carl ganz, was er ſuchte, und bewog ſie leicht, Hamburg mit Schwedt zu vertauſchen. Die reizende Wittwe machte gleich bei ihrem erſten Auftreten als Zemire in „Zemire und Azor" den tiefſten Eindruck auf das zärtliche Herz des unlängſt [am 27. Januar 1782] verwittweten Markgrafen; er ernannte ſie zu ſeiner Kammerſängerin und bot ihr die verlockendſten Ausſichten, wenn ſie ſeine Liebe erwiedern wolle; allein die durchaus ehrenhafte Frau beharrte ſtandhaft auf ihrer gleich bei dem erſten Antrage ausgeſprochenen Weigerung. Ein ſolcher Widerſtand war dem Markgrafen noch nicht vorgekommen; ſeine Leidenſchaft entflammte in Folge deſſelben nur noch ſtärker und erreichte endlich einen ſolchen Grad, daß der hohe Herr ſich entſchloß, die Künſtlerin zu ſeiner Gemahlin zu erwählen. Ganz insgeheim, nur mit Vorwiſſen König Friedrichs II., ward ſie ihm 1785 förmlich an die linke Hand getraut; auch wurde ſie mit dem Sohne ihres erſten Mannes auf des Markgrafen Betreiben unter dem Namen „von Stolzenberg" in den freiherrlichen Stand des Königreichs Preußen erhoben;[1] die Bühne betrat ſie natürlich nicht wieder. Die Freigebigkeit des Markgrafen machte ſie — die ihm 1786 einen Sohn gebar — zur Beſitzerin eines anſehnlichen Vermögens; kurz vor ſeinem Tode wollte er ihr ſogar die große Herrſchaft

[1] Diplom vom 5. September 1786. (Kneſchke, N. allg. D. Adels-Lex., IX, 61.)

Stolzenberg[1] schenken, von welcher sie nebst ihren beiden Söhnen den Namen führte, allein sie hatte die Klugheit, dies abzulehnen. Noch zu Lebzeiten des Markgrafen hatte sie mehrmals ihre Verwandten in ihrer Vaterstadt besucht; als er [am 12. December 1788] starb, verließ sie Schwedt ganz und bezog das Gut Münchhof bei Gotha, welches sie gekauft hatte, und das wegen seiner Gartenanlagen und seines geschmackvollen Wohnhauses, wie wegen seiner geringen Entfernung von der Stadt einen sehr angenehmen Besitz bildete. Hier lebte sie ohne Verschwendung, aber mit Anstand, und da sie frei von der Klippe des Dünkels und der Anmaßung blieb, an welcher plötzlich Emporgekommene sonst gewöhnlich scheitern, so suchte und liebte man bald ihren Umgang. Der alte Münchhof, den seine vorigen Besitzer vernachlässigt hatten, ward durch sie mit neuem Glanze bekleidet; es bildete sich um die reizende und geistreiche Frau ein kleiner, erlesener Zirkel; vergnügte Feste und freundschaftliche Zusammenkünfte verschönerten manchen Tag und Abend:

„Des Münchhofs alte Laren staunten
Ob diesem nie geseh'nen Fest!"

sang Gotter[2] bei einer solchen Veranlassung. Viele seiner gelungensten und niedlichsten Gedichte erhielten dort ihr Dasein; hier las er zum erstenmale seine „Geisterinsel" aus der Handschrift vor. Von ihm rührt auch die Inschrift auf dem Leichensteine des Bruders der Frau von Lauer her; eines sehr begabten Mannes, den seine unverwüstliche Laune und sein heiterer Sinn zum Lieblinge Aller gemacht hatte. Aus allen Ländern und Ständen bewarben sich bald zahlreiche Freier um die schönen Augen und das schöne Gut der Dame

1 Bei Landsberg, an der Warthe.

2 „An Frau v. L. nach einem Feste auf ihrem damaligen Landsitz." Schlichtegroll, Nekrolog auf 1797, S. 312 fg.

vom Münchhof; ſie aber blieb gegen alle unerbittlich, bis ſie 1790 ihre Hand dem vormaligen Cabinetsſecretär des Markgrafen reichte, — demſelben, der ſie einſt aus Hamburg nach Schwedt geholt hatte. Durch das kurſächſiſche Reichs-Vicariat wurde er im September 1790 als Freiherr Lauer von Münchhof geadelt.[1] Im 13. Theile ſeiner „Anthologie" [S. 21—34] hat Matthiſſon einige Gedichte von ihm[2] aufbewahrt, welche ſeine Gattin zum Gegenſtande haben und von ſeinem hellen und gebildeten Geiſte zeugen. — Nach ihrer Verheirathung blieb die nunmehrige Frau von Lauer zwar noch etliche Jahre abwechſelnd zu Gotha; da es aber ihrem Manne auf ſeiner neuen und großen Herrſchaft Plauen an der Havel beſſer behagte, ſo beredete er ſie, den Münchhof an den Herzog Auguſt[3] zu veräußern und die heimathlichen Gefilde auf immer zu verlaſſen. Beide lebten dann mit zahlreichen, vielfach ausgezeichneten Kindern in glücklicher Ehe zu Berlin. Der preußiſch-franzöſiſche Krieg hatte ihre Glücksumſtände hart getroffen; wie oft mag da Frau von Lauer an den minder großen, ruhigeren und friedlicheren Münchhof zurückgedacht haben! Auch ſie, die Liebenswürdige, iſt allen ihren Bekannten unvergeßlich, und keinem mehr, als mir, den ſo oft ſein raſches Roß zu ihr nach dem Münchhofe trug (wo er nebſt Amalien immer die freundlichſte Aufnahme fand), und dem durch ſie allein jene erſte Rheinreiſe ſo werth und eine ſo ſchöne Erinnerung geworden iſt!

Folgenreiche Begebenheiten, die wir auf dieſer entzückenden Fahrt nicht im Traume ahnen konnten, geſchahen nur

[1] Diplom vom 11. September 1790. Kneſchke, a. a. O., V, 417. Die Familie von Lauer-Münchhofen blüht noch.

[2] „Die Schlittenfahrt" und „Das Tarocko" — die erſten beiden der bei Matthiſſon gedruckten Gedichte (im Ganzen ſieben) — ſtehen bereits in Voß' Muſenalmanach für 1777, S. 171 bezw. 141.

[3] Herzog Ernſt erwarb den Münchhof als Sommerſchloß für den damaligen Erbprinzen Auguſt 1797, als dieſer im Begriff ſtand, ſeine erſte Ehe zu ſchließen. (Beck, a. a. O., S. 229.)

wenige Monate nach unserer Zurückkunft von Mainz: die Gefangennahme des schwachen Ludwig XVI. [13. August 1792], der Rückzug der Preußen, die Einnahme von Mainz und Frankfurt und das Vorrücken Custines, vor welchem sich schon damals der Kleinmuth der selbstsüchtigen Zwergmänner unserer ersten deutschen Stände jämmerlich verkroch. Der rege Antheil, den Forster an allen Ereignissen der Mainzer Republik nahm, ließ mich fast glauben, daß bei seinen Weissagungen richtiger Scharfblick allein nicht obgewaltet habe, sondern daß er vielleicht schon damals einige Vorkunde von dem gehabt hatte, was im Anzuge war. Wäre Custine ein General von großen Entschlüssen gewesen, so würde er durch die Einnahme von Coblenz das ganze, von seinem Feldzuge in der Champagne pouilleuse und dem schrecklichen Wetter halb aufgeriebene Heer der deutschen Fürsten abgeschnitten und entweder vollends vernichtet oder nach der holländischen und westfälischen Grenze versprengt haben. So aber war sein Paradezug nach Frankfurt die Rettung des Heeres, und die Mannheit und Treue der wackeren Hessen, welche ihm in der alten Krönungsstadt so tapfer Stand hielten, setzte seinem abenteuerlichen Marsche Schranken. Nun zeigten sich die deutschen Anhänger der französischen Revolution ganz unverhüllt, und die Spannung zwischen ihnen und den Altdeutschen nahm mit der gewöhnlichen Wuth aller Meinungsfehden ihren Anfang. Alte Freunde wurden Feinde; Zwiespalt und Hader trennte die Familien. Einer der ersten, von denen der Abstand der politischen Anschauung mich schied, war der mir bis dahin sehr werth gebliebene Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, ein Namensvetter, mit dem ich — trotz des „t" über welches er mehr gebot, als ich — oft verwechselt worden bin. Er war ein Meister in der Tonkunst, überhaupt ein genievoller Mann und Schriftsteller; die Aehnlichkeit unserer Namen hatte unsere Bekanntschaft angebahnt — als er auf einer Reise nach Italien durch Gotha kam, besuchte er mich, um

mir zu ſagen: wie er eine ganze Zeit lang in Berlin unter der Adreſſe des „Bibliothekar Reichard“ ein Journal erhalten habe. Der Namensvetter ohne „t“ (wir nannten einander in unſerer Correſpondenz wirklich ſtets „Herr Vetter“) konnte ihm dagegen Briefe zeigen, in denen er für den „Capellmeiſter Reichardt“ angeſehen worden war, und worin man von ihm, dem muſikaliſchen Laien, Compoſitionen, Sonaten u.ſ. w. verlangt hatte. So entſtand eine Bekanntſchaft, welche bald Freundſchaft geworden war; als nun bei Cuſtines Marſch der Capellmeiſter Reichardt ſich abermals in Gotha einfand und ſeine Anſichten von der Revolution mit den meinigen gar nicht übereinſtimmten, erzeugte dies eine Kälte, welche Jahre lang dauerte. Die Zeit aber, die alles ebnet, glich auch dieſe Spannung aus, und im Jahre 1809 waren wir wieder die Freunde von ehedem.

14.

Gewohnt, an allen großen Weltbegebenheiten durch Schrift und Wort Antheil zu nehmen, konnte ich auch den Ereigniſſen der Revolution nicht gleichgiltig zuſehen. Nun war es aber von jeher meine Art, wenn ich einmal mit Wärme für etwas Partei ergriffen hatte, nie wegen etwa ungünſtig verändernder Umſtände feige zurückzutreten; im Gegentheil: je mißlicher und gefährlicher die Lage einer von mir als gut erkannten Sache wurde, deſto unverzagter und ſtandhafter beharrte ich dabei. So hatte ich denn auch juſt in jenem Augenblicke des allgemeinen paniſchen Schreckens vor Cuſtine den Muth — wenn man will: die Keckheit — den erſten Jahrgang meines „Revolutionsalmanachs“ herauszugeben. Da man zu jener Zeit alles in „Almanache“ einzukleiden angefangen hatte, ſo ſchien mir dieſe Form zum Zwecke der Ausbreitung gegenrevolutionärer Geſinnungen die wirkſamſte. Ich theilte meinen Plan meinem alten Freunde Dieterich mit, und weil mir, wie immer, mehr an der ſchnellen Verwirklichung meines Gedankens, als an irgend einem Geldgewinn gelegen war, ſo machte ich nur zur Bedingung, daß für ſchöne Ausſtattung und gute Kupfer geſorgt werde. Durch lange publiciſtiſche Thätigkeit kannte ich den Geſchmack des Publikums und berechnete, daß in ſolcher Art mein Verſuch am leichteſten in viele Hände zu bringen ſei. Die Beſtimmung des Honorars ſtellte ich Dieterich anheim; „er ſolle mich bezahlen, ſobald der Verſuch ſein Glück gemacht haben würde.“ Daß

aber der Revolutionsalmanach ſein Glück wirklich machte — das darf ich wohl ſagen, ohne für unbeſcheiden zu gelten; und gern rühme ich es Dieterich dem Vater nach, daß er mir ein reichliches Honorar aus freiem Antriebe zahlte. Ich erhielt für den Jahrgang dreihundert Thaler; die höchſte Summe, welche mir für ein Buch von dieſer Bogenzahl je zu Theil geworden iſt. Daß der Verlagsartikel gut ſein müſſe — davon überzeugten mich gleich in den erſten Jahren Dieterichs Nebenſpenden an Auſtern, geräuchertem Hamburger Rindfleiſch, Hummern und anderen Leckereien, welche von Zeit zu Zeit aus Göttingen in die Küche meiner Frau flogen. Wir waren alſo beide zufrieden; Dieterich mit meinen Almanachen, ich mit ſeinem Honorare, obwohl jeder andere Schriftſteller ſicherlich das Dreifache aus dem Artikel zu ziehen verſtanden haben würde, wobei der Verleger auch noch im allerhöchſten Maße zu ſeinem Rechte gekommen wäre, wie eine Äußerung verrieth, welche einſt Dieterichs Sohn gegen einen Dritten über den Ertrag des Revolutionsalmanachs während der zehn Jahre ſeines Beſtehens gethan hat. Dieſer Äußerung zufolge — und Buchhändlern, wenn ſie einräumen, ein gutes Geſchäft gemacht zu haben, darf man immer glauben; nur ihre Klagen ſind mit Mißtrauen aufzunehmen! — war die Summe, welche mein Almanach eingebracht haben muß, allerdings ſehr beträchtlich.

Einer jener Zufälle, deren ſo viele das Geſchick von Büchern entſcheiden, wandte meinem Almanach bei deſſen Ankündigung die kräftigſte Unterſtützung der Revolutionäre ſelber zu; durch den Titel: „Revolutionsalmanach“ verführt, glaubten ſie nämlich, eines der Erzeugniſſe ihrer Jünger vor ſich zu haben. In dieſem Irrglauben lebte z. B. unſere Herzogin, die — gewiß ſehr ſeltſam für eine deutſche Landesmutter! — gleich Herrn von Zach, je länger, deſto entſchiedener auf die Seite der neufränkiſchen Republik trat, und in deren Zimmern daher die Büſten der Gewalthaber von Bailly und Lafayette an bis zum Directorat ſich in

demselben Maße drängten und eine nach der anderen in die Polterkammer wanderten, um neuen Günstlingen Platz zu machen, wie dies in Paris mit den lebendigen Urbildern der Fall war. In Folge der Ankündigung meines Almanachs unterzeichnete die Herzogin bei der Ettingerschen Buchhandlung auf zwölf Exemplare; da nun das Werk erschien und ganz andere Grundsätze predigte, als die erwarteten, schickte die erzürnte Fürstin ihre Exemplare sämmtlich zurück, war aber als Subscribentin natürlich genöthigt, sie zu bezahlen.

Sehr drollig war die Haltung der Journale gegenüber meinem Revolutionsalmanach; wenn sie ihn recensirten, so mußten sie wohl oder übel Farbe bekennen, und das war ihnen höchst unangenehm. Die meisten Blätter schwiegen daher ganz; die Göttinger „Gelehrten Anzeigen" haben es sorgfältig vermieden, ihn zu erwähnen. War des Almanachs dennoch irgendwo in einem Flug- oder Zeitblatt gelegentlich gedacht, so geschah dies immer nur unter den schärfsten Ausfällen; alle Bemühungen, das Unternehmen zu verschreien oder zu unterdrücken, scheiterten jedoch vollständig; in den ersten sechs Jahren stieg sein Beifall und Absatz von Jahrgang zu Jahrgang, alle meine Erwartungen übertreffend. Als angenehme Frucht für den Herausgeber erschien aus Dresden mit einem sehr schmeichelhaften Ministerialschreiben vom nun verewigten Verfasser des „Leonidas" eine goldene Dose;[1] aus Wien sogar mehrmals eine gleiche, und goldene Schaumünzen. Diese Dosen, von denen die Zeitungen (nicht ohne Uebertreibung!) sprachen, verwandelten sich in eben so viele Steine des Anstoßes für alle demokratischen Schriftsteller Deutschlands, welche diese Dosen weit lieber in ihren eigenen Taschen gesehen hätten. Wie schon erwähnt, setzte

[1] „Grabmal des Leonidas, allen kursächsischen Patrioten gewidmet" (o. O. 1798, Neue Aufl. 1799), ist ein Schriftchen, dessen Inhalt sich auf die sächsische Finanzverwaltung bezieht. Der (anonyme) Verfasser war Friedr. Ludw. v. Wurmb, kursächsischer Cabinetsminister, geboren 1723, gestorben am 18. Januar 1800.

ich sie in Reitpferde, Reisewagen oder Reisekosten um; eine einzige bewahre ich noch jetzt (und für immer) auf: sie kam von Suworow. Durch einen Freund, der sein Adjutant war, hatte ich ihm den Jahrgang 1796 einhändigen lassen, welchen sein Bildniß ziert; der berühmte Feldherr ließ mir [aus Warschau, 4/15 November 1795] eine deutsche, von ihm unterzeichnete Antwort schreiben, welcher er eine grün emaillirte Dose mit seinem Portrait beifügte. Die Handschrift Suworows war von seltener Nettigkeit und Feinheit. Bei ähnlichen Veranlassungen bin ich mit Handschreiben vom Prinzen Coburg, von Clairfait und dem Erzherzog Carl von Oesterreich beehrt worden, allein unter alle diesen Briefen hochstehender Männer sind Suworows zierliche Zeilen mir die merkwürdigsten geblieben, denn ich machte mir vorher ein ganz entgegengesetztes Bild von der Handschrift eines Kriegsmannes, der seinen Russen eine solche Energie und stahlharte Festigkeit einzuflößen wußte, wie man sie vorher bei jenem Volke nicht entfernt in so hohem Maße gefunden hat. Dabei ward Suworow vom Heere vergöttert; noch mehrere Jahre nach seinem Tode sah ich russische Grenadiere seinen Namen nie anders, als mit entblößtem Haupte aussprechen.

Da ich in Vorstehendem von den Geschenken gesprochen habe, welche mir meine Schriftstellerei — allemal, ohne daß ich mich darum bewarb — eingetragen hat, so darf ich auch wohl einschalten, daß ich nie auch nur das geringste aus England erhielt, während ich überzeugt sein kann, daß mein Name und meine gegen die Revolution gerichtete Schriftstellerthätigkeit durch den Feldmarschall Freytag, durch Mallet du Pan, Zimmermann, de Luc und andere an maßgebender Stelle wiederholt empfohlen wurde. Man darf hieraus wohl unbedenklich den Schluß ziehen: daß England gegen Schriftsteller des Auslandes denn doch nicht so freigebig gewesen ist, wie gewisse Flugblätter hartnäckig haben behaupten wollen.

Die Erwähnung des Revolutionsalmanachs bringt mich

ganz natürlich auch auf die Anfeindungen, Verfolgungen und Verunglimpfungen, die er mir von Seiten der deutschen Jacobiner und Ohnehosen mit aller Erbitterung, welche von jeher blinde Parteiwuth kennzeichnete, in recht reichlichem Maße zugezogen hat. Dergleichen ist von politischen Gährungszuständen unzertrennlich, und da ich diese Angriffe kaltblütig erwartet hatte, so war ich im voraus dagegen bestens geharnischt. Daß Huber einen Anti-Revolutionsalmanach entworfen hatte, der aber nie zur Ausführung kam, habe ich erst nach seinem Tode aus seinen nachgelassenen Schriften und Briefen erfahren. Ernstlicher war die Proscriptionsliste von 1796 des — mann,[1] auf welcher er mich obenan gesetzt hatte, und die allerdings für mich traurige Folgen gehabt haben würde, wenn die Revolutionshermandad dieses Menschen mich je in ihren Zwinger hätte einfangen können, oder wenn es damals eine Mörderhand gegeben hätte. Vollkommen scherzhaft hingegen waren gewisse Schmähschriften, wie z. B. die „neuen grauen" und nicht grauen „Ungeheuer" oder sonstigen Satyren der Janus-Eremita,[2] Laukhard, Rebmann und anderer Obscuranten-Almanachs-Fabrikanten nebst Genossen, welche unter tausenderlei Titeln und Gestalten, in Zeitschriften und Büchern mit oder ohne Kupfer, monatlich und jährlich meinen guten Leumund befehdeten. Das allerlustigste aber blieben doch die anonymen Briefe voll Drohungen, welche gemachte oder echte Ohnehosen mir von Zeit zu Zeit durch die Post zuschickten, oft auch in's Haus werfen ließen. Höchst lächerlich war das Geschrei, welches ein Sprachmeister in Frankfurt am Main, Namens Perrault, wegen eines mir zum Almanach von 1797 eingesandten[3] kleinen Artikels: „Der französische Apostel in Deutschland; eine Warnung

[1] Einer Familientradition zufolge: Rebmann.

[2] Pseudonym für Joh. Christ. Gretschel, geb. am 7. Dec. 1766 zu Reichenbach in der Niederlausitz, gestorben am 14. Febr. 1830 als Privatgelehrter und Redacteur der politischen Zeitung zu Leipzig.

[3] Als № VI., S. 107—109 abgedruckt.

an's Volk," im „Reichsanzeiger" [Nr. 2 vom 3. Januar 1797] gegen mich erhob. Jener Artikel war mir aus Frankfurt von einem alten Freunde und Manne von Anſehen zugekommen; niemand darin war mit Namen genannt, ſelbſt die Stadt war nicht näher bezeichnet. Nur das böſe Gewiſſen konnte alſo Herrn Perrault in dem geſchilderten jacobiniſchen „Apoſtel" ſich ſelbſt erkennen laſſen. Auffallend war es auch vom Redacteur, wie vom Cenſor des Reichsanzeigers — beide meine Bekannten! — daß ſie den Angriff gegen mich ohne weiteres abdrucken ließen, ohne mir, wie doch ſonſt Bekannte in ſolchen Fällen zu thun pflegen, zuvor darüber einen Wink zu geben. Den Thatbeſtand erfuhr ich zuerſt von dem Manne, deſſen biedere Seele keine Heimtücke und Schadenfreude kannte: vom Herzog Ernſt. Kaum hatte er das Blatt geleſen, ſo ſchrieb er mir noch [am 2. Januar 1797] Abends ſpät einige theilnehmende Zeilen, in denen er ſagte, wie ſehr er ſich über das neueſte Stück des Reichsanzeigers geärgert habe, worin „wegen des leidigen Revolutionsalmanachs" ein Angriff auf mich enthalten ſei. „Mäßigen Sie ſich nur, mein Freund" (ſo ſchloß des Herzogs Brief) „bei'm Leſen." Gegen jemand, zu dem der Landesfürſt ſo nahe Beziehungen unterhielt, wie dies von mir allbekannt war, würde ſchwerlich in irgend einem anderen deutſchen Staate ohne weiteres ein Angriff wie der des Reichsanzeigers gedruckt worden ſein; nur unter einem Regenten war das möglich, der, wie Herzog Ernſt, in Sachen der Meinungen nie befahl, und niemand grollte, der etwa anderen Anſichten huldigte, als er, der Fürſt.

Eben dies war auch der Fall bei meinem Revolutions-Almanach; man wird bemerkt haben, daß der Herzog ihn „leidig" nannte. Weil er nämlich nichts bitterer haßte, als literariſche Streitigkeiten, während mein Revolutions-Almanach leidenſchaftliche Gegner in Menge fand, ſo mißbilligte er deſſen Herausgabe, deren Duldung ihm auch die Herzogin, Prinz Auguſt (der bei ihr damals ſeine Abende zuzubringen

pflegte) und der Astronom sehr übel nahmen. „Sie glauben nicht," sagte mir der Herzog oft, „was ich wegen des verwünschten Revolutions-Almanachs leiden muß." Das genügte mir, mich zu dem Entschlusse zu bringen, auf die Herausgabe des letzten Jahrganges Verzicht zu leisten. Ohne Antheil daran blieb ich jedoch nicht, zumal der Freund, welcher jetzt seinen Namen hergab — er hieß Schmidt; nie habe ich ihn persönlich gekannt — in Kriegsdiensten stand, weit entfernt war, oft keine Feder ansetzen konnte und in der Folge in Aegypten verschollen ist; Beweis genug, daß der Revolutions-Almanach ohne mich nie hätte fortdauern können. Dennoch ergriff ich den ersten Friedensschluß als willkommene Gelegenheit, das Unternehmen ganz eingehen zu lassen.

Die urewigen Wahrheiten, die unveräußerlichen Grundsätze von Billigkeit und Recht, welche der Revolutions-Almanach gepredigt und vertheidigt hatte und die ihm Verfolgung, Schmähungen über Verfinsterung und der Himmel weiß was für Vorwürfe mehr erworben hatten — eben diese unumstößlichen Wahrheiten und Grundsätze wurden bald durch einen aus der Revolution selbst hervorgegangenen glücklichen Krieger, in dessen Plan Schreckensherrschaft und tolle Zerstörungswuth nicht paßte, wieder in ihre alte Herrschaft eingesetzt, und was die Federn vieler tausende von gegenrevolutionären Schriftstellern nie bewirkt haben würden, das bewirkte Napoleons entschlossenes Handeln und der Stern des Glücks, der ihm leuchtete. Daß er die Welt-Republikanisirungs-Fabrik, die Weltbürger-Religion, den Flitterkram der Weltenflicker, die mit dem Aushängeschilde der „Menschenrechte" lügnerisch prunkten, während in Wahrheit die Menschenrechte von ihnen mit Füßen getreten wurden — daß Napoleon diese krassen Auswüchse der Revolution mit kraftvoller Hand zu beseitigen wußte, dadurch hat er sich ein Verdienst erworben, an dem selbst seine eigenen späteren Ausschreitungen nicht rütteln können. Wie Spreu zerstoben

vor ihm die fahrenden Ritter der „menſchlichen Vernunft," die mit Feuer und Schwert ausrotten wollten, was irgend alt und ehrwürdig war; feige verkrochen ſich vor ihm die Lügenpropheten des neuen Geſetzes, die in drei Conſtitutionen und zwanzigtauſend einander widerſprechenden Befehlen „Freiheit" und „Glückſeligkeit," die immerfort ausblieben, mit eben der Zuverſicht verhießen, wie der hundertjährige Kalender Sonnenſchein und Regen. Sie zerſtoben, die nichtswürdigen Mordbrenner und Zerſtörer, die ſogar damit prunkten, in ein paar Jahren mehr vernichtet zu haben, als die Zeit im Laufe von Jahrhunderten nicht vermocht hatte; ſie verſtummten, die confuſen Lobredner der metaphyſiſchen Syſteme und des philoſophiſchen Principientrödels, aus dem die Ohnehoſen und Drangſale und Verbrechen ohne Zahl hervorgegangen waren. Wohl weiß ich, daß es gegenwärtig nicht an der Tagesordnung iſt, auch nur das geringſte Gute an dem St. Helena-Manne hervorzuheben, und daß Wieland, wenn er lebte, von ſeinem berühmten Geſpräche mit ihm jetzt nicht zu lallen wagen dürfte. Allein jeder Privatmann, der als ſolcher mit Napoleon dem Welteroberer und dem nach Europas Oberherrſchaft Geizenden — den ich keineswegs vertheidigen will — nichts zu ſchaffen hat, verdankt ihm, was er als Conſul durchführte: Herſtellung eines geordneten Rechtszuſtandes, Schutz des Eigenthums, Ehrfurcht vor dem Gottesdienſte, Anerkennung einer vernünftigen Gliederung der Stände und Wiedereinſetzung der Achtung vor der Obrigkeit. Daß er uns Deutſchen zur Veranlaſſung der Erweckung jener großen, in unſerem Volke ſchlummernden Kraft wurde, wollen wir ihm auch nicht vergeſſen, obgleich ſolche Erweckung keineswegs ſeine Abſicht geweſen. Wer wollte aber zweifeln, daß, wenn dieſen gewaltigen Feldherrn der vernichtende, alles Herkömmliche haſſende Zerſtörungsgeiſt eines Danton, Robespierre und Genoſſen geleitet hätte, Altäre und Throne, Eigenthum und Sicherheit, Wiſſenſchaften und Künſte unwieder-

bringlich in Schutt und Trümmer gestürzt wären? Daß blutige Verfolgung Wohldenkender durch deutsche Marats, Finsterniß der Barbarei, Willkür und sansculottische Republikanerwirthschaft an der Tagesordnung gewesen sein würde? — Die Anhänger der Umsturzpartei haben es auch sehr wohl gefühlt, wie ohne Napoleons energische Dazwischenkunft die Hydra ihrer geliebten Revolution gewiß so bald noch nicht ertödtet worden wäre; es ist mir wenigstens ganz besonders auffallend gewesen, 1813 und später unter den erbittertsten Gegnern des Kaisers viele meiner alten deutschen Jacobiner wieder zu erkennen.

Da ich auf meine Revolutionsschriften in diesen Erinnerungen nicht mehr zurückkommen werde, so sei hier noch bemerkt, daß ich seit dem Schlusse des Revolutions-Almanachs an keiner politischen Schrift irgend welcher Art mehr Antheil genommen habe. Die politische Lage meines Vaterlandes ist mir als Deutschem allerdings niemals gleichgiltig geblieben, aber in den Zeiten der Demüthigung und Unterjochung, welche wir von 1806 bis 1813 zu erdulden hatten, richtete mich stets der Gedanke auf, daß solche Zustände nicht die Schuld der Nation seien, sondern nur diejenige ihrer gewissenlosen und trägen Führer. Keinen Augenblick hat mich daher die Zuversicht verlassen: diese Nation werde wieder groß und gewaltig hervortreten, sobald der richtige Augenblick gekommen sei, wie dies ja auch später wirklich der Fall war, als es galt, mit vereinter Kraft den Erbfeind zu überwältigen. Da hat eine vorher nie gekannte Opferwilligkeit Deutschland begeistert, und Alle waren hochherzig Eines Sinnes: die Fürsten, wie die Völker. Doch diese Einigkeit und Begeisterung hat — gewiß zum aufrichtigen Schmerze jedes wahren Vaterlandsfreundes — nicht Stand gehalten, denn schon steht die alte Zersplitterung wieder in traurigster Blüthe; schon haben wir wieder nur „Reiche“ und „Staaten,“ aber kein einiges „Reich.“ Alle Farben tragen wir — die von „Deutschland“ ausgenommen! Nur in der Sprache und in der Wissenschaft

gibt es eine deutsche Nation. Politisch betrachtet, sind alle Zustände von der trübseligsten Haltungslosigkeit, und es herrscht ein Götzendienst der Gewalt. Kein Tag kann für das Schicksal des nächsten bürgen, und der Einzelne, der sich in den Strom der Zeit werfen wollte, um dessen Laufe Ziel und Richtung zu geben, fände muthwillig ein fruchtloses Märtyrerthum in den tobenden Fluthen.

Ehe ich den Gegenstand meiner politischen Schriftstellerei verlasse, muß ich noch einiger angesehenen Männer gedenken, zu denen ich durch sie in nähere Beziehungen trat. Zuerst nenne ich den berühmten Arzt Johann Georg Ritter von Zimmermann, den ich trotz aller Schmähschriften der Knigge'schen Clique längst als einen der ersten Prosaiker Deutschlands schätzte. Sein klassisches Werk über die „Einsamkeit" hat mir manche Stunde verkürzt; ebenso seine nicht minder klassische Schrift vom „Nationalstolz." Als ich aus der Knigge'schen ordensbrüderlichen Verfolgung die Gleichheit unserer Auffassung der Revolution erkannte, schickte ich ihm, doch ohne mich zu nennen, von meinen Flugschriften, sowie später vom ersten Jahrgange des Revolutions-Almanachs ein Exemplar. Der letztere verrieth mein Incognito, und nun schrieb mir Zimmermann am 22. October 1792 einen Brief, der im höchsten Grade verbindlich war. Seitdem dauerte unser Briefwechsel bis zu seinem Tode fort, ja, er dachte sogar daran, mich in hannöversche Dienste zu bringen; ein Antrag, den ich bei meiner Verehrung für den Herzog Ernst, der nie etwas davon erfuhr, sogleich auf das bestimmteste ablehnte.

Durch Zimmermann machte ich die Bekanntschaft des Generals von Stamford; von ihm rührt die Parodie der Marseillaise in den „fliegenden Blättern" her, sowie der Aufsatz „Über den Feldzug des Prinzen von Oranien." Diese „fliegenden Blätter," welche ich lediglich auf Zimmermanns Betreiben herausgab, und für die ich nie ein Honorar bezog,

machten kein Glück und gefielen mir selbst so wenig, daß ich sie bald wieder eingehen ließ.[1]

Noch kam ich durch Zimmermann in Verbindung mit Leopold Alois Hoffmann in Wien, und mit den Eudämonisten; durch diese wiederum — schon nach Zimmermanns am 7. October 1795 erfolgtem Tode — mit einer Gesellschaft von Gelehrten, welche alle revolutionären Schriften planmäßig bekämpfen wollten. Die damalige Unsicherheit der Post machte eine eigene Geheimschrift nöthig, die ich noch besitze, deren Schlüssel mir aber abhanden gekommen ist, so daß ich nicht einmal mehr den Namen Desjenigen enträthseln kann, der mir 1798 jene (alljährlich erneuerte) Geheimschrift zusandte.

An der von Hoffmann geleiteten „Wiener Zeitschrift" (1792—1793) und der „Eudämonia," welche von 1795—98 erst zu Marburg, dann zu Frankfurt erschien, habe ich übrigens nur geringen Antheil genommen; mir mißfiel der barsche Ton, der darin angeschlagen wurde. Auch Zimmermann ließ sich oft durch seine Hitze hinreißen, und dann stritt ich freundschaftlich mit ihm über die Auslassung dieser oder jener heftigen Stelle, da ich alles Gezänke durchaus vermieden zu sehen wünschte.

Den deutschen Mallet du Pan, den witzigen und feurigen Christoph Girtanner zähle ich ebenfalls unter die Freunde, welche meine Schriften mir verschafften. Persönlich lernte ich ihn kurze Zeit vor seinem [am 17. Mai 1800 erfolgten] Tode auf einer Durchreise zu Göttingen kennen, und seine Prophezeiungen, wie seine lichte Ansicht der damaligen und künftigen Dinge sind mir unvergeßlich. Außerdem nenne ich den Genfer Saladin und den Niederländer Cuninghame. Dieser letztere, ehemals Rath und Mitglied des Gouvernements von Utrecht, hatte seinen ursprünglichen Namen, Ryclof

[1] Unzweifelhaft waren es „Fliegende Blätter, dem französischen Kriegs- und Revolutionswesen gewidmet," 12 Hefte, 8°, Hannover 1794, bei Hahn. (Kayserś Index, I, 284.) Die Zeitschrift war weder in Göttingen (Universitätsbibliothek) noch in Hannover (königl. Bibliothek und Stadtbibliothek) noch bei dem Verleger aufzutreiben.

Michael van Goens, gegen denjenigen eines Verwandten umgetauſcht; ich weiß nicht, aus welchen Gründen. Ich lernte ihn perſönlich im Jahre 1794 kennen, als er nach längerem Aufenthalte in der Schweiz zu Erfurt lebte; ein Briefwechſel zwiſchen uns entſpann ſich, als ich eine Abhandlung von ihm: „Politiſcher Utopismus“ („Sur la liberté et l'Utopisme“) aus Lavaters „Handbibliothek für Freunde“ von 1792 in meinem Revolutions-Almanach von 1796 [S. 1—20] aufgenommen hatte. Cuninghame hatte dieſe Abhandlung auf Lavaters Veranlaſſung geſchrieben, worüber er ſich in einem ſeiner Briefe an mich weitläufig erklärte. Geſtorben iſt der intereſſante Mann in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1810 zu Wernigerode am Harz; ein langes, ſchmerzhaftes Gichtleiden, zu dem ſich die Waſſerſucht geſellt hatte, ſetzte ſeinem Leben ein Ziel. Seine Handſchriften und hinterlaſſenen Papiere erbte ſein Neffe, Herr D. F. van Alphen, der auf ſeinem Gute Klingelbeek bei Arnheim wohnte.

Der muthvolle Vertheidiger von Grave im Jahre 1794, Oberſt Groß (ich beſitze das Journal dieſer Belagerung als ein ſchätzbares Geſchenk von ſeiner Hand), der für ſein Vaterland 1798 bei Nidau ſtritt und dann auf eine Zeit lang die Heimath verließ; Senator Karl Ludwig Haller aus Bern; der Hauptmann gleiches Namens aus Königsfelden, ein gelehrter Numismatiker und mir wegen meiner Vorliebe für die Schweiz gewogen; endlich Oberſt Burkhardt aus Baſel wurden meine Freunde, „weil“ wie der Senator in ſeinem erſten Briefe an mich ſchrieb, „Männer, die gleich denken, und muthig die nämliche Sache vertheidigen, überall Freunde und Bekannte von einander ſind, wenn ſie ſich auch nie perſönlich geſehen haben.“ Dies Glück wurde mir jedoch in der Folge bei dreien von ihnen zu Theil, als die Begebenheiten in ihrem Vaterlande ſie 1798 zwangen, daſſelbe auf einige Zeit zu verlaſſen. Burkhardts Geſinnungen hatten ihm längſt den Haß

der einheimischen Demokraten zugezogen — um so mehr, als seine angeborene Heftigkeit dem Tadel allerdings manchen Spielraum bot. Nachdem er lange Zeit eingekerkert gewesen, verließ er sein Vaterland und machte seit 1799 als Generalquartiermeister bei seinem Freunde und Landsmann Hans Konrad von Hozze (dem Bruder des von mir erwähnten Richterswyler Arztes) den Feldzug der österreichisch-russischen Armee mit, welcher die Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz zum Ziele hatte. Im Hochsommer des genannten Jahres sandte ich ihm ein „Mémoire sur un passage des Alpes," welches ich bei meiner Kenntniß dieser Gebirge in der Absicht ausgearbeitet hatte, die Möglichkeit einer Alpendiversion im Rücken des Feindes zu zeigen. Während mein Brief unterwegs war, blieb Hozze im September 1799 gelegentlich eines Angriffs des Generals Massena unweit des Züricher Sees, beim Übergange über die Linth; höchstwahrscheinlich suchte er den Tod mit Fleiß, weil er bei den verkehrten Maßregeln, die das fremdländische Oberkommando ergriff, und die er nicht ändern konnte, einen schmählichen Ausgang des Feldzuges voraussah. Hielt doch, wie ich aus Burkhardts Munde habe, ein russischer General einst bei einem Kriegsrathe den auf der Karte eingezeichneten Lauf des Rheins im Rausche für eine hübsche Landstraße, auf welcher er durchaus marschiren wollte!

Mein „Mémoire" kam demnach nie an seine Bestimmung, oder es wurde, als von einem Laien herrührend, nicht beachtet, obgleich ich allerdings später in einem Werke über Suworow mit Erstaunen gelesen habe, daß dieser Feldherr den Plan wirklich hat ausführen lassen wollen, daß ihn aber Einwürfe und Schwierigkeiten aller Art, die man ihm machte, daran verhindert haben. Natürlich läßt sich nicht entscheiden, ob dies Zusammentreffen zufällig, oder ob dem Grafen Suworow mein „Mémoire" zugekommen und von ihm gelesen war. Im Jahre 1801, als durch die Schlacht von Marengo die Möglichkeit solcher Alpen-Übergänge erwiesen

worden, ließ ich mein „Mémoire" im Revolutions-Almanach [S. 145 fg.] abdrucken. Nach seines Freundes Hozze Tode lebte Burkhardt lange in Deutschland; wiederholt brachte ich unvergeßliche Tage mit ihm zu, das letztemal im Schooße seiner Familie in dem lieblichen Baden. Nun ist er todt, seine Familie zerstreut, sein schönes Landgut, wo Lavater so oft bei ihm verweilte, Besitzthum eines Fremden geworden. Sein hochbegabter Sohn, der berühmte Entdeckungsreisende, starb [am 15. October 1817] zu Cairo in Egypten.

Wenn ich oben gelegentlich von der Gefangennahme Ludwigs XVI. gesprochen habe, auf die am 21. Januar 1793 seine Hinrichtung folgte, so kann ich hier der Lockung nicht widerstehen, auch über den bekannten Fluchtversuch des Königs (21. Juni 1791) aus dem Munde eines wohlunterrichteten, an den Ereignissen sehr nahe betheiligt gewesenen Mannes einige bisher unbekannte Einzelnheiten mitzutheilen, welche beweisen, daß bei jenem Unternehmen in seltsam verhängnißvoller Weise alles zusammentraf, um dasselbe zu vereiteln. Zunächst blieb der König achtundvierzig Stunden länger aus, als die Abrede war. Die Truppenabtheilungen, welche zu seiner Sicherheit auf dem Wege vertheilt standen, wurden des Wartens überdrüssig, verließen die Landstraße wo sie auf den König stoßen mußten und schlugen Seiten- und Nebenwege ein. Sodann war der Lieutenant, welcher die Husaren zu Varennes commandirte,[1] weder von der Veranlassung seines Commandos, noch von irgend etwas sonst auf die Sache Bezüglichem im voraus und früh genug unterrichtet. Als nun jählings die Katastrophe eingetreten und der König verhaftet war, ergriff ihn eine unbeschreibliche Verwirrung; in dieser redete er deutsch mit der

1 Husarencapitän Deslon, ein Elsasser. (Vergl. „Mémoires du Marquis de Bouillé," II^me^ Edition, Paris 1822, S. 243.) Er commandirte nicht eigentlich die Husaren zu Varennes, sondern war nur mit einem Theile der zu Dun seinen Befehlen unterstellten Mannschaft nach Varennes gekommen, als er die Verhaftung des Königs erfahren hatte (a. a. O. S. 241).

Königin,[1] welche ebenfalls den Kopf verloren hatte und ihm auf französisch befahl, französisch zu sprechen und sich an den König zu wenden. — Dem Postmeister Drouet, der sich zu Pferde gesetzt hatte um den Reisenden zuvorzukommen und sie in Varennes festhalten zu lassen, folgte ein Reiter, der diese verrätherische Absicht ahnte, mit dem Vorsatze, ihn niederzuschießen; um jedoch alles Aufsehen zu vermeiden, wollte er diese That nicht auf freiem Felde ausführen. Er wartete daher, bis sie beide in ein Wäldchen gelangt sein würden, durch welches der Weg von St. Menehould nach Varennes führt.[2] Hier aber waren zwei Wege; der Verfolger — schlug den falschen ein und verfehlte so den Denuncianten! Merkwürdig genug ist ferner, daß der Gardehauptmann d'Agoult nicht um das Geheimniß wußte; er würde sonst dem König drei Gardes du Corps von Kopf und Entschlossenheit ausgesucht haben. So glaubte er, es sei nur von Courier-Ritten die Rede und wählte einfach die nächsten besten starken Kerle, die gute Reiter waren. Auch bei den Relais kamen Unregelmäßigkeiten vor; ebenso ließ Bouillé das Regiment Royal-Allemand in vierundzwanzig Stunden weder füttern noch absitzen; Reiter und Roß waren daher kraftlos und völlig unvermögend, einzugreifen, als es darauf ankam, den König zu befreien. Es war eben ein Verhängniß, das den armen Fürsten verfolgte.

Der Rede werth sind wohl auch einige Begegnungen mit preußischen Generalen, welche mir das Jahr 1793 in Folge der Truppendurchmärsche brachte. Sehr erbaut war ich von dem biederen Grafen Kalkreuth, der persönlich, wie

[1] Deslons eigenen Berichten zufolge hätte er die Königin deutsch angeredet, weil der Commandant der Nationalgarde in der Nähe gewesen sei. (S. d. Rapport de Mr. Deslon, inséré dans l'histoire de la Revolution française, par M. Bertrand de Molleville, tom. V. pag. 314.)

[2] Le Forêt d'Argonne. S. d. „Carte de la route de Chalons à Montmédy" vor d. „Mémoire de Mr. le Baron de Goguelat." (Paris, 1823.)

in seinen Briefen (geschrieben bei Gelegenheit einer romantischen Charpie-Sammlung, welche eine meiner schönen Landsmänninnen für die Belagerer von Mainz veranstaltete) einen höchst gewinnenden Eindruck machte. Ganz das Gegentheil war der Fall mit einigen anderen preußischen Oberbefehlshabern; General von Kleist z. B. nahm auf dem Münchhof bei Frau von Lauer sein Nachtquartier; ihm zu Ehren ward eine Festtafel veranstaltet, zu der auch ich eine Einladung erhielt. Ich saß dem General gegenüber; als nun die Rede auf den bevorstehenden Feldzug und die neufränkischen Republikaner kam, äußerte ich mich meinen Ansichten und Gesinnungen gemäß. Da fuhr der General gewaltig auf[1] und schalt die Politik des preußischen Cabinets, welches an der Seite Österreichs fechte, statt gegen dasselbe mit den Neufranken gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Vertheidigung der letzteren führte er mit einer solchen Hitze, daß ich, der ich keinen Beruf hatte, mich zum Ritter seines eigenen Königs aufzuwerfen, still schwieg; insgeheim aber stellte ich meine Betrachtungen über dergleichen Äußerungen eines preußischen Feldherrn an, die so unbefangen und laut in Gegenwart der Offiziere eines Regiments gethan wurden, welches der General gegen eben diese Neufranken in's Feld rücken lassen sollte! Als nun später, im preußisch-französischen Kriege von 1806, dieser nämliche General von Kleist die starke Festung Magdeburg, und Ingersleben das unüberwindliche Küstrin so räthselhaft übergab, — derselbe Ingersleben, welcher 1793 als Oberst in meiner Mutter Hause im Quartier gelegen und sich damals nicht minder schroff und unwillig über den begonnenen Feldzug ausgedrückt hatte: — da erinnerte

[1] Man vergleiche die ebenso interessante, wie historisch werthvolle Schilderung: „Über die Eroberung von Magdeburg im Jahre 1806, aus dem Tagebuche eines militärischen Augenzeugen," im 24. Hefte der „Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen" ꝛc. (Leipzig, 1810). Der „Augenzeuge," von dem der vortreffliche Bericht herrührt, ist Carl Emil Constantin von Goechhausen.

ich mich jener Gespräche von vor dreizehn Jahren, und nun fand ich die Handlungsweise der Herren Commandanten von Magdeburg und Küstrin nicht mehr so gar räthselhaft.

Die alsbald eintretenden widrigen Schicksale der deutschen Heere und die sich an deren Unstern knüpfenden Folgen verscheuchten um jene Zeit eine der ersten Familien aus Frankfurt am Main nach Gotha: Madame Bethmann[1] erschien mit zwei Töchtern und blieb während des Winters, bis sie nach Leipzig ging. Baron Grimm, ein vertrauter Freund ihres Sohnes, hatte mich und meine Frau auf die Liste der in Gotha Aufzusuchenden gesetzt; das brachte uns mit dieser liebenswürdigen Familie in eine Verbindung, welche bald die vertrauteste und freundschaftlichste werden sollte. Ein Tag ohne Bethmanns verlebt, war für Amalien wie für mich ein wahrer Verlust, denn Lectüre, Musik, kleine heitere, geschmackvolle Belustigungen und die angenehmste, geistreichste Unterhaltung machten den Verkehr genußreich. Die uns auf diese Weise zu Theil werdende Auszeichnung zog uns aber bald den heimlichen Neid mißgünstiger Seelen zu, deren es in jeder kleinen Stadt so viele gibt; bei dem bekannten Reichthum des Banquierhauses Bethmann träumte man sogar von — der Himmel weiß was für welchen — mir angeblich zufließenden Geldvortheilen, zu denen nie auch nur der geringste Anlaß gewesen wäre. Nun wird man sich erinnern, daß außer meiner Mutter nur noch deren Bruder, der Onkel Bube lebte; beide hatten sich in das sehr ansehnliche Erbe des Großvaters Ballstädt getheilt. Mein Onkel war von Jugend auf zu Sonderbarkeiten geneigt, so z. B. ein leidenschaftlicher Freund von Prozessen. Er schien sich nicht verheirathen zu wollen, und da in diesem Falle sein Vermögen

[1] Die Wittwe von Johann Philipp Bethmann, dem Mitbegründer der Firma „Gebrüder Bethmann" zu Frankfurt a. M., welche am 2. Januar 1748 in's Leben trat. Geboren zu Nassau am 30. Novbr. 1715, starb Joh. Phil. Bethmann am 27. Novbr. 1793 zu Frankfurt.

an seine einzige Schwester fallen mußte, so sah jedermann — wie einst mein Großvater selbst — mich als denjenigen an, in dessen Händen der gesammte Ballstädtsche Nachlaß sich einst wieder vereinigen würde. Ich selbst betrachtete das als eine ausgemachte Sache, zumal da der Onkel mich liebte, ja mir sogar einst eine Mühle, die er im Blankenhainschen besaß, schenkte, nachdem er sie aus einer seiner Grillen in ein Mann-Lehen muthwillig verwandelt hatte. Zu diesem Geschenke wurde er eingestandenermaßen allerdings hauptsächlich durch die Neugierde veranlaßt, zu sehen, in welche Verlegenheiten ich durch dasselbe mit dem Lehenshofe gerathen würde; in der That waren dieselben so groß, daß ich nur mit Mühe einige hundert Thaler von dem ganzen Grundstücke für mich rettete. Später, noch vor meiner Heirath, entschloß sich der Onkel zu einer Ehe, und zwar verband er sich mit einer Demoiselle Gensel, die nicht reich, aber durch ihren Charakter im höchsten Grade verehrungswürdig war. Zur Zeit meines freundschaftlichen Verkehrs mit der Familie Bethmann gelang es nun gewissen Neidern, die den Onkel schon zu seiner Heirath bewogen hatten, ihn auch noch fernerweit zu bereden, daß er ein Testament aufsetzte, durch welches im Falle seines Ablebens sein ganzes Vermögen an seine Wittwe fiele. Der Willkür dieser sollte es dann überlassen bleiben, zu wessen Gunsten sie dereinst verfügen wolle. Das wurde so geheim betrieben, daß meine Familie erst ein Jahr später davon Kunde erhielt, und zwar aus des Onkels eigenem Munde, dem seiner Gewohnheit gemäß (aber, wie immer, zu spät) die Sache wieder leid geworden war. Dennoch blieb das Testament in Kraft, alleinige Erbin des Onkels wurde dessen kinderlose Wittwe. Wie edel diese vortreffliche Frau bei ihrem am 24. December 1822 erfolgten Tode verfügte, und wie ihr Rechtsgefühl die gegen mich geplante Beeinträchtigung vereitelte, werde ich später zu erzählen haben.

Fünftes Buch.

Herzog Ernſts letzte Regierungsjahre und Tod.

1795—1804.

15.

Das folgende Jahr, 1795, brachte mir am 28. Juni die Freude der Geburt meines lieben Sohnes. Als Herzog Ernſt mir dazu Glück wünſchte, ſetzte er ſchmeichelhaft hinzu: es freue ihn, daß es ein Sohn ſei, weil er nicht gern ein gutes Geſchlecht ausſterben ſehe. Ganz Gotha erwartete, daß wir ihn bitten würden, die Pathenſtelle bei dem Neugeborenen zu übernehmen. Dies würde auch geſchehen ſein, wäre er Privatmann geweſen; nun aber geſchah es nicht, wir wählten jedoch für den Täufling einen einzigen Namen, obgleich denſelben keiner der Taufzeugen führte. Als der Herzog mich am Tage nach der Taufe fragte: wie mein Sohn heiße? und ich „Ernſt!“ erwiederte, fühlte er gerührt die Deutung und drückte mir ſchweigend die Hand.

Dieſer Sohn war der Liebling ſeiner Mutter, deren Züge er trägt; er iſt auch mein Liebling nnd mein treuer Gefährte geblieben. Sein redliches Herz, ſeine Offenheit, ſein grader Sinn und ſein Gefühl für große und edle Handlungen, die er begierig aus ſeinem Lieblingsſtudium, der Geſchichte ſammelte, hatten mich ſchon früh mit den beſten Hoffnungen für ſein reiferes Alter erfüllt; er hat keine derſelben getäuſcht. Daß er mich auf allen meinen Reiſen begleitete, härtete ſeinen Körper ab und gab ihm lebendige, praktiſche Anſichten von der Welt. Erfüllt von dem kriegeriſchen Geiſte der Zeit, widmete er ſich — wie ſeine Urväter —

dem Soldatenſtande; das Huſarenregiment des Königs von Sachſen nahm ihn in ſeine Reihen auf, eine Ehre, deren er ſich nach dem Zeugniſſe ſeiner Oberen und Kameraden nie unwürdig gemacht hat. — Dieſe Blätter werden ſeiner noch oft erwähnen.

Hatte die Geburt unſerer Tochter der Mutter zuerſt Anfälle heftiger Magenkrämpfe zugezogen, ſo kehrte dies Übel mit verdoppelter Heftigkeit zurück, als Ernſt auf die Welt gekommen war, und wiederum bezeichnete der Arzt Karlsbad als einziges Mittel zur Hebung des Leidens. Doch diesmal — 1796 — war die Reiſe dahin nicht unbedenklich; Jourdan rückte mit ſeinem Heere heran und bedrohte Böhmen; jedermann nannte es Tollkühnheit, daß ich, der Verfaſſer ſo zahlreicher Schriften gegen die Revolution, den Revolutionärs grade in die Hände reiſen wolle. Allein der Arzt beharrte bei ſeinem Ausſpruch, und ich wußte, was meine Pflicht war. — Als ich vom Herzog Ernſt ſchwermüthig Abſchied nahm, nöthigte er mir hundert Stück Ducaten „als einen Nothpfennig für unvorhergeſehene Zufälle“ auf; dies Gold trug meine Frau in ihre Kleider genäht beſtändig bei ſich; nach meiner Rückkunft hatte ich die Freude, es dem Herzoge unangetaſtet wieder zuzuſtellen.

Im Voigtlande fanden wir alle Gaſthöfe mit vornehmen, meiſt aus der ſchon von Jourdan beſetzten Oberpfalz hierhergereiſten Flüchtlingen dicht gefüllt, und leider mußte ich Zeuge der Prellerei und der unverſchämten Nichtswürdigkeiten ſein, mit denen damals die meiſten Deutſchen — jedes Gefühls von landsmannſchaftlicher Zuſammengehörigkeit bar — ſich voll Schadenfreude ihren eigenen Landsleuten gegenüber brandmarkten. Die Wirthe ſchrieben dieſen Flüchtlingen mit doppelter und dreifacher Kreide an; für Pferde und Fuhrgelegenheit wurden die übertriebenſten Preiſe gefordert. Sehr drollig war es, daß man mir gleichwohl nur das Gewöhnliche abverlangte, und zwar ſonderbarer Weiſe, weil es hieß:

„Der iſt kein Flüchtling; der reiſt ihnen ja entgegen!“ Das Geſpräch der Poſtillons und der Leute aus niederen Ständen drehte ſich überall nur um die baldige Ankunft der Franzoſen, wobei ſie ſich im voraus an dem Gedanken weideten: „wie es dann mit den Vornehmen und Reichen ausſehen werde?“ Bei der erſten öſterreichiſchen Mauth (vor Aſch) war die Frage des Zollbeamten nicht nach Contrebande, ſondern: „Wo ſtehen die Franzoſen?“ In Eger hatte man alle Pferde aus der ganzen Gegend requirirt, um Archive, die höchſtens noch zu Patronenhülſen verwendbar waren, mit großen Koſten nach Prag zu ſchaffen. In Karlsbad ſtanden alle Läden leer; jedermann war beſchäftigt, ſeine Habe in Kiſten und Kaſten zu verwahren; nur ernſtlich Kranke machten die kleine Zahl der Badegäſte aus. Dieſe wurden täglich durch die ſchreckenvollſten Gerüchte geängſtigt, deren Unwahrheit ſich zwar immer ſehr bald herausſtellte, die aber nichtsdeſtoweniger ſtets von neuen Trug- und Luggeſchichtchen verdrängt wurden, welche wieder zahlreiche Gläubige fanden. Kurſachſen war damals neutral, und ich hatte mit anderen beſchloſſen, im Nothfall zu Fuß durch die Waldungen in das nahe Erzgebirge zu flüchten. Allein dies war für meine Frau (die Kinder waren in Gotha geblieben) völlig unmöglich. Nun traf ich aber als juſt Abreiſende glücklicherweiſe noch die gütige Frau von der Recke, unter deren ſchönen Charakterzügen dienſtfertige Gefälligkeit immer obenan geſtanden hat. Kaum erfuhr ſie die Beſorgniß, in welche mich der gänzliche Mangel an Pferden verſetzte, ſo ſchrieb ſie an einen ihr bekannten ſächſiſchen Pfarrer zu Oberwieſenthal, den ſie bat: die drei Pferde, welche er ihr für den Nothfall verſprochen und deren ſie nun nicht benöthigt ſei, da ſie ſich einer Dresdener Retourkutſche bediene, mir zu überlaſſen. Sie ſchickte den Brief durch einen Expreſſen an den Pfarrer, und dieſer war in freundſchaftlichſter Weiſe ſogleich zu dem Tauſche bereit. Der

Sieg des Erzherzogs Karl bei Amberg [24. Auguſt 1796] überhob uns zum Glück der Nothwendigkeit, von dieſer Güte Gebrauch zu machen. Nun konnte meine Frau ihre Kur gemächlich und mit gutem Erfolge beenden; eine abermalige Wiederholung derſelben, im nächſten Jahre, ſchien das Übel völlig gehoben zu haben, und ſo glücklich ſtimmte mich dieſer Gedanke, daß, als ich 1797 bei unſerer Rückkehr aus Karlsbad eine Einladung nach Catlenburg am Harze fand, wo ich de Lucs perſönliche Bekanntſchaft machen ſollte, ich dieſe Reiſe ſogleich ganz allein antrat.

Mein Ausflug nach Catlenburg erheitert mich in der Erinnerung noch jetzt. Immer wieder labte ich mich an der wundervollen Ausſicht in ein Thal, welches ein ſilberflimmernder Harzbach durchwand, an deſſen Ufern man Weidengebüſche ſah und polternde Schneidemühlen; zahlreiche Heerden tummelten ſich auf den Wieſen und ein Kranz von Waldungen ſchloß das liebliche Bild. Dieſen erquickenden Anblick genoß ich in der angenehmſten Geſellſchaft, denn de Luc war in Begleitung von Zimmermanns altem Buſenfreunde, dem würdigen Patje aus Hannover[1] gekommen, mit dem ich lange ſchon im Briefwechſel ſtand; bedeutende Gegenſtände wurden von uns beſprochen. Barruels berüchtigtes Buch war unlängſt erſchienen; Patje wie de Luc redeten mir zu, es zu überſetzen, und nur mit Mühe konnte ich ihnen die Übertreibungen, Fehlſchlüſſe und Mißgriffe begreiflich machen, von denen dieſes Werk wimmelte. Schon vorher hatte ich einen franzöſiſchen Aufſatz „Sur les Illuminés“ für Saladin verfertigt, der ſich damals in London aufhielt; dort theilte derſelbe meine Arbeit Mallet du Pan mit, und da die Handſchrift ſpäter auch in Barruels Hände kam, ſo rühren von mir die Milderungen und die ſchonenden Rückblicke her, welche in den letzten Theilen ſeines Werkes an mehreren Stellen vorkommen.

[1] Über ihn: „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer,“ das ſchon erwähnte Buch von Eliſe Campe, Bd. I, S. 207 fg.

So ungern ich es that — ich mußte den Bitten Patjes und de Lucs nachgeben und ihnen verſprechen, den Barruel zu überſetzen. Als ich aber Hand anlegte und auf ſo vieles ſtieß, was weder mit meinen Anſichten, noch mit meinem poſitiven Wiſſen übereinſtimmte, ging die Arbeit ſehr langſam von Statten; Patje entſchloß ſich endlich, ſelbſt mitzuhelfen, übertrug aber zuletzt die ganze Überſetzung einem Dritten. Von der deutſchen Bearbeitung des Barruel[1] ſind daher kaum zwei Drittheile des erſten Bandes mein Werk.

Unterdeſſen war ich angeſichts der Vergrößerung meines Hausſtandes darauf bedacht geweſen, ob ich nicht eine Anſtellung erhalten könnte, die mir zu dem Gehalte von 300 Thalern, den ich aus der herzoglichen Privatſchatulle als Caſſirer, Bibliothekar und Secretär jetzt bezog, noch einen anderen aus der Landeskaſſe gewährte. Ein Verſuch, bei dem Münzcabinet angeſtellt zu werden, ſcheiterte an dem Gewirre von Vetterſchaften, welche zu Gotha in üppigſter Blüthe ſtanden; denn erſt war Schläger Oberaufſeher des Münzcabinets und ſein Schwiegerſohn, der Hofrath Rouſſeau, ihm (wie es amtlich hieß) „zur Erleichterung beigegeben.“ Als nun Schläger 1786 geſtorben war, rückte Rouſſeau in deſſen Oberaufſeheramt ein. Mir wurde die Abſicht, nun meinerſeits Rouſſeau zu „erleichtern,“ mit dem Bedeuten abgeſchlagen: „es ginge nicht, daß ein Dritter zu dem wichtigen Cabinete Schlüſſel und Zutritt habe;“ ein Grund, der aber auf Rouſſeauſche Schwiegerſöhne offenbar keine Anwendung fand. Denn wie einſt Rouſſeau als Schwiegerſohn Schlägers, ſo wurde 1799 der Collaborator Schlichtegroll als Schwiegerſohn Rouſſeaus dem letzteren „zur Erleichterung beigegeben.“ Allerdings war es conſequenter, daß nur immer die Schwiegerſöhne des jeweiligen Aufſehers des Münzcabinets dieſen „erleichtern“ durften;

[1] 4 Theile, Leipzig und Münſter, 1801—4.

dennoch bedauerte ich meine Zurückweiſung, da ich aufrichtige Liebe zur Sache mitbrachte; war doch das Münzcabinet ſeit Herzog Ernſts großmüthigen und einſichtsvollen Vermehrungen nach dem Wiener und Pariſer unſtreitig das dritte in der ganzen Welt! Ich entſinne mich, daß Napoleon Bonaparte 1804 kurz vor des Herzogs Tode den Abdruck einer ſeltenen goldenen Münze des Caligula zu haben wünſchte, auf welcher der Imperator mit ſeinen drei Schweſtern vorgeſtellt iſt; einzig und allein im Münzcabinet zu Gotha war das Original vorhanden. Es wurde in Silber und Bronce nachgebildet und dem Kaiſer geſendet; die Copie in Gold fiel dem Herzog nicht ſcharf genug aus. Im deutſch-franzöſiſchen Kriege wanderte das Cabinet nach Hamburg, im Mai 1813 aber, als die Oberſteuerkaſſe ſich in einer augenblicklichen Geldverlegenheit[1] befand, zu deren Hebung die Landſtände nicht zu bewegen waren, auf Anheimgabe der letzteren als Pfand nach Frankfurt a. M.; Jacobs brachte 25,000 Thaler dafür mit. Eine Zeit lang war auch der wichtigſte Theil deſſelben in einem geheimen Erdgeſchoß unter der Privatbibliothek des Herzogs Ernſt verborgen, wo die Münzen ſchon während des ganzen ſiebenjährigen Krieges Schutz und Sicherheit gefunden hatten. Seit ſeiner Rückkehr von München, 1810, hat der ſoeben genannte, mein Schwager Friedrich Jacobs, die Aufſicht über das Münzcabinet, und nun kann das wiſſenſchaftliche Publikum durch einen ebenſo humanen wie kenntnißreichen Gelehrten Schätze kennen lernen, die bis dahin mehr oder weniger der höchſt unverdienten Vergeſſenheit anheimgefallen waren.

[1] Von dieſer giebt auch ein Brief Reichards an Böttiger (Gotha, 1. Juni 1813) Kunde, worin es heißt: „Geſtern ſah ich die alte deutſche Zeit der Kraft und die neue deutſche Zeit der Hinfälligkeit und Kleinheit auf unſerem Schloßhofe in Geſtalt einer aufgeladenen Karthaune verſinnbildet. Herzog Bernhard der Große erbeutete ſie bei Breiſach, und ſeitdem ſtand ſie drei Regenten-Alter hindurch als ein Heiligthum im Zeughauſe; jetzt — wurde ſie, für ein paar hundert Thaler zum Einſchmelzen nach Frankfurt verkauft, abgeführt. Sic transit gloria!“

Wenn auch nicht an dem Münzcabinete, ſo ſollte ich die erſehnte Anſtellung um jene Zeit dennoch bald erhalten. Durch den Tod eines Kriegsraths wurde grade damals — 1799 — eine Stelle im Kriegscollegium leer; zufällig ſprach mein alter Freund Hendrich, nunmehr bereits Kriegsrath, mit mir über die Wahl eines Nachfolgers. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf, mich ſelbſt anzubieten; auf der Stelle eröffnete ich ihm dieſen Gedanken. Hendrich verſprach, meine Worte in Erwägung zu ziehen, und ſchon nach wenigen Tagen ſagte er mir: er habe mit dem Miniſter von Frankenberg geſprochen und dieſer ſich günſtig für meinen Wunſch erklärt. Nun hielt ich es für meine Pflicht, den Stand der Dinge ungeſäumt dem Herzog zu entdecken; auch er ward mein Fürſprecher, und ſo war die Sache bald entſchieden. Alles ging ſo ſchnell und ſo geheim, daß ſelbſt meine Frau durch das Dekret meiner neuen, ehrenvollen, mit Beſoldung verknüpften Anſtellung als Kriegscommiſſionsrath mit Sitz und Stimme im Collegium überraſcht ward; 1801 wurde ich dann Kriegsrath. Den glücklichen Ausgang verdankte ich hauptſächlich der wirkſamen Empfehlung meines wackeren Hendrich, der mir bei dieſer Gelegenheit vergalt, was ich einſt an ihm ſelbſt gethan hatte; mein Beſtreben war es nun, durch Dienſteifer und unermüdliche Arbeitſamkeit mich dieſer Empfehlung fortdauernd würdig zu zeigen. — Als ich dem Herzog von dem Ausgange der Sache Meldung machte und auch ihm aufrichtig zu danken Gelegenheit nahm, bat ich ihn, die Beſorgung ſeiner Privatbibliothek und ſeiner Privatgeſchäfte mir nach wie vor anvertrauen zu wollen, und er, der dies ſelbſt gewünſcht hatte, gab dazu in verbindlichſter Weiſe ſeine Einwilligung.

Nachſtehend faſſe ich nun den ganzen Zeitraum der nächſten Jahre bis zu Herzog Ernſts Krankheit und Tod zuſammen, und da ich eben ſeiner Privatbibliothek gedacht habe, ſo ſchalte ich hier ein, was darauf Bezug hat. Er

ſelbſt war ſein Bibliothekar, kannte jedes Buch, beſorgte den Ankauf der Fortſetzungen wie die Anſchaffung neuer Werke und wußte das Seltene einer Ausgabe als bibliographiſcher Kenner zu würdigen. In mehrere Werke ſeiner Bibliothek findet ſich daher aus Johannes Vogts bekanntem Catalogus librorum rariorum (Ausgabe von 1793) die bezügliche Stelle von ſeiner Hand eingeſchrieben. Dieſer Katalog führt auch den Einband der Bibliotheca selecta, die den Herzog in ſeine philoſophiſche Abgeſchiedenheit begleiten ſollte. Mein Geſchäft beſtand nur darin, die Bücher aufzuſtellen und in die von mir gefertigten alphabetiſchen und ſyſtematiſchen Verzeichniſſe einzutragen. Gern erlaubte der Herzog, daß Forſcher, ſelbſt auswärtige, von ſeinen Bücherſchätzen Gebrauch machten, doch durfte ich kein Buch wegleihen, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Ebenſo machte es ihm Vergnügen, wenn reiſende Gelehrte von Ruf oder andere Fremde um die Erlaubniß baten, die Bibliothek ſehen zu dürfen. So erinnere ich mich eines Beſuchs des Abbé Raynal, deſſen erſte Erkundigung — die liebe Eitelkeit! — eine Frage nach ſeiner bekannten „Histoire philosophique et politique“ war. Das Werk wurde ihm gereicht, er wollte darin eine Stelle aufſchlagen, und als das Blatt noch zuſammenhing, ſchalt er mich gewaltig, weil ich es mit einer Scheere zu trennen verſuchte. „Ein Meſſer von Elfenbein zum Aufſchneiden ſei das allerwichtigſte Erforderniß jeder Bibliothek“ verſicherte er, und ſchärfte mir dies wiederholt ſo nachdrücklich ein, daß es mir noch jetzt lächerlich iſt.

War der Beſuch von Fremden angekündigt, ſo pflegte der Herzog ſelbſt zu kommen und ſich mit den Beſuchern in Geſpräche einzulaſſen, wobei er durch ſeine Kenntniſſe ſowie durch ſein liebenswürdiges, zuvorkommendes Weſen ſich ohne es zu wollen, ſtets Bewunderer und Verehrer erwarb. Auch auf der öffentlichen Bibliothek verweilte Herzog Ernſt täglich

einige Stunden, ausgenommen die Sonn- und Feiertage, an denen er bei ſeiner großen Frömmigkeit ſelten die Kirche verſäumte; es freute ihn, wenn ſeine Schwiegertöchter und Kinder ihn dahin begleiteten. Seine Gemahlin zog ſich unter dem Vorwande von „Geſundheitsrückſichten“ um die Zeit der Revolution ganz von der Betheiligung am kirchlichen Leben zurück; ein gleiches that auch der Aſtronom von Zach. — Der Herzog war in ſeiner Gläubigkeit durch die perſönliche Bekanntſchaft mit de la Beaumelle, Voltaire, Helvetius und anderen Freigeiſtern beſtärkt worden, die er in ſeiner Jugend am Hofe ſeiner Mutter zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte; ſeit ſeiner Thronbeſteigung bethätigte er es als eine ernſte Regentenpflicht, in ehrerbietiger Innehaltung der hergebrachten kirchlichen Formen dem Volke mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Wie alle ſeine Handlungen, ſo übte er auch dieſe ohne alles Geräuſch, und mit dem aufrichtigen Wunſche, in der Kirche als Privatmann, nicht aber als Fürſt angeſehen zu werden.

Ein gleiches galt auch von den beiden Bibliotheken, in denen er jedem Zwange, jeder ängſtlichen Zurückhaltung durch ſeine belebte Unterhaltung ſchnell ein Ende zu machen wußte; viele auswärtige Gelehrte, wenn ſie ſich an ihren Aufenthalt in Gotha und an ihre Geſpräche mit dem Herzog Ernſt in den Morgenſtunden auf den Bibliotheken erinnern, werden dies beſtätigen können.[1] Schon in den „Allgemeinen Geographiſchen Ephemeriden“ (XIX. Bandes 1. Stück) habe ich des Herzogs Handbibliothek geſchildert, die aus den Fächern der höheren Mathematik, der Phyſik, Erd- und Länderkunde, der alten Literatur, der Linguiſtik und Archäologie

[1] Eine hieher gehörende intereſſante Aufzeichnung findet ſich in der „Lebensgeſchichte“ des aus dem Benedictinerkloſter zu Banz entflohenen Mönches, ſpäterer Kaiſ. ruſſ. Collegienraths Joh. Baptiſt Schad (Neue Aufl. Altenburg 1828, Bd. III, S. 516 fg.), der die Gothaer Bibliothek 1798 beſuchte und den Herzog „in ziemlich abgenutztem Überrocke“ fand; Schad nennt ſeine Aufnahme „ſehr human,“ u. ſ. w.

Werke beſaß, welche man in Deutſchland vielleicht nur in der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen zum zweitenmale ſo vereint und vollſtändig antraf. Dahin gehören ferner die Editiones principes und selectae alter Claſſiker; auf ſeinen Spaziergängen ſah man den Herzog oft mit einer Handausgabe irgend eines lateiniſchen oder griechiſchen Autors. Man hat bemerken wollen, die Sammelluſt ſei von jeher eine Eigenheit der ſächſiſchen Fürſten beſonders dieſes Zweiges geweſen; in der That beſaß Herzog Ernſt an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden noch ein reich ausgeſtattetes phyſikaliſches Cabinet und eine erleſene Landkartenſammlung; die letztere wurde im Jahre 1813 von einer ruſſiſchen Behörde requirirt und war, aller Bemühungen ungeachtet, nicht zurückzuerhalten. Herzog Ernſt, Gelehrter aus wahrer Liebe zu den Wiſſenſchaften, nicht aus Sucht zu glänzen, kam bei ſeinen Forſchungen immer auf den Grund der Dinge und raſtete nicht, bis er einen Gegenſtand erſchöpft hatte. Ihn unterſtützte dabei ſein von Jugend auf ernſter Sinn, dem alles Oberflächliche und Leichtfertige verhaßt war. Schon als Kind zeichnete er ſich zum Spielwerk am liebſten mathematiſche Figuren; als Mann war ſein Zeitvertreib eine der ſchwerſten Rechnungsaufgaben: der Röſſelſprung im Schach. Noch in den letzten Jahren ſeiner Regierung veranlaßte er den Geh. Aſſiſtenzrath Lichtenberg, einen erfahrenen Phyſiker, zwei Jahre nach einander Vorleſungen über die Phyſik vor einem zahlreichen Hörerkreiſe aus allen Ständen zu halten; ein Mechaniker von ſeltener Begabung und Genauigkeit, der nur zu London hätte leben müſſen, um neben Ramsden und Dollond mit Ehren genannt zu werden, der 1814 geſtorbene Aufſeher des phyſikaliſchen Cabinets, Johann Friedrich Schröder, war Lichtenbergs Gehilfe bei dieſen Vorleſungen. Ebenſo fungirte Schröder in dieſer Eigenſchaft bei den Vorträgen, welche 1802 der berühmte Naturforſcher Ritter, von Herzog Ernſt eigens aus Jena verſchrieben, über den Galvanismus

hielt, und wobei viel experimentirt wurde. Vor dem Herzoge ſtellte auch der Harlemer Phyſiker van Marum 1798 ſeine Experimente mit ſchneller Feuerlöſchung an; ferner wendete ſich an ihn und fand Unterſtützung bei ihm der bekannte Dr. Samuel Hahnemann, als er einen Platz zur Anlegung ſeiner Heilanſtalt für Wahnſinnige ſuchte; Herzog Ernſt ließ ihm 1792 das Schloß in Georgenthal zur Benutzung einräumen. Nun erlangte in dieſer Heilanſtalt zwar der arme Klockenbring aus Hannover 1793 ſeine Vernunft wieder, um die ihn „Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn“[1] gebracht hatte, allein die excentriſchen Genieſtreiche des Directors der Anſtalt ſelbſt entzogen dieſer bald den Schutz des Herzogs. Als ich einſt den witzigen Amtmann zu Georgenthal fragte: „wie viel Narren Hahnemann jetzt in ſeiner Anſtalt habe?“ lautete die trockene Antwort: „Einen, und das iſt er ſelbſt.“

Auch die berühmte Salzmannſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal wäre ohne die werkthätige Unterſtützung des Herzogs Ernſt, aller Emſigkeit ihres würdigen Begründers ungeachtet, nie zu dem erblüht, was ſie geworden iſt, denn von dem Herzoge kamen die beträchtlichen Kapitalien, deren Salzmann 1784 und in den folgenden Jahren für den Anfang bedurfte, und die er theils als Darlehen, theils als Geſchenke erhielt. Der Beſuch des berühmten Aſtronomen de la Lande in Gotha, 1798, und der ſich daranknüpfende ſog. „aſtronomiſche Convent“ — nämlich die Zuſammenkunft einer großen Anzahl der berühmteſten Aſtronomen aus allen Theilen Europas in unſerer Stadt — wurden zwar durch die Herzogin und Herrn von Zach veranlaßt, doch nur Herzog Ernſts Berufung und Schutz konnte dies für die

[1] „Der artige Klockenbring“ iſt eine der handelnden Perſonen dieſes Kotzebueſchen Pasquills; S. 28 fg. und 54 fg. wird Klockenbring beſonders hämiſch angegriffen. Geb. am 31. Juli 1842 zu Schnakenburg, ſtarb Klockenbring als Geh. Kanzlei-Secretär in Hannover am 12. Juni 1795; ſein Nekrolog in Schlichtegrolls Werk, VI, 1, S. 124—247.

Wiſſenſchaft ſo wichtige Ereigniß herbeiführen; de la Landes Confessions, welche er am 21. October 1804 niederſchrieb, ſind für jene Vorgänge eine beachtenswerthe Quelle. Dem edlen Fürſten war eben nichts fremd, was von Nutzen für die Menſchheit, oder was wiſſenswürdig war; ſeine Begierde, allen Dingen auf den Grund zu kommen, ging ſo weit, daß, als Philadelphia und nach ihm Pinetti nach Gotha kamen, er ſich von Beiden in ihre Täuſchungskünſte einweihen ließ.

Schon vor mir hat einer der Biographen des Herzogs hervorgehoben, wie es ein ſchöner Zug von ihm war, daß er Sammlungen, deren Anſchaffung oft mehr als Eines Menſchen Leben in Anſpruch genommen hatte, nach Kräften vor der Vereinzelung und Zerſtreuung zu behüten ſtrebte; eine Erhaltungsliebe, welche ihm 1822 durch das ungetheilte Beiſammenbleiben der ihm ſo werth geweſenen Sammlungen vergolten wurde, indem damals der Herzog Auguſt unter meinem Beirathe die Bibliothek ſeines Vaters mit der öffentlichen vereinte. Lag ein Fall vor, wo eine werthvolle Sammlung von dem Looſe der Zerſplitterung bedroht war, ſo entſchloß er ſich gern zum Ankauf, vorausgeſetzt, daß ſeine Privatkaſſe denſelben erlaubte. Der berühmte Philolog und Bibliograph Heidegger aus Zürich, mir auf meiner erſten Schweizer Reiſe bekannt geworden, hatte 1796 ſein Vaterland verlaſſen und von ſeiner herrlichen Bibliothek das koſtbarſte, den großen Schatz von Incunabeln, mit ſich genommen. Im Jahre 1801 ſchickte er mir den Katalog, damit ich dieſen dem Herzoge vorlegen möchte, der von demſelben entzückt war. Gern hätte er Heideggers Schätze gekauft: „meine Bücherliebhaberei iſt Ihnen bekannt genug“ ſchrieb er mir; „allein die geforderte Summe von 13,000 Thalern iſt allzu beträchtlich, als daß ich ſie auf einen literariſchen Luxus zu einer Zeit verwenden könnte, wo meine eigene Zukunft wie ein unauflösliches Räthſel ſelbſt iſt. Bleibt die Lage der Dinge in Deutſchland nur einigermaßen, wie ſie vor zehn Jahren war, bleibe

ich in meinem Neſte ſitzen, obſchon etwas weniger reich an Federn — ſo darf ich noch immer an Liebhabereien mit Ruhe denken, denn am Ende wachſen die Federn nach, und man kommt endlich wieder zu Kräften.“ Heidegger, der aus dieſer Antwort, welche ich ihm mittheilte, doch die Bereitwilligkeit des Herzogs erkannte, kam nun ſelbſt nach Gotha; der Handel zerſchlug ſich jedoch, weil der Verkäufer von ſeiner Forderung durchaus nicht ablaſſen, der Herzog aber ein Drittheil weniger geben wollte. Ueberdies verlangte Heidegger für ſich den Geheimerathstitel, den der Herzog nur ſeinen Miniſtern und Geſandten zu geben gewohnt war, wie er denn überhaupt Titel als eine Münze anſah, die durch Verſchwendung ſich ſelbſt entwerthe. Trotz des Scheiterns der Verhandlungen aber ſchied Heidegger mit Hochachtung vom Herzog Ernſt; ſpäter kehrte er nach Zürich zurück, wo er 1808 geſtorben iſt, und nun geſchah, was er ſo angelegentlich hatte verhüten wollen: die ihm ſo lieb geweſene Sammlung von Incunabeln wurde verſteigert und durch die ganze Welt zerſtreut!

Zu den Gelehrten ſeines Landes, welche der Herzog heranzuziehen und deren Verdienſte er zu würdigen wußte, gehörte unter anderen der Geheimarchivar Hofrath Heß, ein Gothaer Kind. Kränklichkeit und ein Hang zur Schwermuth machten ihn mißtrauiſch und ungerecht gegen ſich ſelbſt; der Laie ahnte in ihm eher einen Sonderling, als den kenntnißreichen Mann, der die vornehmſten lebenden und todten Sprachen geläufig inne hatte, ergreifende Lieder dichtete, die in halb Deutſchland geſungen wurden, und als Diplomatiker und gründlicher Geſchichtsforſcher Erſtaunliches leiſtete, wobei er aber faſt immer ſeinen Namen verſchwieg. Dankbar ehrte und liebte ich in Heß den Freund, den Gelehrten und pünktlichen Geſchäftsmann, der ſeine Neigung zu mir auch ſeinerſeits in einer langen Reihe von Jahren ſtets bethätigt hat. Auf meine Veranlaſſung bewilligte ihm Herzog Ernſt

1787 die Koſten zu einer Reiſe nach der Schweiz; ich hoffte, die Eindrücke dieſes ſchönen Landes würden auf ſeine für alle Reize der Natur empfängliche Seele einen wohlthätigen Einfluß üben. Leider ſollte ich mich getäuſcht haben. Erſt ſpäter, als er der Schwager des berühmten Arztes Hufeland wurde, wirkte die würdige Gattin erheiternd auf ihn, bis ihr Tod ſeine vorige Schwermuth mit verdoppelter Kraft wieder heraufbeſchwor. Durch mich war Heß am Johannisfeſte 1786 Freimaurer geworden; ich war ſein Pathe, und — ſonderbar! — der eifrige und treue Arbeiter ſtarb am Morgen des Johannisfeſtes 1816; als vorſitzender Meiſter mußte ich es ſein, der die Brüder der Loge bei ſeinem feierlichen Leichenbegängniſſe führte und in ſeine Gruft den Abſchiedsgruß hinabrief.

Wie dem edlen Fürſten die Männer, welche er ſchätzte, an das Herz gewachſen waren, beweiſt auch der Brief, welchen er uns 1800 nach Karlsbad ſchrieb, als ſein alter und würdiger Freund, der Hofrath und Bibliotheksdirector Geißler, an der zu Gotha epidemiſch aufgetretenen Ruhr, von welcher Herzog Ernſt ſelbſt kaum geneſen war, erkrankte und ſtarb.[1] Der Herzog, der ihn wegen ſeiner Redlichkeit und Kenntniſſe in hohem Grade ſchätzte, hatte in dem erwähnten Briefe ſchon keine Hoffnung mehr zu ſeiner Herſtellung; ſchwermüthig ſchrieb er: „Ich gelange zu einem Alter, in welchem es nicht leicht iſt, neue Verbindungen einzugehen, und ältere der einzige Troſt ſind. Meine Ausſichten ſind daher nicht die fröhlichſten; meine Bekanntſchaften gehen nach und nach mit dem Tode ab, und am Ende ſehe ich mich alt und verlaſſen mit meinen Grillen allein übrig bleiben. Könnte ich dieſe Grillen mit dem Laufe der jetzigen Welt gleichen Schritt halten laſſen, dann würde ich weniger zu beklagen ſein, allein dazu bin ich zu alt, zu grau geworden; ich kann nicht

[1] Am 2. Septbr. 1800. Elf Tage ſpäter erlag der Epidemie auch ſeine Wittwe, Johanne Dorothea geb. Rothe, im 58. Jahre ihres Alters.

fordern, daß ſich die Welt nach mir richte; und man begehrt dagegen von mir, daß ich meine Erfahrungen, meine eingewurzelten Vorurtheile fahren laſſen, alles aus dem mir fremden Geſichtspunkte betrachten ſoll — dies iſt hart, ja unbillig, ſogar unmöglich."

Allerdings war der Herzog an eine ſo ungemein regelmäßige Lebensweiſe gewöhnt, daß jede Abweichung von derſelben in der That faſt eine Unmöglichkeit für ihn ſein mußte. Langjährige Gewohnheit hatte ihn faſt zum „Manne nach der Uhr" gemacht. Täglich in früheſter Morgenſtunde ritt er, nur begleitet von einem Reitknechte, ſpazieren, das Wetter mochte gut oder ſchlecht ſein. Nur die Sonn- und Feſttage machten eine Ausnahme. Ebenſo ging er, wenn es die Witterung erlaubte, jeden Mittag vor dem Ankleiden in der ſog. „großen Allee," die jetzt faſt öde und verlaſſen iſt, auf und nieder; hier begleitete ich ihn gewöhnlich, manchmal leiſtete auch meine Frau, allein oder mit den Kindern, uns Geſellſchaft. Während der ſchönen Jahreszeit brachte der Herzog die Nachmittage bis ſpät gegen Abend in ſeinem Parke zu; wenn er dann meine Frau oder mich auf einem Spaziergange gewahr wurde, ſo lud er uns ein, zu ihm in den Park zu kommen, oder er verließ ſein Buch und ſein einſames Gartenzimmer, um uns auf unſeren Streifereien durch Flur und Feld zu folgen. Er liebte den Umgang und die Unterhaltung gebildeter Damen; äußerſt unangenehm war es ihm daher, als die Herzogin — ebenfalls „wegen ihrer Geſundheit" — keinen Hof mehr hielt, ſondern auf ihrem Zimmer blieb, wo ſie, nur in Geſellſchaft des Herrn von Zach und einer alten Hofdame, für ſich allein ſpeiſte. Das feine, rückſichtsvolle und zarte Benehmen des Herzogs gegen das andere Geſchlecht war unvergleichlich; man konnte ihn die Höflichkeit und gute Lebensart ſelbſt nennen. Nie würde ihm die geringſte ungeſittete oder gar zweideutige Bemerkung entſchlüpft ſein. Unſere Ausflüge in das Feld erſtreckten ſich

oft weit hin; häufig kamen wir von denſelben erſt nach zwei oder drei Stunden zurück; aber unter zwangloſen Geſprächen über tauſend Gegenſtände (gewöhnlich aus den reichen Fächern ſeines mannichfaltigen Wiſſens und ſeiner oder unſerer Lectüre) war uns die Zeit heiter und unvermerkt entflohen. Von Regierungsangelegenheiten war nie die Rede; nur ein einziges Mal kam das Geſpräch auf eine beabſichtigte Ausgabe von Papiergeld für Gotha und Altenburg; unſere Gründe dagegen entſchieden bei dem Herzoge die Ablehnung des Vorſchlags. Oft, in hellen Herbſtnächten, ſtanden längſt die Sterne am Himmel, wenn wir heimkehrten, und dann erläuterte er mit ſeiner klaren Darſtellungsgabe dieſes oder jenes Sternbild. Noch jetzt geht nie der ſchöne Stern der ſinkenden Nacht auf, ohne daß ich, der allein Zurückgebliebene, jener ſokratiſchen Abende nicht lebhaft gedenke und mich freue, daß wo ich auch bin, dieſer Abendſtern mir am Himmel glänzt. Wehmüthig ruft ſein Bild ein ſtilles Andenken an die beiden unvergeßlichen Gefährten jener Tage in mir wach und wiegt mich träumeriſch in Zeiten ein, die nur zu ſchnell auf immer vergangen ſind.

16.

Seit der Wende des Jahrhunderts etwa nahm die Gesundheit des Herzogs Ernst zusehends ab; dagegen mehrten sich die weißen Haare auf seinem ehrwürdigen Haupte und die Zeichen des innern Kummers auf seinem Gesichte. Mehrere Sommer hindurch trank er das Egerwasser, welches er lobte, allein da er das Bad nicht selber aufsuchte, so mangelte es ihm an dem bei Brunnenkuren so überaus wichtigen Einflusse wohlthätiger Zerstreuungen; er blieb beständig in dem Kreise der gewohnten Kränkungen, durch deren Einfluß ihm das Wasser mehr zum Gift, als der Gesundheit förderlich werden mußte. Die seltsame Fügung eines feindlichen Schicksals hatte es nun einmal über den edlen Fürsten verhängt, daß er, geschaffen für ein stilles häusliches Glück und wie dazu gemacht, ein Hausvater im höchsten Sinne des Wortes zu sein, nirgends weniger Heiterkeit und Befriedigung finden sollte, als in seiner nächsten Umgebung. Die Stadt- und Hofklatschereien, durch die so manche Spannung erzeugt und befördert wurde, mag ich hier nicht niederschreiben; nicht den Schlamm wieder aufwühlen, welcher nun längst zum trüben Niederschlage geworden ist. Ich müßte fürchten, den in diesen Dingen so zartfühlenden Herrn, welcher dies alles nicht einmal geargwohnt wissen wollte, noch im Grabe zu beleidigen. Verschloß er seine Empfindungen doch auch bei Lebzeiten tief im Innersten seines Herzens, auf die Gefahr, daß dieses breche — wie es gebrochen ist!

Redlich trug jedoch Ein Mitglied seiner Familie in den letzten Zeiten dazu bei, ihm wohlthuende Augenblicke zu bereiten: das war seine zweite Schwiegertochter, die Prinzessin Caroline Amalie von Hessen-Cassel, seit dem 24. April 1802 vermählt mit dem Erbprinzen, der am 4. Januar 1801 seine erste Gemahlin, die Prinzessin Louise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, mit der er am 21. October 1797 verbunden worden war, durch den Tod im Wochenbette verloren hatte. Der Herzog Ernst ehrte das gesetzte, gutmüthige Wesen dieser vortrefflichen Frau; er schätzte sie wegen ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihrer Stieftochter, der am 31. December 1800 geborenen Prinzessin Louise eine sorgsame, echt mütterliche Pflege angedeihen ließ, wie denn die kleine, vom Herzog Ernst innig geliebte Enkelin unter ihrer Aufsicht zusehends gedieh und schon damals zu versprechen begann, was sie später gehalten hat: nämlich eine blühende Rose an Schönheit und Bildung unter Deutschlands Prinzessinnen zu werden. Sie reichte ihre Hand am 31. Juli 1817 einem Agnaten, dem regierenden Herzog Ernst von Coburg, der nun unser Landesherr geworden ist.

Die feste, saubere Handschrift seiner neuen Schwiegertochter hatte den Herzog Ernst, welcher — wie Lavater — großen Werth auf solche Zeichen legte, schon bei'm ersten Briefe derselben entzückt; er hatte mir diesen gleich nach dem Empfange mit lebhafter Zufriedenheit gezeigt. Noch auf seinem Todtenbette sprach er von der Erbprinzessin oft gegen mich, und stets mit Herzlichkeit.

Da der Herzog in seinen letzten Jahren vom Reisen nichts hören mochte und sich im gewöhnlichen Gleise des einförmigen Lebens besser gefiel, so war es dem Leibarzt Grimm nur ein einziges Mal geglückt, ihn zu bewegen, das Karlsbad zu besuchen. Die Reise wurde im Jahre 1802 unternommen, und zwar unglücklicherweise grade zur Zeit der rauschendsten Badesaison, im Juni und Juli. Dies war

das Mittel, dem Herzog Bad und Kur für immer zu verleiden; das richtigere wäre geweſen, wenn man im Frühjahr oder im Spätherbſte aufgebrochen wäre, wo der Zufluß vornehmer Perſonen nicht ſo ſtark, und der ſteife Etikette-Zwang verſchwunden iſt. Leider war dies ſeinem Begleiter, dem Geheimerath von Thümmel nicht begreiflich zu machen; vielmehr trug dieſer in der beſten Meinung, den Herzog zu zerſtreuen, durch angeſtellte Feſtlichkeiten ſelbſt dazu bei, den Kranken in eine Menge von Aufwartungen, Empfang und Ceremoniell aller Art zu verwickeln; dazu kam, daß der Herzog ganz allein durch ſich, abgeſehen von ſeinem Stande, ſchon feſſelte, weßhalb Damen und Herren begierig den Umgang mit einem Fürſten ſuchten, an dem die Feinheit ſeines Benehmens ebenſo auffallen mußte, wie der Reichthum ſeiner Kenntniſſe. Herzog Ernſt, ängſtlich befliſſen, jede ihm erwieſene Aufmerkſamkeit ſogleich zu erwiedern, befand ſich mithin in einer beſtändigen Spannung, aus der er ſich ungeduldig erlöſt zu ſehen verlangte; kaum waren daher die einundzwanzig Tage verfloſſen, welche man gewöhnlich zur Kurzeit beſtimmt, als er, ohne auf die Wirkungen des Waſſers zu achten, welche in einem geſchwollenen Beine heilſam zu Tage traten, ohne irgend eine Gegenvorſtellung hören zu wollen, auf- und davon reiſte, mit dem ausgeſprochenen Vorſatze: „nie wieder nach Karlsbad zu gehen.“ Hatte er ſolchen Vorſatz einmal feſt gefaßt, ſo hätte man eher die Welt aus ihren Angeln heben, als ihn bewegen können, davon zurückzukommen. So brach er denn, unbekümmert um ſeine Beinſchmerzen, auf und ging nach Dresden, dem Kurfürſten Friedrich Auguſt ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Zwiſchen dieſen beiden Regenten herrſchte ein gewiſſer Einklang der Anſchauungen, beſonders auch der Lieblingsſtudien: der höheren Mathematik.

Im Herbſte des nämlichen Jahres 1802, als Herzog Ernſt ſchon wieder nach Gotha zurückgekehrt war, ging ich

ſelbſt mit meiner Frau nach Karlsbad, wo ich die Freude hatte, meines fürſtlichen Freundes überall mit Ausdrücken der Bewunderung und Hochachtung erwähnen zu hören. Der Präſident eines preußiſchen Staatsdepartements, Herr von Kircheiſen, ſpäter preußiſcher Staats- und Juſtizminiſter, rühmte mir gegenüber, ohne meine Verhältniſſe zum Herzoge zu ahnen, deſſen ſtaatswirthſchaftliche Kenntniſſe mit beredten Worten und hob namentlich hervor: wie ſeine Fragen ſtets gründliche Belehrung zum ernſten Zwecke gehabt hätten. Sehr bezeichnend bemerkte auch Herr von Kircheiſen: wie der Herzog niemals in ſeinen Geſprächen ein Wort von „Land“ oder „Unterthanen“ habe einfließen laſſen; wenn die Rede von ſeinen Fürſtenthümern geweſen, ſo habe er ſich immer allgemeiner Ausdrücke bedient, wie z. B. „bei uns,“ oder: „in unſeren Gegenden“ u. dgl.

Wenn es vielleicht ſeltſam ſcheint, daß bei ſo engen Beziehungen zum Herzog Ernſt von uns nicht grade die nämliche Zeit zum Aufenthalte in Karlsbad gewählt wurde, wo auch er dort anweſend war: ſo will ich nicht verhehlen, daß ich glaube, der Herzog hätte dies ganz beſonders gern geſehen. Allein weder er, noch wir äußerten die entfernteſte Anſpielung darauf; er nicht, weil er fürchtete, durch ſolche Auszeichnung den ohnehin ſchon in nichtswürdiger Weiſe regen Neid gewiſſer Kreiſe gegen meine Frau und mich zu vermehren, wir nicht, weil wir die Zartheit ſeiner Empfindungen ahnten und würdigten. Als ich daher kurz vor ſeiner Abreiſe nach Karlsbad um Urlaub zu einer Reiſe eben dahin bat, und zwar für den Monat, in welchem er (wie ich wußte) dort nicht mehr zugegen ſein würde, las ich auf ſeinem Geſichte, daß er fühlte und ehrte, was mich ſo handeln ließ.

Jenes Jahr meines Aufenthalts in Karlsbad zeichnete ſich wiederum dadurch für uns erfreulich aus, daß wir die angenehme Bekanntſchaft vieler bedeutender Menſchen aller

Stände und Länder machten. Als wir nach unſerer Heimkehr auf unſeren Spaziergängen dem guten Herzog manche frohe Einzelnheit, noch in der Erinnerung dadurch heiter angeregt, erzählten, verglich er mit unſerem vergnügten Aufenthalte trübe den ſeinigen, und von neuem brach er in Klagen aus über ſeinen unglücklichen Stand, den er als die Haupturſache jeglicher Bekümmerniß anzuſchuldigen pflegte, welche ihn betraf.

So erſchien das Jahr 1803, und mit ihm eine neue Quelle der Sorge für den Herzog — Prinz Friedrich wurde durch eine Krankheit außerordentlicher Art jäh überfallen. In dem Reinhardsbrunner Tagebuche des Herzogs Ernſt, deſſen ich bald nähere Erwähnung thun werde, findet ſich dieſer ſchwere Schlag unter dem 12. Juni 1803 auf folgende fromme und herzliche Weiſe eingetragen: „Auch geht morgen, Montags, mein Sohn Friedrich in's Bad nach Wiesbaden. Wollte doch Gott, daß er von ſeiner häßlichen hyſteriſchen Krankheit, von der er in der Nacht vom 18. auf den 19. März zuerſt heimgeſucht wurde, und die nunmehr zwölf volle Wochen gedauert hat, dort völlig wiederhergeſtellt werde; und ſeinen heiligen Segen dazu verleihen! Amen!“ Dies Gebet ging nicht in Erfüllung; erſt im Jahre 1810 traten einige Veränderungen in der Zeitdauer jener Krämpfe ein, bis dieſelben durch den Aufenthalt des Prinzen in den milden Himmelsſtrichen Italiens und durch den Gebrauch von Seebädern zum Theil gehoben wurden; leider (nach Grimms Weiſſagungen!) mit böſen Folgen, wie ich ſpäter bei der Geſchichte ſeiner Regierung näher darzulegen haben werde: allzuheftige Mittel brachten den unglücklichen Prinzen um Ein Auge, ſowie um den Gebrauch ſeiner ſchönen Stimme, welche er ſo oft in melodiſchen Geſängen geübt hatte. Die Krankheit, wie ſoeben erwähnt, 1803 zuerſt zu Tage getreten, war ſehr merkwürdig: eine Krampfſtarrſucht des ganzen Körpers ergriff den Prinzen bei vollem

Bewußtſein; er glich dann einem jener plötzlich verſteinerten Ritter aus alten Zaubermärchen; kein Glied ſeines Körpers hatte Biegſamkeit oder konnte von ihm auch nur geregt werden; alles war ſteif und ſchwer wie ein bronzenes oder marmornes Standbild. So wenig ſich die Arme oder Beine eines ſolchen biegen und bewegen laſſen, ſo wenig war das der Fall bei dem Prinzen Friedrich. Sorgfältig mußte er daher darauf bedacht ſein, dem Körper und den Gliedmaßen vor dem Eintritte der Krämpfe eine bequeme Lage zu geben, weil jedes Glied in genau der Haltung verharren mußte, worin die Verſteinerung es überraſcht hatte. Zu Anfang dieſer entſetzlichen Krankheit ſchwand während der Anfälle auch die Sprache und die Bewegungsfähigkeit der Augen; dies geſchah aber ſeit 1810 nicht mehr, der Prinz benutzte daher nachmals dieſe Zeit gewöhnlich zum Dictiren ſeiner Briefe, oder um ſich erzählen, auch wohl vorleſen zu laſſen. Sobald die Starrſucht aufgehört hatte, war der Kranke wieder ſo beweglich, ſo munter und geſund, als ob nicht er, ſondern ein völlig Fremder gelitten hätte. Zahlloſe verſchiedenartige Mittel ſind von den berühmteſten Aerzten aus halb Europa fruchtlos verſucht worden, um die grauenvolle Krankheit zu heben, und ohne Frage hat eben dieſes bunte Allerlei der Verordnungen mehr geſchadet, als genützt. Beſſer wäre es geweſen, man hätte auf die Warnung des Veteranen Grimm gehört, der kopfſchüttelnd ſagte: „Wenn man in ſolcher Weiſe fortfährt, ſo ſtirbt der Prinz als Opfer der Facultät.“

Das von mir erwähnte Reinhardsbrunner Tagebuch des Herzogs Ernſt empfing ich aus den Händen des dortigen Caſtellans, als ich wenige Wochen nach des Fürſten Tode mit meiner Familie nach dieſem Lieblingsaufenthalte des verewigten Herrn wallfahrtete, um ſein Andenken an dieſem ſtillen Orte ſtill zu feiern. Reinhardsbrunn, ein im Bauernkriege zerſtörtes Kloſter, nun eine Meierei mit einer neuen

Kirche und den Denkmälern einiger thüringiſchen Landgrafen, liegt in einer waldigen, romantiſchen, einſamen Gegend, welche Herzog Ernſt mit etlichen Wegen hatte durchziehen laſſen, die unter ſeinem älteren Sohne mit guter Wahl erweitert worden ſind. Hier oder in dem etwas geräuſchvolleren Luſtſchloſſe Molsdorf (erkauft vom Grafen Gotter), manchmal auch zu Ichtershauſen, pflegte der Herzog im Sommer die Sonntage zuzubringen. Dann beſtand ſein ganzes Gefolge aus ſeinem treuen Büchſenſpanner; zum „Küchenwagen" diente der Sitzkaſten ſeiner Poſtchaiſe, in den ein Braten gelegt wurde, welchen die Frau des Gärtners oder des Caſtellans dem Herzoge zurichten mußte. Am häufigſten zog es ihn aber nach dem ſtillen, klöſterlichen Reinhardsbrunn, wo er eine Schweizerei hatte anlegen laſſen, deren allmähliches Aufblühen ihm die größte Freude machte. Beſucher führte er mit Vorliebe ſelbſt in den Milchkeller ſowie zur Käſerei, die beide unter Aufſicht der bejahrten Caſtellanin ſtanden und in holländiſcher Reinlichkeit ſtrahlten. Reinhardsbrunner Milch und Reinhardsbrunner Butter waren weit und breit, in Stadt und Land, mit Recht berühmt; Privatperſonen erhielten davon kleine Quantitäten gegen Bezahlung; dennoch galt die Verabfolgung als ein Vorrecht, welches geſucht und hoch geſchätzt wurde. So war es einige vierzig Jahre lang; 1823 aber wurde die Schweizerei plötzlich aufgehoben, Inventar und Vieh verkauft, weil — die Bewirthſchaftung zu koſtſpielig ſei! Auf gleiche Weiſe und unter gleichem Vorwande wurde nach Herzog Ernſts Tode auch das Georgenthaler und Oberhofer, 1746 angelegte Geſtüt aufgehoben; Pferde aus dieſer Zucht waren wegen ihrer Leichtigkeit, Ausdauer und guten Hufe meilenweit in der Runde geſucht; noch jetzt giebt es ſolche Pferde, deren Name „Georgenthäler" als eine Art von Pferde-Adelsbrief gilt. Nach neunzehn Jahren wurde das Geſtüt vermißt, und im „Landgeſtüte" wieder geſtiftet, dem Prämien und andere

ſchöne Dinge aufhelfen ſollen. Ob das gelingen, und ob das Landgeſtüt die muthwillig aufgehobenen Einrichtungen erſetzen wird, muß die Zukunft lehren. In dies Capitel gehört auch das Umhauen eines Theils der kräftigen alten Bäume im ſog. Küchengarten, gepflanzt von den erſten beiden Friedrichen und allbewundert wegen ihres hohen, ſtämmigen Wuchſes; ferner das Niederſchlagen der Alleeen im Schloßgarten zu Friedrichswerth, dieſer Schöpfung Friedrichs II., welche ein Lieblingsaufenthalt der geiſtreichen Louiſe Dorothea und Friedrichs III. war, und wo dieſes Herrſcherpaar mit den ſchönen Geiſtern ihres Hofes jene Witzſpiele der Louis XIV. und XV., wie z. B. den Eremitenorden nachbildete, deſſen ich zu Eingang dieſer Erinnerungen gedacht habe. — Hieb man doch auch gleich in den erſten Tagen nach dem Tode des Herzogs Ernſt die alten Tannen um, welche den nach Reinhardsbrunn führenden Weg überwölbten! Kaum rettete ich noch durch die Verwendung der Herzogin Caroline die uralten Linden der Siebenteiche, die in der ringsum flachen Gegend einen ſo maleriſchen Punkt bilden.

Abgeſehen von den oben erwähnten Einrichtungen, welche dem Herzog Ernſt ſein Reinhardsbrunn beſonders lieb machten, kamen aber noch zwei Umſtände hinzu, welche die Anziehungskraft des alten Schloſſes für ihn erhöhten: das Vorhandenſein eines kleinen Vogelherdes und die Nähe von Schnepfenthal. Der alte würdige Salzmann ſuchte ihn regelmäßig auf, oder es begegnete ihm irgend ein Lehrer mit botaniſirenden Zöglingen, oder es kamen Fremde hinüber. Auch wir mußten ihn alljährlich ein oder zweimale in Reinhardsbrunn aufſuchen, und wenn wir das von uns mitgebrachte Eſſen für uns verzehrt hatten, tranken wir dann den Thee mit dem Herzog unter deſſen Lieblingslinde, oder wir unternahmen irgend einen gemeinſchaftlichen Spaziergang nach einem Walddorfe. Am Abend machte es ihm Spaß, wenn er uns bei'm Nachhauſefahren mit ſeinen ſchnellen

engliſchen Füchſen trotz unſeres Vorſprungs einholte, und im Vorbeifahren uns noch eine „Gute Nacht!“ zurufen konnte.

Es kamen aber auch für ihn in Reinhardsbrunn der Tage viele, an welchen er ſich mit ſeiner Egerflaſche oder dem mitgenommenen Buche ganz allein befand, oder an denen das Wetter ihn nicht begünſtigte. Dann ſcheint — wie die abgeriſſenen Bruchſtücke aus vielen einzelnen Jahren bezeugen — jenes Tagebuch entſtanden zu ſein, welches ich vom Caſtellan erhielt; die eng beſchriebenen Blätter waren unter anderen Papieren der einſamen Wohnſtube des Herzogs gefunden worden. Mir wurden ſie eingehändigt, damit ſie, gleich dem übrigen ſchriftlichen Nachlaſſe, von den dazu beſtimmten Commiſſarien vernichtet würden. Ehe dies geſchah, konnte ich jedoch der Verſuchung nicht widerſtehen, einige der vielen ſchönen Stellen abzuſchreiben. So manches für den ſeltenen Fürſten im höchſten Grade Ehrenvolle iſt auf ſeinen Befehl vernichtet worden, daß ich es nicht für ſtrafbar hielt, dies wenige aufzubewahren, was der Zufall mir in die Hände ſpielte. Und ſo fand ich denn unter dem 16. Auguſt eines der letzten Jahre folgendes Selbſtbekenntniß: „. . . Ärgerlicher und empfindlicher werde ich mit jedem Tage, und dies thut weder wohl noch gut, denn ich leide davon nicht allein, ſondern auch diejenigen, die es mit mir zu thun haben.“ Einige Monate vorher heißt es: „Ich will mich in Geduld faſſen, meinem Schickſal mich ergeben und geduldig tragen, was ſich nicht ändern läßt. Die Vorſehung fügt es ſo, und daher wird es mir wohl am zuträglichſten ſein. Ich vertraue dem ewigen, gnädigen, unbegreiflichen Weſen, das mich aus dem Nichts hervorrief und mich eben die Bahn wandeln ließ, die ich — nie, nie gewählt haben würde. Doch dies Weſen muß am beſten wiſſen, was mir gut und nützlich iſt, und ſo will ich, ſo gut ich kann, deſſen heiligen Willen erfüllen und es fernerhin für mich walten laſſen. Amen!“ — Welche ſchöne, echt chriſtliche Ergebung!

Nur ſchwer widerſtehe ich der Verſuchung, noch eine ganze Reihe ähnlicher ergreifender Stellen mitzutheilen.

Das Jahr der Erkrankung des Prinzen Friedrich, 1803, war auch dasjenige, in welchem ich jene zweite, nur vierzehn Tage dauernde, aber höchſt genußvolle Rheinreiſe mit meiner Familie und meiner Nichte Caroline Ettinger unternahm, von welcher ich bei Gelegenheit des Jahres 1792 ſchon geſprochen habe. Noch denke ich dankbar froh zurück an die gaſtfreie Aufnahme im Bethmannſchen Hauſe zu Frankfurt, an die Theeabende bei meiner liebenswürdigen und guten Correſpondentin Frau von la Roche zu Offenbach, und an den eben ſo freundlichen Empfang, der mir ſeitens des Prinzen Friedrich in Wiesbaden zu Theil wurde. Der Herzog hatte den Urlaub zu unſerer Reiſe mit der freundſchaftlichen Bedingung gegeben: „wir ſollten nicht zu lange ausbleiben;“ es war, als ahne er, daß kein Sommer, kein Herbſt wieder für ihn kommen würde. Eine große Freude wurde ihm jedoch im Spätſommer des Jahres 1803 noch zu Theil; er hielt ſich, wie gewöhnlich, Nachmittags in ſeinem Garten auf, als er von fern einen Mann in grauem Ueberrock gewahr wurde. Als derſelbe ſich näherte, erkannte Herzog Ernſt zu ſeinem frohen Erſtaunen den Fürſten Franz von Deſſau, den er in hohem Grade ſchätzte und liebte, und der auf ſeiner Durchreiſe kam, ihn aufzuſuchen. Noch am Abend, als er uns dieſe willkommene Ueberraſchung erzählte, ſtrahlte ſein Geſicht vor Vergnügen darüber.

Unterdeſſen hatten die Wiesbadener Aerzte gewünſcht, Prinz Friedrich möge in dem milden Klima der Maingegend während des Winters bleiben; der Vater war auch durchaus geneigt, in dieſen Wunſch zu willigen. Doch die Mutter erklärte: es ſei ihr ganz unmöglich, ohne den geliebten Sohn zu ſein. — Später, als Herzog Ernſt todt war, lebte er in Nizza, ſie in Hyères; es trennten ſie alſo nur wenige Meilen; allein die Herzogin nahm da gar keine Notiz von

dem „geliebten Sohne.“ 1803 aber verlangte ſie auf das beſtimmteſte: entweder ſolle er nach Gotha zurückkommen, oder ſie werde zu ihm nach Frankfurt ziehen. Der Vater, dem vor einer ſolchen Veränderung und dem, was daran hing, graute, entſchloß ſich, mit dem Leibarzte nach Frankfurt zu reiſen und die Geſundheit ſeines Sohnes zu unterſuchen. Das Reſultat dieſer letzten Reiſe des Herzogs, welche in der Fülle des Mißmuths und körperlichen Uebelbefindens angetreten und ebenſo und mit übereilter Haſt geendigt wurde, war die Zurückkunft des Prinzen, deſſen Zuſtand ſich in dem ſtrengen Winter jenes Jahres durch die rauhe Bergluft unſerer Gegenden nur verſchlimmerte.

Gegen Ende 1803 war es, als mir der treue, nun auch längſt heimgegangene Kammerdiener des Herzogs, Breuning, der ſchon ganz jung als Laufburſche und ſeitdem unausgeſetzt um die Perſon des Fürſten geweſen und ihm mit ganzer Seele ergeben war, voll Bekümmerniß entdeckte: wie er an ſeinem Herrn Dinge bemerke, namentlich eine Abnahme der Kräfte wahrnehme, wodurch die Befürchtung rege werde, daß wir uns Seiner nicht mehr lange erfreuen würden. Ich machte es ihm ſogleich zur Pflicht, den Leibarzt unter irgend einem Vorwande zu einem Beſuche zu veranlaſſen, denn dieſer durfte nicht ungerufen kommen; der Herzog aber weigerte ſich hartnäckig, ihn rufen zu laſſen. Der Beſuch fand ſtatt und hatte die gute Folge, daß der Herzog ſich entſchließen mußte, Arznei zu nehmen. Dennoch wurden die Zeichen immer bedenklicher: Herzog Ernſt, der Mann von herkuliſchen Leibeskräften, — man zeigte im Zeughauſe eine Bombe, die mehrere Centner wog, und die er in ſeiner Jugend mit Einer Hand gehoben hatte; auch rollte er, wie Auguſt der Starke von Sachſen, einen ſilbernen Teller zuſammen — Kräfte, die er durch Bewegung ſelbſt im ungünſtigſten Wetter übte und ſtärkte — Herzog Ernſt mußte ſeinen gewöhnlichen Morgenritt einſtellen; ja, zuletzt wurde

er so hinfällig, daß er kaum mehr die Treppen allein hinaufschleichen und Abends zu seiner Gemahlin, oder Mittags zu mir auf seine Privatbibliothek kommen konnte. Das letzte Mal, als er mich dort aufsuchen wollte, erfuhr ich zufällig vorher davon; als ich nun hinabeilte, um ihn nicht zu verfehlen, stieß ich an der Ecke einer Gallerie plötzlich auf ihn, der sich an der Wand hielt, um nicht umzusinken. Er würde zusammengebrochen sein, hätte ich nicht meine Arme um ihn geschlagen und den fast Ohnmächtigen gehalten. Von diesem Augenblicke an sah ich die Zukunft im schwärzesten Lichte; in der That verließ der Herzog bald nicht mehr sein Zimmer. In dieser Eingezogenheit sah man ihn aber anfangs noch immer im Frack, so sehr liebte er das Anständige; endlich aber mußte dieser dem Schlafrock weichen, denn bald konnte der Herzog nicht mehr aufrecht, sondern nur noch angelehnt sitzen. Noch aber las er alle seine Briefe selbst, oder in einem Buche wie gewöhnlich; seine letzte Lectüre waren Zacharias Werners „Söhne des Thals," auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte; als mich der Verfasser im Jahre 1808 besuchte, zeigte ich ihm das Exemplar des Fürsten und darin eine von dessen Hand unterstrichene Stelle. Werner war tief ergriffen, küßte das Blatt und sandte mir am anderen Tage folgendes schöne Sonett:

„Bruders Gedächtniß.

Sonett, zu lesen bei'm Brüdermahle am 20. April.[1]

Den Sänger lohnt der Saft der goldnen Traube,
Credenzt von Brudershand im klaren Becher;
Ihn lohnt, den ewig minnedurst'gen Zecher,
Der Blüthenschnee am Quell in Edens Laube,
Und was der Zeit, dem Raume nicht zum Raube —
(Denn jede Macht, selbst Gottes Zorn, ist schwächer!)

[1] Als dem Todestage des Herzogs Ernst.

Was Berge ſprengt, zerbricht des Todes Köcher,
Das Schickſal zwingt — das Rieſenkind: der Glaube.
O Allbarmherziger, wie kannſt Du lohnen!
Der theure Bruder ward von mir, dem Schwachen,
Auf Sangesflügeln durch den Tod getragen! —
Muß nicht der Menſch den Popanz Tod verlachen?
Ihn, der, ein Held, auf Wolken ſcheint zu thronen,
Ein ſchwaches Blatt Papier kann ihn verjagen!

Dem Executor Testamenti, Bruder Reichard, hinterlaſſen
vom
Bruder Werner."

Nach wie vor war es mir vergönnt, den Herzog täglich mehrmals zu beſuchen; außer mir und ſeinen drei vertrauteſten Kammerdienern gingen in den letzten Wochen ſeines Lebens nur ſeine Gemahlin und ſeine Kinder zu ihm; letztere anfangs nicht ſo häufig, als ſie es wünſchten. Als ich mich einſt zu dem Herzog begeben wollte, fand ich den Prinzen Friedrich auf einem Gange ſitzen; bitterlich klagte er mir, wie er ſeinen Vater nicht täglich ſehen könne, weil die Mutter es nicht haben wolle, ſondern verſichere, daß ſeine und ſeines Bruders Auguſt Gegenwart dem Vater läſtig ſei. Ich entgegnete: hier müſſe nothwendig ein Mißverſtändniß obwalten, und als ich zu dem Kranken kam, erzählte ich ihm von der Gegenwart des Prinzen. „Warum kommt er denn nicht herein?" war ſeine Antwort, und ſogleich ſchickte er einen Kammerdiener hinaus, den Sohn zu holen. „Fritz! Mein lieber Fritz!" rief er ihm ſchon von fern entgegen, und der Prinz ſtürzte in ſeine Arme.

Immer ſchwächer wurde der Kranke, immer düſterer meine eigene Gemüthsſtimmung. Ueber den Ausgang des Zuſtandes meines fürſtlichen Freundes konnte ich nicht länger im Zweifel ſein, und mir brach darüber faſt das Herz. Die Fülle meines Kummers noch zu mehren, traten äußere Dinge an mich heran, die freilich an ſich nur Nadelſtichen gleich

kamen, aber auch ganz das ſchmerzliche derſelben hatten. Überall begegnete ich den ſchadenfrohen Blicken gewiſſer Leute, denen ich von jeher ein Dorn im Auge geweſen, und die ſich nun des Verluſtes freuten, der mir bevorſtand. Gab es doch nach dem Tode des Herzogs Menſchen von ſo kleiner und verworfener Denkungsart, daß ſie mich in den erſten Tagen nicht grüßten, ja, mir in's Geſicht lachten! Und wie änderte ſich eben dieſe Nichtswürdigkeit wieder, nachdem es offenbar geworden war, wie auch der neue Regent mir gnädig entgegenkam!

Zu jenen Nadelſtichen geſellte ſich noch, als ein für mich beſonders harter Vorfall, der plötzliche Tod eines meiner Hauptgläubiger. Da er unmündige Kinder hinterließ, ſo mußte nach den bei uns beſtehenden Geſetzen der Beſtand ſeines Nachlaſſes gerichtlich aufgezeichnet und dies Verzeichniß bei der Regierung eingereicht werden; ich konnte alſo vorausſehen, daß meine Wechſel ſich darunter befinden und meine Schulden bald ſtadtkundig werden würden. Nur Ein Mittel gab es, die Wechſel ſchnell einzulöſen — wenn ich den Herzog in's Vertrauen zog. Ich wagte dieſes Mittel und richtete an ihn die Bitte um Darleihung der nöthigen Summe; ſchon am nächſten Morgen in aller Frühe erhielt ich einige bejahende Zeilen, mit zitternder Hand geſchrieben. Als ich mit dem Schuldſchein zu ihm kam, ſchlich er zu einem Schranke, öffnete ihn und gab mir die Summe in Gold. Sie war der letzte eingetragene Poſten in ſeinem ſtets mit großer Regelmäßigkeit geführten Ausgabebuche, und mit den Worten notirt: „Tauſend Thaler an Reichard, zu einem gewiſſen Behufe.“

Wenige Tage ſpäter hatte ich den Herzog kaum zur Mittagsſtunde verlaſſen und ſaß zu Hauſe eben bei der Suppe, als ſein Büchſenſpanner eintrat und zu mir ſagte: „der gnädigſte Herr wünſche mich unverzüglich zu ſprechen.“ Eilends kleidete ich mich wieder an und folgte dem Büchſenſpanner auf dem Fuße; als ich in das vor kurzem erſt von mir verlaſſene Zimmer trat, fand ich den Kranken liegend;

das Geſicht hatte er ganz gegen die Wand gekehrt, wahrſcheinlich um mir ſeine Bewegung zu verbergen. Mit ruhiger und deutlicher, obgleich ſchwacher Stimme fing er nun einen klaren und wohlgeordneten Vortrag an: wie ſein Ende herannahe, und wie er mich nebſt allen ſeinen Freunden beſchwöre, ihm nicht durch Traurigkeit den Tod zu erſchweren, nach dem er ſich ſo ſehr geſehnt. Immer habe er gehofft, Gott werde die Gnade haben, ihm noch genügende Kräfte zu verleihen, damit er ſelbſt ſeine Papiere und noch einige andere Dinge in Ordnung bringen könne; er fühle aber nunmehr, daß dies nicht der heilige Wille des Höchſten geweſen ſei, denn es ſei ihm klar geworden, daß auch keine Minute mehr zu verlieren ſei, um dies ihm ſchwer das Herz bedrückende Anliegen zu beſeitigen. Daher erſuche er mich, ſowohl über die Hauptpunkte (welche er mir nun darlegte) ihm meine gutachtlichen Vorſchläge zu machen, als auch einige Männer zu nennen, denen er die förmliche Ausfertigung der noch von ihm zu treffenden Verfügungen, ſowie die Durchſicht ſeiner Papiere nach ſeinem Tode anvertrauen könne. Tieferſchüttert faßte ich alle meine Geiſteskraft zuſammen, um den geforderten Rath nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu geben; bis auf einige untergeordnete Punkte trafen auch meine Vorſchläge mit der eigenen Meinung des Herzogs zuſammen. Als Bevollmächtigte nannte ich ihm drei bewährte Diener ſeines Hauſes; Ehrenmänner, die er ſelbſt wegen ihrer Kenntniſſe und Biederkeit ſchätzte, und von deren Feſtigkeit ich überzeugt war, daß ſie ſeinen Willen nach ſeinem Tode pünktlich befolgen würden, ohne durch irgend eine Rückſicht ſich beirren zu laſſen. Dieſe drei Männer waren der Geheimrath von der Becke, der damalige Regierungsrath von Seebach und der Regierungsrath Geißler, der Sohn ſeines alten Freundes, welcher nachher unter dem Herzog Auguſt plötzlich ſeinen Abſchied forderte und ſich auf ſeine großen Güter in Sachſen zurückzog.

Von diesen drei Vorgeschlagenen wählte Herzog Ernst den ersten und den letzten, da derselbe auch Freimaurer war; die anderen beiden waren dies nicht. Bei dem reichen Schatze, welchen Herzog Ernst an den wichtigsten Freimaurerpapieren aller Systeme und der höchsten Grade besaß, war es nothwendig, daß dieselben von einem Vertrauten des Bundes übernommen und gesichtet wurden. — Nachdem er sich für von der Becke und Geißler entschieden, befahl er mir, ohne Zeitverlust mit beiden in seinem Namen zu sprechen, und sie zu fragen: ob sie sich dem Geschäfte unterziehen wollten? Beide fühlten sich durch das Vertrauen des Herzogs hochgeehrt und erklärten sich willig bereit. Die Freude des Herzogs, als ich ihm diese Antwort brachte, war groß; ungesäumt bestimmte er nun den anderen Morgen als Zeitpunkt, wo er diese Commissarien sprechen wollte; mir trug er auf, noch bis zum Abend eine Übersicht der Punkte aufzusetzen und ihm zu bringen, um welche es sich handeln werde, der zunehmenden Schwäche seines Gedächtnisses damit zu Hilfe zu kommen. Pünktlich unterzog ich mich dieser Aufgabe. Die auf die Durchsicht der Papiere bezügliche Bestimmung setzte fest, daß alle Schriften, welche sich vorfinden würden — Staatspapiere oder Schuldverschreibungen ausgenommen — auf der Stelle von den Commissarien ohne Sichtung verbrannt werden sollten. Der Herzog war ein Feind der Veröffentlichung von Briefsammlungen Verstorbener; eben deßhalb hatte er auch, wie ich oben erwähnte, die Bodeschen Papiere angekauft. Alle Schriften, Geräthe oder Briefschaften, welche die Freimaurerei und deren Verzweigungen beträfen, sollten, die Geräthe zerschlagen und vernichtet, die Papiere hingegen gesammelt, in Kisten verwahrt und nach Stockholm an den dortigen großen Orient[1] als ein heiliges, niemals zu eröffnendes Depositum gesendet

[1] Groß-Orient ist der im Auslande vorherrschend übliche Name für Großloge.

werden. Anfangs hatte ich Verbrennung, darauf Niederlegung im herzoglichen Hausarchive vorgeſchlagen; beides verwarf der Herzog: erſteres, weil unter den Papieren ſehr viele ihm vermachte Depoſita von Anderen, inzwiſchen Verſtorbenen waren, über welche vernichtend entſcheiden zu können er ſich nicht befugt glaubte; letzteres aus einem ſehr triftigen Grunde, den ich verſchweige, weil er ſich auf ſeinen Nachfolger bezog. Ein ſpäterer Vorfall, den ich erzählen werde, überzeugte mich aber, wie richtig Herzog Ernſt geurtheilt hatte.

Wir blieben endlich dabei ſtehen, daß die Freimaurerpapiere in Stockholm am beſten aufgehoben ſeien, weil in Schweden die Freimaurerei den feſteſten Sitz hat und gewiſſermaßen mit dem Staate verwebt iſt. In der That ſind die betreffenden Kiſten, vier an der Zahl, mit Einſchluß der Bodeſchen, welche noch ſo unverſehrt vorgefunden wurden, wie ich ſelbſt ſie in Weimar übernommen und verſiegelt hatte, wohlbehalten an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt, und nach dem Antwortsſchreiben des Herzogs von Südermannland — des nachherigen, am 5. Februar 1818 verſtorbenen Königs Carl XIII., der von 1780—1811 Großmeiſter Schwedens war — wird der Wille Ernſts des Bruders pünktlich befolgt werden.

Da die beiden Erbſchaftscommiſſarien alle ſich nach des Herzogs Tode vorfindenden Schuldſcheine einer zur Ordnung des Nachlaſſes von den Erben einzuſetzenden Commiſſion einhändigen ſollten, ſo mußten ſich nothwendig auch meine Verſchreibungen darunter befinden; als der Herzog auf dieſen naheliegenden Gedanken gerieth, verordnete er ſogleich noch den Zuſatz: alles auf ſelbige Bezügliche ſolle von den Commiſſarien geſammelt, eingeſiegelt und als zehnjähriges Depoſitum für einen ſeiner Söhne niedergelegt werden. Zuletzt mußte ich die Schlüſſel ſeines Schreibtiſches abziehen, verſiegeln und das Packet auf ſeinen Nachttiſch legen. So vorbereitet, brachte er am nächſten Morgen alles mit den beiden Biedermännern

von der Becke und Geißler in Ordnung und überreichte am dritten Tage das vollzogene Codicill einem Ausschusse seiner Landesregierung, den ich im Allerhöchsten Auftrage vom Justizminister dazu verlangt hatte.

Mein häufiges geschäftiges Hin- und Hergehen an jenen beiden Tagen und in einem schrecklichen Wetter hatte natürlich die Aufmerksamkeit gewisser mich bewachender Augen erregt; da jedoch, wie immer, meine Lippen verschlossen blieben, so hatte man sich sehr den Kopf zerbrochen, was bei dem Herzog wohl vorgehen könne? — bis die Überreichung des Codicills alles enthüllte. Nun war es natürlich klar, daß meiner Geschäftigkeit die niedrigsten Nebenabsichten zum Grunde gelegen haben mußten; man traute mir Nichtswürdigkeiten zu, von denen ich weiter unten sprechen werde.

Nachdem dieses den Herzog schwer bedrückende Geschäft glücklich vollendet war, verließ er sein Bett nicht wieder; es trat bei ihm eine völlige Gleichgiltigkeit gegen alles Irdische und eine ruhige Vorbereitung auf den nahen Eingang in die bessere Welt ein. Bis dahin hatte ich noch die einlaufenden Briefe öffnen, durchlesen und ihren Inhalt gedrängt mittheilen müssen; dies unterblieb von Stund' an; die neuen Bücherpackete wurden nicht mehr geöffnet, selbst ein neues mathematisches Instrument, nach dem sich der Herzog gesehnt und das jetzt eintraf, interessirte ihn nicht mehr; er wollte es nicht sehen. An einem der Thore unserer Stadt stand ein wilder Kastanienbaum, der ihm immer lieb gewesen war, weil er im Frühjahr unter allen Bäumen zuerst ausschlug; ich brachte ihm das erste grüne Ästchen davon. Er nahm es und lächelte; das war alles. Er sprach nur wenig; Jammern, Klagen und Stöhnen war nie seine Sache, und selbst jetzt blieb sein starker, mannhafter Geist Herr über die Leiden des Körpers. Er lag still, öfters mit gefalteten Händen und in Gebet vertieft — ein Bild des sterbenden Gerechten, den in diesem feierlichen Augenblicke der Ent-

ſcheidung keine Qual des Gewiſſens beunruhigte. Einmal, in einer Mittagsſtunde, richtete er ſich auf, heftete ſeine Augen ſtarr auf etwas am Fuße ſeines Bettes und ſank dann, als habe er es erkannt und als ſei es eine frohe Erſcheinung geweſen, mit unbeſchreiblicher Erheiterung ſeines Geſichtes wieder zurück in die Kiſſen. — Hier an ſeinem einſamen Lager, vertieft in das Anſchauen des lieben Sterbenden und verſunken in die Erinnerung daran, was er auf Erden und was er mir geweſen, faßte ich den Entſchluß, ihm in ſeiner geliebten Schweiz eine einfache Gedächtnißtafel errichten zu laſſen, ein Gedanke, den ich auf dem Rigi durch Freund Füßlis Hilfe wirklich ausgeführt habe. Nahe am Rigikulm, wenn man ihn von Arth aus beſteigt, wurde die mehrere Fuß hohe und breite, aus ſchwarzem Marmor kunſtreich hergeſtellte Tafel an einem großen Felſen befeſtigt; ihre Inſchrift lautet:

„Dem frommen Andenken weiland
Ernst II. zu Sachsen-Gotha
Hehr durch Ahnen und Kenntnisse
Grösser durch Edelsinn und Biederkeit
widmet dieses
Im Angesicht der Alpen und des freien Volks
das ER liebte und hoch ehrte
1804
R.“

Eine Abbildung dieſer Gedächtnißtafel befindet ſich vor dem zweiten Bande des Wielandſchen Merkur vom Jahre 1805, das Septemberſtück dieſes Jahrgangs enthält [S. 3—5] den beſchreibenden Aufſatz dazu.[1]

[1] Laut Lutz' „geogr.-ſtatiſt. Handlexikon d. Schweiz. Eidgenoſſenſchaft“ (neu bearb. von A. v. Sprecher, Aarau 1856) befindet ſich die Tafel „in der Nähe des kalten Bades gegenüber der Höhle Bruderbalm.“ Um nähere Angaben über den gegenwärtigen Stand der Dinge erſucht, antwortete der P. Berenuud, Capuc. Superior auf Rigi-Klöſterli dem Herausg. am 12. April 1876 Folgendes: „Die fragliche Gedächtnißtafel befindet ſich noch jetzt an gleicher Stelle. Die Eiſenbahn fährt kaum zwei

Sicher war dieſe Inſchrift ganz im Sinne des edlen Fürſten, der zeitlebens ein warmer Verehrer des Schweizer Volkes blieb. In ſeiner Bibliothek ſammelte er mit Vorliebe Schriften über dieſes Land; unter ſeiner Kupferſtichſammlung befand ſich ein Schatz von Schweizer Kupferſtichen, Anſichten, Veduten und Landſchaften, in den ausgeſuchteſten Abdrücken und von den berühmteſten alten und neuen Meiſtern. Als ich die Gedächtnißtafel auf dem Rigi errichten wollte, trug Landammann Reding mein Anliegen der Sitte gemäß dem unter den Waffen aufgeſtellten Volke von Schwyz vor; ihre Zuſtimmung zu meinem Plane verweigernd, fragten darauf einige: „Warum ſoll ein fremder Fürſt ein Denkmal auf unſerem Boden erhalten?“ Als aber Reding mit ſchlichten Worten ſagte: „der Fürſt, um den es ſich handle, ſei ein warmer Freund der Schweiz und des Schweizer Volkes geweſen,“ ſchwieg jeder Widerſpruch, und die Einwilligung erfolgte einſtimmig. Später, bei meinem Beſuche des Rigi im Jahre 1805, äußerten, des Redingſchen Wortes eingedenk, noch manche Alpenbewohner gegen mich bei Gelegenheit dieſer Inſchriftstafel: „Der Herzog war ein Schweizerfreund!“ — Natürlich hütete ich mich, dem Kranken von meinem Vorhaben auch nur den leiſeſten Wink zu geben.

Vor Herzog Ernſts Bette lagen auf dem Nachttiſche die zwei Taſchenuhren, die er ſtets zu tragen pflegte; die eine

Schritte entfernt bei ihr vorüber. Die Inſchrift iſt eingravirt, ſollte aber durch Farbe deutlicher leſerlich gemacht werden. Es iſt ganz leicht, vom Klöſterli aus etwa in 15 Minuten, zu dieſer Tafel bequem hinauf zu gelangen. Die Bruderbalmhöhle liegt gegenüber, iſt eine tiefe Schlucht und zieht ſich weit in den Felſen hinein. Solcher Balm-Höhlen befinden ſich mehrere auf dem Rigiberge.“ In Folge dieſer gütig ertheilten Auskunft wurde die Inſchrift im Juni 1876 durch Farbe aufgefriſcht, und gegenwärtig iſt die ſchon in weiter Entfernung ſichtbare Gedächtnißtafel auf's neue Ziel- und Wanderpunkt zahlreicher Reiſender, welche von Arth oder Vitznau aus den Rigi beſteigen, denn — erreichbar von Rigi-Klöſterli wie von Rigi-Kaltbad ohne Mühe — bietet der Punkt, wo die Tafel befeſtigt iſt, eine der ſchönſten Ausſichten von dem ganzen Berge.

war eine aſtronomiſche, die andere diejenige ſeines pietätvoll von ihm verehrten Vaters — beide wurden nach ſeinem Tode verſchenkt. Die zuletzt erwähnte Uhr kam ſpäter durch Erbſchaft an die Frau des Hofbedienten Berg; als nun nach dem Tode des Herzogs Friedrich IV. bei der Theilung von Sachſen-Gotha und Altenburg (1826) in der Verlooſung der niederen Hofbeamten unter die drei Geſammtregenten dieſer Bediente Berg auf Sachſen-Meiningen gefallen war, aber ſeine Penſion von Monat zu Monat nicht ausgezahlt erhalten konnte, ſah er ſich ſchweren Herzens genöthigt, die Uhr des Herzogs Friedrich III., ein altengliſches Werk von trefflicher Güte, zu veräußern; er wählte dazu den Weg der Verlooſung. Das Andenken an den Herzog Ernſt, der dieſe väterliche Uhr beſonders werth gehalten hatte, verſchaffte den Looſen zahlreiche Abnehmer; die Uhr fiel auf ein Loos der verwitteten Herzogin Caroline, und dieſe ſchenkte Berg edelmüthig ſogleich die geliebte Uhr wieder.

Herzog Ernſt hatte das Werk immer ſelbſt aufgezogen; als er ſich dazu nicht mehr im Stande fühlte, mußte es ſein Kammerdiener für ihn thun Das ſchnelle Picken dieſer Taſchenuhr und der einförmige Gang des Perpendikels der großen aſtronomiſchen Pendule unterbrachen dann allein die Stille des Zimmers. Am Tage vor des Herzog Tode bemerkte ich mit Schrecken, daß beide Uhren ſchwiegen, — und wie erſchütternd war mir dieſes Schweigen, dieſer Tod ihres Maſchinenlebens! Es war mir wie ein Vorbote von der Nähe auch Seines Todes, der um Mitternacht — auch die Stunde ſeines Begräbniſſes — im Übergange des 20. zum 21. April 1804 erfolgte. Zwei Stunden vorher hatte ich ihn verlaſſen müſſen; ſeine Augen waren ſchon geſchloſſen und er ſprach nicht mehr. Seine letzten, ſchwachen, faſt unverſtändlichen Worte hatte er Nachmittags mir zugeflüſtert.

Am zweiten Abend nach ſeinem Hintritt ging ich mit meiner Frau, nur begleitet von des Herzogs treuem Kammer-

diener Breuning, zur Leiche; feierliche, ernſte Ruhe lag auf den unentſtellten Zügen des edlen Geſichtes. Sichtbarlich hatte tiefer Gram den Körper verzehrt.

Feierlich und ruhig war auch die Nacht, in der man ihn hinaustrug nach der Inſel ſeines Gartens, wo er ohne Sarg in freier Erde zu den Füßen ſeiner beiden Kinder in die Gruft gelegt wurde.[1] Was ihn zur Anordnung dieſer Art des Begräbniſſes bewogen haben mag, kann ich nicht ſagen; der Herzog hat darüber nie ein Wort gegen mich geäußert. Da er in der ſchlichten, einfachen Uniform ſeines Leibregiments begraben ſein wollte, ereignete ſich zufällig der Umſtand, daß beim Verſiegeln ſeiner Zimmer kein Uniform-Degen zurückgeblieben war, als der meinige; das Kriegs-Collegium trägt Uniform. Ich hatte nämlich einen Degen beſeſſen, der mir zu ſchwer war, der dem Herzog aber ſehr gefiel; einſt bot ich ihm einen Tauſch gegen ſeinen leichtern an, und dieſer Tauſch war damals auf der Stelle vollzogen worden. Durch dieſe Verkettung von Umſtänden kam mein ehemaliger Degen an die Seite des Todten.

Ich hatte um die Erlaubniß gebeten, einer der Wenigen ſein zu dürfen, denen der Zutritt auf die Inſel geſtattet wurde; als man nun den Leichnam auf den Boden der Gruft legte, welche am Morgen von ſeiner Schwiegertochter und ſeiner kleinen Enkelin mit Blumen beſtreut worden war, als der achtzigjährige Obergärtner die erſte Schaufel Erde auf den Todten ſchüttete, den er nach dem Laufe der Natur zu überleben nicht hatte glauben dürfen, als nun nach und nach der ganze Körper unter der leichten Erdhülle verſchwand — da fiel mir unwillkürlich das alte Lied ein:

[1] Die Notiz darüber: „Allgemeine Zeitung“ № 143 vom Dienſtag 22. Mai 1804 S. 571 fg. iſt vielleicht von Reichard. „Der Hochw. Br. v. Saliſch, als erſter Marſchallsſtabführer, hatte es ſo geordnet, daß die irdiſchen Ueberreſte des erlauchten Br. um Hoch-Mitternacht der Erde wieder gegeben wurden.“ (Reichard, Logengeſchichte, S. 38 fg.)

„In obscura tumbae cella
Alma micat justo stella.“ —

Dem Herzog Ernſt, ihm, dem Gerechten, muß er geglänzt haben, dieſer Stern! Meiner Bewegung nicht Herr, ging ich durch die ſtille Nacht leiſe weinend nach Hauſe; als ich die dreißig Jahre meiner Beziehungen zu dem Todten überdachte, that es mir doch von Herzen wohl, mir ſagen zu können: daß ich ihm allewege treu und ergeben gedient hatte.

Einige Wochen ſpäter ſtand ich mit meiner Amalie und dem Miniſter von Thümmel abermals am Grabe des Herzogs, um dort die ſchöne Cantate zu leſen, welche in der Univerſitätskirche zu Jena, bei Gelegenheit der Todtenfeier, aufgeführt worden war, und welche Voß zum Verfaſſer haben ſoll.[1] Später ließ Prinz Friedrich, dem der Vater ſeinen Lieblingsgarten vermacht hatte, die Gondel wegnehmen, mittels deren man die Inſel erreichte; die Ruhe der Todten da drüben ſollte nicht von Neugierigen geſtört werden. Nur in ſtrengen Wintern konnte ich von da ab noch die geweihte Stätte an des Herzogs Geburtstage beſuchen, wenn die Eisdecke des Kanals feſt genug war, den Übergang zu geſtatten. Anfangs war eine Balſamweide auf das Grab gepflanzt worden, obwohl der Obergärtner eine Akazie vorgeſchlagen hatte; 1819 aber wurde eine ſolche gepflanzt, als der fromme Sinn der regierenden Herzogin ſich der durch Prinz Friedrichs Abweſenheit vernachläſſigten Grabesinſel liebevoll annahm.

Unter den vielen Schriften, welche über den gelehrten und hochherzigen Fürſten erſchienen, und hinſichtlich deren einige der betreffenden Verfaſſer die Güte hatten, mich vor dem Drucke über mancherlei zu befragen, zeichne ich vorzüglich den Aufſatz in Nro. 153 der Allgemeinen Zeitung [vom

[1] „Für Herzog Ernſts Tod hat Voß ſicherlich keine neue Cantate gedichtet. Was da geſungen iſt, war ohne Zweifel das bekannte: „Troſt am Grabe“; — „Trockne deines Jammers Thränen“ u. ſ. w. — das Voß 1783 auf den Tod ſeines Erſtgebornen gedichtet hatte.“ (Freundlich gegebene Auskunft Carl Chriſtian Redlichs in Hamburg.)

Freitag, 1. Juni 1804], nach ihm aber denjenigen in der Beckerſchen „National-Zeitung der Deutſchen," Stück 24 jenes Jahres, S. 501—528[1] aus; letzterer ward auch beſonders gedruckt (Gotha, 1804). Die bedeutendſten Zeitgenoſſen wurden durch den Tod des edlen Fürſten erſchüttert; einer der erſten, welcher ſeinen Empfindungen mir gegenüber Worte lieh, war Heidegger, der ganz aus freien Stücken ſchrieb: wie tief auch er den ſchmerzlichen Verluſt empfinde, und wie er nie die glücklichen Augenblicke vergeſſen werde, die er in des Herzogs Umgange genoſſen habe. „Ich bewunderte" fuhr der geiſtreiche Gelehrte fort, „beſonders den philoſophiſch-edelmüthigen Duldungsgeiſt, mit welchem Herzog Ernſt ſich in die heutige Zeit zu ſchicken wußte, in dem Schooße der Muſen ſich entſchädigend. Von ſeinen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, die ſo manchen Gelehrten zieren würden, will ich nicht reden, aber innig wünſche ich, daß Sie, beſter Freund, dem Verewigten ein Denkmal errichten und ſein Biograph werden möchten!" Dies iſt nie geſchehen, und wird auch — abgeſehen von den einzelnen Zügen, welche ich (oft voll Scheu, ob es auch im Sinne des edlen Todten ſei) in dieſe Erinnerungen verwebt habe — nie geſchehen, namentlich nicht, ſeitdem mein Schwager Friedrich Jacobs in ſeinen vermiſchten Schriften beim Wiederabdruck ſeiner Trauerrede vortreffliche „Anmerkungen und Zugaben (Theil I. S. 25—81) zu derſelben veröffentlicht hat. Mit der einzigen Ausnahme alles deſſen, was über Maurerei und geheime Geſellſchaften geſagt iſt, beruht das dort Vorgetragene durchweg auf den lauterſten Quellen, und, dargeboten in der reinſten Abſicht, bildet es ein würdiges Denkmal des unvergeßlichen Fürſten. Wer unter den noch Lebenden könnte dies beſſer beurtheilen, als ich! Und ſo feſt wurzelt in mir die Überzeugung, jene Arbeit meines Schwagers

[1] Verfaſſer war Chriſtian Ferdinand Schulze, damals Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha, geſtorben daſelbſt am 2. December 1850.

ſei die beſte Biographie des Herzogs Ernſt, daß ich die Bogen dieſer Rede beſonders falzen laſſen und die Kapuziner des Spitals auf dem Rigi[1] gebeten habe: dies Büchelchen dem Ringe mit des Herzogs Bildniſſe hinzuzufügen, welchen ich 1805 in ihrem Archiv niederlegte. Meine Bitte wurde willig erfüllt, und wer zu meiner Gedächtnißtafel tritt, thue dies mit jener Verehrung und Hochachtung für den fürſtlichen Biedermann, welche dieſer mehr als Einer durch ſeine ſeltenen bürgerlichen Tugenden verdient hat.

Zu den letzteren gehörte auch die Scheu des Herzogs, irgend etwas auf Borg zu nehmen. Er unterdrückte ganz ſicher ſeine Neigung zu irgend einem Gegenſtande, wenn er deſſen Ankauf nicht gleich baar aus ſeinen Erſparniſſen beſtreiten konnte. Als z. B. ein gewiſſer Drapeau Deutſchland im Auftrage des Nationalconvents mit Gemälden aus der niederländiſchen Schule — Beuteſtücken aus belgiſchen und holländiſchen Klöſtern — bereiſte, kam er auch nach Gotha, und dem Herzog gefielen namentlich die herrlichen Teniers' und Rubens' ungemein. Drapeau gab vor, er müſſe zur Leipziger Meſſe abreiſen; der Herzog müſſe ſich daher raſch entſchließen. Es war ein Sonntag, als mir der letztere ſagen ließ: ich möchte um zehn Uhr im Gaſthofe „zum Mohren" ſein; eine Botſchaft, über die ich mich wunderte, da der gottesfürchtige Herr ſelten die Kirche verſäumte. Ich fand den Herzog im großen Saale des Gaſthauſes; alle Gemälde — im Werthe von mehreren hundert Karolin —

[1] Es iſt das noch beſtehende Klöſterlein oder Hoſpiz in „Rigi-Klöſterli," nahe dem Kaltbade, nach der Seite von Arth, ſeit 1875 Bahnſtation der Arth-Rigi-Bahn. Früher waren einige Kapuziner nur im Sommer dort, um den Sennen Meſſe zu leſen und zu predigen, aber ſchon lange verweilen ſie oben auch im Winter. „Die biographiſche Skizze befindet ſich noch jetzt im Archiv auf der Rigi, allein der Ring findet ſich nicht mehr vor; wie ich gehört habe, ſei er von einem früheren Adminiſtrator aus der Familie Zai dem Kloſter Einſiedeln in's Kunſtcabinet verehrt worden." (P. Veremund an den Herausgeber.)

waren aufgeſtellt. Nun war die erforderliche Ankaufsſumme allerdings in Gold vorräthig, denn der Herzog hatte einen kleinen Schatz von 10—12,000 Louisd'or auf damals mögliche Nothfälle zurückgelegt, die nach ſeinem Tode in alle Winde geſtoben ſind; er wollte ſich aber nicht gern davon trennen. Daher fragte er mich: „ob meine Mutter nicht das nöthige an Silber liegen habe und es ihm wohl für kurze Zeit leihen werde?“ Ich ſchlug dagegen vor, mich an den Oberſteuer-Director zu wenden, da die Summe in der Landſchaftscaſſe vorräthig ſei. Herzog Ernſt willigte um ſo lieber ein, als er ſelbſt nächſtdem aus dieſer Caſſe an Zinſen weit mehr zu erhalten hatte; dennoch mußte ich den Werth des entnommenen Silbers unterdeſſen in Gold deponiren. Drapeau erſchöpfte ſich in Betheuerungen: „es ſei gar keine ſofortige Zahlung nöthig; das Wort des gnädigſten Herrn ſei ſchon Bürge genug.“ Allein Herzog Ernſt blieb feſt, ſandte mich fort, und nach einer Stunde kam ich mit einem Schubkarren voll Laubthaler zurück. Entſetzt ſchrie Drapeau: „Was ſoll ich damit machen! Geben Sie mir Papier; das Silber drückt ja meinen Reiſewagen in Stücke!“ Ich entgegnete: „Das iſt Ihre Sache,“ zog den Schlüſſel ab und übergab ihn dem Wirthe, damit dieſer für die Bilder einſtehe, bis dieſelben abgeholt würden. Acht Tage nachher hatte der Herzog ſchon ſein Gold baar ausgelöſt.

Noch habe ich zu berichten, daß der mehrerwähnte Kammerdiener Breuning und noch einer der Kammerleute mir einige ſehr merkwürdige Anzeichen vertraut hatten, welche an der Leiche zu Tage getreten waren. In Folge der Mittheilungen dieſer ſehr zuverläſſigen Männer fühlte ich mich bewogen, folgende „Bitte um mediciniſchen Aufſchluß“ an die Redaction eines vielgeleſenen Blattes zu ſenden: „Ein kraftvoller, ſtarker, durch männliche Übungen gebildeter, durch Unmäßigkeit und Ausſchweifung nie geſchwächter Körper im beſten Mannesalter fängt plötzlich an zu ſiechen. Die

Kränklichkeit und Entkräftung nimmt ſichtlich zu, ſie geht in den letzten Wochen ihren raſchen, immer ſteigenden Gang fort, das Leben verliſcht wie die Flamme eines Lichtes; der Kranke ſtirbt aber trotz des ſchleichenden Fiebers mit ſteter voller Beſinnung, ohne zu phantaſiren. Der Körper wird nicht geöffnet, dem Gebote des Sterbenden gemäß. Nach dem Verſcheiden und bis zur Beerdigung, die am fünften Tage erfolgt, behält der Körper die völlige Weiche, Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit eines Lebenden, ſelbſt auf dem Eislager. Nur der Unterleib wird ſchwarz. Ein Aufſchluß über die wahrſcheinliche Entſtehung dieſer Zeichen von einem aufgeklärten Arzte wird in dieſen Blättern erbeten." — Leider wurde meine Einſendung nicht aufgenommen; Ärzte, die ich ſpäter vielfach befragte, wußten nie eine vollkommen befriedigende Auskunft zu geben, außer daß die Schwärze ein Beweis ſchnellſter Zerſetzung ſei.

Dem neuen Fürſten hatte ich noch nicht aufgewartet; ich befolgte dieſe Pflicht am Tage nach der Beerdigung des verſtorbenen Herrn. Herzog Auguſt empfing mich ſehr gütig. Als ich im Laufe unſerer Unterredung äußerte: „ich ſei ſtolz darauf, mich rühmen zu können, daß Sein Herr Vater dreißig Jahre lang mich unverändert, im letzten Augenblicke wie im erſten, ſeines Vertrauens gewürdigt habe, denn in dieſer ununterbrochenen Gnade Seitens eines Mannes, wie der hochſelige Herr, ſcheine mir ein ehrendes Zeugniß für mich ſelbſt zu liegen" — erwiederte er rührend und zart: „Ich bin ja der Sohn dieſes Vaters; dienen Sie mir eben ſo treu!" Gewiſſenhaft habe ich ſeine Geſchäfte beſorgt, ſo oft er mir dergleichen auftrug; auch danke ich ihm manche Huld, womit er (beſonders in den erſten Jahren) mich und mein Haus beehrt hat, — ganz gegen die Erwartung mancher Neider. Aber Herzog Auguſt, wie ſein

mir gleichfalls wohlgewogener fürſtlicher Bruder Friedrich — beide wußten ſehr gut, daß ich dem verſtorbenen Herzog nicht aus perſönlichen Abſichten, nicht aus Habſucht, nicht aus Haſchen nach Einfluß und Würden, ſondern rein um ſeiner ſelbſt willen, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, ergeben geweſen war, und daß weder ich noch meine Frau jemals ſeinen nahen Verkehr mit uns zu Beeinträchtigungen Dritter oder zu Kabalen gemißbraucht hatten. Und der Gnade beider Söhne des unvergeßlichen Ernſt durfte ich mich erfreuen, ſo lange ſie lebten; ganz aus eigener Bewegung überraſchte mich Herzog Auguſt 1818 mit dem Titel eines „Geheimen Kriegsraths," bei welcher Gelegenheit er mir das Dekret, frei von allen Taxen, ſelbſt zuſchickte. So that der Sohn, ohne es ſelbſt zu ahnen, was der Vater viele Jahre zuvor mit dem Rathstitel gethan hatte.

Der neue Herzog äußerte unter anderem gegen mich: „wie er meinen Namen im Codicill ſeines Vaters vermißt habe;" ſchon vorher hatte der Miniſter von Thümmel dasſelbe zu mir geſagt, und hinzugefügt: „Herzog Auguſt werde dies Vergeſſen gut machen." Da ſchoß es wie ein Lichtſtrahl durch meine Seele: daß es Menſchen gab, die mein emſiges Hin- und Hergehen ſo gedeutet hatten, als ſei es dabei auf ein tüchtiges Legat für mich abgeſehen geweſen. Ich entgegnete daher dem Herzoge: „wie ich dem Todten noch im Grabe Dank wiſſe für dieſe Zartheit, und für das Zeugniß, welches er damit meiner Uneigennützigkeit habe geben wollen." Nach Verlauf einiger Wochen, als das Publicum täglich von großen Geſchenken an Gold, Werthgegenſtänden (worunter auch ein maſſiver Goldbarren) und Schmuckſachen aller Art zu erzählen wußte, welche aus der reichen Verlaſſenſchaft an dieſen und jenen Günſtling gegeben ſein ſollten, fiel mir ein, daß ich vielleicht ein Andenken bekommen könnte, welches mir nicht ſo lieb wäre wie ein anderes, und daß ich vielleicht beſſer thäte,

mir ſelbſt etwas auszubitten. Meine Wahl ſchwankte lange zwiſchen ein paar trefflichen engliſchen Patentpiſtolen und einem Stahlſäbel, den der Verſtorbene gewöhnlich auf ſeinen Landpartieen geführt hatte. Ich entſchied mich endlich für den letzteren, da ich wußte, daß die Piſtolen 30 Guineeen, der Säbel aber deren nur zwei gekoſtet hatte; ich mochte bei meiner Bitte nicht auf meinen Vortheil bedacht erſcheinen. Nachdem ich dem Herzog Auguſt deßhalb aufgewartet und ihn darum gebeten hatte, erhielt ich den Säbel im Namen der beiden Brüder; dieſes Andenken iſt das einzige, was ich aus der Verlaſſenſchaft des Herzogs Ernſt bekommen habe.

Der Wittwe — wartete ich nicht auf. Sie hatte ſich den Sarg geben laſſen, worin die Leiche des Verſtorbenen zur Gruft getragen worden; er war ihr nach ihrem Wittwenſitze Eiſenberg vorangegangen. Auch ſchrieb ſie viel mit den Federn, die ihr Gemahl gebraucht hatte. Der Aſtronom ſeinerſeits ließ das nächſte Heft ſeiner „monatlichen Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde," die er herausgab, ſchwarz broſchiren und ſagte in einem eigenen Aufſatze alles, was ſich von den großen mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſen und Arbeiten des Todten mit vollem Rechte ſagen ließ. Lauter ſchöne Zeichen der Trauer: „des Kummers Kleid und Zier" nennt Hamlet ſo etwas. — Ganz kurze Zeit darauf wurde Herr von Zach auf Anſuchen der verwittweten Herzogin zu deren Oberſthofmeiſter ernannt; mit Verwunderung las man zu gleicher Zeit in einer Hamburger Zeitung: „mit dieſer Stelle ſei die Oberaufſicht über alle wiſſenſchaftlichen und gelehrten Anſtalten im Lande verbunden." Davon wußte bei uns niemand etwas, und in der That konnte ein grand-maître de la maison einer verwittweten Herzogin, die übrigens ihren ganzen Hofſtaat bis auf eine Kammerfrau und einen Kammerdiener abdankte, „weil ihre Einkünfte ſo unbeträchtlich ſeien" (dabei betrug ihr Wittwen-Gehalt weit mehr,

als dasjenige der verwittweten Herzogin Anna Amalie von Weimar — und mit welchem Anstande lebte diese!) auch in Gotha nicht mehr bedeuten, als an jedem anderen Hofe. Ich erhielt daher höheren Ortes einen Wink, jene Einsendung durch eine andere in der nämlichen Zeitung zu berichtigen.

Im Herbste des Trauerjahres 1804 reiste die Wittwe mit ihrem Oberstthofmeister, ohne alle weibliche Begleitung außer jener Kammerfrau, nach dem südlichen Frankreich; daß der Herr Oberstthofmeister seit dem Todestage des Herzogs Ernst die von ihm bis dahin so hoch gepriesene Sternwarte Seeberg mit keinem Fuße wieder betrat, habe ich schon bemerkt. Gleichzeitig las man in öffentlichen Blättern den Bericht eines angeblichen „Einsturzes" der Sternwarte; in Wahrheit hatte der Sturm einen Stall umgeweht. Die eigentliche Sternwarte stand fest, und konnte nicht anders als so stehen; die Seitengebäude bedurften allerdings eines gründlichen Umbaues, zu welchem Herzog Ernst bereits entschlossen war, da der Baumeister Besser sie gar zu leicht für eine solche Höhe aufgeführt hatte. Unbewohnbar waren sie aber deßhalb nicht; ein Beweis dafür ist der Umstand, daß nach der Entfernung des Herrn von Zach lange Zeit ein durch diesen eigenmächtig herbeigerufener Fremder auf dem Seeberge wohnte, von dessen Anwesenheit man nicht eher etwas erfuhr, als bis er bei seiner Abreise dem Mechanikus Schröder die Schlüssel schickte. Darauf verfügte sich die Erbschaftscommission mit einem Notar auf die Sternwarte, um daselbst die Instrumente zu verzeichnen und die Zimmer zu versiegeln. Jene wurden nachher unter Schröders Aufsicht auf dem Schlosse bewahrt; das Gebäude blieb verschlossen, und oft war ich Zeuge der Entrüstung durchreisender Gelehrten, wenn sie die Sternwarte schon so bald nach ihres Erbauers Tode in diesem verlassenen Zustande antrafen. Herrn von Zachs Verdienst war es nicht, wenn die Seeberger Sternwarte, deren Gründung er doch veranlaßt

und deren Ruhm er dann nach allen Weltgegenden ausgerufen hatte, ſeit 1804 nicht eine Wohnung der Käuze und Uhus wurde; nahm er ja nicht einmal dann Notiz von ſeiner einſtigen Schöpfung, als er nach der erſten Reiſe der Herzogin-Wittwe mit dieſer für einige Zeit nach Gotha zurückkehrte! Die Beſoldung eines Aſtronomen aber und alles, was davon abhängig war, bezog er noch Jahre lang fort. Endlich ertheilte, edlen Unwillens voll, Herzog Auguſt den beſtimmten Befehl: „die Sternwarte in den beſten Stand zu ſetzen und wieder mit Inſtrumenten zu verſehen;“ Herr von Lindenau, dieſer erfahrene Aſtronom, war ganz dazu geſchaffen, ihr den alten Werth wieder zu geben; als er ſich ſpäter dem Staatsdienſte widmete, überließ er ſie der Sorgfalt eines anderen, ebenfalls ſehr geſchickten Mannes. Der vormalige Aſtronom, nunmehr Oberſthofmeiſter, bereiſte unterdeſſen mit der Herzogin-Wittwe Südfrankreich und Italien; dieſer Aufenthalt im Auslande hat den Bau der niedlichen Sternwarte auf dem Wittwenſitze Eiſenberg, welcher mit großem Aufwande aus den „unbeträchtlichen Einkünften“ der armen Herzogin-Wittwe hergeſtellt wurde, ganz vergeblich gemacht; es müßte denn beabſichtigt geweſen ſein, einer neuen Auflage der bekannten Eiſenbergſchen Spukgeſchichte, über welche Jung-Stilling berichtet hat, einen bequemen Rendezvous-Platz zu ſchaffen.[1] Beiläufig waren die ehedem

[1] Jung: „Theorie der Geiſterkunde“ (Nürnberg, 1808), S. 317 fg. Dem Herzog Chriſtian von Sachſen-Eiſenberg erſchienen die Geiſter zweier Vorfahren: des Herzogs Caſimir von Sachſen-Coburg († 16. Juli 1633) und ſeiner am 12. December 1593 von ihm geſchiedenen weiland erſten Gemahlin Anna († 27. Januar 1613); letztere begehrte: Herzog Chriſtian möge den Zwiſt ſchlichten, in welchem die beiden einſtigen Gatten unverſöhnt geſtorben ſeien, und um deſſentwillen ſie keine Ruhe im Grabe fänden; Herzog Johann Caſimir hatte ſich nämlich von ſeiner Gemahlin getrennt, weil er ſie in dem Verdachte ehelicher Untreue hatte. Herzog Chriſtian kam dem Verlangen nach, fällte einen Urtheilsſpruch und verſöhnte die Abgeſchiedenen. Ein Jahr darauf (28. April 1707) ſtarb er, wie es die Geiſter vorausgeſagt, und ließ ſich in ungelöſchtem Kalk

zu Eisenberg im Archive verwahrten Akten über diese Spukgeschichte 1808, als ich sie bei einer kurzen Anwesenheit daselbst zu durchblättern wünschte, an Jemanden verliehen worden und — verschollen.

Unterdessen walteten die beiden mit der Durchsicht, Aussonderung und theilweisen Verbrennung der Papiere und Schriften des verstorbenen Herzogs Ernst beauftragten Männer ihres Amtes, zu dessen Durchführung der neue Herzog sie „auf unbestimmte Zeit" von jedem anderen Geschäfte völlig befreit hatte, auf das pünktlichste und getreueste. Allein wie unermüdet und fleißig sie auch waren, so vergingen doch sechs volle Wochen, ehe sie zu Ende kamen. „Nie" (versicherte mir einst Geißler zu dieser Zeit) „gehe er von dieser Arbeit nach Hause, ohne durch das, was er gesehen und gelesen habe, sich noch inniger von tiefer Verehrung und Bewunderung für den verstorbenen fürstlichen Biedermann, aber auch zugleich von wahrem Schmerze darüber durchdrungen zu fühlen, daß er so vieles vernichten müsse, was für ewige Zeiten hätte aufbewahrt bleiben sollen."

Nun stand in der von mir beaufsichtigten herzoglichen Privatbibliothek seit langer Zeit in einem Winkel ganz vergessen ein versiegeltes Kästchen, auf welchem ein Kartenblatt mit folgenden, vom Herzog Ernst geschriebenen Worten befestigt war: „Dieses Kästgen soll von niemandem, er mag auch seyn, wer er will, nicht geöffnet werden. Gotha den 11. Junius 1769. E." — Wenige Tage nach dem Tode seines Vaters kam der neue Herzog in Begleitung meines Freundes C. A. Böttiger auf die Bibliothek; einer seiner ersten Blicke fiel auf das Kästchen. Er nahm es und fragte: „was das sei?" Ich wies auf die Worte des Karten-

begraben. — Jung-Stilling entnahm die Erzählung den „Monatl. Unterredungen vom Reiche der Geister" (Leipzig, 1730), X, 319 fg. (Der Bericht wimmelt von handgreiflichen inneren Widersprüchen, welche sich zeigen, sobald man die nothwendig zur Sache gehörenden Data aufsucht, wie der Herausgeber gethan.)

blattes; er aber öffnete das Käſtchen und gab es mir mit dem Befehle: den Inhalt deſſelben zu durchmuſtern. Obenauf lag ein Papier, das mit den Worten anfing: „Wer dies Käſtchen öffnet — iſt es ein Fremder, ſo bitte ich ihn; iſt es ein Unterthan, ſo befehle ich ihm" u. ſ. w. — Mehr las ich nicht, ſondern raſch entſchloſſen deckte ich das Käſtchen zu und ſagte: „Verzeihen Ew. Durchlaucht, aber ich merke, es ſind Dinge darin, welche allein von den beiden Commiſſarien geprüft werden dürfen." Verſtimmt ging der Herzog aus dem Zimmer; unverzüglich eilte ich mit dem Käſtchen zu jenen beiden Männern. Sie waren über ſeinen Anblick ſehr erfreut, da ſie es ſchon überall geſucht hatten. Es war ihnen von dem Verſtorbenen ausdrücklich bezeichnet worden, mit der Beſtimmung: den Inhalt (Jugend-Briefſchaften u. ſ. w.) ſogleich dem Feuer zu übergeben. Als ich in die Bibliothek zurückkam, wartete dort ſchon ein Bedienter auf mich, mit dem Befehle des Herzogs: „ihm das Käſtchen unverzüglich zu ſchicken;" der Wahrheit gemäß antwortete ich: „die beiden Commiſſarien hätten es ſo eben bereits verbrannt." — Und ich muß es dem Herzog Auguſt zum Ruhme nachſagen, daß er mir über mein raſches Verfahren nie den geringſten Unwillen gezeigt, ſondern meine That ſo gedeutet hat, wie ſie gedeutet werden mußte.

Was nun die Koſtbarkeiten, Seltenheiten, Kunſtſachen und Vorräthe aller Art betrifft, welche die Zimmer und Schränke des Verſtorbenen füllten, ſo würde ein Verzeichniß derſelben mehrere Bogen füllen. Die Erbſchaftscommiſſion iſt mit ihrer Protokollirung, ſowie die Erben mit ihrer Theilung eine lange, lange Zeit beſchäftigt geweſen; ſicherlich hatte der Fürſt viele Dinge, welche er beſaß, im Laufe der Zeit vergeſſen, wie trefflich auch ſein Gedächtniß war. Es fanden ſich z. B. ſo viele goldene, ſilberne, bronzene u. ſ. w. Münzen und Medaillen vor — jedes Stück an ſich merkwürdig (hatte ich doch die Sammlung von Noth-Münzen,

geſchlagen bei der Belagerung von Olmütz, ſowie eine vollſtändige Reihe der Schweizer Münzen kommen laſſen müſſen), — daß das Münzcabinet des Caſſeler Muſeums, welches ich kurz vorher geſehen hatte, neben dieſem Privatcabinete ſich kaum hätte zeigen dürfen. Diejenigen Stücke, welche im großen Münzcabinete fehlten, wurden an dieſes abgegeben, der Reſt aber — nach dem Gewichte verkauft! Es waren darunter ſehr ſeltene Münzen, die nun zum größten Theile in die Hand eines Juden wanderten.

Die Vorräthe im herzoglichen Nachlaſſe erſtreckten ſich bisweilen auch auf Kleinigkeiten; ſo waren z. B. mehrere Dutzend engliſcher Bleiſtifte aller Gattungen vorhanden, die wahrſcheinlich noch von der letzten engliſchen Reiſe des Fürſten ſtammten. Ein Jemand, der dem Verſtorbenen einſt ſtark geſchmeichelt und ihm ſehr vieles zu danken hatte, äußerte bei der Entdeckung dieſer Vorräthe: „es ſei doch ſchrecklich, daß Herzog Ernſt oft, wenn er irgendwo ſeinen Bleiſtift habe liegen laſſen, ausdrücklich zurückgekommen ſei, um denſelben zu holen, während er daheim ſolche Menge davon beſeſſen habe!“ Dieſe Bemerkung verdroß mich, und ich antwortete: „ob man denn glaube, daß dieſer Vorrath noch vorhanden ſein würde, wenn der Fürſt ſeine Bleiſtifte dutzendweiſe zum Fenſter hinausgeworfen hätte — und ob Wirthſchaftlichkeit und Ordnungsliebe nie unter die Privat-Tugenden eines Fürſten gehören dürften?“ Worauf denn allerdings jener impertinente Geſelle verſtummte und beſchämt davon ſchlich.

Der Tod des Herzogs Ernſt änderte meine eigene Stellung zunächſt in ſofern nicht, als verfügt wurde: „ich ſolle die Schlüſſel zur Privatbibliothek des Verſtorbenen behalten, bis auch über ſie näheres beſtimmt würde.“ So beſuchte ich denn die alten, mir lieb und theuer gewordenen Räume nach wie vor jeden Tag bis zum Jahre 1814, wo ich von der Verwaltung zurücktrat, geehrt durch ein amtliches

Belobungsſchreiben über meine faſt 40 Jahre lang geführte Aufſicht. Doch auch dann ließen mir die neuen Bibliothekare noch in liberaler Weiſe den Schlüſſel und geſtatteten mir unbeſchränkten Zutritt, den ich oft benutzte. Fühlte ich mich in der alten lieben Bibliothek, umgeben von den auserleſenen Werken der vielen großen Todten doch ſo heimiſch, ſo behaglich, ſo ungeſtört in meinen Gedanken, meinen Erinnerungen! Und wenn Abends die Stunde kam, in welcher der einſtige Herr dieſer Schätze einzutreten pflegte, dann war es mir immer, als müſſe die Thür ſich öffnen und er müſſe kommen. Aber ach! Seine wohlthätige Erſcheinung blieb aus. Noch Jahre hindurch ſchrieb ich an jener Stätte die Mehrzahl meiner Arbeiten in ſtiller Zurückgezogenheit; auch die Anfänge dieſer Handſchrift ſind dort entſtanden.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Vom Regierungsantritte des Herzogs August bis zu den Freiheitskriegen.

1804—1813.

Digitized by Google

17.

Die Wunde, welche der Tod des Herzogs Ernſt meiner Frau und mir geſchlagen hatte, blutete noch friſch, als das Hinſcheiden meines Schwagers und alten Freundes Ettinger uns in erneute Trauer ſtürzte. Nach ſo viel anhaltendem Grame bedurfte Amaliens Geſundheit, gleich der meinigen, einer Stärkung, denn wir waren vollkommen ſchwermüthig. Namentlich bei meiner Frau traten beunruhigende Zeichen zu Tage, ſo daß der Arzt uns abermals nach Karlsbad ſchickte. Der dortige Aufenthalt war diesmal leider nicht ſo angenehm für uns, wie ſonſt; auf der Rückreiſe über das ſchöne Alexandersbad, das ich ſchon längſt zu kennen begierig geweſen war, traf uns kaltes, unfreundliches Wetter. Meine Frau, gequält von unzeitiger Beſorgniß vor einem Umwerfen des Wagens auf der ſchlüpfrig gewordenen Landſtraße, ſtieg oft aus, wurde von Regenſchauern überraſcht und ſchadete dadurch ihrem geſchwächten Körper. In Meiningen ſprach ſie noch ihre zweite, an einen Hofbeamten daſelbſt verheirathete Schweſter Wilhelmine Klimmenhagen; dieſe Begegnung war eines der letzten frohen Ereigniſſe ihres ſeinem Abſchluſſe nahen Erdenlebens. Ende Septembers kamen wir nach Hauſe, wo die Bewillkommnung unſerer Freunde und die Erſcheinung einiger Ausländer unſerer Bekanntſchaft (beſonders der liebenswürdigen gräflich Platerſchen Familie aus Polen) uns eine flüchtige Aufheiterung gewährte. Leider nur eine flüchtige — der 10. October, Amaliens Geburtstag (wir ahnten nicht, daß

es ihr letzter sein würde!) fand sie schon krank. Damals sang ihr Schwager Jacobs:

„Heute steigen zu Dir der Gesundheit Genien nieder,
Wenn mein frommes Gebet, Freundin, die Himmlischen rührt;
Steigen nieder zu Dir und legen mit leiser Berührung
Um Dein krankendes Haupt Kränze von magischer Kraft!"

Aber dieses fromme Gebet rührte die Himmlischen nicht; unmittelbar nach dem festlichen Tage brach die Krankheit aus, die nur mit Amaliens Leben endigen sollte. Bekämpft von der Geschicklichkeit des trefflichen Grimm, der alles aufbot, was seine Kunst und Erfahrung vermochte, die ihm persönlich werth gewordene Kranke zu retten; bekämpft von ihrer starken Natur, die neun schreckliche Monate lang widerstand; bekämpft von unserer liebenden Fürsorge, zu der sich die Pflege der jüngsten und geliebtesten Schwester Amaliens, Dorette, gesellte, ließ das schreckliche Uebel durch vorübergehende Entfernung uns die tröstende Aussicht auf die ersehnte Rettung nur erblicken, um durch doppelt heftige Wiederkehr unsere Angst zu steigern, bis am 21. Juli 1805 der arme, schmerzgepeinigte Körper erlag. Ihr Geist blieb frisch bis zu ihrem letzten Hauche; in allen ihren Gesprächen, Urtheilen und Anordnungen erprobte sich fortdauernd seine Stärke. Eine besonders wohlthätige Zerstreuung gewährten ihr stets die Besuche Grimms, dessen Unterhaltung ihr durch den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen immer neue Theilnahme einflößte. Mit großer Fassung ordnete die Sterbende an, wo sie bestattet sein wollte; mehrere Jahre zuvor waren wir nämlich auf einem Spaziergange der Frau eines Todtengräbers begegnet, die in einem Korbe das Holz von zerschlagenen Särgen trug; gleich darauf wurde eben dieser Todtengräber überführt, die Leichen ausgegraben und beraubt zu haben. Dies war meiner Frau immer gegenwärtig geblieben; sterbend wünschte sie daher, auf einem

Dorfkirchhofe begraben zu liegen, in der Ueberzeugung, unter den treuherzigen Landbewohnern könne eine Ruchloſigkeit, wie die erzählte, nicht vorkommen. Ihre letzten Kräfte benutzte die Edle, um mit zitternder Hand an ihren Sohn und ihre Tochter zwei ſchöne Briefe voll trefflicher Lebensregeln und Ermahnungen zu richten, welche ſie ihrer Schweſter Dorette einhändigte, damit dieſe ſie den Kindern nach ihrem Tode geben möge. Endlich am genannten Tage um halb zwei Uhr Nachmittags erloſch der letzte Funke ihres Lebens; in derſelben Minute blieb die Taſchenuhr ſtehen, welche ſie in ihrer Krankheit auf ihrem Tiſche liegen hatte. Die ſtockende Uhr bewahrte ich auf, bis mein Sohn ſie gebrauchte; mit dem Empfange ſeines Offizierspatentes, am 22. Juli 1810, hat er zuerſt ſie wieder aufgezogen.

Der Morgen des Begräbniſſes (24. Juli 1805) war heiter und ſchön; zur ewigen Ruheſtätte für die Todte hatte ich ihrem Wunſche gemäß eine Grabſtelle auf dem Kirchhofe des Dorfes Siebeleben an der Erfurter Landſtraße, dreiviertel Stunden von Gotha entfernt, erkauft. Als der Sarg aufgehoben wurde, dämmerte die Morgenröthe; den Leichenzug begrüßte das Zwitſchern der erwachenden Vögel, und indem der dunkle Schooß der Erde den Sarg aufnahm, brachen eben die Strahlen der Sonne hervor. Hierauf bezieht ſich das ſchöne Gedicht: „Cypreſſenzweig, Amaliens Denkmal geweiht," welches Arthur von Nordſtern der Todten in echter Freundestreue nachrief; es ſteht nebſt dem bei der Beerdigung vorgetragenen Geſange im 10. Stücke des deutſchen Merkurs, vom October 1805, Seite 96—99, wo ſich auch eine Anmerkung des guten Böttiger findet, der die Verſtorbene mit dem jüngeren Plinius ſinnig „non minus amabilis, quam veneranda" nannte. Keiner aber beklagte Amaliens Verluſt inniger, als ihr Schwager Jacobs.[1] Noch

[1] Band VII ſeiner „Vermiſchten Schriften" ſetzte er ihr S. 41 und 64 noch 1840 ein literariſches Denkmal.

bei Lebzeiten meiner Frau war ihm zur Stärkung seiner Gesundheit eine Rheinreise verordnet worden; gleich nach Amaliens Tode trat er sie an, schrieb mir aber bereits am 31. Juli: wie schmerzlich ihm seine Schwägerin fehle, deren Andenken ihm auf dieser Reise, welche sie zweimal gemacht, und von der sie so oft mit ihm gesprochen habe, ohne Unterlaß gegenwärtig sei. „Wir haben ihr Gedächtniß auf dem Strome gefeiert, und mit seinem reinen Wasser haben sich unsere Thränen gemischt."

Ein einfacher weißer Stein bezeichnet Amaliens Grab; seine Inschrift ist aus ihrem Lieblingsdichter Schiller genommen:

„Ach, die Gattin ist's, die theure;
Ach, es ist die treue Mutter!"

— Bei der völligen Zerrüttung meines Inneren nach diesem abermaligen Schicksalsschlage verordnete mir der Arzt eine Reise als höchst nöthige Zerstreuung, und ich beschloß: wiederum mein Lieblingsland, die Schweiz, zu besuchen; theils um dem Prinzen Friedrich, der damals in Appenzell eine Molkenkur gebrauchte, aufzuwarten und mich durch seine gnädige Theilnahme an meinem Verluste zu trösten, theils, um meine Gedächtnißtafel auf dem Rigi, welche ich bisher selbst nur aus Zeichnungen meines Freundes, des Malers Füßli, kannte, der die Aufstellung in meinem Auftrage geleitet hatte, in Augenschein zu nehmen. Ueberdies hatte ich den Rigi noch nie bestiegen. Begleitet von meinen Kindern und meiner Nichte Ettinger nahm ich denselben Weg in die Schweiz, den ich 20 Jahre früher als junger Ehemann mit meiner Gattin genommen hatte. Das merkwürdige, welches mir begegnete, faßte ich in einem Briefe „von der Schweizer Grenze, den 19. September 1805," zusammen, der einen Platz im Novemberhefte des „Deutschen Merkur" von 1805 [S. 228 fg.] gefunden hat; mir bleibt daher nur wenig hier zu sagen. Glücklich erreichten wir den Rigi; nicht ohne

tiefe Bewegung und bestürmt von meinen Gedanken trat ich vor die Gedächtnißtafel meines verewigten fürstlichen Freundes, und von Herzen wohl that mir die aufrichtige Theilnahme der Bewohner, besonders der Kapuziner, für das Denkmal. Im Archiv des Hospizes legte ich jenen zu solchem Zwecke mitgenommenen Ring nieder, dessen ich schon gedachte; ihn zierte ein von Pichler meisterlich geschnittener Stein mit dem Kopfe des jugendlichen Herzogs Ernst. — Die Ersteigung des Rigi-Kulm lohnte der Anblick der Alpenkette in einer Mondbeleuchtung, wie man sie so schön und klar selten bekommen dürfte. Ein Wirthshaus stand auf dem Kulm damals noch nicht. Den Rückweg nahmen wir über die ein Jahr darauf [am 2. September 1806] so grauenvoll durch einen mächtigen Bergsturz verschütteten paradiesischen Alpengelände von Goldau und Lowerz nach Schwyz, wo mir in dem muthigen Aloys Reding,[1] den eine Inschrift an Tells Kapelle „den Wiederhersteller der Schweiz" nannte, ein lieber Freund lebte. Von dort wandten wir uns nach Luzern, um hierauf durch des Prinzen Friedrich Güte mit ihm drei schöne Tage in St. Gallen zu verleben; dann aber veranlaßten uns die kriegerischen Gerüchte, nach Hause zu eilen. Wirklich erreichten wir Frankfurt a. M. kaum wenige Stunden, ehe die Franzosen daselbst einrückten.

„Krieg" — das war nun die Losung der Zeit während der nächsten Jahre. Schon im Winter 1805—6 füllte die schwankende, zweideutige Haltung Preußens unser Herzogthum und meine Vaterstadt mit Quartierlasten und allem Tumulte eines Hauptquartiers. Da sich in demselben viele angesehene Brüder der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin befanden — der nämlichen, in welche einst

[1] Am 2. Mai 1798 hatte er an den östlichen Abhängen des Morgartens ein siegreiches Gefecht der Schwyzer gegen eine französische Heeresabtheilung unter Schauenburg geleitet; der letzte Widerstand der Schwyzer gegen die Republik Frankreich.

Friedrich der Große die Aufnahme erhielt — so veranlaßte dieser Umstand einen eifrigen Maurer, Carl Heinrich Julius Grafen von Salisch, seinen längst genährten Vorsatz: die Wiederherstellung der alten, seit dem 29. Mai 1803 aufgelösten Loge, zur Ausführung zu bringen. Die Brüder, welche er zu diesem Behufe versammelte und zu denen auch ich gehörte, schlossen sich sogleich mit Begeisterung an Salisch an, und freudig wurde der Vorschlag aufgenommen, den alten Namen der Loge nicht nur zum Gedächtniß unseres verewigten Herzogs in den neuen „Ernst zum Kompaß" zu verwandeln, sondern auch zum Stiftungstage den 30. Januar, als den Geburtstag des unvergeßlichen Fürsten, zu wählen. Konnte doch Freund Geißler bei Gelegenheit der feierlichen Aufstellung der Büste des Herzogs Ernst mit Fug singen:

„Er war es, der, als sie den Tempel uns bauten,
Die Brüder mit rüstigem Eifer belebt;
Er ist es, der heute noch seine Vertrauten
Im Thale der Prüfung als Schutzgeist umschwebt."

Es war daher eine berechtigte Huldigung, welche wir den Manen des edlen Todten brachten, wenn wir uns unter der Aegide seines Namens versammelten. Der erste Meister vom Stuhl war Graf Salisch; Secretär wurde Schlichtegroll.

Durch die erneute Gründung dieser Loge ward zugleich ein Wunsch des Herzogs Ernst erfüllt, den er etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode gegen mich geäußert hatte. Der Segen seines Namens ruht auf den Arbeiten dieser im vollen Sinne des Wortes „Gerechten und Vollkommenen," welche, vom besten maurerischen Geiste belebt, unter dem geschickten, sein wichtiges Amt mit seltenem Eifer und größter Einsicht führenden Grafen Salisch einen Flor erreicht hat, wie ihn ihre ältere Vorgängerin nie aufweisen konnte. Brüder von allen Zungen und aus allen Ländern gehören zu ihrer Zahl, und ihre Versammlungen hält sie in

eigenen, ſchönen Räumen. Mir aber, einem alten Maurer, den das ehrende Vertrauen der Mitglieder einſt mit einem der erſten Aemter bekleidete, und der in der Folge zu den erſten Graden eines anerkannten ächten Maurer-Orients gelangte, ſei es erlaubt, über Freimaurerei im Allgemeinen einige Worte als Aufſchlüſſe aus meinen eigenen Fortſchritten und Erfahrungen, ſowie aus den weitumfaſſenden Anſichten anderer, gleichfalls erfahrener Maurer hier einzuſchalten.

Es gab Männer von Bedeutung — zu denen ich aber nicht die Krauſe[1] und Conſorten rechne, welche einer Finanzſpeculation zu Liebe es mit der Haltung eines gegebenen Wortes nicht genau nehmen und gern mehr verrathen hätten, als ſie thaten, hätten ſie nur ſelbſt mehr gewußt — ja, es giebt noch jetzt Köpfe von Studium und Einſicht, welche einer durch Scheingründe unterſtützten Hypotheſe zu Gefallen die Entſtehung der Freimaurerei bald von den Roſenkreuzern, bald von Francis Bacons Romane „Atlantis nova“, bald von einem Handwerksſpaß des Baumeiſters der St. Paulskirche in London, bald von einer Schlägerei bei der Erbauung des Straßburger Münſters, am liebſten und häufigſten aber von Monks Partei und ihrer Abſicht herleiten, den Sohn des enthaupteten engliſchen Königs Carls I. wieder auf den Thron zu ſetzen. Dieſe guten Leute — ganz zu geſchweigen von dem Profeſſor Lindner und ſeinem „Mac-Benac,“ der aus der Freimaurerei eine Einrichtung nach dem Herzen der Frau von Krüdener machen möchte[2] — überlegen gar nicht, welche Sinnloſigkeit ſie durch ſolche Annahmen einer Menge würdiger und kluger Männer in England, wie in allen anderen

[1] Carl Chriſtian Friedrich, der Philoſoph.

[2] Der unverkürzte Titel des Werkes von Friedr. Wilh. Lindner (geb. am 11. Decbr. 1779 zu Weida, geſtorben am 3. Novbr. 1864 zu Leipzig) lautet: „Mac-Benac; Er lebet im Sohne; oder das Poſitive der wahren Maurerei. Zum Gedächtniß der durch Luther wieder erkämpften evangeliſchen Freiheit.“ (Leipzig, 1818, 1819; 3. Aufl.)

Ländern und Welttheilen aufbürden. Weßhalb ſollte man denn z. B. — nachdem das „verlorene Wort", Carl II., längſt gefunden worden und man vor den Augen der ganzen Welt ſich freuen dürfte, daß der Zweck der Partei erreicht ſei — demungeachtet noch immer die Trauer- und Todesſymbole beſtehen laſſen und fortfahren, etwas in ſeine Rechte einſetzen zu wollen, was ſchon vor langen, langen Jahren wieder eingeſetzt iſt? Daß Monk und die königlich Geſinnten während Cromwells Dictatur ſich der vorhandenen Freimaurerei zu einer Hülle ihrer Zuſammenkünfte, zu einem Hebel ihrer Abſichten bedient haben, iſt höchſt wahrſcheinlich. Von jeher war dies das Schickſal der Maurerei, die ſelbſt, wie ich noch näher darlegen werde, in ihrer Entſtehung ſchon nur ſymboliſche Außenſeite, nur Decke war; ſollte ſie doch noch vor 70 oder 80 Jahren dazu beitragen, den weiland Prätendenten des Stuartſchen Hauſes, Carl Eduard, zum Behufe ſeiner Reſtaurationszwecke zu unterſtützen — ein Capitel, in welches die bekannten Carl Eberhard Wächterſchen Miſſionen von 1777[1] gehören. Es iſt eine bekannte Thatſache, wie noch zu unſeren Zeiten die Logen bald den ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Planen der Illuminaten, bald den ſtaatsumwälzenden Abſichten der Revolutionäre (ſog. Jacobiner), dann — ganz entgegengeſetzt — den deutſch-patriotiſchen Vereinen nach Art des Tugendbundes, endlich den italieniſchen Carbonari und den ſpaniſchen Exaltados haben fröhnen müſſen. Welchen Trugſchluß würde aber nach einigen hundert Jahren ein Geſchichtsſchreiber verſchulden, der, weil er die Maurerei als Hebel bei manchen Zeitereigniſſen gebraucht ſieht, aus dieſem Umſtande, ſowie auf Grund der Zeugniſſe eines Barruel und ähnlicher ſophiſtiſcher Kläffer etwa (nach alten

1 Die Conferenz Wächters mit dem Prinzen Carl Eduard Stuart fand am 12. September 1777 zu Florenz ſtatt; das von beiden unterzeichnete Protokoll ſandte Wächter an ſeinen Auftraggeber, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig.

Inquisitionsprincipien) die Revolutionssucht für das eigentliche Geheimniß der Freimaurer ausgeben wollte?! Das Geheimniß der Freimaurer, oder was man darunter versteht, ist älter als dies alles. Es stammt nicht von Noah, nicht von Salomo, nicht von den Egyptern oder Eleusinern oder von den Essäern unmittelbar ab, aber es ist mit ihnen, vorzüglich mit den letzteren, verwandt; das heißt: in Folge der Annahme, Nachbildung und Ueberlieferung von Ritus, Ceremonien und Sinnbildern läßt sich bei allen solchen geheimen Gesellschaften, die von jeher in die bürgerliche verwebt waren, eine nähere oder fernere Verwandtschaft unter einander herausfinden. So z. B. war Xylon, der Schurz,[1] in den egyptischen Mysterien und bei den Essäern so gut bekannt, wie bei den Freimaurern. Das wahre Vaterland des sogenannten Freimaurer-Geheimnisses ist der Orient; es ist nämlich Hülle oder Fortsetzung einer Sache, die ihren Ursprung im Osten zur Zeit der Kreuzzüge nahm. Diejenigen, welche in den Tagen des Trübsals und der Stürme diese Sache zu bewahren und fortzupflanzen suchten, fanden in England die Zunft-Maurerei als eine Art geheimer Gesellschaft gegründet und nützten nun dieselbe zum Mantel, zur Hülle, zum Stoff, wohinein sie ihre eigenen fortzupflanzenden Zwecke und Plane trugen (welche durch die Zeitumstände streng verborgen bleiben mußten), indem sie gleichzeitig die schon obwaltenden Gebräuche und Satzungen mit allen ihren Geistlichen (oder Gelehrten) bekannten Überlieferungen, sowie mit neu ersonnenen Emblemen und Deutungen verschmolzen. So entstand „der erschlagene Meister,“[2] die

[1] Ein Haupttheil der maurerischen Bekleidung. Derselbe soll den Maurer daran erinnern, daß er ein Arbeiter ist und in der Arbeit seine höchste Ehre zu finden hat. Der Schurz besteht aus weißem Leder und wird durch ein blaues Band befestigt.

[2] Hiram Abif, Baumeister des salomonischen Tempels, der Sage nach erschlagen von drei Gesellen, denen er das Meisterwort, welches sie ihm abzunöthigen dachten, nicht verrathen wollte. Die Erzählung ist

„Reiſen,“[1] die Stunde der „Nacht,“[2] die ſtete Hinweiſung auf „Oſten,“ die Paßworte[3] und alle jene nur Eingeweihten vertrauten Anſpielungen und Symbole als Kleid eines Geheimniſſes, das erſt Lohn der Prüfung durch manche Stufen wurde; alles vermiſcht und vermummt mit dem Ritus und den Ceremonien der alten engliſchen, noch von den „Collegien“ der Römer[4] herſtammenden freien Zunft-Maurerei, deren Mitglieder ſich damals (wie noch jetzt in England) „die Freien und Angenommenen“ nannten, aber kein höheres Geheimniß kannten und noch annehmen,[5] als jene altengliſchen Zunftſatzungen. Das wichtigſte darüber enthält, ohne es ſelbſt zu wiſſen, der „Mac Benac“ in einem

jetzt allgemein als Allegorie angenommen, deren Deutung verſchieden iſt; in den Lehrarten, welche ſich einer reineren Anſchauung erfreuen, wird die Hiram-Legende als moraliſches Symbol gedeutet, deſſen Kern ſich zu der Lehre zuſpitzt: „daß man bei Erfüllung ſeiner Pflicht ſelbſt den Tod nicht ſcheuen ſolle.“

[1] Feierliche Umführung bei der Aufnahme in die Loge. Fried. Ludw. Schröder vermuthete, daß den „Reiſen“ die Idee: „alle Weisheit komme von Oſten her,“ zum Grunde liege.

[2] Hoch-Mitternacht; bei Aufnahme von Brüdern der Schluß der Ceremonien.

[3] Paßwort iſt der Name, den ſich ein in die Loge Eintretender auf Befragen beizulegen hat, ſo daß er nicht ſeinen bürgerlichen Namen nennt. Jeder der drei Grade hat ſein beſonderes Paßwort.

[4] „Collegium“ war bei den Römern eine meiſt zu nicht-religiöſen Zwecken zuſammentretende Verbindung mehrerer Menſchen, welche eine ſog. „juriſtiſche Perſon“ ausmachten; collegia opificum = Zünfte der Handwerker, unter denen die dem Staate (im Kriege oder bei'm Gottesdienſte) nützlichſten am höchſten ſtanden. Man feierte im Verſammlungsorte des Collegii myſteriöſe, mit Opfern verbundene Feſte; geſtorbene Mitglieder wurden auf einem gemeinſchaftlichen Begräbnißplatze, auf Koſten der allgemeinen Caſſe, unter Vortrag des Banners des Collegii, feierlich beſtattet.

[5] Unter freien und angenommenen Maurern (free and accepted Masons) ſind ſolche zu verſtehen, welche in die Verbindung nicht nur eingeweiht waren, ſondern auch ihre volle Lehrzeit ausgehalten hatten und dadurch zur Übernahme von Bauarbeiten berechtigt wurden, indem ſie frei waren von den eingegangenen Verbindlichkeiten gegen den Lehrmeiſter.

gestohlenen und nun gedruckten Aktenstück aus Starcks des Vielwissenden[1] Papieren (die er aber vor seinem Tode selbst noch den Flammen übergeben haben soll); dann das von Philipp Melanchthon 1535 zu Köln unterschriebene Protokoll.[2] So wenig also der große Theil der englischen National-Logen eines Irrthums zu zeihen sind, wenn sie die Freimaurerei auf jene altenglische Zunft-Maurerei zurückführen, da diese wirklich älter und damit verwebt ist, so wenig kann ich jedoch nach meinen (und ich darf hinzusetzen, meines seligen Herrn) Ansichten ihnen beipflichten, wenn sie dabei stehen bleiben und nicht zugeben wollen, daß diese alte Gesellschaft von der Politik einer dritten zum Vehikel eines Geheimnisses benutzt worden; da sonst so viele, auch von ihnen beibehaltene Symbole und Anspielungen sinnlos und unverständlich bleiben würden. Wer aber darüber mehr verlangt, als Tradition — aus einer Zeit, wo schriftliche Urkunden überhaupt selten sind, und nur wenige der Väter die Feder, wohl aber alle das Schwert zu führen wußten — der verlangt mit dem Wiesbadener Convent[3] (vom 15. August bis 4. September 1776) — Herzog Ernst hat ihm beigewohnt — mehr, als in der Reihe existirender Dinge möglich ist. Wer hingegen in den Graden, deren Leiter er bestieg, die ihm bekannt gewordenen Hieroglyphen mit jenen Traditionen unbefangen vergleicht, der wird die Erklärung und Anpassung ganz leicht, ungezwungen und natürlich finden. Darum

[1] Joh. Aug. Starck, geb. am 28. October 1741 zu Schwerin, gest. zu Darmstadt am 3. März 1816 als Oberhofprediger und Freiherr.

[2] Die sogen. „Kölner Urkunde," dem Prinzen Friedrich der Niederlande als Nationalgroßmeister der niederländischen Logen 1816 anonym zugeschickt, über Zweifel an ihrer Echtheit jedoch nicht erhaben. Sie will im Wesentlichen eine genaue Darlegung des Zwecks der Freimaurerei geben.

[3] Zusammenberufen von Gottlieb Franz Frhrn. von Gugomos, der angeblich „die bisherigen Tempelherren den wahren Orden und bisher unbekannte geheime Wissenschaften lehren" wollte. Herzog Ernst reiste ab, als es zur Einweihung kommen sollte.

aber will ich ihm noch keineswegs zumuthen, daß er solche Tradition für etwas anderes halten, oder mehr Gewicht darauf legen soll, als sie ihrer Natur nach überhaupt haben kann und zu haben verdient; es wäre denn, daß der Grund- oder Eckstein der Kirche zu Kittlitz, unter welchem Hund[1] das Pergament mit seinem Bekenntniß niederlegte, gehoben würde; oder daß der Geist des höheren Ordens von neuem irgend einen Gewalthaber der Erde — wie einst Gustav III. oder Paul I. oder die Ritter Carls XIII. in Schweden — anfeuerte, den Orden die Hülle der verjährten Proscription abwerfen, in seiner Urgestalt wieder auftreten zu lassen und so viele hunderttausende durch alle Welttheile zerstreute Glieder in der unsichtbaren Bundeskette an sich zu fesseln; ein weitaussehender Gedanke, den Napoleon selbst nicht aus der Acht ließ! Aber wenn dieses immer ein Traum und die Tradition immer Tradition ohne wahren Nutzen oder Zweck bleiben sollte, so hat sie doch durch ihr graues Alterthum einen Werth; solchen aber kann das dem alten Bunde angeheftete neumodische Gebäude der Knigge, Bode, der Illuminaten und Eklektiker, oder die mit Jesuiten-Witterung geführte Feile eines Zöllner[2] eben nicht haben. Dergleichen Nachbildungen oder Modernisirungen kommen mir vor, wie etwa mein ehemaliger Amicistenorden — und was würde man dazu sagen, wollte jemand es sich zum Verdienste anrechnen, daß er einen alten, ehrwürdigen Münster neu getüncht und recht bunt decorirt habe! Derjenige Logenverein würde sich hochverdient machen, welcher das Alte, sei es

[1] Carl Gotthelf Reichsfreiherr v. Hund und Altengrotkau, geboren 11. September 1722, starb am 8. November 1776 zu Meiningen. Kittlitz war eines seiner Güter.

[2] Joh. Friedr. Zöllner, Dr. der Theologie, Propst, Oberconsistorial- und Oberschulrath zu Berlin, geb. 24. April 1753 zu Neudamm in der Neumark, gest. 12. September 1804 zu Frankfurt a. d. O., Schöpfer eines rectificirten Systems der National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln" in Berlin.

unserem Gaumen auch noch so rauh, mit seinen rohen, aber kräftigen Formen (z. B. der Mooshütte der Johannis-Gesellen)[1] wieder herstellen wollte. Ich kenne einen altdeutschen, fast ein paar Jahrhunderte zählenden Lehrlings-Katechismus, dem man das Gepräge seines Alters ebenso unverkennbar in der kräftigen Sprache ansieht, wie dem bekannten Fragmente, das den großen englischen Philosophen Locke zum Maurer schuf,[2] oder nachstehendem alten Eide: „Ich schwöre, den heiligen Bund zu hüten und zu hehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was Sonne und Sterne bescheinen und der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde schwebt." Doch — Heil und Segen der Freimaurerei in jeder Gestalt, unter jedem Bilde und jeder Hieroglyphe, wenn nur ihre Arbeiten, wie jene der edlen Logen zu Hamburg und an so vielen anderen Orten, Menschenkummer lindern, Menschenelend heilen (was z. B. während der Napoleonischen Feldzüge so vielfach und in oft rührendster Weise geschehen ist)[3] und Wankende oder Schwache auf den

[1] Lennings Encyclopädie der Freimaurerei (2. Aufl., Leipzig, 1865), des Herausgebers Quelle für die Anmerkungen über diesen Gegenstand, hat für die „Mooshütte der Johannisgesellen" keine Erklärung.

[2] Das sog. „Verhör Heinrich VI." oder „Freimaurerverhör." Johann Leyland, berühmter englischer Alterthumsforscher, soll — als er im Auftrage König Heinrichs VIII. bei Aufhebung der Klöster wichtige Urkunden und Bücher suchte, um dieselben vor der Vernichtung zu bewahren — auf eine Urkunde von der Hand König Heinrichs VI. gestoßen sein, die Fragen und Antworten über Freimaurerei enthalten habe. Etwa um 1536 habe Leyland von dieser Urkunde Abschrift genommen und solche in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford niedergelegt. Hier soll sie 1696 Locke gefunden und mit seinen Bemerkungen dem Grafen Pembroke übersandt haben. Gedruckt erschien das „Verhör" zuerst 1753 zu London in einer nicht-maurerischen Zeitschrift. Seine Echtheit wird bestritten; trotz eifrigen Suchens ist weder das Original noch Leylands Abschrift aufzufinden gewesen.

[3] „Selbst unsere Loge liefert dazu einen Beitrag. Einer von unseren noch lebenden Brüdern wurde 1807 von einer Schillschen Streifpartei

Pfaden der Tugend und Rechtſchaffenheit erhalten und leiten, und wenn nur, wo ein hilfsbedürftiger Bruder ſich zu erkennen giebt, ihm die Hand des Troſtes und des Beiſtandes in treuer Liebe voll Dienſtwilligkeit gereicht wird. „Amen! Dem ſei alſo!“ wird jeder echte Maurer beiſtimmend ſagen.

gefangen. Bei'm Transport durch das pommerſche Städchen Pyritz wurden die Gefangenen vom Pöbel bedroht. Ein Geiſtlicher und Bruder, der Propſt Gutbier, erkannte unſeren Bruder zufällig als ſolchen, drängte ſich zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und geleitete ihn ſicher vor Mißhandlung durch die Menge.“ (Reichard, Logengeſchichte, S. 43 fg. — 1807 wird Druckfehler ſein, für 1809.)

18.

Auf das Zureden der erwähnten Lieblingsschwester meiner verstorbenen Gattin, der guten Dorette, welche ihren Bruder im fernen Livland aufzusuchen ging (später, 1814, ist sie die zweite Gattin des trefflichen Friedrich Jacobs geworden), hatte ich im Beginn des Jahres 1806 meinen Sohn nach Weimar in eine Erziehungsanstalt gegeben, wo der Aufenthalt so sichtlich zu seinem Besten gedieh, daß ich es als ein wahres Unglück betrachtete, als schon im Herbste desselben Jahres die Anstalt durch den Tod ihres Unternehmers, des wackeren Professors Schall,[1] ihr Ende erreichte, und ich gezwungen war, meinen Sohn wieder nach Gotha kommen zu lassen. Hier traf er ungefähr drei Wochen vor der Schlacht bei Jena ein, aber wer weiß, ob nicht der Himmel durch diese Fügung, welche ich anfangs so sehr beklagte, am besten für meinen Sohn sorgte, der bei den zahlreichen blutigen und verheerenden Auftritten, die das arme Weimar im October 1806 drei Tage lang heimsuchten, vielleicht den Tod gefunden hätte. Wie unsäglich würde Herzog Ernst gelitten haben, wäre ihm das harte Loos gefallen, Zeitgenosse

[1] Nach dem Weimar. Wochenbl. 1806, № 66 wurden am 15. August „Herr Carl Hildon Shall, fürstl. sächs. Professor, mit der großen halben Schule, alt 42 J. 2 M." beerdigt. Dieser ist doch wohl identisch mit dem Prof. Heinrich Schall, der in den Weimar. Hof- und Adreß-Kalendern auf 1804—6 unter den „Exercitienmeistern und außerordentlichen Lehrern" des Gymnasiums zu Weimar aufgeführt ist.

der Drangsale sein zu müssen, welche über Deutschland bis zu den Jahren der Erhebung, 1813 und 1814, verhängt wurden! Vielleicht hätte er seinen Lieblingswunsch, nach Nordamerika überzusiedeln, ausgeführt; vielleicht hätte er am Kampfe Theil genommen und wäre, wie mehr als einer seiner mannhaften Vorfahren, mit dem Schwerte in der Hand gefallen. Aber welchen Entschluß er auch ergriffen hätte — für das Land und dessen Bewohner würde derselbe schwerlich so glückliche Folgen gehabt haben, wie sie das Benehmen des Herzogs August, der mit Napoleon auf bestem Fuße stand (die Ursache werde ich später erzählen), für Gotha und Altenburg herbeiführte. Denn abgerechnet die unvermeidlichen Quartierlasten, Marsch-Etappen, Verpflegungen und was dahin gehört, zog unser Herzogthum ein Loos, dessen damals nur sehr wenige deutsche Städte und Länder sich rühmen durften: das Loos eines friedlichen, glücklichen Eilandes mitten im Wehen des verheerendsten Sturmes. Ewig unvergeßlich bleibt mir der Abend des 14. October, an welchem ich von der hohen Schloßterrasse aus in der Gegend nach Weimar hin den Horizont vom Feuer der brennenden Weiler und Dörfer geröthet sah; schon um Mitternacht erscholl dann die Botschaft der preußischen Niederlage. Wenige Tage darauf zogen bereits zahlreiche Abtheilungen preußischer Kriegsgefangenen durch unsere Stadt und füllten alle Kirchen und öffentlichen Gebäude, deren Wände sie mit Klagen und bitteren Beschwerden über die Haltung und das Betragen ihrer Generale beschrieben. Denn leider war die Aufführung der meisten derselben ganz unverantwortlich gewesen; nur wenige Ausnahmen von der traurigen Regel lassen sich erwähnen. Einer dieser letzteren aber muß ich gedenken: eben speiste ich mit dem Commandeur der Escorte der zweiten Gefangenen-Colonne, dem französischen General von der Weyde, als um Mitternacht die Nachricht von Hellwigs kühner Befreiung der ersten Colonne der Kriegsgefangenen alles in Alarm setzte.

Diese Befreiung, zusammengehalten mit anderen, ähnlichen Zügen von deutschen Subaltern-Offizieren, waren dem Vaterlandsfreunde Balsam auf seine Wunden, ebenso wie z. B. 1809 die unerwartete Erscheinung des tapferen Schill. Schon 1805 hatte er in der Umgegend unserer Stadt als Lieutenant im Quartier gelegen; seine spielenden, trinkenden und bramarbasirenden Kameraden kümmerten sich aber nicht um ihn, da er wegen seiner stillen wissenschaftlichen Neigungen schlecht zu ihnen paßte. Dies erfuhr ich von Schills Wirthin, einer schlichten, aber hellblickenden Bauersfrau, die von ihm und seinem würdigen Betragen mit dem größten Lobe sprach, als er schon in Stralsund gefallen war. Mir aber war Hellwigs und einiger anderen unerschrockene Haltung bereits 1806 der Beweis, daß unsere deutschen Heere eben so reich waren an begabten und tapferen Männern, wie die französischen; daß diese Männer aber bei uns leider in einem untergeordneten Wirkungskreise blieben, wo ihr Genie ertödtet oder mindestens gefesselt wurde. Statt an die Spitze gerufen zu werden, mußten sie sich aus nicht scharf genug zu mißbilligenden Gründen oft begnügen, unter der Leitung von Chefs zu stehen, welche voll dünkelhafter Einbildung auf Titel, Geburt und Alter nichts kannten, als den Schlendrian von weiland, und einen guten Rath oft nur deßhalb verwarfen, weil es ihren Stolz verletzte, daß nicht sie ihn gegeben hatten. Erst der Napoleonische Krieg mußte kommen, um hierin heilsame Veränderungen zu bewirken.

Der vorhin von mir erwähnte General von der Weyde hatte den denkwürdigen Übergang über den Simplon mitgemacht und freute sich, in mir einen Mann zu finden, der diesen Berg in seiner damaligen schauerlichen Gestalt aus Erfahrung kannte, folglich im Stande war, jene Großthat in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. In der Folgezeit habe ich die Bekanntschaft noch vieler französischer Generale und Offiziere aller Grade gemacht, und der Wahrheit gemäß

muß ich ſagen: daß die humane, liberale Denkungsart der meiſten, ſowie der Reichthum ihrer Fähigkeiten und Kenntniſſe mir immer verehrungswürdig geweſen iſt; namentlich hat der letztere bald mein Erſtaunen, bald meine Bewunderung erregt. Den meiſten war ich ſchon durch meinen Guide des voyageurs bekannt, der ſich, wie ich gelegentlich ſchon bemerkte, in den Händen faſt aller Offiziere von Bedeutung, ſowie bei den Generalſtäben befand, und zwar hatten ſie den Pariſer Nachdruck. Da nun viele Schadenfrohe unter meinen Landsleuten wegen meiner früheren antirevolutionären Schriften mir eine ganz unmenſchliche Behandlung ſeitens der anrückenden Franzoſen prophezeit hatten, ſo war anfangs das Erſtaunen groß, als die Führer der fremden Truppen mir ſehr artig begegneten. Ähnlich ſo war Johannes Falk, nachdem er noch wenige Tage vor der Jenaer Schlacht im „Elyſium und Tartarus“[1] ein deutſch-patriotiſches Schlachtlied vom Ettersberg angeſtimmt hatte, als Secretär bei einem franzöſiſchen Intendanten angeſtellt und bewirkte da manches Gute. „Wie!“ ſagte ich zu ihm, als ich ihn ſprach; „Sie wagen es? Hat denn der Intendant Ihre Hymne nicht geleſen?“ — Ein ängſtliches: „Ach, ſchweigen Sie!“ war alles, was er ſauerſüß lächelnd antwortete. Übrigens war es ein Vergnügen, aus ſeinem redſeligen Munde die Erzählung ſo mancher Ereigniſſe um und in Weimar aus den verhängnißvollen Octobertagen zu hören. In Gotha erſtaunte man, die gewaltigen preußiſchen Gardegrenadiere von winzigen Voltigeurs escortirt und dabei gelegentlich mißhandelt zu ſehen; als Gefangene konnten ſie ſich — das ſah man ein — nicht wohl wehren, aber daß ſie im Kampfe mit Bajonett und Kolben den dürftig ausſehenden Franzoſen gewichen waren — das war den deutſchen Patrioten denn doch gar zu demüthigend. „D'où amenez-vous ces géants?“ fragte

[1] Ein Journal; Weimar, 1806. Es erſchienen nur einige Stücke.

nach Falks Erzählung am Bivouak vor dem Webicht, einem kleinen Gehölze bei Weimar, ein französischer General eine Zwerggestalt von Voltigeur, der fünf jener himmelhohen Kolosse aus dem Gebüsche vor sich hergetrieben brachte. „Mon Général," antwortete der Franzose, „ce ne sont pas des géants, ce sont des moutons! — Marchez . . .!" schrie er die Grenadiere mit einem kräftigen Fluche an. „Voyez vous?" fuhr er alsdann gegen den General fort und deutete höhnisch mit der Hand auf die voll schnellen Gehorsams sich in Bewegung setzenden Riesen.

Noch erinnere ich mich einer Prophezeiung, welche ich zur Zeit jener Gefangenentransporte einem kaiserlich französischen Generaladjutanten gegenüber aussprach. Das gothaische Militär war damals völlig auf preußischem Fuße uniformirt; auf seine Frage setzte ich dem Franzosen auseinander, wie nach dem siebenjährigen Kriege und dem dadurch von Preußen errungenen Waffenruhme die meisten deutschen Fürsten ihr Militär ganz und gar nach preußischem Schnitte gemodelt hätten. „Et vous verrez," fuhr ich fort, „que l'on prendra à présent le costume français." Jener bestritt dies, indem er meinte: die französische Militärkleidung sei zu wenig putzend, zu wenig in's Auge fallend. Aber ich kannte den Nachahmungstrieb einer gewissen Klasse der Deutschen, kannte ihre Liebe zur Schale, nicht zum Kern, und — ich habe Recht behalten!

In jene Zeit der Unruhe und Drangsal fiel die Begebenheit, daß mein alter Freund Bertuch einige Tage in Gotha verborgen war. Obgleich nämlich nach dem Einrücken der Franzosen zu Jena noch am Abend des 13. October sich unter tausend Gefahren ein Bote zu dem Geheimrath von Voigt in Weimar durchgeschlichen hatte und die Allarmnachricht überbrachte, so antwortete der Herzog von Braunschweig, dem Voigt sogleich voll Aufregung Bericht erstattete, doch ganz sorglos: „Ein bloßes Streifcorps!" Es erhellt daraus, wie wenig man am Morgen des 14. October von

dem Bevorstehen der grausamen Blutarbeit dieses Tages zu Weimar ahnte. In der That war denn auch Bertuch, da die von ihm an hervorragender Stelle eingezogenen Erkundigungen durchaus sicher lauteten, ruhig in Geschäften nach Erfurt abgefahren, mußte sich aber in Folge des Andranges von Flüchtenden Abends nach dem benachbarten Dorfe Klein-Fahnern zu dem dortigen Pfarrer, seinem Freunde Joh. Volkmar Sickler (dem berühmten Pomologen) retten. Seine Abenteuer auf dieser Flucht, die von ihm erlittene Plünderung u. s. w. hat er aufgezeichnet, um dies alles dereinst selbst mit der ihm eigenen Darstellungsgabe dem Publikum mitzutheilen; ich übergehe hier also diese Einzelnheiten und bemerke nur, daß Bertuch nicht wenig um ein durch die unterdessen eingetretenen Ereignisse natürlich im höchsten Grade vervehmtes Aktenstück verlegen war, das er bei sich trug: dies war das Original des preußischen Manifestes, welches ihm vom königlichen Cabinet einige Tage zuvor zum Drucke eingehändigt worden war.[1] Wir rathschlagten lange über das Schicksal dieser Urkunde; ich stimmte für das Feuer, dem aber widersetzte sich Bertuch; endlich versteckte es Sickler hinter einer alten Tapete.

Als Zeitgenosse des damaligen unglaublich schnellen Falles einer so allgefürchteten militärischen Macht, wie die preußische, könnte ich manches Scherflein aus dem Munde von Augenzeugen beitragen, wodurch jener jähe Sturz aus den Fehlern und den nicht zu entschuldigenden Launen der Ober-Anführer erklärt und beleuchtet wird. Einige Züge aus dem Munde Johann von Müllers will ich denn auch nicht verschweigen. Einst kam (so erzählte er) in Friedrichs des Großen Gegenwart die Rede darauf: ob Preußen wohl

[1] Friedrich Justin Bertuchs Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung (von C. A. Böttiger verfaßt?) sagt Beilage 102 vom Sonnabend 22. Juni 1822 S. 406: „Des bei ihm gedruckten Kriegs-Manifestes eingedenk, hatte Bertuch sich aus Vorsicht entfernt."

je wieder einen so wichtigen Krieg werde zu führen haben, wie der siebenjährige gewesen? — Der König schwieg lange; endlich verließ er das Zimmer mit den bedeutungsvollen Worten: „On aura la guerre, mais on la fera mal. Bonsoir Messieurs!“ —

Eine zweite Anekdote stammt aus des Intendanten Daru Munde. Napoleon sagte dem General Clarke zu St. Cloud im September 1806 nach langem stummem Auf- und Abgehen, während dessen er, wie von Begeisterung hingerissen, seine Eingebungen zu erwägen schien: „Schreiben Sie!“ — Hierauf dictirte er Clarke den Marsch der verschiedenen Colonnen, wie sie da und dort aufbrechen, da und dort an dem und dem Tage eintreffen sollten u. s. w. Für den 24. October bestimmte er Berlin als Zielpunkt. Da konnte General Clarke sich nicht enthalten, lächelnd zu fragen: „Sire, aber der Widerstand der Feinde?“ — „Kommt nicht in Anschlag!“ erwiederte der Kaiser mit Bestimmtheit; „am 24. October ist die Armee in Berlin; ich mache Sie zum Gouverneur!“ Zu dem anwesenden Daru gewendet, setzte er hinzu: „Und Sie werden Intendant der Stadt!“ Bekanntlich bekleideten beide diesen Posten nachher wirklich in Berlin; ebenso wie auch die ersten Franzosen am 24. October 1806 in Preußens Hauptstadt einrückten.

Die Zeitverhältnisse und die wechselvollen Schicksale des Einzelnen mochten es sein, welche den Bruder unseres Herzogs, den Prinzen Friedrich bestimmten, mitten im Winter des Jahres 1806 aus den ihm stets so wohlthätig gewesenen südlichen Gegenden in unser rauhes Klima zurückzukehren. Natürlich mußte dies nachtheilig auf ihn wirken und in ihm die Sehnsucht nach dem milden Himmelsstriche, den er verlassen hatte, doppelt rege machen. Wirklich verweilte er nur wenige Monate, um anfangs August 1807 wieder nach dem ihm wie eine zweite Heimath lieb gewordenen Rom zurückzukehren, wo er sich im Genusse der Künste, namentlich der von ihm

hochgeſchätzten Tonkunſt, und im Umgange mit einer kleinen, aber ausgeſuchten Geſellſchaft ſehr glücklich fühlte. Er verweilte dort bis 1810; alsdann kam er mit einem Schatze von Gemälden und Antiken, welche ſeinen Vater ebenſo erfreut haben würden, wie die erworbene Kunſtkennerſchaft des „geliebten Fritz," nach Gotha zurück.

Der erwähnte kurze Aufenthalt des Prinzen von Ausgangs 1806 bis zum Hochſommer 1807 zeichnete ſich für mich wie für alle, welche Zutritt fanden in den geſelligen und gebildeten Kreis, den der Prinz um ſich zu verſammeln pflegte, wohlthuend aus. Ein kleines Liebhaber-Theater entſtand auf's neue, und der Prinz veranſtaltete zum Angebinde für den Geburtstag der guten Herzogin (11. Juli 1807) eine Aufführung der Oper „Il matrimonio segreto." Er ſelbſt mit anderen Dilettanten und Dilettantinnen ſpielte darin, ſang recht gut in der Manier und Stimme des berühmten Tenoriſten Benelli und verwendete überhaupt unendliche Mühe auf die Darſtellung. Die Anweſenheit Himmels, des bekannten Virtuoſen und witzigſten aller witzigen Geſellſchafter, eines Schooßkindes des Glücks und Ausbundes aller möglichen Talente, welcher ſelbſt die Rolle des Geronimo unübertrefflich gab, und die Einlernung durch ſolchen Meiſter trug viel zum Gelingen der Oper bei, welche den größten Beifall erhielt und verdiente, auch mehrmals wiederholt werden mußte. Bei der letzten Wiederholung herrſchte eine drückende Julihitze. Ein Gewitter mit ſchrecklichem Sturm wälzte ſich über die hohen Schloßthürme des Friedenſteins dahin. Plötzlich ſtand ich auf meiner einſamen Gallerie vor Schröder, dem alten Aufſeher des reichen phyſikaliſch-mathematiſchen Kabinets unſeres verewigten Fürſten, der ſeinen Poſten behalten hatte und — gleich mir — nach wie vor in den Lieblingsräumen ſeines einſtigen Herrn gern ſeinen Erinnerungen nachhing. Verwundert, mich noch hier und nicht ſchon im Schauſpielhauſe zu finden, lud er mich ein,

mit ihm in den Saal zu gehen und das Spiel und die Ausflüsse des ätherischen Feuers an dem berühmten Blitzableiter (einem der größten Europas) zu bewundern, mit welchem der verstorbene Fürst als Kenner, aber auch stets zur Angst seiner Getreuen, oft experimentirt hatte.[1] Als wir in den Saal traten, hatte der Ausfluß einen Stillstand gemacht, und ich ging in die anstoßenden offenen Zimmer des Herzogs Ernst, einen Blick der Wehmuth auf die Gegenstände um mich her werfend. Da standen die kostbaren Instrumente des Observatoriums, verlassen vom Astronomen und nur von Schröder gepflegt; das Zimmer, wo der Edle lebte und starb, angefüllt bis an die Decke mit dem wenigen unverschenkt gebliebenen Ausschuß von Mobilien des Todten, zwischen denen die auf einander geschichteten wundervollen Gemälde in ihren prächtigen goldenen Rahmen (des Herzogs letzte Lieblings-Leidenschaft) hervorglänzten, glich vollständig einer Rumpelkammer. Das Getöse neuer elektrischer Explosionen riß uns aus unseren Gedanken; zugleich rief mich aus dem anderen Thurme der Schall der Instrumente und Stimmen. Ich kann nicht ausdrücken, wie mächtig mir dieses „Sonst" und „Jetzt" durch die Seele schnitt! —

Prinz Friedrich ging 1807 über Karlsbad nach Italien; sein Aufenthalt in jenem Badorte ward Anlaß, daß auch ich, aus Rücksicht für mein Befinden, mit meinen Kindern und meiner Nichte die Reise dorthin antrat. Die Gegenwart und Gnade des Prinzen öffnete mir gleich in den ersten Tagen die vornehmsten Kreise; zu angenehmen neuen Bekannten gesellten sich nicht nur einige meiner liebsten älteren,

[1] Die Thürme des Schlosses Friedenstein waren dem Blitzstrahl in hervorragender Weise ausgesetzt; dennoch wagte man die Anlegung eines Gewitterableiters, wie ihn Franklin soeben erfunden, nicht zu unternehmen. Herzog Ernst trotzte dem Vorurtheil, welches sich dagegen sträubte, indem er nicht nur auf die Schloßthürme Blitzableiter setzen, sondern einen derselben auch durch sein Arbeitszimmer legen ließ, wo er durch Ausziehen der Funken den täglichen Grad der Elektricität in der Luft untersuchte.

ſondern auch Reiſegefährten vom Rhein und aus der Schweiz, die der Zufall hieher führte. Von meinen neuen Bekannten muß ich namentlich den begabten Dichter Cramer, jetzt zu Halberſtadt, ausdrücklich nennen; in welches nähere Verhältniß zu mir er neuerdings getreten iſt, werde ich am rechten Orte erzählen.[2]

Im October jenes Jahres (1807) folgte mein Schwager Jacobs ſeinem ehrenvollen Rufe nach München. Seine hohe Bedeutung als Gelehrter iſt ſo allgemein anerkannt, daß ich nur ſeinen Namen zu nennen brauche, um auf dieſelbe hinzuweiſen; aber was für ein angenehmer, liebenswürdiger Geſellſchafter er iſt, wie ſein heller Geiſt, ſein treffender Witz und ſein gebildeter Umgangston Leben und Unterhaltung verbreitet, — das wiſſen nur diejenigen, welche ſo glücklich ſind, ihm näher zu ſtehen. Mancher hat Gotha vor oder mit ihm verlaſſen, mancher noch wird es nach ihm thun; keinem aber dürfte ein ſo einſtimmiges Bedauern um ſeinen Verluſt, keinem eine ſo allgefühlte und wahre Freude über ſeine Wiederkehr zu Theil werden, wie ihm. Herzog Auguſt, der ihn beſtändig um ſich hatte und mit dem und für den ſeine Feder oft beſchäftigt war, bot alles auf, um Jacobs zurückzuhalten, allein die einmal geknüpfte Verbindung ließ ſich nicht rückgängig machen, bis Aretins kleinliche Nergeleien den Ruhe und Frieden liebenden Mann 1810 einem neuen Rufe unſeres Fürſten dankbar folgen und nach ſeiner Vaterſtadt Gotha zurückeilen ließen. Schon zu Herzog

[1] Friedrich Matthias Gottfried Cramer, geb. am 5. November 1779 zu Quedlinburg, geſtorben am 14. Auguſt 1836 als Steuerinſpector zu Halberſtadt, ſetzte ſelbſt (Zeitgenoſſen, Bd. II. H. 3 S. 27) ſeine Bekanntſchaft mit Reichard um einige Jahre früher an, indem er ſie von einem mit dem Prinzen Carl von Carolath einſt in Gotha bei demſelben gemachten Beſuche datirte. Doch wurde das Zuſammenleben in Karlsbad, 1807, „die eigentliche Wiege einer engeren Freundſchaft. Reichard, dort ſo ganz einheimiſch, von allen für Geiſtesgenuß Empfänglichen gekannt, geſucht, verehrt, war mit ſeiner liebenswürdigen Familie der Vereinigungspunkt, um den ſich die Befreundeten verſammelten.“

Ernſts Zeiten hatte Jacobs einſt zwei Berufungen — nach Kiel und nach Oldenburg — gleichzeitig erhalten; der Freund und Beſchützer echter Gelehrſamkeit beſchloß damals bei ſich im Stillen, ihn um keinen Preis ziehen zu laſſen. Amalie und ich bedauerten den bevorſtehenden Verluſt des geliebten Schwagers ebenfalls, allein obwohl wir den Herzog Ernſt täglich ſprachen, ſo blieben wir doch unſerem Grundſatze getreu, dieſe Stunden niemals für uns oder unſere Familie auszunutzen. Wir hatten alſo auch nie von Jacobs' Berufungen mit einer Sylbe geſprochen. Augenſcheinlich war aber von dritter Seite das Gegentheil vorausgeſetzt worden, denn eines Tages entſpann ſich zwiſchen dem Herzog Ernſt und mir ganz unerwartet folgendes Geſpräch:

Er. „Nicht wahr, Sie liegen mir täglich und ſtündlich in den Ohren, daß Jacobs hier bleiben ſoll?"

Ich. „Ew. Durchlaucht wiſſen am beſten, daß dies das erſte Wort iſt, was wir darüber wechſeln!"

Er. „Das weiß ich; aber jetzt ſpreche ich mit Ihnen darüber, weil ich Ihnen hiemit den Auftrag gebe: an Jacobs zu ſchreiben und ihm zu ſagen, daß ich ihm die und die Verbeſſerungen zuſichere, damit er mir nicht den Kummer macht und geht. Sagen Sie dies zugleich in meinem Namen dem Miniſter von Frankenberg, und fügen Sie hinzu, es ſei mein feſter Wille, daß alles auf die und die Art eingerichtet werden ſolle." Die betreffenden Feſtſetzungen, welche Herzog Ernſt mit ſich ganz allein völlig in's Reine gebracht hatte, wurden ausgeführt und Jacobs blieb. Nun aber zeigte ſich bald ein edler Zug der Dankbarkeit des letzteren; er erhielt nämlich nicht lange nach jenen Verfügungen abermals eine Berufung, und zwar bei Gedickes Tode [2. Mai 1803] nach Berlin. Allein er lehnte dieſelbe ſogleich ab, ohne gegen irgend jemand mit einer Sylbe davon zu ſprechen. Erſt lange nachher wurde die Sache von Berlin her bekannt, und als man Jacobs fragte: „weßhalb er denn dieſen ehrenvollen

Ruf verheimlicht habe?“ antwortete der hochherzige Gelehrte: „Es hätte aussehen können, als wollte ich noch mehr haben, und da hätte ich mich geschämt, denn ich weiß, daß der Herzog alles für mich gethan hat, was er thun konnte.“

Dasselbe Jahr 1807 sah auch [am 19. December] das Lebensende eines berühmten Greises, den seine Begabung und sein hoher Geist den weiten und steilen Pfad von niederer Stufe zu großem Ansehen und Reichthum durch eigene Kraft emporklimmen halfen. Dies war der Baron Grimm, von dem ich in diesen Erinnerungen schon öfter gesprochen habe, und dessen Namen ich nicht nennen kann, ohne mich von Verehrung für den Verstand, die Thätigkeit und den Scharfblick dieses seltenen Mannes durchdrungen zu fühlen. Geboren zu Regensburg am 26. September 1723, ging er als Hofmeister der Söhne eines sächsischen Ministers, des Grafen von Schönberg, nach Paris und trat hier bald darauf als Haussecretär in den Dienst des Herzogs von Orleans, des Vaters des berüchtigten Égalité. Hier kam er mit allen Schöngeistern Frankreichs in nähere Berührung, namentlich bewegte er sich in den Kreisen Holbachs, erschien in den bureaux d'esprit bei Madame Geoffrin, bei Frau von Epinay u. s. w. und zählte die Encyklopädisten zu seinem vertrauten Umgange. Dadurch machte er sich die französische Sprache so vollkommen zu eigen, daß wenige Schriftsteller Frankreichs ihm an Glanz und Richtigkeit der Schreibweise gleich kamen. Bald entstanden jene gehaltvollen, anfangs kurze Zeit vom Abbé Raynal redigirten literarischen Monatshefte, welche dann als „Feuilles du Baron de Grimm“ an allen Höfen und in den ersten Kreisen Europas handschriftlich circulirten und gradezu verschlungen wurden, weil sie einen Schatz aus allen Fächern der schönen Wissenschaften und Künste enthielten. Eins der ersten Gesetze für die Betheiligten war: daß nichts daraus gedruckt werden durfte, und dies wurde heilig gehalten. Erst in den Zeiten der Revolution, wo Treu' und

Glauben zu den verworfenen Dingen gehörten, kam manches daraus — wie z. B. Diderots „Jacques le Fataliste," dann „la Réligieuse" — unter die Presse; endlich erschien sogar die ganze Sammlung; wissenschaftliche Denkwürdigkeiten ersten Ranges zur Gelehrten-Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XV. und XVI. Zuletzt (und zwar noch vor der Revolution) übergab Baron Grimm seines geschwächten Gesichtes halber die Redaction dem Herrn von Meister,[1] der sie von Zürich aus, jedoch unter stets schwindender Zahl der Abnehmer, fortsetzte.

Grimm stand nicht allein in hoher Achtung bei allen Vornehmen zu Paris, sondern auch auswärts würdigten ihn seine großen Zeitgenossen, wie König Friedrich von Preußen, Katharina von Rußland, Prinz Heinrich von Preußen, die Landgräfin von Darmstadt, Gustav III. von Schweden u. s. w., an deren Höfen er oft verweilte und mit denen er einen vertrauten Briefwechsel unterhielt. Herzog Ernst, der den Baron Grimm wie einen Vater liebte und ehrte, hatte denselben zu seinem bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannt; Katharina II. gab ihm dort die wichtigsten Aufträge, und in der That war Grimm ihr Gesandter weit mehr, als jener, welcher den Namen eines solchen führte. Sie rief ihn nicht allein zu wiederholten Malen, einmal mit Diderot, nach St. Petersburg, sondern sie fragte ihn auch in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath. Es war daher zu Gotha nichts seltenes, russische Couriere ankommen und auf ihre Abfertigung, je nach der Wichtigkeit ihrer Depeschen, Wochen lang warten zu sehen. Einer derselben, ein Offizier der Garde, bewies bei Katharinas Tode eine seltene Anhänglichkeit und Umsicht; auf seinem Rückwege stieß er nämlich hinter Königsberg auf einen Freund, der als Courier aus Petersburg kam mit der Nachricht: „Katharina ist todt!" Sogleich wendete jener Garde-

[1] Jacques Henri Meister, 6. August 1744—9. November 1826.

offizier um und eilte im größten Geheimniß mit unglaublicher Schnelligkeit nach Gotha zu Grimm zurück, damit dieser, falls es nöthig sei, die Depeschen ändern könne, bevor der neue Regent sie in die Hände bekäme.

Katharina hatte den Baron Grimm zu ihrem bevollmächtigten Minister im niedersächsischen Kreise ernannt; Kaiser Paul bestätigte ihn in dieser Stellung. Die Briefe und Papiere Katharinas nebst anderen wichtigen Schriften sind nach dem Tode Grimms, auf dessen Anordnung und noch bei seinen Lebzeiten versiegelt, von einem russischen Gesandtschaftscavalier übernommen und nach St. Petersburg gebracht worden. Ich habe diese Papiere gesehen; sie füllten eine ziemlich große Kiste. Welche Aufschlüsse, welche wichtigen Urkunden zur Zeitgeschichte müssen darin verborgen gelegen haben! Wer wäre überhaupt mehr geeignet gewesen, unsere Zeitgeschichte zu schreiben, als Grimm, der Vertraute so vieler Machthaber, eingeweiht in die verborgensten Ursachen und Hebel der politischen Dinge, die er stets so richtig würdigte! Wirklich muß sich ein fleißig von ihm redigirtes „Mémoire“ unter seinen Papieren befinden. Hätte ihn das Schicksal als leitenden Minister an die Spitze eines großen europäischen Staates gestellt, wie viel Unglück wäre verhütet, wie viele Fehlgriffe vermieden worden! Denn was er vorhersagte, ist jedesmal eingetroffen; nie werde ich vergessen, was er mir gegenüber einst im Frühjahr 1794 aussprach. Damals stand der österreichische Obercommandeur gegen Frankreich, Prinz Coburg, vor Landrecy, und jedermann frohlockte über die Fortschritte der deutschen Waffen. Grimm aber sagte ernst: „Ich kann mich nicht freuen.“ „Warum nicht?“ fragte ich ihn erstaunt. „Sie werden sehen,“ antwortete er „es wird schlimmer gehen, als jemals.“ „Wie wäre das möglich?“ „Noch immer sind dieselben Menschen an der Spitze, mit denselben schiefen Ansichten der Dinge. Das alte Staatenwesen ist morsch, und sie arbeiten daran, es vollends zu

zerbrechen. Die Erfahrung von heute ist bei diesen Leuten immer für morgen verloren." — Ich schüttelte den Kopf und dachte bei mir: „So arg wird es nicht werden; der wackere Greis guckt jetzt durch die Brille der üblen Laune." Aber wie sehr hat ihn der Ausgang gerechtfertigt!

Glücklich war Grimm noch vor dem Ausbruche der Schreckenszeit, die er ebenfalls in staatsmännischer Einsicht hatte kommen sehen, aus Frankreich ausgewandert; gewiß wäre er sonst, wie zahlreiche seiner Bekannten und Freunde, unter dem Messer der Guillotine gefallen. So traf der Sturm nur seine Mobilien und Leibrenten. „Die Nation hat mich bestohlen," war sein launiger Ausdruck. Oft klagte er bitterlich, daß das Schicksal ihn bestimmt habe, so manches Unglück der Zeit, so manchen gewaltsamen Tod seiner Lieben und Vertrauten zu überleben. Am tiefsten schmerzte ihn die Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth, Schwester König Ludwigs XVI., wegen der Güte ihres Herzens und ihres unbescholtenen Wandels. Gegen das Ende seiner Jahre, nach dem Tode seiner Freundin, der großen Katharina, traf ihn noch das harte Loos, ein Auge zu verlieren; fortan mußte er daher auch seiner liebsten Beschäftigung, dem Schreiben entsagen — eine schmerzliche Entbehrung! Nun begann er, alle seine Briefe und anderen Schriften zu dictiren; auf seinen Posten zu Hamburg leistete er Verzicht. Aber Kaiser Paul sowohl, als Alexander ließen ihm die volle Besoldung, und die russische Kaiserfamilie fuhr fort, ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Er privatisirte zu Gotha und bewohnte daselbst ein fürstliches Haus, welches Herzog Ernst ihm einräumte; begleitet wurde Grimm von der ihm befreundeten Familie Bueil. Die Gräfin, für welche einst das in der Erziehungskunde Epoche machende Buch „Conversations d'Emilie" geschrieben worden, war eine geborene Comtesse de Belsunce, Enkelin der Frau von Epinay und Schwester jenes Offiziers, welcher als Geliebter der Charlotte

Corday zu Caen auf Marats Anstiften ermordet wurde; eine Unthat, die bekanntlich die Erdolchung Marats durch Charlotte Corday [13. Juli 1793] zur Folge hatte. Die Familie Bueil war in der Schreckenszeit ebenfalls ausgewandert; seine Güter hatte der Graf größtentheils verloren. Unter Kaiser Napoleons Regierung wurde er jedoch von der Emigrantenliste gestrichen, und die Familie kehrte nach dem Tode Grimms, den sie beerbte, nach Frankreich zurück. Bueils waren herzensgute Menschen und augenscheinlich auch in Paris höchst beliebt gewesen; im Gegensatze zu damaliger aristokratischer Mode müssen sie sogar ihre Dienerschaft vorzüglich behandelt haben, denn unter mehreren Beweisen der Zuneigung seiner früheren Untergebenen erhielt der Graf in Gotha auch einen sehr rührenden von seinem Kutscher. Dieser schrieb nämlich: „bei der Versteigerung der Sachen des Herrn Grafen habe er die guten Kutschgeschirre gekauft, welche, wie alles andere, um ein Spottgeld verschleudert worden seien; er bewahre dieselben treulich für den Herrn Grafen auf!“

Die beiden liebenswürdigen Bueilschen Töchter waren bei der Emigration als kleine Kinder nach Deutschland gekommen und in Folge des langen Aufenthaltes mehr Deutsche, als Französinnen. Da der Baron Grimm mich von jeher seiner Achtung und seines Vertrauens würdigte, so entstand auch bald zwischen der Gräfin Bueil und meiner Frau, sowie zwischen den Töchtern und meiner Tochter die freundschaftlichste Verbindung, und viele unserer schönsten Lebenstage verdanken wir der traulichen, herzlichen Aufnahme im Grimmschen Hause. Nichts war lehrreicher, als wenn zuweilen der geistvolle Greis der horchenden Versammlung um sich her Mittheilungen aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen, aus seinen Gesprächen mit Friedrich dem Großen, mit Katharina oder dem Prinzen Heinrich von Preußen machte. Einen Brief, welchen Suworow an Grimm in französischer Sprache geschrieben, und worin er ihn „le Sage du Nord“ genannt

hatte, sah ich selbst, und freute mich auch bei dieser Gelegenheit wieder der sauberen Handschrift des berühmten Feldherrn. Grimm war ebenfalls durchdrungen von Bewunderung für Suworow, über welchen er aus dem Munde der Kaiserin Katharina folgende Anekdote hatte: Potemkin, neidisch wie immer, hatte Suworow der Kaiserin als nicht richtig im Kopfe geschildert, und diese beschloß, den letzteren selbst zu prüfen. Sie ließ ihn kommen, und bei der Unterredung, welche über eine Stunde dauerte, legte sie ihm eine Menge schwieriger Fragen, verwickelter Plane u. s. w. vor; Suworow aber antwortete jedesmal so schlagend und bündig, daß die Kaiserin ihm endlich entzückt die Hand reichte, und indem sie ihm sogleich ein höheres Commando anvertraute, erstaunt hinzusetzte: wie es doch möglich gewesen sei, daß man ihr von dem Zustande seines Kopfes einen so völlig verkehrten Begriff habe machen können? „Croyez-vous, Madame," antwortete Suworow, „que je prends la peine d'être sage pour tout le monde?" — Potemkin war auf Befehl der Kaiserin hinter einem Schirme gegenwärtig und von allem der unsichtbare Ohrenzeuge. „Fürst," sagte die Kaiserin nachher zu ihm; „der Mann ist klüger als Sie und ich!" — Folgender Zug, den auch Grimm erzählte, verdient gleichfalls aufbewahrt zu werden. Als vor der Schlacht an der Trebbia [17. Juni 1799] Moreau auf der einen, Macdonald auf der anderen Seite anrückten und sich zu vereinigen suchten, brach Suworow bei der ersten Nachricht von dieser Bewegung auf und langte zur Verwunderung von Freund und Feind mit seinen Russen Dank einem äußerst forcirten Marsche von einem Tage im Hauptquartiere an. Er fand die kaiserliche Generalität um einen mit schwarzem Wachstuch bekleideten Tisch zum Kriegsrathe versammelt; auf dem Tische war mit Kreide ein langer Strich gezeichnet, welcher den Po vorstellte; links stand: „Moreau" und rechts: „Macdonald" geschrieben. Der öster-

reichiſche General Melas erklärte dem eintretenden Suworow, daß man wegen des Anrückens der beiden feindlichen Heere ſoeben den Entſchluß gefaßt habe, ſich hinter den Po zu concentriren und die jetzige Stellung zu verlaſſen. Auf dieſe Art wäre jenen Heeren ihre Vereinigung erleichtert, ein großes Stück von Italien geräumt, und was ſpäter bei Marengo geſchah, ſchon ein Jahr früher bewirkt worden. Suworow, beide Arme auf den Tiſch geſtützt, hörte ſchweigend zu; dann zog er den kaiſerlichen Befehl aus der Taſche, nach welchem, in ſtreitigen Fällen, ſeine Meinung jedesmal entſcheiden ſollte. Er fragte: „ob dieſer Befehl den Verſammelten bekannt ſei und von ihnen geachtet werden würde?“ Auf die Bejahung fuhr Suworow fort: „Übermorgen liefere ich Bataille, und“ (indem er mit dem Ärmel Moreaus Namen auf dem Tiſche auslöſchte) „wiſche den Moreau weg; darauf“ (er that ein gleiches mit dem anderen Ärmel) „den Macdonald.“ Man weiß, daß er Wort hielt und beide feindlichen Heere, eines nach dem anderen, auf's Haupt ſchlug.

Grimm verdankte die Verlängerung oder vielmehr Friſtung ſeines Lebens (er wurde 84 Jahre alt) vorzüglich der unglaublich wachſamen Pflege einer Demoiſelle Marchais, die edelmüthig genug dachte, den Einfluß, welchen ſie durch ihre Aufopferung ſeit ſo langer Zeit auf Grimm und deſſen Dankbarkeit erlangt hatte, nicht zu benutzen, um einen Theil ſeines anſehnlichen Vermögens ſich anzueignen; ſie ließ ſich vielmehr an einem mäßigen Legate genügen. Der Tod des Herzogs Ernſt, ſowie derjenige meiner Frau, welche er hochachtete, waren für Grimm ſchmerzlich erregende Ereigniſſe; merkwürdig war, daß er behauptete, früher gelegentlich gegen den Herzog geäußert zu haben: wie er wünſche, dereinſt ohne Sarg, in freier Erde begraben zu werden. Dieſes, fügte er hinzu, habe wahrſcheinlich den Herzog zuerſt auf den Gedanken gebracht, ſolche Art der Beſtattung für ſich ſelbſt anzuordnen. Daß meine Frau auf dem Gottesacker

eines Dorfes beerdigt zu ſein verlangt hatte, gefiel ihm ſo wohl, daß ich auf ſein Erſuchen ihm dort gleichfalls ſein Grab ausmitteln mußte. Und ſo befindet ſich denn Grimms Ruheſtätte zu den Füßen der ihrigen; die Aufſchrift des einfachen Grabſteins[1] wurde verfaßt von der älteſten Bueilſchen Tochter, deren Verheirathung mit einem Herrn von Bechtolsheim (dem nun ſchon todten Sohne der geiſtreichen Julie von Bechtolsheim, Wielands Pſyche) Grimm noch erlebt hatte.[2] Der Name des ſeltenen Mannes gehört der Geſchichte, aber auch im Herzen ſeiner Freunde lebt das Andenken des liebenswürdigen Greiſes, wie denn noch im Jahre 1815 bei'm Durchmarſche des Barclay de Tollyſchen Heeres ein General Piſareff eigens hinausritt zu der Ruheſtätte Grimms, von dem er mich nachher voll inniger Verehrung lange unterhielt.

[1] Er iſt abgebildet: „Paris und Wien," Jahrg. II, Bd. 4, Stück VII (Rudolſtadt 1812) Tafel XVIII und liefert abermals einen der zahlreichen Beweiſe, wie wenig ſelbſt Grabſteinen zu glauben iſt, wenn ſie Data anführen. Grimms Geburtsjahr iſt nämlich auf der Platte um zehn Jahre zu ſpät (1733, ſtatt 1723) angeſetzt; vergl. Reichards „Berichtigung" in „Paris und Wien," Stück VIII, S. 322. — Die Aufſchrift des Grabſteins lautet: „Hier ruht ein Weiser, ein liebender Freund. Im späten Winter des Lebens starb er zu früh uns und der Welt."

[2] Freiherr Carl Emil von Bechtolsheim, geb. 1779, vermählte ſich mit Katharine Helene Alexandrine Du Roux, Comteſſe de Bueil (geb. 1787) 1807. Er ſtarb 1811 als K. preuß. Rittmeiſter.

19.

Die Arbeiten der Conſcription, welche nach dem Beiſpiele der anderen Rheinbundsſtaaten auch in unſeren beiden Herzogthümern eingeführt wurde, und die nun unmittelbar und oft erfolgenden Rekrutenaushebungen nahmen mir nebſt anderen militäriſchen Amtsgeſchäften Sommer und Herbſt des Jahres 1808 hinweg. In dieſe Zeit fiel die Verheirathung meiner Tochter, welche am 3. Auguſt 1808 ihren Ehebund einging. Ich habe erzählt, daß ſie eine vertraute Jugendgeſpielin der jungen Gräfinnen Bueil wurde; als nun die älteſte derſelben den Herrn von Bechtolsheim heirathete, kam als Herzensfreund des Bräutigams der Baron von Goechhauſen mit dieſem nach Gotha. Geboren am 17. November 1778, war er nach vollendeter Schulbildung in das preußiſche Heer eingetreten und hatte den Feldzug von 1806 als Adjutant des Regiments Renouard mitgemacht, aber nach der Gefangenſchaft in Magdeburg ſeinen Abſchied genommen; meine Tochter ſprach ihn oft im Bueilſchen Hauſe, und er, ein liebenswürdiger Mann von ſanftem Charakter, dabei Dichter lieblicher Lieder und begabter, an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen reicher Schriftſteller, machte auf ſie den lebhafteſten Eindruck. Durch das Erbe ſeiner am 7. September 1807 verſtorbenen Tante Louiſe, welche als Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar dieſe nach Italien begleitet hatte, war ihm ein eigenes Auskommen ziemlich geſichert; ich gab daher zu dieſer Verbindung mit Freuden meinen Segen. Hierauf hätte ich

meinen Sohn gern bei mir behalten, um nicht auf die Gesellschaft meiner Vögel und Katzen beschränkt zu sein, allein eine glückliche, durch unvergeßliche Freunde beförderte Gelegenheit, ihn eben jetzt seiner Neigung gemäß, in „ein ausgezeichnetes Corps“ (so nannte es Wellington!) einzureihen, schlug jede Rücksicht auf mich selber nieder, und Ernst trat bei dem damals in Thüringen garnisonirenden sächsischen Husarenregimente in Kriegsdienste. Mein nunmehriges Alleinstehen mochte guten Seelen leid thun; es öffnete sich mir mancher trauliche Familienkreis, in welchem ich angenehme Stunden zubrachte. Heitere Augenblicke gewährten mir auch die zahlreichen Besuche Fremder, welche mir die Ehre erwiesen, mich auf ihren Reisen durch Gotha zu begrüßen. Selten nur kamen Gelehrte oder mit der Literatur Vertraute aller Nationen und beiderlei Geschlechts (ich will nur die berühmte Frau von Staël nennen) durch Gotha, ohne mir das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu gönnen. Ebenso war mir mein ausgebreiteter Briefwechsel eine immer neue Quelle des Vergnügens; ich verkehrte schriftlich mit Fürsten und Herren und mit vielen zeitgenössischen Literaten von Bedeutung, wie Archenholz, Büsching, Professor Creuzer, Eichstädt, Gentz, Holbein, Leisewitz, Linguet, Loder, Mallet du Pan, Matthisson, Mauvillon, Meusel, Johann von Müller, Nicolai, Reichardt, Schlözer, Jung-Stilling, Tiedge, Vulpius, mit Anonymen und Nicht-Anonymen; ja, auch die hochberühmten Namen eines Herder,[1] Leßing und

[1] Von ihm der folgende Brief:

„Erlauben Sie, hochgeschätzteſter Herr, daß ich von der Ehre, die Sie mir neulich durch Ihren Besuch erzeigten, sogleich einen Gebrauch mache und Sie mit einer Bitte beschwere.

Auf Ihrer öffentlichen Bibliothek sind die Miscell. Lips. nova, deren letzten Theile uns hier fehlen. Dürfte ich um den neunten Band derselben bitten? Ich will ihn baldmöglichst und aufs dankbarste zurück befördern.

Ich schäme mich beinah noch Eine Bitte hinzuzuthun; indeß sei es, da ich einmal im Bitten. Die mille et un jours, die de la Croix übersetzt hat, wären mir zu irgend einem Zweck durchzulaufen sehr nütz-

Goethe fehlen unter der Zahl meiner Correſpondenten nicht. Was Leßing betrifft, ſo macht es mir noch heute eine wahre Freude, ihm bei Gelegenheit ſeines herrlichen „Nathan" einen kleinen Dienſt haben leiſten zu können; ich erhielt damals von ihm die nachſtehenden Zeilen:

„Wohlgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr,

Ew. Wohlgeb. unaufgefoderte Bereitwilligkeit, Subſcribenten auf meinen Nathan zu ſammeln, erkenne mit dem ergebenſten Danke, und wünſche Gelegenheit zu haben, Denenſelben meine Dienſtbefliſſenheit hinwieder zu bezeugen.

Das Stück wird inſtehende Leipziger Meſſe gewiß fertig, und die 20 beſprochenen Exemplare ſollen von da aus an Ew. Wohlgeb. gewiß auf das förderſamſte übermacht werden.

Der Preis iſt 18 ggr. Von dem Betrage der 15 Rthlr. belieben Dieſelben, für Porto u. andere verurſachte kleine Koſten, 16 pro Cento abzuziehen, und mir den Reſt, nach erhaltenen Exemplaren gelegentlich zu übermachen.

Der ich mit vollkommener Hochachtung verharre
Ew. Wohlgeb.
ganz ergebenſter Diener

Wolfenbüttel, den 29. März 79.
An den Hrn. Bibliothekar Reichard in Gotha.

Leßing."

Auch Goethe würdigte mich mancher Freundlichkeit. Er verweilte, namentlich noch zu Zeiten des Herzogs Ernſt, oft und gern in Gotha und war der Herrſchaft, ſonderlich dem Prinzen Auguſt, ſtets ein werther Gaſt; letzterer ſandte mir einſt, als ich nach Weimar zu reiſen hatte, noch raſch ein

lich. Wäre Ihnen das Buch bei der Hand: wollten Sie nicht die Güte haben und es jenem beilegen?

Befehlen Sie wieder, wo ich Ihnen zu Dienſt ſeyn kann; ich will es herzlich gerne. Entſchuldigen Sie die zudringliche Freiheit dieſes Briefes und nehmen meine Hochachtung und Ergebenheit an. Vale.

Weimar, den 20. Nov. 1785.

Herder."

Briefchen mit der Bitte: „den Doctor Faust zu grüßen.“ 1807 war ich mit Goethe zusammen in Karlsbad; meine Freunde drangen damals in mich, ein Gemälde dieses Ortes und seiner Umgebungen als zweckmäßigen Führer für die Kurgäste auszuarbeiten; wirklich beschäftigte ich mich mit den Vorstudien dazu, und Goethes kleines, Mitte August 1807 in Karlsbad gedruckt ausgegebenes Schriftchen über die Mineralien des berühmten Bades[1] kam mir gut zu Statten. Meine Arbeit gerieth jedoch später, aus äußeren Gründen, in's Stocken. Brieflich wandte sich Goethe, der auch meiner Amalie stets die rücksichtsvollste Aufmerksamkeit bewies, oft an mich, wenn er Bücher entleihen wollte, die sich in Weimar oder Jena nicht vorfanden, und immer schloß er mit einer verbindlichen Wendung. Deß zum Beweise stehe hier eines seiner Schreiben an mich, womit er ein entliehenes Werk zurücksandte:

„Wohlgeborner,

Insonders hochgeehrtester Herr Kriegsrath,

Mit vielem Danke sende ich die mitgetheilten Kepplerischen Briefe zurück. Ich habe aus diesem trefflichen Werk viel Nutzen und Vergnügen geschöpft. Befände sich Saverien's Historie des Mathématiques unter Ihrem Verschluß, so möchte ich wohl auf einige Zeit darum bitten.

Wir können uns Glück wünschen, daß die schweren Gewitterwolken diesmal noch so ziemlich gnädig über uns hingegangen sind. Frau Generalin von Berg, welche einige Monate in Karlsbad zugebracht, erzählt von den dortigen Zuständen wenig erfreuliches. Sie war eine Zeit lang ganz allein; bey ihrer Abreise waren etwa fünf Badegäste angekommen. Frau von der Reck war unter ihnen. Diese Dame läßt sich doch ihr altes Recht nicht nehmen. Ich wünsche

[1] Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad, gedruckt mit Johanna Franieckischen Schriften. 1807. 32 S. in 8°.

Ihnen und den werthen Ihrigen immerfort aufs beſte empfohlen zu ſeyn.

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſter Diener

J W. v. Goethe.[1]

Weimar, den 20. July 1809.

[1] Der im Originale noch vorhandene Brief iſt dictirt, nur das ſogen. „Compliment" und die Unterſchrift eigenhändig. Goethes Schreiben an Reichard, vom 5. April 1809, in welchem er um zwei Werke, auf Keppler bezüglich, bittet, welches mithin als erläuternder Vorläufer zu obigen Zeilen vom 20. Juli 1809 gelten muß, ſteht abgedruckt: „Goethes Briefe an Eichſtädt, herausgegeben von W. Frhrn. v. Biedermann, Berlin 1872," Seite 309 fg. — Hier folgen noch in buchſtabengetreuer Wiedergabe zwei (zwei andere ſind als Autographen verſchenkt worden und nicht mehr erreichbar) Briefe Goethes an Reichard, aus des letzteren Nachlaß, beide eigenhändig:

1.

„Ew. Wohlgeb.

nehme ich mir die Freyheit mit einigen Aufträgen beſchwerlich zu ſeyn.

Durchl. der Herzog haben vor einigen Jahren den erſten Band der franzöſiſchen Phiſiognomik von mir erhalten, ich erinnere mich aber nicht, daß der zweyte durch meine Hände gegangen ſey. Nun überliefert man mir den dritten, welchen ich hiermit überſende, auch liegt ein Exemplar für H. Oberſtallmeiſter mit bey.

Wollten Sie die Güte haben, beyde abzugeben und Sich zu erkundigen ob etwa der zweyte Band ſchon angelangt, wo nicht ſo werde ich mich darnach erkundigen.

Ferner wollte ich Sie erſuchen Sich zu erkundigen ob etwa damals noch jemand ein Exemplar des erſten Bandes von mir erhalten? Es iſt ſo lange und dieß kleine Geſchäft iſt mir ganz aus dem Sinn u. Gedächtniß gekommen. Ebenſo iſt es mit dem Preiſe um den ich mich erſt wieder erkundigen muß.

Es liegt noch ein beſonder Packet an Durchl. den Herzog, ein kleineres an des Prinzen Auguſt Durchl. bey.

Viele Empfehlungen an Ihre liebe Gattin, ſie wird ſich doch mit dem Kleinen recht wohl befinden?

Ich bitte um Vergebung dieſer Beſchwerde und unterzeichne mich

Ew. Wohlgeboren

ergebenſten Dr

W. d. 10 Nov. 88

Goethe."

Dergleichen persönliche oder schriftliche Beweise von Achtung und Zuneigung sind belohnend für jede sauere Stunde, die man am Pult oder bei der Studirlampe mit heißem Bemühen zugebracht hat. Ich bin ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen; eben deßwegen gehört aber auch ein großer Theil meiner Arbeiten unter das Unvollkommene und Mangelhafte; ein anderer Theil dagegen hat sich einer sehr ehrenvollen Aufnahme zu erfreuen gehabt; namentlich sind, wie ich glaube, meine Reisebücher und die darin niedergelegten Winke dem Publikum von Nutzen gewesen.[1] Die Herren Gastwirthe aller Länder wurden immer wie durch einen Zauberschlag verwandelt, wenn sich in dem unscheinbar auftretenden Reisenden durch irgend einen Zufall der Verfasser des „Passagier" enthüllte; so wollte 1811 in Luzern der Wirth vom „goldenen Adler" nach der Entdeckung meiner literarischen Würde mich schnurstracks aus dem dritten Stock in den ersten (der vorher angeblich „völlig besetzt" gewesen) und in sein schönstes Zimmer betten; da ich dies ausschlug, nöthigte er wenigstens meinen Bedienten, eine bessere Kammer anzunehmen!

Zu den verehrten Besuchenden, welche mir in der ersten Zeit meiner Vereinsamung natürlich doppelt willkommen waren, gehörte auch der mir zu meiner Freude und Be-

2.

„Ew. Wohlgeb.

übersende das Exemplar des dritten Bandes der fr. Phisiognomick, für des Prinzen August Durchlaucht.

Herr Leg. Rath Bertuch wird den zweiten Band übersenden, auch die Zahlung sowohl des zweyten als dritten annehmen.

Verzeihen Ew. Wohlgeboren diese abermalige Bemühung und behalten mich mit den werthen Ihrigen in geneigtem Andencken.

Weimar d. 24. Nov. 88. J. W. v. Goethe."

[1] Reichard nennt in einem seiner Briefe an C. A. Böttiger die Reisehandbücher seine „Schooßkinder." Am 18. November bedankte sich Nagler für die ihm gespendeten Andenken an den Grafen Gotter, und schloß den Brief mit der Wendung: „Ew. Hochwohlgeb., aller Reisenden Halbgott, werden den Generalpostmeistern nicht abhold sein und auch mir gewogen bleiben."

lehrung abermals eine unvergeßliche Stunde ſchenkende Thucydides unſerer Zeit, der inzwiſchen verewigte, aber für die Nachwelt unſterbliche Johannes von Müller. Unter vielen merkwürdigen Erzählungen aus ſeinem Munde iſt mir diejenige von dem Gutachten der Kaiſerin Maria Thereſia bei der erſten Theilung Polens im Gedächtniß geblieben, welches man noch zu Wien bewahrt. Die ebenſo kluge, wie ehrliche Frau war anfänglich eine Widerſacherin jener Theilung; endlich aber mußte ſie dem Andringen der übrigen Mächte nachgeben. Unter die ihr vorgelegte Urkunde, welche Johannes Müller ſelbſt geſehen zu haben verſicherte, ſchrieb ſie jedoch: „Placet, weil ſo viele große Männer dafür ſind; aber wenn ich einſt lange nicht mehr bin, wird man zu ſpät erfahren, welche Folgen ein ſolcher aus Übermuth und Übermacht der Stärke geſchehener Bruch heiliger Verträge und die Verletzung von Recht und Billigkeit nach ſich ziehen wird.“ Ein anderer kleiner, aber bezeichnender Zug zur Zeitgeſchichte iſt der folgende: Müller ſah zur Franzoſenzeit mit Humboldt im Thiergarten bei Berlin Soldaten exerciren, wobei der Corporal wacker herumfuchtelte. Weil der Regimenter damals ſo viele ab- und zumarſchirten, ſo wußten ſie nicht gleich, ob es Deutſche oder Franzoſen ſeien, und Humboldt fragte einen zufällig daherkommenden Soldaten darum. Dieſer, ein Franzoſe, antwortete mit verächtlicher Geberde: „Ce sont des Allemands. Vous voyez bien, qu'on les bat!“ Was für ein demüthigender Doppelſinn!

Noch ein Beſuch aus dem Winter 1809 auf 1810 war anregend und intereſſant für mich: derjenige der berühmten mimiſchen Künſtlerin Henriette Hendel-Schütz, welche bei uns einige Vorſtellungen gab, über die ich im Morgenblatte[1] berichtet habe. Schon oben gedachte ich ihres

[1] № 36 vom Sonnabend 10. Febr. 1810 S. 144: „Gotha, 22. Januar.“ Danach gab Henriette Hendel-Schütz (in deren Stammbuch ſich

edlen Unwillens, als ſie auf Vater Ekhofs Grabhügel nicht einmal einen Stein fand, und der kindlichen Freude, mit welcher ſie, ebenſo wie Iffland, nach allen Plätzen wallfahrtete, die ihr aus früheren Tagen (ihre Eltern, beide der Bühne angehörig, wurden in Gotha 1775 angeſtellt, als Henriette drei Jahre zählte) lieb und werth waren. Namentlich ergötzte es ſie, als in der Theatergarderobe noch das Kleidchen aufgefunden wurde, welches ſie bei ihrem erſten Auftreten als ſechsjähriges Kind in Gotters „Medea“ getragen hatte.

So erheiterte mich manches frohe und willkommene Wiederſehen; aber auch unerwartete, unerſetzliche Trennung ſollte mir das Schickſal bereiten. Im Januar 1811, wenige Tage vor der Taufe ihres zweiten, am 24. December 1810 geborenen Urenkels Bruno — der erſte, dem meine treuen Kinder meinen Namen: Richard gegeben, war am 22. Auguſt 1809 geboren worden — wurde meine gute Mutter von einer Bruſtkrankheit befallen, der ſie unerwartet und ſchnell am 21. Januar 1811 unterlag. Mit den Worten: „Ich will ſchlafen“ und mit dem Schlafe des Gerechten ſchlummerte die Achtundſiebenzigjährige[1] in meinen Armen in das ſtille Land hinüber. Zwar ſetzte ihr Tod mich in den Stand, mich von meinen drückenden Schuldverpflichtungen zu erlöſen, allein was war das für ein Troſt! Sechszig Jahre waren wir zuſammen alt geworden; meine Studienzeit und meine Reiſen abgerechnet, war ich nie von ihrer Seite gekommen. Solche Lücke, das fühlte ich wohl, läßt ſich in meinem Alter nicht wieder ausfüllen. Konnte mich etwas wohlthuend be-

A. M. v. Thümmel am 17. Januar 1810 einſchrieb; ſämmtl. W.; Leipzig G. J. Göſchen 1856, VIII, S. 15 fg.) „ihre mimiſchen Darſtellungen und ein Declamatorium nur vor dem Zirkel des Hofs und in den Zimmern des Herzogs und der Herzogin, wo ſie jeden Abend Zutritt hatte.“ Das oben bezeichnete Kleidchen „war eine Reliquie, die ihr der Herzog ſowie mehrere Rollen mit Ekhofs und Ifflands Namensſchrift bezeichnet, auf ihre Bitte gern überließ.“

[1] Sie war geboren am 25. Mai 1733.

rühren, so war es der einstimmig ausgesprochene Ruf von Rechtlichkeit, Biedersinn und Unbescholtenheit, welcher sie zur Gruft begleitete, denn die Entschlafene war eine ehrwürdige Matrone von altem Sinn und echt deutschem Geiste gewesen, wie sie leider Gottes nun immer seltener werden.

Um mich zu zerstreuen und zu trösten, ergriff ich mein gewöhnliches Auskunftsmittel: ich entschloß mich zu einer Reise. Als Ziel erkor ich mir meine zweite Heimath, die Schweiz; mächtig zog es mich zum Chamouny-Thale, welches ich 1786 mit meiner Amalie zum letztenmale gesehen hatte, und zum großen St. Bernhard. In zehn Nummern des Morgenblattes von 1811 und 1812 [Nr. 271 vom Dienstag 12. November 1811 bis Nr. 141 vom Freitag 12. Juni 1812] sind unter dem Titel: „Bruchstücke aus der Schreibtafel eines Reisenden" Aufsätze über diese meine vierte Schweizer Reise abgedruckt; eine umständliche Beschreibung der St. Bernhardsreise, ausgestattet mit zwei schönen Kupfern, enthält das Februarstück des „Journals des Luxus und der Moden" vom Jahre 1812 [S. 69—97]. Endlich steht ein Aufsatz von mir über eine uralte Inschriftstafel zu Aventicum in den „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden" von 1812 [XXXVII., S. 232—234] und ist insofern merkwürdig, als unter damaligen Censurverhältnissen die unverkürzte Wiedergabe dieser Inschrift nicht gestattet wurde.

Einiges in jenen Aufsätzen Übergangene stehe hier, so mein Besuch am Grabe des für die Geschichte der Freimaurerei so wichtig gewesenen Carolus Eques ab Ense — des Reichsfreiherrn Carl Gotthelf von Hund. Oft schon hatte mich mein Weg durch Mellrichstadt geführt, allein ich hatte nie gewußt, daß jener merkwürdige Mann hier vor dem Altare der Hauptkirche und in seiner vollständigen Tracht als Heermeister der norddeutschen Maurerprovinz bestattet liege. Zufällig erfuhr ich dies kurz vor meiner Reise, und da Hund gewiß einer der wenigen Wissenden und Erleuchteten im

Orden der Freimaurer war (viel Lesenswerthes über ihn enthält das zweite Heft des ersten Bandes der Zeitschrift für Freimaurer, als Handschrift gedruckt, Altenburg 1823), so suchte ich seine Grabstätte auf. Allein weil sie ohne das geringste Denkmal oder Merkzeichen ist, so hätte ich sie nimmermehr gefunden (denn der Küster schien den Namen Hunds zum erstenmale nennen zu hören), wäre nicht eben ein junger, gefälliger Geistlicher, vielleicht selbst ein Wissender, in die Kirche getreten. „An der Stätte, wo Sie stehen, ist das Grab!“ belehrte er mich. Ich stand auf bloßen rautenförmigen Platten, auf denen nicht einmal Hunds Name zu lesen war. In einem Anfall von Schwärmerei konnte ich, als ich mich wieder allein sah, mich nicht enthalten, mit meinem goldenen Ringe den Stein zu berühren, gleich als könnte der Wiederhall meines geweihten Grußes dem Todten sagen, was in Schweden für den Orden durch König Carl XIII. geschehen sei.

In Ulm machte ich die interessante Bekanntschaft des seitdem [am 21. Juli 1814] verstorbenen Siegwart-Verfassers Johann Martin Miller, mit dem ich wohl eine Stunde lang sehr anregend plauderte. Drei Jahre früher hatte er mich in Gotha aufgesucht, aber nicht gefunden; ich war in meinem Garten und man hat mich leider nicht geholt. Miller machte den angenehmsten Eindruck; wir begegneten uns in manchen Ansichten über die Literatur und die Welt, namentlich freute es mich, als er sagte: in den Zeiten der Umtriebe habe er oft von der Kanzel herunter gegen die Revolution gesprochen und die Ulmer — welche derselben vielfach zugethan gewesen — eines besseren zu belehren gesucht. Er war zum zweitenmale verheirathet und aus dieser Ehe Vater von zwei jungen Kindern, während er selbst schon seine Sechszig[1] zählte. Wir schieden als gute Freunde.

[1] Er ist geboren zu Ulm am 2. December 1750.

Glücklich erreichte ich die Schweiz. Der Zufall ſchickte mir in Zürich einen Mann als Führer in die Umgegend zu, der drei Jahre vorher den Dichter Zacharias Werner auf einer großen Fußreiſe durch die Alpen, dann über den Simplon bis hinab nach Genua und wieder zurück nach Zürich begleitet hatte. Es war ſehr drollig, dieſen ehrlichen alten Schweizer — Johannes Güger genannt — von Werner (den er anſcheinend für etwas verwirrt im Kopfe hielt) Anekdoten erzählen zu hören; wie er ihn auf dem Rigi vermißt und dann dichtend angetroffen habe;[1] wie Werner am Morgarten vor Begeiſterung einen großen Kothhaufen nicht gewahr geworden und mit ſeinen neuen Kleidern der Länge nach hineingefallen ſei, ſo daß er ſich nur eiligſt am Egeri-See habe wieder abwaſchen müſſen. Auch hatte der beſtändig zerſtreute Dichter einen tragikomiſchen Auftritt gehabt mit den Zollwächtern an der italieniſchen Grenze, die ſich nicht hatten ausreden laſſen wollen: ein altes Buch, das Werner bei ſich getragen, ſei ein Packet verſteckter Spitzen. Als ich Johannes den Vorſchlag machte, über den Züricher See nach der kleinen Inſel Ufnau zu fahren und dort Huttens Grab aufzuſuchen, erfuhr ich von ihm: er ſei bereits mit Zacharias Werner an Ort und Stelle geweſen, ohne jedoch das Grab noch zu finden. — Nur der Name des kühnen, denkwürdigen Mannes lebt fort und ſchwebt ſiegreich über allen Verwüſtungen der Zeit.

Der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſchwermüthig nach-

[1] Das vom 25. Juni bis 3. November 1808 reichende Tagebuch Zachar. Werners (abgedruckt bei Schütz: „Zach. Werners Biographie", Grimma, 1841, Bd. I, S. 97 fg.) notirt am 28. Juli 1808: „Antritt der Fußreiſe durch die Schweiz mit Staudinger und Göger." Am 4. Auguſt heißt es: „Herumwandern ganz allein auf dem Rigikulm. Anfang eines Luſtſpiels, der mir dabei eingefallen." Endlich am 26. September: „Dankſeufzer gegen Gott für glückliche Ueberſtehung der Fußreiſe und Erlöſung von der achtwöchentlichen Geſellſchaft des alten Schlingels Johann."

denkend, fuhr ich weiter, den Weg über Küßnacht nach Luzern. Nichts störte mich in meinen Träumereien, denn ganz allein war ich bis zur Schweizer Grenze in meiner Reisekutsche gewesen, ganz allein war ich noch jetzt; zwar hatte ich in Berliner und anderen Blättern wiederholt eine Anzeige einrücken lassen, um einen Reisegefährten zu finden; es war mir jedoch nicht geglückt. Erst in Luzern sollte mir ein guter Stern plötzlich eine werthvolle Bekanntschaft zuführen. Ich saß im „goldenen Adler" an der Wirthstafel, als einige Fremde in mir den Verfasser des „Guide des Voyageurs" witterten und sehr gütig und nachsichtig über dieses Buch urtheilten. Unter ihnen befand sich auch der Finanzrath — durch die Erneuerung seines alten Adels später[1] Freiherr von — Schaezler aus Augsburg, der jetzt mit seiner Familie nach Genf reisen wollte, um dort in einer Erziehungsanstalt zwei seiner Söhne aufzusuchen. Da Genf auch mein Ziel war, so schloßen wir uns an einander und wurden für den ganzen Rest der Reise unzertrennlich. Erst auf dem Rückwege nach der Heimath, in Schaffhausen, schieden wir wieder, und Schaezler vertraute mir seine Tochter und seinen Sohn Wilhelm an, um beider Erziehung, statt in Genf, in meiner wegen ihrer ausgezeichneten Anstalten dieser Art mit Recht berühmten Vaterstadt zu vollenden, denn weder Schaezler noch seine Gattin waren, als sie jenes Genfer Erziehungsinstitut in der Nähe sahen, von demselben erbaut, da es ganz handgreiflich nur auf schamlose Ausbeutung der Eltern abgesehen war. Die Wittwe des Dichters Gotter und der Professor Galletti übernahmen nachher die Leitung von Tochter und Sohn und waren ganz dazu geeignet, die Erwartungen der würdigen Eltern zu erfüllen. Seit jener Zeit habe ich und mein Haus in der Schaezlerschen Familie treue, theilnehmende Freunde gefunden; unsere Herzen schlossen einen

[1] Diplom vom 25. November 1821. Kneschke, a. a. O., VIII, 80.

festen Bund, und wenn das durch seinen Irrstern berühmte Jahr 1811 einen guten Kometen-Wein gab, so gab es mir ein weit edleres Gewächs: einen wackeren Freund in einem seltenen Ehrenmanne.

Von Luzern aus nahmen wir über Bern und das historisch berühmte Murten den Weg auf Avenches, wie jetzt das alte Aventicum heißt; ein Ort, der zur Römerzeit mehr als achtmal so groß gewesen sein muß, als gegenwärtig. Der Barbier, dem ich hier mein Kinn anvertraute, erzählte mir von fünf oder sechs neuen Mosaikfußböden, die ganz vor kurzem entdeckt worden waren; die Bauern aber hatten sie nicht beachtet, ja, geflissentlich zerstört, da sie der Beackerung ihrer Felder im Wege standen. In einer Scheune sah ich denn auch wirklich einen solchen kostbaren Fußboden in Länge von wenigstens sechszig Fuß; aber er war schon halb zerschlagen. Die Zeichnung war edel und im großen Styl, besonders ein Vogel von hoher Schönheit, die Farben noch so frisch, als seien sie vom neuesten Datum. Die Gegend, wo einst das weltbeherrschende Volk der Römer Paläste errichtet hatte, deren Marmortrümmer noch jetzt unser Staunen wecken, fand ich (o Prosa der Gegenwart!) bepflanzt mit — Tabaksstauden.

Schaezlers Geschäfte in Genf waren bald besorgt, und weiter ging es nun; das nächste Ziel war der Montblanc. Zu Chamouny sollte ich die Freude haben, nach einem Vierteljahrhundert die Bekanntschaft jenes Pierre Balma zu erneuern, dem einst meine Frau 1786 bei unserer ersten Chamouny-Reise zum Zeichen der Dankbarkeit ihr zierliches Feuerzeug geschenkt hatte. Längst war es mein Entschluß gewesen, zum Führer keinen anderen zu wählen, als ihn, wenn er noch lebe; kaum hatte ich daher im Wirthshause Fuß gefaßt, so ließ ich ihn rufen. Er erinnerte sich meiner nicht mehr, und bei der Länge der Zeit war das wohl natürlich; als ich aber des Feuerzeugs erwähnte, schrie er

laut auf, stürzte aus dem Zimmer und kehrte bald mit demselben zurück. Es war ihm ein eben so theures Andenken, wie mir — und welche Empfindungen, welche Gedanken durchströmten mich, als ich es wiedersah! — Pierre Balma war jetzt der Nestor der Fremdenführer, hatte das Geschäft aber eigentlich aufgegeben und es seinen beiden Söhnen überlassen, deren einer später bei du Hamels Montblanc-Besteigung den Tod fand. Allein der alte Mann ließ es sich nicht nehmen, mein Begleiter zu sein, und erbot sich auf wirklich rührende Weise, mir jede nur erdenkliche Gefälligkeit zu erzeigen. Ich schied von ihm, den ich wiederzusehen nach menschlicher Berechnung nicht hoffen durfte, bewegten Herzens. Wir kehrten nach Genf zurück, um von dort aus längs der savoyischen Seite des Sees den St. Bernhard zu erreichen und dann über Montreux und Vevey nach Deutschland zurückzukehren.

Es war eine höchst genußreiche Fahrt; anfangs immer im Angesichte des herrlichen Sees, drüben die lachenden Schweizer Ufer mit ihren amphitheatralisch aufsteigenden gesegneten Städten, Flecken und Dörfern; dann hinein in das Rhônethal, über St. Maurice, Martinach und Bourg St. Pierre — dem höchsten bewohnten Punkte der alten Welt, dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard entgegen!

Wir wurden dort sehr herzlich und gastfrei aufgenommen; gleich beim Empfange umwedelten uns freundlich die berühmten Doggen. Der Aufenthalt in dieser einsamen Höhe ist mit nichts zu vergleichen; überall hehre, erhabene Eindrücke! Groß und einfach gedacht ist auch die Inschrift, welche Napoleon auf das dem General Desaix zu Ehren in der Kirche errichtete Denkmal hat schreiben lassen: „A Desaix, mort à la bataille de Marengo.“ Noch zeigte man mir zwei Inschriften mit goldenen Buchstaben auf schönen schwarzen Marmortafeln; die größere gestiftet von der Republik Wallis als Ausdruck ihres Dankes gegen Napoleon für ihre Erhaltung

als freier Staat; die zweite, herrührend von den ehrwürdigen Mönchen des Klosters, ist zum Gedächtniß des Überganges der Napoleonischen Armee errichtet. Das Kloster besitzt einen Schatz von Münzen; die seltensten darunter sind einige celtische vom Übergange des Brennus, so wie einige spanische und punische vom Übergange Hannibals. Alles dies ist gefunden an Ort und Stelle; dazu kommt ein großer Reichthum an bronzenen Antiken und Inschriften. Die Anlegung und Erhaltung dieser merkwürdigen Sammlung verdankt man dem gelehrten Prior Murith zu Martinach; ich lernte diesen trefflichen Mann kennen und schied von ihm mit wahrer Verehrung. Er zeigte mir zwei wohlerhaltene punische Münzen mit Didos Kopf auf der einen und dem karthaginensischen Rosse auf der andern Seite; mit allen Sachverständigen huldigte auch er der Ansicht, daß Hannibal hier über die Alpen ging. Die ungeheueren Thierknochen und Zähne, die man hier ausgrub und von denen Murith selbst einige aufbewahrte, sind vielleicht Überreste umgekommener Elephanten. In der Sammlung des Klosters sah ich ferner eine Münze mit einer Inschrift, welche anzeigte, daß die Araber bei ihrer Invasion Südfrankreichs bis hieher gedrungen sind; Prior Murith war einst selbst zugegen, als man zu Martinach ein arabisches Grab öffnete. Zwei Glasflaschen mit Wasser fanden sich darin eingeschlossen; das Wasser war nicht verzehrt, aber der Prior, der es gekostet hatte, sagte: es sei gänzlich ohne Geschmack gewesen. Die Flaschen waren so mürbe, daß sie alsbald zerfielen.

Von der berühmten alten Hunderace der St. Bernhardshoggen lebten nur noch zwei ältere und drei junge sehr schöne und kräftige Thiere; nach der Aussage der Mönche hat man aber von ihrer Geschicklichkeit viel zu viel gefabelt. Ihr größter Nutzen ist der, daß sie im Schnee den Weg (oder Pfad) zu finden wissen, so daß der ihnen Folgende nicht einsinkt.

Auf dem Rückwege sahen wir in Liddes die ersten Cretins,

widerwärtige, aufgedunsene Geschöpfe, deren Anblick nur ein Gemisch von Ekel und Grausen einflößen konnte; bei Bex gönnten wir uns den merkwürdigen Anblick der Salinen, dann fuhren wir über Aigle nach Villeneuve — und hier erreichten wir wieder den Genfer See, an dessen wärmer belegenem Schweizer Ufer die Nuß- und Weinernte eben in vollem Gange war, tausend Hände beschäftigend.

In Villeneuve, wo man den einzig schönen Genfer See in seiner vollen Ausdehnung überschaut, erwachte meine ganze Sehnsucht nach dem Meere, dem er hier so ähnlich sieht; mein weitgereister Freund Schaezler, auf den unabsehbar sich hinstreckenden See deutend, sagte: „Eben diesen Marine-Anblick haben Sie vom Fort bei Marseille!“ — Lange ließen wir den Wagen halten und genoßen den erhabenen Anblick. Dann aber galt es, sich loszureißen; — noch einen letzten, thränenumflorten Blick warf ich auf die altersgrauen Mauern des Schlosses Chillon, und langsam fuhr der Wagen an dem Dörfchen Veytaux vorüber nach Montreux. —

Dieser Ort trägt an dem ganzen, rings so gesegneten und lachenden Gestade des Genfer Sees durch die Vorzüglichkeit seiner Trauben, sowie durch seine paradiesische Lage unstreitig den Preis davon. Mir war er noch durch einen besonderen Umstand anziehend, denn nach Jahren sah ich hier zum erstenmale meinen wackeren Freund Philipp Bridel wieder, dem unterdessen in der Pfarrstelle von Montreux ein glückliches Loos gefallen war. Ein ununterbrochener Briefwechsel hatte uns bei der Gleichartigkeit unserer Gesinnungen bald zu Freunden gemacht; sehr wahr schrieb mir Bridel einmal die schönen Worte: wie es zwar bedauerlich sei, daß ein so weiter Zwischenraum uns trenne — „mais il n'y a point de distance pour le coeur!“ Herrliche Stunden waren es, die ich an der Seite dieses als lieblicher Dichter, wie als Geschichtsforscher gleich ausgezeichneten Mannes

verlebte. Ein redlicher Altſchweizer von echtem Schrot und Korn, hatte er den Heldentod der Schweizergardiſten am 10. Auguſt 1792 tief gefühlt und den Muth gehabt, am 26. Auguſt zu Baſel in der franzöſiſchen Kirche über den Text 2. Samuelis XV., V. 19—21 zu predigen, wo es heißt: „Und der König ſprach zu Ithai, dem Gethiter: Kehre um, denn du biſt fremd; Ithai aber antwortete und ſprach: So wahr der Herr lebet, und mein Herr König lebet, an welchem Orte mein Herr, der König, ſein wird, es gerathe zum Tode oder zum Leben, da wird dein Knecht auch ſein.“ Als Bridel aber ſeine gehaltvolle Kanzelrede (Bruchſtücke daraus habe ich überſetzt im Revolutions-Almanach auf 1794, S. 73 fg. veröffentlicht) in ſeinen Étrennes Helvétiennes abdrucken ließ, zeigte ſich die Abhängigkeit der Geſinnung bei den damaligen Schweizer Gewalthabern in einer höchſt elenden Weiſe; ſie wirkten nämlich einen Befehl der obrigkeitlichen Cenſur aus, demzufolge die Verherrlichung der bis in den Tod getreuen Schweizergardiſten nicht für paſſend erachtet wurde: die Blätter der Bridelſchen Predigt mußten ausgeſchnitten und durch Cartons erſetzt werden.[1]

Bridels anregende Erzählungsgabe, ſeine liebenswürdig-heitere Laune erfriſchte meinen Geiſt, indeß mein Auge aus den Zimmern ſeiner hochgelegenen Pfarrwohnung bald bis zur fernen Jurakette in der Richtung nach Genf, bald an den jenſeitigen Ufern des Sees bis zu den Schneekuppen der Savoyer Alpen, über die Felſen von Meillerie hin bis zu den Walliſer Alpen mit den Zacken der Dent de Morcles und der wunderherrlichen Dent du Midi ſchweifte; dann

[1] Bekanntlich dient gegenwärtig (ſeit 1821) das großartig ſchöne Löwendenkmal bei Luzern, ausgeführt nach einem Entwurfe Thorwaldſens, zur Verherrlichung der am 10. Auguſt 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizer. Reichard hat daſſelbe beſchrieben: „Zuſätze und Nachträge“ (bis 1826) zur „maleriſchen Reiſe durch die Schweiz“ (Gotha, 1827) Seite 430 fg.

wiederum auf dem klassischen, durch Rousseaus „neue Heloise“ weltberühmt gewordenen Boden von Clarens unter mir, oder endlich auf den fernen Zinnen des Schlosses Chillon sinnend verweilte. Diese über jede Beschreibung erhabene, unvergleichliche Aussicht hat Gabriel Lory in einem seiner Kupferblätter trefflich wiedergegeben. Ach, warum durfte ich der Aufforderung meines gastfreien Bridel zum längeren Aufenthalte nicht nachkommen! Dreimal glücklich der Mann, beatus ille, den die Fesseln heimischer Verhältnisse nicht umklirren. Leider gehörte ich nicht zu diesen selten Gefundenen, und so mußte ich nur zu bald dem treuen Bridel betrübten Herzens Lebewohl sagen. Seufzend schied ich auch von dem lieblichen Vevey, wo ich mich so gern auf Monate angesiedelt hätte, um dort unter den Ulmengewölben des ehrwürdigen Münsters zu träumen, oder bei dem Sonnenauf- und Niedergange auf den Höhen des herrlichen Parks von Hauteville an dem Anblick des Genfer Sees und seiner Umgebungen mich zu erquicken.

Bis hieher war Freund Schaezler ganz allein mein Begleiter gewesen; seine orginelle, geistreiche Unterhaltung konnte alle Genüsse der Reise nur erhöhen. In Vevey fanden wir die in Genf zurückgelassene Schaezlersche Familie wieder, und nun wandten wir uns sammt und sonders nordwärts, bis in Schaffhausen die Trennungsstunde schlug. Ich wählte für mich den Rückweg durch den Schwarzwald nach Freiburg, weil diese Gegend mir noch ganz unbekannt war. Das Malerische dieser wilden Landschaft entschädigte mich hinlänglich für das Angreifende der in vierzehn Stunden erzwungenen Fahrt; namentlich übertraf der Höllenpaß meine Erwartung, so viel ich von demselben auch gelesen hatte.

Zum drittenmale beherbergte mich Freiburgs gastlicher „Mohr,“ den erst eben der unstäte, bedauernswürdige Gustav IV. von Schweden verlassen hatte; mein diesmaliger Aufenthalt wurde mir besonders werthvoll durch die schöne Stunde, welche

mir der seitdem nun auch schon [am 4. Januar 1814] entschlummerte Johann Georg Jacobi vor seinem Bette zuzubringen erlaubte. Kurze Zeit vorher hatte er seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn Fritz verloren, und lange schwankte ich, ob ich durch einen Besuch ihn in seinem gerechten Schmerze stören sollte, allein es drängte mich zu sehr, ihm persönlich für die vielfachen Genüsse zu danken, welche mir seine gemüthvollen Lieder von jeher gewährt hatten. Traulichkeit und Herzlichkeit erwärmte unser Gespräch; bald war der Herzog Ernst ein Gegenstand desselben, und meine Worte belebten sich durch jene Begeisterung, welche mich immer ergreift, wenn ich mich meinen Gefühlen für den edlen Todten in Gegenwart einer Seele überlassen darf, bei der ich Verständniß für dieselben finde. Als wir schieden, sah ich zu meiner Freude in den Augen des biederen Greises, wie auf dem Antlitze seiner Gattin, die — eine edle, hohe Gestalt, — wie eine lebende Madonna zu den Füßen seines Bettes saß, Rührung und innige Theilnahme glänzen. So waren in jeder Beziehung erheiternde Rückerinnerungen der schöne Nachklang dieser mir wahrhaft wohlthätigen Reise; unvermerkt kehrte mein lange vermißter heiterer Sinn wieder; sorgenfreie Muße und ein regeres Gefühl frischer Lebenskraft verjüngten mich „alten Knaben.“

20.

Unterdeſſen hatte ſich der politiſche Himmel verfinſtert, und der ſchreckliche ruſſiſch-franzöſiſche Krieg — den der Baron Grimm mit ſeinem hellen Blicke einſt richtig vorhergeſehen — brach aus. Dies Ereigniß würde mir an ſich ſchon keineswegs haben gleichgiltig bleiben können; nun aber kam noch dazu, daß es mich als Vater unmittelbar anging, denn es handelte ſich um den erſten Waffengang meines Sohnes, und ſo wenig ich einen Soldaten hinter dem Ofen in ihm zu erblicken wünſchte, als er den Kriegerſtand erwählte, ſo fand ich es doch hart, daß er ſeine Laufbahn grade mit dem an Strapazen ganz beſonderer Art reichen Feldzuge gegen Rußland eröffnen mußte. Die Sorge um ihn trübte mir viele Stunden, und ſollte ich nicht beſorgt ſein um einen Sohn, der trotz ſeiner ſiebenzehn Jahre einen wahren Mannesſinn an den Tag legte? Es ſchnitt mir durch die Seele, aber es erhob mich zugleich, als er mir kurz vor dem Beginne ernſthafter Auftritte ſeinen treuen Reitknecht empfahl, falls das Schickſal über ihn gebieten ſollte, und mich bat: ich möge ſeine kleinen Schulden berichtigen, wenn er ſolche vielleicht hinterließe. Dem Vaterherzen wohlthuend war es auch, als einer ſeiner Quartierwirthe nach ſeinem Abrücken bei Überſendung eines Packetes einen beſonderen Brief zum Lobe des jungen Soldaten beilegte und darin berichtete, wie mein Sohn ſein ſchönes Zimmer im Herrenhauſe aus eigenem

Antriebe mit einem entlegenen, ſchlechten vertauſcht habe, damit die Wirthin, welche grade Kindbett hielt, durch die nächtlichen Patrouillen und Meldungen nicht beunruhigt werde.

Übrigens konnte von einem auch nur halbwegs regelmäßigen Briefwechſel zwiſchen meinem Sohne und mir bei den mangelhaften Poſtverbindungen der damaligen Zeit nicht die Rede ſein, und ich würde oft Wochen lang keine Nachricht von Ernſt erhalten haben ohne das unermüdlich thätige Eingreifen eines langjährigen werthen Freundes, den ich ſchon gewonnen hatte, als er noch in Weimar lebte, der aber jetzt, in Dresden, viel eher in Verbindung mit dem ſächſiſchen Truppencorps bleiben konnte, als ich im entlegenen Gotha. Dieſer Mann war der in Gefälligkeiten unerſchöpfliche C. A. Böttiger, auf den ich anwenden möchte, was der ſinnige Redacteur des „Morgenblattes“ zum Motto der Nummer [219] gewählt hatte, worin ich im September 1812 mit einem Aufſatze für meinen immer väterlich gegen mich geſinnt geweſenen Baron Grimm bei Gelegenheit ſeiner Correspondance littéraire gegen manchen Tadler und Splitterrichter in die Schranken trat;[1] nämlich den Vers aus Alxinger:

„Es wird gewiß nie Dem an einem Freunde fehlen,
Der fähig iſt, ein Freund zu ſein.“

Mein Sohn gehörte zu der Minderzahl, welche den harten ruſſiſchen Feldzug verhältnißmäßig wenig büßen mußte; nur erfrorene Füße trug er davon.[2] Nach zwei Jahren ſah

[1] Das nämliche geſchah von Reichard in: „Paris und Wien,“ 2. Jahrg. 4 Bd. S. 197 fg. und 322.

[2] Ernſt Reichard „wohnte nicht nur der Schlacht von Podobna [12. Auguſt 1812] bei, ſowie den Gefechten bei Biala, Wolkowyisk, Liw [Gouv. Lublin; am 11. Januar 1813] und Kalisz [15. Februar 1813], ſondern löſte auch mit ebenſo viel Umſicht und Unternehmungsgeiſt als Glück theils wichtige, aber gefährliche Verſendungen, theils ſchwierige Aufgaben in der Arrièregarde, zu denen ihn das beſondere Vertrauen des Generals Frhrn. v. Gablenz erſehen hatte, als: jenſeits Siedlec, bei Liw, bei Lenczyca und bei Kalisz. Erſt am 6. Juni 1813 erreichten von

ich ihn tiefbewegt am 19. Juni 1813 zum erstenmale wieder, als mich Dienstgeschäfte nach Altenburg führten — überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es mich, als ich hörte: „mein Sohn sei da!“ Einen Augenblick bangte mir vor dem Wiedersehen, denn ich wußte nicht, ob Ernst seine Absicht, die er mir unlängst auseinandergesetzt, ausgeführt und seinen Abschied genommen hatte, denn schon damals brütete ein dumpfes Mißvergnügen in der ganzen sächsischen Armee, erzeugt durch ihre und des Vaterlandes gepreßte Lage — Sachsen hielt zu Napoleon! Man weiß, wie jenes patriotisch-ehrenhafte Gefühl der Truppen später bei Leipzig thätig ausbrach. — Mein Sohn beruhigte mich indessen; er war im Dienste geblieben. Zwei ausländische Orden, die Ehrenlegion und das Wladimirkreuz, zierten seine Brust. Sein unerwartetes Erscheinen in Altenburg verdankte ich Lützows tapferen Schwarzen; da ihnen in jener Gegend einige kecke Streifzüge geglückt waren, so hatte Napoleon wenige Tage nach Abschließung des Waffenstillstandes [4. Juni 1813] eine Brigade reitender Garde unter dem Divisionsgeneral Baron Castex gegen sie ausgesandt, dem einige sächsische Offiziere, darunter mein Sohn, als Ordonnanz-Offizier beigegeben waren.[1] Voll jener feinen Artigkeit, worin die Franzosen, wenn sie wollen, Meister sind, hatte General Castex kaum von meinem Eintreffen in Altenburg gehört, als er meinen Sohn, obgleich dieser der jüngste Offizier war, anwies: in Altenburg zu bleiben, und ihm von dort aus die Rapporte nachzusenden; eine Höflichkeit, welche mich wahrhaft rührte. Vier Tage konnten wir uns des Wiedersehens erfreuen, und rasch wurde diese Zeit benutzt,

Krakau aus die Husaren wiederum den vaterländischen Boden.“ (v. Fabrice in E. Reichards Nekrolog. Vergl. am Schlusse des Werks.)

[1] Außer Lieutenant Reichard noch die Rittmeister v. Lindeman und v. Rauendorf vom 4. sächs. Husaren-Regiment; sowie von den Ulanen Lieutenant v. Kriegern, denen sich noch Lieutenant v. Ende vom Husaren-Regiment anschloß.

den jungen Krieger von dem trefflichen Meister Döll, dem Sohne, malen zu lassen. Das Bild wurde so ähnlich, daß Ernsts treuer Hund, als es in Gotha eintraf, freudig bellend daran emporsprang.

Über die politischen und militärischen Ereignisse jener Zeit bis zur Völkerschlacht bei Leipzig haben wir unzählige, vielleicht zu viele Schriften; dennoch fand ich bisher in keiner die nachstehenden, denkwürdigen Züge. — Als Moreau am 27. August 1813 auf der Höhe bei Recknitz durch eine Kanonenkugel beide Beine verloren hatte, erhub ein russischer General in Gegenwart des Kaisers Franz laute Klagen über die Größe des nahen Verlustes jenes Feldherrn und des Unglücks für die Armee. „Jawohl ist es halter ein Unglück," antwortete Kaiser Franz ruhig; „aber schaun's, Herr General — der Deutsche halte sich an den Deutschen!" Und vor der Schlacht bei Leipzig, bei welcher bekanntlich der den Mantel auf beiden Schultern tragende Bernadotte am liebsten nicht theilgenommen hätte, schrieb der englische Bevollmächtigte General Stewart an ihn die kategorischen Worte: „Si vous n'êtes pas aux portes de Leipzig, vous serez responsable à la nation anglaise." Das wirkte.

Beide Angaben habe ich aus dem Munde eines Ohren- beziehungsweise Augenzeugen, und gewiß ist die Aufbewahrung derselben willkommen. Auch nachstehend gebe ich noch Einzelnheiten, deren Mittheilung ich nicht für überflüssig halte, denn es sind lediglich Thatsachen, gesammelt von einem Zeitgenossen, unter dessen Augen sie sich zutrugen, oder die ihm verbürgt wurden von glaubwürdigen Augen- und Ohrenzeugen. Für den künftigen Geschichtsforscher sind dergleichen kleine Züge oft im höchsten Grade aufklärend und wichtig; bei denkwürdigen Ereignissen sollte kein Zeitgenosse, der nur irgend die Fähigkeit dazu hat, versäumen, das Geschehene und Erlebte sorgfältig in seine Hauschronik einzutragen.

Von dem dunkeln Hintergrunde jener trüben Tage hebt

ſich zuerſt der Brand von Moskau ab als weithin leuchtende, beiſpielloſe That. Der Gedanke dazu ſoll von Barclay de Tolly ausgegangen ſein; jedermann würdigte dies ſelbſt in der Heroenzeit des weltbeherrſchenden Rom nicht wiederzufindende Ereigniß ſogleich in ſeiner ganzen Größe. Wie mährchenhaft die erſte Kunde deſſelben klang — ſie wirkte erhebend und begeiſternd. Zum erſtenmale ſeit der vergeblichen Belagerung von St. Jean d'Acre [im Jahre 1799] war Napoleons Stern im Sinken, und nie wieder hat er im alten Glanze gefunkelt. Welche Folgen der Heereszug nach Rußland gehabt haben würde ohne den Brand von Moskau — läßt ſich gar nicht berechnen, denn dieſe Stadt war das eigentliche Herz Rußlands, der Sitz der mißvergnügten Großen, von denen Napoleon vielleicht mittels einer pomphaften, an Invectiven reichen Proclamation einen auf den Thron der Czaren erhoben hätte. Der Verſuchung zu einer ſolchen Erhöhung wäre zuletzt doch wohl mancher unterlegen, wie rühmlich man es übrigens auch — im tiefbeſchämenden Gegenſatze zu uns Deutſchen — von der ruſſiſchen Nation anerkennen muß, daß während der franzöſiſchen Invaſion nirgends ein Verräther ſich zeigte, der mit den Feinden zum Schaden des eigenen Vaterlandes ſich verſchwor. Napoleon hatte ſchon 1807 im Tilſiter Kriege erfahren, daß er Ruſſen gegen Ruſſen nicht verwenden konnte, wie ſchmachvoller Weiſe Deutſche gegen Deutſche; ein Rittmeiſter von den ruſſiſchen Dragonern bewahrte zu jener Zeit einen Vorpoſten, an deſſen geräuſchloſer Umgehung Napoleon viel gelegen war. Er ließ daher dem Rittmeiſter ſchriftlich große Anerbietungen von Geldſummen und Beförderung machen, wenn er ſich zu einem Verrathe herbeilaſſen wollte. Der Rittmeiſter war ſehr arm; aber er ſchrieb mit Bleiſtift in derben Ausdrücken eine abſchlägige Antwort unter das Anerbieten und ſandte es zurück; hiervon war Napoleon ſo überraſcht, daß er das Papier verwahrte und es dem Kaiſer Alexander zu Tilſit als etwas

lobenswerthes zeigte. Alexander, der hier von dem ganzen Vorgange das erste Wort erfuhr, ließ den Rittmeister rufen und fragte ihn: „warum er die Sache nicht gemeldet habe?“ Der ehrenhafte Krieger antwortete: „da er in der ersten Hitze den Beweis aus den Händen gegeben, so habe er gefürchtet, man möchte ihn für einen Lügner oder Prahler halten, weßhalb er denn lieber geschwiegen habe.“ Alexander machte ihn zum Obersten und schenkte ihm 3000 Bauern. — Ich habe dies aus dem Munde eines russischen commandirenden Generals.

Moskau hatte Napoleons Schaaren einen Stütz- und Ruhepunkt, Stärkung und Obdach gewähren sollen; eine Berechnung, welche der Brand natürlich zu Schanden machte. Mehrere Abtheilungen des gegen Rußland entsendeten Heeres, so verschwenderisch ausgerüstet, wie dies bei anderen Zügen der französischen Armee seit der Revolution nie der Fall gewesen war, hatten wir durch Gotha kommen sehen; die Generale, Commissäre und höheren Offiziere aller Truppengattungen vermehrten ihren Troß an Pferden und Gepäck noch beständig durch neuen Ankauf, bezüglich dessen kein Preis ihnen zu hoch schien. Sie vergeudeten das gemünzte Gold; es gab Armee-Intendanten, welche den Postillons einen oder mehrere Napoleond'or als Trinkgeld gaben! Mancherlei seltsames Geräth, als Mühlen, Feuerspritzen, zerlegte Häuser u. s. w. wurden dem Heere nachgeführt, und als sei von Gründung neuer römischer Läger und Castelle die Rede, so folgte demselben ein Schwarm aller möglichen Handwerker, selbst Kaminfeger. Sie nannten sich „ouvriers,“ waren aber eigentlich nur der Kehricht der Handwerksgenossen Frankreichs, Italiens und Deutschlands. Man sagt, Napoleon, abergläubig gleich allen Corsen, habe, wie zuvor schon öfter, so auch vor dem russischen Feldzuge eine gewisse Madame Le Normand, die zu Paris als femme savante in dem Rufe stand, in die Zukunft sehen zu können, über den

Erfolg befragt; sie aber habe ihm geantwortet: „der Zug nach Moskau werde eine nie versiegende Quelle von Unglück für ihn werden.“ Hierüber heftig entrüstet, habe Napoleon die Prophetin beschuldigt, sie gebe nur die Stimme seiner Minister und Marschälle wieder, die es darauf angelegt hätten, ihn von diesem Feldzuge zurückzuhalten, und habe die Le Normand mit Gefängniß bedroht. Wie klug hätte Napoleon gehandelt, sein Ohr nicht vor den Warnungsstimmen seiner Getreuen zu verschließen! Wenn man seit dem Brande von Moskau an dem gewaltigen Weltbezwinger häufig eine Schiefheit des Urtheils bei unbiegsamstem und halsstarrigstem Eigenwillen bemerkte, so konnte man sich in der That geneigt fühlen, mit den Umgebungen des Kaisers zu glauben, sein Kopf habe von der starken Kälte in Rußland gelitten. Seine sonst so kühne und entschlossene Thatkraft war gebrochen, und nicht einmal das Glück eines rühmlichen Schlachtentodes war ihm vom Schicksale bestimmt; auf einer Insel im fernen Ocean sollte er ein einsames Grab finden!

Es war gegen die Mitte des December 1812, als wir zuerst Napoleon auf seiner Flucht aus Rußlands Eiswüsten durch Gotha eilen sahen;[1] dann, vom Beginn des Januar

1 Am 14. December 1812 schreibt C. A. Böttiger an Reichard: „Auch Sie werden in Gotha durch die schnelle Durchreise des Kaisers sehr überrascht worden sein. Gestern in der Nacht kam gegen 12 Uhr der Courier an den Gesandten, der ihm die in zwei Stunden darauf erfolgende Ankunft des Kaisers meldete. Der König selbst erfuhr es aber nicht eher, als bis der Kaiser schon da war. Der Kaiser trat im Gesandtschaftshause ab, wo er's im Saale sehr kalt fand und zu dem Gesandten scherzend sagte: „Je vous ai cru homme du midi, mais je vous trouve homme du nord,“ badete, soupirte, legte sich nieder, empfing im Bette unseren König, der sich in einer gemeinen Portechaise hatte hintragen lassen, sprach mit ihm über zwei Stunden ganz allein, und flog dann weiter. Er hat gesagt, daß sie die Kälte schon zu 22 Grad gehabt und viele Pferde verloren hätten, die aber alle von Frankreich aus ergänzt werden würden, ist sehr heiter und herablassend gewesen und seine Umgebungen haben von schneller Rückkehr gesprochen. Ungeheure Anstrengungen zum zweiten Feldzuge sollen von Paris aus organisirt werden, und darum dieser Blitzesflug

1813 etwa an, erschienen den ganzen Monat hindurch in ungefähr 12,000 Offizieren und Unteroffizieren (kaum einige Hundert Gemeine waren darunter) die Trümmer jenes prächtigen Heeres, das kurze Zeit zuvor mit so stolzen Hoffnungen ausgezogen war. Und in welchem Zustande! Mit welchem Ingrimm! Mit welchen Flüchen und Verwünschungen über die unersättliche Kriegssucht ihres Gebieters! Waren schon die Schmähungen der Franzosen gegen diesen gewaltig, so war die Wuth der deutschen Truppenreste gegen ihre französischen Kampfgenossen, die Erbitterung über den Jammer, den diese über sie heraufbeschworen hatten, noch weit größer und brach oft in Thätlichkeiten aus. Marschälle und Offiziere eilten daher, nur erst den Rhein hinter sich zu haben. Den Marschall Ney sah ich in einer altväterischen dreispännigen Kutsche, worin zu fahren sein Koch sich früher geschämt haben würde, unter meinem Fenster vorbeirollen. — Ein französischer Offizier schenkte seinen schönen Degen einem Straßenbuben, der ihm sein Quartier gezeigt hatte, „weil er das Schwert nie wieder für Napoleon ziehen wolle.“ Waffen waren überhaupt, Degen ausgenommen, nirgends zu erblicken; dagegen gab es Tornister und Säcke, die wohl gespickt waren mit Gold und Goldeswerth. Ein Offizier von der Garde und ein Mameluk, die bei einem meiner Bekannten einquartiert waren, zeigten diesem schwere goldene Teller, eine goldene Krone von einem Heiligenbilde sowie mehrere Diamanten und ähnliche Kostbarkeiten, indem sie behaupteten: diesen Fund bei der Plünderung eines durch Verrath entdeckten Gewölbes im Kreml gemacht zu haben. Andere boten die gold- und silberverbrämten Gala-Kleider moskowitischer Großen, aufgefunden in deren Palästen, zum Verkauf. Ein deutscher Officier zeigte mir einen mit Juwelen besetzten

von der Armee 10 Meilen hinter Wilna bis nach Paris. Die hier in Dresden wohnenden Polen sind durch die plötzliche Erscheinung des großen Kaisers auf's neue belebt und zur Freude wiedergeboren worden.“

Reliquienschrein im Werthe von mindestens 20,000 Thalern; er hatte denselben von einem Soldaten, der die bunten Steinchen nicht zu schätzen wußte, für einige Goldstücke eingetauscht. Wie viele solcher Reichthümer hat nicht die Berezina verschlungen! — Das beste und treueste Gemälde von den schrecklichen Auftritten bei'm Übergange dieses Flusses entrollt eine kleine russische Schrift, welche in Deutschland gar nicht oder nur wenig bekannt geworden ist; leider kann ich ihren Titel nicht angeben, denn ich sah sie nur flüchtig bei einem wackeren deutschen Hauptmann, der 1814 von der asiatischen Grenze aus der Gefangenschaft in die Heimath zurückkehrte, und den das traurige Loos getroffen hatte, an der Berezinabrücke Vollstrecker eines unmittelbaren Befehls Napoleons zu werden. Dieser Befehl, der, rein militärisch genommen, vielleicht richtig sein mochte, in jeder anderen Rücksicht aber von einer unmenschlichen Härte zeugte, lautete ausdrücklich: „Niemand, wer es auch sei, über jene Brücke zu lassen, der krank, verwundet, ermattet, kurz: nicht mehr kampffähig sei.“ Mein Gewährsmann, als der das deutsche Detachement commandirende Offizier, sowie der französische Commandeur der betreffenden französischen Heeresabtheilung — beide hatten sich mit ihrem Ehrenworte verpflichten müssen, diesen entsetzlichen Befehl ohne Ansehen der Person, taub gegen jede Stimme des Mitleids und Erbarmens, pünktlich zu vollstrecken. „Bald“ fuhr der Erzähler fort, „hatte sich um uns ein weitausgedehnter Halbkreis von Todten, Erfrorenen, Verschmachteten oder halb Lebenden gebildet, der nach und nach zu einem Wall anwuchs, so groß, daß er uns vor den russischen Kugeln schützte, welche wohl in dieses Menschen- und Leichengewirr, nicht aber auf die Brücke schlugen. Mein französischer Gefährte verschwand, als der Abend dämmerte — ich folgte seinem Beispiel und ließ über die Brücke kriechen oder sich schleppen, wer da wollte und konnte. Als der Tag graute, war das eisige Wasser des Flusses, so weit man sehen

konnte, voll eingefrorener Leichname und hervorſtarrender Gliedmaßen. Mein Herz war zerriſſen, und ich habe ſeitdem keinen frohen Augenblick mehr gehabt, denn beſtändig ſteht dieſes namenloſe Elend wie ein grauenvolles Geſpenſt vor meiner Seele."

Noch aber war für uns Deutſche durch die Kataſtrophe in Rußland nichts gewonnen, denn noch galt Napoleon als gefürchteter Schiedsrichter von Europa; noch ſtand ſein kühnes Gebäude einer Weltherrſchaft, wie ſelbſt Ludwig XIV. ſie in dieſem Umfange nie geträumt hatte, aufrecht. Einige Opfer, einige augenblickliche Nachgiebigkeiten ſeinerſeits, und der Sturm war beſchworen. Allein das Schickſal, deſſen eiſernen Willen nichts brechen kann, hatte es anders verhängt. Eigenſinnig, trotzig und verblendet begann Napoleon ſeinen letzten Feldzug, den an der Saale und Elbe; jenen von Waterloo kann man nur noch ein ſchwaches Aufblitzen nennen.

Im Anfange des Revolutionskrieges fanden die deutſchen Jacobiner die Siege der Neu-Franken begründet durch die damals alleinſeligmachenden Worte „Freiheit und Gleichheit." Sie ſeien es, welche Jene zu todesmuthiger Begeiſterung entflammten. Meine Behauptung im Revolutions-Almanach: daß die Franzoſen in den Kriegen der Ludwige mit dem Feldgeſchrei „Vive le Roi" genau eben ſo tapfer gekämpft hätten, zog mir auf der ganzen Linie der Ohnehoſen lautes Spottgelächter zu; aber wie ſehr rechtfertigten mich ſpäter die Franzoſen ſelbſt, indem ſie — als das „Ça ira" und die Marſeillaiſe längſt aus ihren Schaaren verklungen und verwieſen war — mit „Vive l'Empéreur" ſiegreicher die europäiſche Welt durchzogen, als je zuvor! Gleicherweiſe erlebte ich auch noch die Freude, eine andere, wiederholt aufgeſtellte Behauptung meines Revolutions-Almanachs ſich bewahrheiten zu ſehen, daß nämlich die Deutſchen ſich ſo gut begeiſtern ließen, wie jedes andere Volk, ſobald nur ihre Machthaber und Anführer die rechte Saite anklingen zu laſſen

verstünden. War doch bereits vor dem heldenmüthigen Beispiele der Preußen Wien und Österreich in ähnlicher Weise aufgetreten; nicht zu vergessen den kühnen Heereszug des tapferen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Wiens Freiwillige kämpften und bluteten vor Mantua, zu Ebelsberg und bei Aspern wie Helden; lange bevor Theodor Körners Leyer auf sein blutiges Schwert sank, war schon ein anderer, als Dichter ihm freilich weit nachstehender Sänger, F. K. Leopold von Seckendorf, unter Ebelsbergs rauchenden Trümmern als tapferer Streiter gefallen [6. Mai 1809]. Doch mächtig und allgemein begeisternd entzündete erst Preußens wundervolles Sinnbild erwachten Rittergeistes: das eiserne Kreuz, den protestantischen Norden und riß bald das ganze Vaterland mit sich fort. Preußens Freiwillige waren es, die durch ihr Beispiel alle Stämme für den heiligen Krieg, diesen neuen Kreuzzug, entflammten. Die Vermischung der freiwilligen Kämpfer aus so vielen gebildeten und angesehenen Familien mit dem stehenden Heere milderte die Rohheit und Anmaßung, welche dem letzteren nach langem Friedensdienste gern anklebt, und entfernte glücklich jenen barschen, absprechenden Ton, der in den Jahren 1805 und 1806 die anderen Stände so ungemein erbittert hatte. Später wollten einige an das alte Fuchtelsystem gewöhnte Soldaten von den Freiwilligen und der Landwehr geringschätzig urtheilen, aber zum Glück konnten sie den ehernen Mund der Geschichte nicht verstummen machen, und die Behauptung eines Diericke und seines Gleichen möchten vor dieser ewigen und unbestechlichen Richterin schwerlich bestehen. Als Zeichen der Zeit verdient zweierlei bemerkt zu werden: einmal, daß die Begeisterung auch das dichterische Vermögen erhöhte, so daß Deutschland noch nie einen ähnlichen Reichthum an herzerhebenden Gesängen und Liedern aus allen Gegenden seiner Einzelstaaten aufweisen konnte, wie zur Zeit der Freiheitskriege — und dann, daß — wie in den Zeiten der alten

Ritter-Glorie — die deutſchen Frauen und Mädchen die Männer und Jünglinge zum Kampfe anfeuerten, den Minnedank nur Vaterlandsvertheidigern beſtimmend. Über alles Lob erhaben iſt aber die Haltung der Völker überhaupt, die für ihre höchſten Güter bluteten und ſtarben; ohne die todverachtende Tapferkeit z. B. der preußiſchen Garden vor Montmartre, den wackeren Prinzen Wilhelm von Preußen an der Spitze, gab es ſobald keine erſte Einnahme von Paris. Dies erkannte man denn freilich ſogleich allgemein; deß zum Beweiſe führe ich an, daß, als im November 1813 mehrere preußiſche Offiziere die Loge zu Gotha als Brüder beſuchten, mein alter Freund Ewald ſie mit nachſtehendem ſchwungvollen Gedichte begrüßen und damit lediglich der allgemeinen Stimmung Worte leihen konnte:

„Willkommen, Brüder von der Spree,
Willkommen von der Oder Strande,
Aus Euer'm ſonſt beglückten Lande
Am Haff und an der Bernſtein-See!
Schwer lag auf Euch das Kreuz von Eiſen;
Jetzt ſchmückt's die tapf're Bruſt der Preußen.

Erkämpft habt Ihr die Freiheit Euch,
Die Freiheit, ſelbſt Euch zu regieren
Durch den, den edle Sitten zieren,
Der König iſt und Menſch zugleich.
Ihm ſteht Gerechtigkeit zur Seite,
Und Tapferkeit im Völkerſtreite.

Sein Reich zertrümmerte der Krieg;
Es ſank! — Sein Muth nur ſank nicht nieder;
Jetzt ſammelt er die Trümmer wieder
Und fügt ſie, nach gerechtem Sieg.
Sein Volk hat ſich nach harten Proben
Nun glänzender emporgehoben."

Und ſo ſehr der ruhige Beobachter auch geneigt ſein mußte, neben Preußens Helden die tapferen Söhne der mit-

ſtreitenden Nationen in gleichem Maße zu bewundern — das allgemeine Volksbewußtſein trug keinem Truppenkörper eine ähnliche Theilnahme entgegen, wie grade den Preußen. Von ihren Thaten las man am begierigſten, den Bewegungen ihrer Heeresabtheilungen folgte man am geſpannteſten, ihre Führer waren die geliebteſten. Das letztere war nicht nur der Fall im deutſchen Vaterlande; 1814 kamen zwei Engländer nach Paris, um den ehrwürdigen Heldengreis Blücher von Angeſicht zu ſehen. Bei ihrer Ankunft erfuhren ſie: er ſei bei einem Reſtaurateur; alsbald gingen ſie hin und baten Blücher um die Erlaubniß, mit ihm an Einem Tiſche ſpeiſen zu dürfen. Es geſchah, und nach der Mahlzeit ſetzten die Engländer ſich wieder in ihre wartende Poſtkutſche, um ſogleich zurückzufahren. In Paris hatte weiter nichts ſie angezogen, als Blücher allein. Wie erhebend war es für mich, daß ich dieſem allgefeierten Greiſe ſchon weit früher Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen: im Revolutions-Almanach von 1800 [S. 36 fg.], wo ein ausführlicher Beitrag über ihn ſteht, der beſonders werthvoll iſt durch Auszüge aus ſeinem intereſſanten, 1793 und 1794 geführten Tagebuche!

Inzwiſchen hatte der in Rußland ſo beiſpiellos geſcheiterte Napoleon dennoch mit einer Thätigkeit und Raſchheit, welche man im höchſten Grade wunderbar nennen mußte; binnen wenig Monaten ein faſt eben ſo zahlreiches Heer, wie das erfrorene und zerſtobene, wieder auf die Beine gebracht. Auch dieſes wogte durch meine Vaterſtadt; Napoleon ſelbſt, der von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen gedachte, kam am 25. April 1813 durch Gotha, in deſſen engem Bezirke ſich damals fünf Marſchälle, eine verhältnißmäßige Anzahl von Generalen und Stabsoffizieren, nebſt nicht weniger als 15,000 Mann Soldaten gehäuft hatten; bemerkt zu werden verdient, daß trotz dieſer Menge von Truppen nicht Eine nennenswerthe Ausſchreitung vorkam, und daß jeder Bürger von Gotha ſeinen Geſchäften ungehindert und ohne

Störung mitten unter den Soldaten nachgehen konnte. Des Kaisers scharfer Blick hatte aber bei'm Durchfahren den Übelstand sogleich bemerkt: „La ville est surchargée“ sagte er zum Marschall Bessières, und als dieser dagegen stritt, setzte Napoleon nachdrücklich hinzu: „Je l'ai vu!“ Nun erfolgte unmittelbar der Befehl, daß vier Regimenter noch am nämlichen Abend aufbrechen sollten, was auch auf der Stelle geschah.

Bei dieser Durchfahrt Napoleons ist es gewesen, wo die muthige Gattin eines unserer verdientesten Mitbürger, des schon seit dem 30. November 1811 ohne Urtheilsspruch, ohne Verhör, streng bewacht, in Kerkerhaft zu Magdeburg schmachtenden Rudolf Zacharias Becker, bei dem Wechsel der Pferde des kaiserlichen Wagens am Chausséehause nächst der Stadt durch ihr persönliches Erscheinen und die Überreichung einer Bittschrift (wozu sie Graf Salisch aufgemuntert hatte) in zwei Augenblicken die Befreiung ihres Mannes erlangte, welche alle ihre und ihrer wackeren Söhne Eingaben, Reisen, rastlose Versuche und Schritte aller Art seit siebenzehn Monaten nicht hatten bewirken können. Überhaupt soll, wie man sagt, Napoleon auf dieser Fahrt vorzüglich leutselig gestimmt gewesen sein. — Becker hat in einer eigenen Schrift: „Leiden und Freuden in siebenzehnmonatlicher Gefangenschaft,“ Gotha, 1814, seine abenteuerliche, durch keinerlei genügende Ursache begründete Gefangennahme (ein paar Schwadronen Küraſſiere hoben ihn auf — lediglich aus einer abenteuerlichen Grille des Generals Davouſt!) als „Beitrag zur Charakteriſtik des Deſpotismus“ selbst beschrieben; ich brauche also auf diese Begebenheit nicht näher einzugehen. Nur einige Einzelnheiten, welche ich in dieser Schrift vermißt oder doch nur sehr flüchtig erwähnt gefunden habe, will ich nachtragen, wie ich sie aus Beckers Munde selbst hörte.

Als der Gefangene sich nach seiner plötzlichen Verhaftung einigermaßen gesammelt hatte, erkannte er auf einer

der ersten Stationen seiner Leidensfahrt in einem auf dem Bocke der ihn befördernden Kutsche sitzenden Gensd'armen mit Erstaunen den angeblichen Reisenden einer Weinhandlung, welcher wenige Tage vorher in Beckers Hause gewesen war, unter dem Vorwande: „ihn für die Kundschaft seines Hauses werben zu wollen." In Wahrheit hatte er nur die Innenräume der Beckerschen Wohnung auszuspioniren beabsichtigt, wie er dem Verhafteten jetzt offen selbst gestand. Im schönen Gegensatze hierzu steht die sinnige Handlung von Beckers Schließer zu Magdeburg, der einst zu ganz ungewöhnlicher Stunde seinen bärtigen Kopf durch das Schiebefenster der Kerkerthür steckte und dem Gefangenen drei Rosen nur mit den Worten reichte: „Heute ist Johannistag." Für Becker, in dessen Kopfe die strenge Gefangenhaltung die Tage- und Monatsfolge gänzlich verwischt hatte, war dieser maurerische Gruß zugleich ein willkommener Kalender.

Warm, doch leider vergeblich, hatte sich für Becker der französische Gesandte an den herzoglich sächsischen Höfen, Baron von St. Aignan, verwendet, der überhaupt wegen seiner Herzensgüte und Anspruchslosigkeit allgemein beliebt war. Als ihm z. B. der Intendant de Vismes zu Erfurt eine Liste Gothaischer „Verdächtiger" zuschickte, auf welcher man mit Verwunderung Namen las (den meinigen nicht), die man hier ganz zuletzt gesucht hätte, machte St. Aignan keinen Gebrauch davon. In den letzten Apriltagen des Jahres 1813, kurz vor der Schlacht bei Lützen, wollte ihn eine preußische Streifpartie nächtlicher Weile aufheben, erwischte aber nur seinen kranken Secretär, sowie seine Pferde und Effekten. Der Gesandte selbst entkam in Nachtkleidern, indem er in Pantoffeln, seine wichtigsten Briefschaften unter dem Arme, durch die Hinterthür des Hausgartens entfloh, querfeldein lief und Dank dem grade herrschenden Mondlicht die Chaussée nach Eisenach erreichte, wohin er sich rettete. Da ich durch wissenschaftliche Veranlassungen mit ihm näher be-

kannt geworden war und er mich ſtets durch Höflichkeit ausgezeichnet hatte, ſo beſuchte ich den mir werth gewordenen Mann noch am Nachmittage vor dem Überfall, um ihn auf ſeine gefährliche Lage aufmerkſam zu machen; er affektirte jedoch eine ſolche Sicherheit, daß ich gar nicht wagte, mit den Äußerungen meiner Beſorgniß herauszurücken.

Einige Zeit, bevor der Anſchlag auf St. Aignan mißglückte, gerieth ein anderer, ähnlicher, aber bedeutenderer weit beſſer. Ein preußiſcher Rittmeiſter, Graf Pinto, nahm mit fünf Huſaren ein ganzes Bataillon der Rheinbundstruppen von Gotha, Weimar und Hildburghauſen gefangen. Es war der erſte Ausbruch jener immer ſtärker ſich äußernden vaterländiſchen Stimmung der deutſchen Krieger: *nicht mehr mit den Franzoſen gegen ihre eigenen Landsleute fechten zu wollen.* Das ganze Ereigniß begab ſich ungefähr vier Stunden von unſerer Stadt in einem Walddorfe, und war ſo auffallend, daß das gothaiſche Miniſterium glaubte, die Thatſache, ſchonend eingekleidet, im halboffiziellen „Journal de Francfort“ erzählen zu ſollen, um Napoleon, der noch in Frankreich war, aber eben in Deutſchland erwartet wurde, darauf vorzubereiten. Dieſes „Journal de Francfort“ verdient, ehe ich weiter ſchreite, eine flüchtige Kennzeichnung: es behauptete nämlich während der franzöſiſchen Kriege ſtets die gewiß merkwürdige und ſchwierige Eigenſchaft: gleichſam als halboffizielles Blatt *aller* kriegführenden Parteien zu gelten. In der That wurde es als ſolches von ihnen allen geſchützt. Durch dies weitverbreitete „Journal de Francfort“ wurde Napoleon in Ägypten von der Niederlage der Heere des Directoriums unterrichtet, beſchloß, ihnen in Perſon zu Hilfe zu eilen und langte zu Paris an, als die Directoren ihn noch zu Alexandria wähnten. Schon dieſer einzige Zug würde hinreichend ſein, jene Zeitung auszuzeichnen.

Die erwähnte, aus Gotha eingegangene Mittheilung nun wollte der Redacteur des „Journal de Francfort“ 1813

nicht aufnehmen ohne die Genehmigung Hédouvilles, des französischen Gesandten; dieser fand ebenfalls Bedenken, seine Erlaubniß ohne Zustimmung einer dritten Behörde zu ertheilen und schickte die Notiz an Daru nach Mainz. Dort wurde sie bei der Ankunft des Kaisers diesem vorgelegt, der sie unter den Ausbrüchen des heftigsten Zornes las und den Abdruck strenge untersagte. Noch von Erfurt aus drang er auf scharfe Untersuchung und unnachsichtliche Bestrafung der Officiere; diese aber befanden sich bei dem preußischen Heere, in dessen Reihen sich das Bataillon unter dem Namen des thüringischen in mehreren Gefechten rühmlich hervorthat.

Den Heldenmuth der preußischen Freiwilligen, gegen welche seine Gardes d'honneur gar unvortheilhaft, an gutem Willen wie an Disciplin, abstachen, lernte Napoleon selbst zuerst am 2. Mai 1813 bei Lützen kennen. Mir hat es immer zu denken gegeben, als ich auf dem Lustschlosse Ichtershausen bei Gotha ein wenig bekanntes, großes Ölgemälde fand, die Schlacht bei Lützen vom 6. November 1632 vorstellend, in welcher Gustav Adolf durch des Herzogs von Lauenburg Verrätherei getödtet wurde, welche letztere Thatsache zwar von betheiligter Seite immer geläugnet ist, aber in der Überzeugung eines jeden feststeht, der — wie ich — es weiß, daß der geschnittene und auffallend verzierte Stein, welchen Gustav Adolf von allen Kleinodien der Krone einzig und allein mitgenommen hatte und an einer goldenen Kette beständig trug, sich jetzt zu Rom im Besitze der Familie eines italienischen Großen befindet, wohin er aus Lauenburgs Hinterlassenschaft durch Heirath gekommen ist.

Von jenem Ölgemälde der ersten Lützener Schlacht nun wollte ich sagen: wie es mich immer beschäftigt hat, auf demselben die Ähnlichkeit der Truppenaufstellungen von 1632 und 1813 schlagend dargethan zu sehen, denn jeder Kenner, der König Gustavs Schlachtordnung und Vierecke mit derjenigen Napoleons und mit den Quarrées seiner Cohorten

vergleicht, wird durch die große Übereinstimmung in Erstaunen gesetzt werden.

Soviel von der wichtigen Schlacht bei Lützen, oder (wie man sie ebenfalls genannt hat) Groß-Görschen, welche zwar unentschieden blieb, aber dennoch die Unseren mit Muth und Vertrauen beseelte. Die Ereignisse hier zu erzählen, welche den Zeitraum zwischen dieser Schlacht und der entscheidenden Niederlage Napoleons bei Leipzig ausfüllten, ist nicht meine Aufgabe; wohl aber muß ich schildern, wie das geschlagene französische Heer sich fliehend durch meine Vaterstadt wälzte, und was diesem Rückzuge folgte. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 25 vom Montag den 7. März 1814 habe ich (unter dem Datum: Gotha, 1. Februar) eine kurze Darstellung jener Ereignisse der letzten Octobertage des Jahres 1813 abdrucken lassen; sie kam aus der Feder des Grafen von Salisch und ist vollkommen zuverlässig und wahr. Meine eigenen Erlebnisse und Abenteuer gebe ich nachstehend.

Düster und unglücksschwer hatte sich dichter Nebel über die Gegend gelagert; dunkle Sagen von einer für Napoleon verlorenen Schlacht gingen um. Endlich zweifelte an einer solchen niemand mehr, man hoffte aber allgemein, was man wünschte, nämlich: der Rückzug würde sich entweder durch die Saalthäler oder nach dem Harze und nach Magdeburg wenden. Ein Pulk Kosaken schwärmte um Gotha und machte gefangen, was sich von Franzosen in der Nähe blicken ließ; es streifte sogar eine Kosakenlanze Abends an mir hin, als ich durch das Gebüsch der sogenannten „Anlage" mich mit einem Portefeuille flüchtete, welches ich auf der Schloßbibliothek bergen wollte, wobei ich den Kosaken nicht gewahrte, der unter einer Linde hielt. Es war am 23. October Nachmittags, als ich in mein Gartenhaus trat, aus dem die Möbeln nach der Stadt geschafft werden sollten; mein Bedienter empfing mich mit der Klage, daß ein Kosak ihm unterwegs meinen Säbel aus der Hand gerissen und mit sich

fortgenommen habe; ich schalt, daß er es sich gefallen lassen. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe französische Commandoworte, französische Trommeln, endlich Pelotonfeuer. Erstaunt nahm ich wahr, daß viele Franzosen von Erfurt her im Anzuge seien; ich eilte daher, in meine Stadtwohnung zu kommen, wo meine Gegenwart jetzt in jeder Hinsicht höchst nöthig war. Als ich in die Allee trat, schossen sich schon französische Chasseurs dicht vor mir mit den verfolgenden Kosaken herum. Den kürzesten Weg nach Hause wählend, eilte ich die Rampe der einen Schloßterrasse hinauf; hier wurde ein Garde d'honneur mich in meinem blauen Überrock und Uniformhut gewahr, und in heller Angst schoß er seinen Karabiner auf mich ab, dessen Kugel aber seitwärts in die Erde pfiff. Ohne Unfall erreichte ich mein Haus; wenige Minuten, und der Marktplatz vor demselben wurde besetzt von etwa dreißig Reitern, welche in die leeren Gassen hinein Schüsse abgaben; ein Trupp Infanterie zog voran. Auf diese ersten Ankömmlinge folgten rasch in den buntesten, abenteuerlichsten Mischungen alle Arten von Reiterei; leere Pferde, Fußsoldaten jeder Gattung, aber größtentheils ohne Waffen, und zahllose Troßwagen von jeglichen Gestalten. Unaufhaltsam drängten sie dem Ausgange und der Eisenacher Straße zu, und so groß war ihre Hast, daß sich diese fluthende, wildzusammengeballte Menschen- und Thiermasse mehrmals stopfte und dann gewaltsam durchbrach. Viele waren verwundet; viele sanken vor Hunger und Ermüdung um. Auf diese Weise ging es unter Geschrei, Schießen, Drängen und Treiben mehrere Stunden lang, während deren sich gewiß eine Anzahl von 80—100,000 Menschen durch Gotha wälzte. Dieser Lärm, das Getrappel der Pferde, das Rasseln der Wagen, das Jammern, Fluchen und Toben so vieler Stimmen durcheinander, dazu das Brüllen des mitgetriebenen Viehs, kurz, dies ganze Getöse verwirrte den Kopf und betäubte völlig das Gehör. Die Nacht verdoppelte den Tumult

und erhöhte unſere ängſtliche Spannung; jetzt fingen einzelne an, ſich mit Gewalt einzuquartieren. Schon Abends hatte ich einigen Gardes d'honneur und dem Sohne eines franzöſiſchen Generals, der ſeit Leipzig umherirrte und vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter konnte, eine Schlafſtelle in meinem Hauſe eingeräumt, allein um Mitternacht wurde die Thür geſprengt, und — ſo muß es den Trojanern zu Muthe geweſen ſein, als aus dem Bauche des hölzernen Pferdes Ein Grieche nach dem anderen herausſtieg! — fünfundſechszig polniſche Lanciers hielten, ihre Pferde an der Hand, Einzug; nicht lange, ſo vermehrte ſich durch die Offiziere und Bedienten ihre Zahl auf zweiundſiebenzig. Nie hätte ich geglaubt, daß ſo viele Pferde und Menſchen in meinem Hauſe herbergen könnten; das ſchlimmſte aber war unſtreitig, daß auch alle zu eſſen und zu trinken verlangten, ohne Umſtände meine Scheuern ausfouragirten, daneben manches auf die Seite brachten (ſogar die Mäntel der Gardes d'honneur und des Generalsſohnes!) und überhaupt um ſo frecher auftraten, als ſie einen der Adjutanten, Madalinsky, mir gradezu hatten in's Geſicht ſagen hören: „meine Scheuern ſollten in Feuer aufgehen, wenn der Hunger der Leute nicht alsbald geſtillt würde.“ Erſt die Dazwiſchenkunft des Marſchalls Kellermann, Grafen von Valmy, zu deſſen Stabe dieſe Unverſchämten gehörten, und der ſeinerſeits dagegen die Artigkeit und Höflichkeit ſelbſt war (er verlangte für ſich nichts weiter als eine Schlafſtelle), brachte alles zur Ruhe und Ordnung. Gegen zwei Uhr Morgens waren durch die unermüdliche Thätigkeit meiner wackeren Tochter und unter dem Beiſtande zweier anderen, freundlichen und gar nicht barſchen Adjutanten (deren einer, Mentelle, von franzöſiſchen Emigranten in Polen geboren, in meinem Hauſe zurückblieb und dann mit ruſſiſchen Päſſen nach Polen zurückkehrte) die Hungrigen und Durſtigen nothdürftig befriedigt, und die Nacht ging ruhiger hin, als ſich bei dem erſten Anſchein

hoffen ließ. Nur war der ganze Eß- und Trinkvorrath, den die Beſorgniß meiner Tochter klüglich für dieſe trüben Tage aufgeſpart hatte, jetzt in Einer Nacht vergeudet, und doch mußten alle Erforderniſſe für die noch übrigen Tage aufgetrieben werden, während deren die Einquartierungen zwar mit mehr Ordnung, aber in keineswegs verminderter Anzahl namentlich vornehmer Offiziere vom Stabe und der Adjutantur des Kaiſers in meiner Behauſung ſich drängten. Alle dieſe Offiziere ſehnten ſich von Herzen nach dem Frieden, und prophezeiten unverhohlen: „dieſe Gegenden würden in langer Zeit ſchwerlich franzöſiſche Truppen wieder ſehen" — was pünktlich eingetroffen iſt. Einer, dem ich die Streitſche Karte von Eiſenach und Gotha zeigte, ließ ſich dieſelbe geben und trug ſie zum Kaiſer, ich habe ſie nicht wieder bekommen.

Am 24. October ritt Murat, der König von Neapel, flüchtig durch Gotha, mit lachendem Munde erzählend: „Nous sommes battus; complètement battus!" Schon damals konnte man ahnen, daß er nicht geſonnen ſei, länger mit Napoleons Adlern zu ziehen. Er war ein ſtattlicher, flinker Reiter, ſeiner Gewohnheit gemäß reich und bunt ausſtaffirt, einen wehenden Reiherbuſch auf dem Hute. Napoleon ſelbſt kam am 24. October Abends an; zu ſeiner Wohnung wählte er den großen, freigelegenen Gaſthof „zum Mohren" in der Vorſtadt. Seine Garden lagerten in ſtarker Menge rings umher. Es war ein gräßlich ſchöner Anblick, die unzähligen, rund um die Stadt lodernden Biwachtfeuer zu ſehen, welche durch die Nebelwolken flammten und ſchauerlich-maleriſche Farbentöne verbreiteten. Der Fürſt von Neufchâtel hatte Befehl gegeben, daß keine Truppen mehr durch die Stadt ziehen ſollten; nur ungefähr 12,000 Mann ſchöner, wohlgeordneter Gardereiter machten hiervon noch eine Ausnahme. Gerüſtet, ſchlagfertig und in der größten Ordnung waren überhaupt alle nun anlangenden Truppen; unaufhörlich zogen die Regimenter hinter der Stadt hin, von Erfurt nach Eiſenach.

Gensd'armes d'élite patrouillirten in den Gassen und an den Eingängen von Gotha, ohne Ansehen der Person alles hinaustreibend, was keinen Erlaubnißzettel zum Eingange hatte. In der Stadt selbst herrschte in Folge hiervon die größte Ruhe; desto übler aber wurde in den Vorstädten, Gärten, Gartenhäusern, und auf den Dörfern längs der Heerstraße gehaust. Mein Garten theilte das Schicksal aller übrigen: Vieh, Lebensmittel, Kleidungsstücke u. s. w. wurden ohne Schonung geplündert, Möbeln und Holzwerk zu Biwachtfeuern verbraucht. Dennoch kamen alle diese Verwüstungen im Vergleich zu denjenigen in der Lausitz und bei Dresden und Leipzig gar nicht in Betracht, wie wenigstens Augenzeugen, zu denen auch mein Sohn gehörte, versicherten. Allerdings blieben bei uns die Skelette der Häuser stehen. Aber die Grüfte der Todten auf den Kirchhöfen wurden erbrochen und beraubt; da nun mancher seine Habseligkeiten in den Särgen für geschützt gehalten hatte, so gingen sie dort nur desto sicherer verloren. Ein Einwohner, der in einem Grabe seine besten Kleider und einen Beutel mit tausend Thalern Silbergeld verborgen hatte, fand erstere entführt, allein der letztere hatte sich in das Moderloch einer Ecke versenkt und war gerettet. Bei dieser Gelegenheit war es, wo das Grab der Frau von Buchwald zu Siebeleben erbrochen und ihr zur Mumie vertrockneter Leichnam von demselben Volke herausgezerrt und in den Gassenkoth geschleudert wurde, deren Literatur und feine Sitten die weiland Hofdame aus alter Schule im Leben so sehr bevorzugt und gepriesen hatte. Die Ruhestätte meiner Amalie blieb bis auf die Einfassung, welche abgebrochen ward, unentweiht. Empörend war, daß in den Lazarethen sogar die französischen Kranken und Sterbenden von ihren eigenen Landsleuten aus den Betten gerissen und dieser, wie ihrer Wäsche beraubt wurden. Da seit der Schlacht bei Lützen die Züge von Verwundeten, Kranken und Siechenden — wahre wandernde

Peſt-Karawanen — bei uns nicht aufhörten, ſo wurde dadurch Anſteckung und Sterblichkeit verbreitet; letztere griff, als die vielen Kranken von dem Erfurter (preußiſchen) Blokadecorps dazukamen, immer weiter um ſich.

Doch nicht nur an Todte, Sterbende und Kranke hielten ſich die fliehenden Franzoſen. Herr von Lindenau erhielt hoch oben auf ſeiner Sternwarte einen Beſuch von Kriegsvölkern, die ihm nichts weiter ließen, als ſeinen nächtlichen Schafpelz, den er gerade auf dem Leibe hatte. Der Pfarrer eines nahen Dorfes rettete ſeine beſte Habe durch einen ſinnreichen Einfall: er vergrub ſie im Garten und zündete auf eben dieſer Stelle ein Feuer an, das er wieder auslöſchte. Alle Truppen, welche kamen, wählten nun zu ihrem Biwachtfeuer denſelben Platz, ohne zu argwöhnen, was darunter verborgen lag. In Schwaben warf ein Bauer ſeine Bienenkörbe in die Stube und verbarg ſich in der anſtoßenden Kammer, deren Thür er verſchloß. Was nun in die Stube trat, wurde von den wüthend umhertobenden Bienen ſo nachdrücklich empfangen, daß niemand zum Verweilen Luſt hatte.

Auch ſchöne, edle Züge ereigneten ſich. Der Vorſteher des Waiſenhauſes zu Friedrichswerth hatte ſeine Waiſenkinder im Saale aufgeſtellt und eine Tafel mit der Inſchrift angebracht: „Maison des Orphelins.“ Eine Schaar Beutegieriger zog ſich bei dieſem Anblick ehrerbietig zurück; das Haus blieb unangeaſtet. Gleiches Glück wurde dem Local unſerer Freimaurerloge, welches dicht bei einer Biwacht lag, nicht zu Theil; es wurde von einer Schaar Eindringlinge erbrochen, und ſchon hatten dieſelben mehrere Gegenſtände (darunter den metallenen Tempelherrenhammer[1] des Herzogs

[1] Er hatte die Geſtalt einer kleinen Streitaxt, war nach des Herzogs Tode der Vernichtung entgangen, welcher der geſammte übrige maureriſche Nachlaß anheimfiel, in Reichards Hand gekommen und von dieſem dem Logenarchiv übergeben worden. Durch die ſtarke Vergoldung getäuſcht, ſtahlen franzöſiſche Marodeurs die Reliquie. (Reichard, Logengeſchichte, S. 18.)

Ernst) entwendet, als zwei französische Offiziere, Brüder, den Raub gewahr wurden und die Plündernden mit Fuchtelhieben hinausjagten.

In Gotha erst erfuhr der Kaiser Napoleon den erklärten Abfall Bayerns, so sehr waren die Verbindungen gestört und jeder Courierverkehr gehemmt. Ein Exemplar der Allgemeinen Zeitung, worin das bayerische Manifest stand, mußte in der Stadt aufgetrieben werden und wurde, in's Französische übersetzt, von Caulaincourt vorgelegt. Der Herzog von Bassano ließ einen Ober-Forstmeister und den Geheimen Assistenzrath von Hoff als den Verfasser des Werkes über „die physische Beschaffenheit von Thüringen" zu sich rufen und ging mit ihnen die Karte eben dieses Werkes durch, wobei er, nebst noch einigen anderen anwesenden Marschällen, sorgfältige Erkundigungen nach allen Pässen wie Nichtsteigen und nach deren Beschaffenheit einzog. Der Kaiser war unterdessen in einem anstoßenden Zimmer; die Antworten und Erläuterungen jener Beiden wurden ihm sogleich gemeldet. Am Morgen des 25. October verbreitete sich das beängstigende Gerücht: der Kaiser habe beschlossen, in Gotha Position zu nehmen und werde die große Terrasse des Schlosses Friedenstein, welche Stadt und Gegend beherrscht, zur Aufstellung einer Batterie benutzen. (Schon früher war die Schloßterrasse vom französischen Geniecorps aufgenommen worden.) Man wußte, daß in der Nähe beträchtliche Abtheilungen der Verbündeten im Halbkreise standen; die Bangigkeit vermehrte sich, als von neuem Kosaken erschienen und mit den französischen Truppen sich dicht bei der Stadt herumschossen. Einer dieser unglaublich flinken Reiter war so dreist, sich dem Gasthofe des Kaisers bis auf wenige hundert Schritte zu nähern. Klopfenden Herzens beobachtete ich aus den hohen Dachfenstern meines Hauses das Viereck dieses Kosakenhaufens, welches ungefähr eine Stunde vor der Stadt in einem Grunde hielt und seine Plänkler nach allen Seiten ausschickte. Deutlich

konnte ich mit meinem Fernrohre durch die trostlose Nebelhülle einige Reiter auf Schimmeln unterscheiden. Wie würde mir erst das Herz geklopft haben, hätte ich ahnen können, daß einer dieser Schimmel-Reiter mein seit dem Tage von Leipzig gegen Napoleon kämpfender Sohn sei! — Um Mittag zog sich jedoch dieser Kosakenhaufen zurück, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er es mit der ganzen Nachhut des Kaisers zu thun habe. Das Schießen schwieg und man athmete etwas freier; ein höchst angenehmer Ton war es mir, als ich um Mitternacht die Pferde des kaiserlichen Adjutanten aus meinem Stalle ziehen und wohl zweihundert Kanonen und Geschützkarren unter meinen Fenstern mit dumpfem Getöse durch das nächtliche Dunkel der Straßen dahinrollen hörte; erfreuliche Zeichen des Aufbruchs! Gleich nach Mitternacht setzte sich der Kaiser, bekleidet mit seinem grauen Überrocke, zu Pferde und ritt dicht vor seinem Wagen her, der mit Fackeln umgeben war. Seine Garden zu Pferde und zu Fuße zogen theils vorweg, theils folgten sie in dichtgeschlossenen Reihen. Der Kaiser verweilte am folgenden Tage (26. October) in Eisenach noch bis fünf Uhr Nachmittags, obwohl ganz nahe vor den Thoren der Stadt Gefechte mit dem Yorkschen Corps vorfielen. Gegen die Mittagsstunde des 26. waren die meisten geordneten französischen Truppen schon weit von Gotha abgerückt; alles, was nun kam — Nachzügler, Troß u. s. w. — wurde durch bewaffnete Bürger von dem Eingange der Stadt abgewehrt und entfernt. Nie werde ich die kaltblütige Ruhe vergessen, mit der bei dieser Gelegenheit ein großer, schöner, bepackter und bewaffneter Mulatte von den kaiserlichen Garde-Chasseurs kalt und stolz durch sechs oder sieben Bürger sich zur Stadt hinaustreiben ließ. „Ihr seid Eurer nur noch nicht genug!“ rief er ihnen spöttisch zu. Viele sanken vor Müdigkeit und Erschöpfung um; Felder und Straßen lagen voll todter Menschen und Thiere. Gewiß sind auch viele heimlich aus

Rache oder gar aus Raubsucht durch die Hände der Landesbewohner gefallen; wenigstens war es eine auffallende Erscheinung, daß in den Leihhäusern trotz der herrschenden Bedrängniß nicht nur weniger versetzt, sondern sogar von gemeinen Leuten noch manches ausgelöst wurde.

Mit dem Abzuge der Franzosen glaubten nun viele alles abgethan und erwarteten, es werde ein behaglicher Friedenszustand wie in den glücklichen neunziger Jahren eintreten, wo unsere Gegenden den Krieg nur aus Zeitungen kannten. Aber wie wurde ein solcher Traum nicht nur jetzt, sondern auch in den nächsten Friedensjahren zerstört durch die fortgesetzten Märsche, Lieferungen, Quartierlasten und erzwungene Ertheilung von Unterkunft für Generale und Offiziere, welche nur die Weiberjäger spielten, oder durch eine Menge anderer Bedrückungen, die man alle vorher nicht gekannt hatte! Empörend war zum Theil die Unverschämtheit der Forderungen und das ganze Betragen mancher unserer „Befreier," von denen aber die preußischen Truppen durch strenge Mannszucht sowie durch höfliches und anständiges Benehmen stets eine ehrenvolle Ausnahme machten. Unbeschreiblich dagegen hausten die Russen. Während der Jahre 1806—12 war man durch die große Ordnung, welche bei allen Truppenmärschen der Franzosen stets geherrscht hatte, — deren Generale und Soldaten willig den Anordnungen und Befehlen des deutschen Platzcommandanten, unseres Schloßhauptmanns von Wangenheim, gehorchten, — so verwöhnt worden, daß der grelle Gegensatz zu den Russen 1813 um so empfindlicher auffallen mußte. Gleich in den ersten Wochen, Ausgangs des genannten Jahres, trat statt der bisher überall herrschenden Sicherheit des Eigenthums so sehr das Gegentheil ein, daß niemand sich ohne Bedeckung in der Nähe auf das Land wagte, ja, daß sogar in den Vorstädten auf offener Gasse Uhren, Börsen und Kleidungsstücke mit Gewalt genommen wurden. Das Land

verlor gegen zweitausend Pferde, die man aus den Ställen, vom Pfluge, auf der Landstraße raubte. Sogar einem russischen Courier wurden vor Gotha die Pferde ausgespannt, und er mußte seinen Weg mit Ochsen fortsetzen! Vergebens wurden die härtesten Züchtigungen an den Ertappten vollzogen; der Bestrafte ging gewöhnlich nicht von dannen, um sich zu bessern, sondern um seinen Frevel zu wiederholen. Erst spät gelang es den Bemühungen der Obercommandanten, diesem Unwesen zu steuern. Zu demselben mag wohl der Umstand beigetragen haben, daß einerseits diese russischen Soldaten unmittelbar aus dem Gefechte oder von der Verfolgung des Feindes kamen und unsere Gegenden mit feindlichen verwechselten, daß aber andererseits von oben herab die Strafheit und der strenge Ernst eines Suworow meistens fehlte. Welchem Führer anderer Truppen, als russischer, wäre es nur im Traum eingefallen, die ihm vorgeschriebene Marschroute willkürlich abzuändern, oder seine Rasttage zu verlängern? Und wirklich waren die Gemeinen lange noch die ärgsten nicht; Salzmanns Anstalt zu Schnepfenthal z. B. wurde von anfangs sehr raublustig auftretenden Gemeinen in Folge eines vorgezeigten russischen Schutzbriefes — noch von Katharina der Großen! — nicht nur vor jeder Beeinträchtigung, sondern selbst vor einer Bivacht achtungsvoll behütet. Am Grabe des Herzogs Ernst sah man eines Tages einen Baschkiren im Gebete knieen; ein anderer Baschkir hielt bei einer mir befreundeten Familie unaufgefordert Wache vor einem Kasten mit Silbergeräth. So gab es neben abschreckenden Zügen manche versöhnende, wie denn auch als das Winzingerodesche Corps von mehr denn 40,000 Mann, darunter 10,000 Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, im Jahre 1814 durch unsere Gegenden zurückkehrte, nicht eine einzige bedeutende Ausschreitung verübt wurde; man hörte keine Klage. Im Jahre 1815 dagegen trat wieder viele Willkür und Unordnung ein; so ließen sich vierzehn Offiziere drei Wochen lang

in der Stadt sehr vornehm einquartieren, unter dem Vorwande: einen Transport von 16,000 Schuhen erwarten zu müssen. Nach wiederholten Beschwerden aber zeigte es sich, daß diese Schuhe zu Warschau und nicht zu Gotha empfangen werden sollten. Eine Ordre rief sie endlich ab.

Mein Sohn war durch einen Sturz mit dem Pferde, den er im Juli 1813 gethan hatte, gezwungen gewesen, mehrere Wochen unthätig in Dresden zu liegen, wohin man ihn gebracht hatte. Hier hielt er die kriegerischen Vorfälle im August jenes Jahres aus; während der Schlacht am 26., gelegentlich deren Dresden beschossen wurde, zersprang eine Haubitzgranate nur wenige Schritte von seinem Fenster und tödtete einige westphälische Soldaten vor seinen Augen. Doch bald konnte der junge Krieger wieder zu seinem Regimente eilen; mit diesem näherte er sich Leipzig und dem großen Tage der Völkerschlacht, an welchem er bewies, daß die erhaltene französische Auszeichnung nicht auf seine deutschen Gesinnungen gewirkt hatte; am 18. October befand auch mein Ernst sich unter den Sachsen, welche zum deutschen Heere und zur deutschen Sache entschlossen übertraten.

Die französischen Bülletins ermangelten damals nicht, diesen Übertritt des keineswegs zahlreichen Corps (es waren ihrer noch nicht 5000 Mann) und seiner in demselben Übertreibungs- und Unwahrheitssinne multiplicirten Artillerie sogleich als entscheidende Ursache des Verlustes der Schlacht bei Leipzig auszurufen; es ist aber zur Genüge aus glaubwürdigen Berichten und Zeugnissen bekannt, daß diese Behauptungen ungegründet sind. Vielmehr war die Schlacht für Napoleon bereits verloren, und ganz entschieden verloren, als jenes Ereigniß eintrat. Eine zuverlässige, bis in die Einzelnheiten genaue Nachricht von diesem Übertritt des sächsischen Corps steht an einem Orte, wo ein künftiger Geschichtsforscher sie vielleicht nicht aufsuchen möchte: in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung Nr. 3 des Jahrgangs 1814,

S. 21, bei Gelegenheit der Recension von „Leipzigs Schreckens-Scenen.“ Dort geschieht auch des Majors von Fabrice Erwähnung, eines trefflichen Mannes, dessen edle Seele sich schon in seiner Gestalt ausprägte. Später lernte ich in ihm nicht nur den Escadronchef, sondern den wahrhaft väterlich gesinnten Gönner meines Sohnes, sowie einen gebildeten und tapferen Krieger kennen.

Die erste Nachricht von jenem Übertritte der 5000 Sachsen zur deutschen Sache brachte mir ein alter französischer Bekannter, Herr von Fontenu, der sich früher in Gotha zur Erlernung der deutschen Sprache aufgehalten und als gesitteter junger Mann in meinem Hause freundschaftlich verkehrt hatte, bis ihn 1806 die Conscription nach Frankreich rief, wo er vom Gemeinen bis zum General-Adjutanten emporgestiegen war. Er kam bei der Flucht der Franzosen nach der Leipziger Schlacht wenige Tage vor Napoleons Eintreffen zu mir, um einige Werthstücke (Karten u. s. w.) seines Generals Dommanget abzuholen, die er mir vor der Schlacht bei Lützen zum Aufbewahren gegeben. Er versicherte, mein Sohn müsse ganz nahe sein, da seine eigene Cavalleriebrigade mit dessen Regimente Scharmützel gehabt habe und von demselben verfolgt werde. In der That befand sich Ernst bei dem Kosaken-Pulk, der uns bei Napoleons Anwesenheit erschreckte; nach dem 18. October der Division des General York zugetheilt, hatte er sich nämlich mit einem Landsmann und Freunde zu jenem Pulke gesellt; beide jungen Krieger wollten ihre Verwandten in Gotha überraschen. Sie ahnten nicht, daß die ganze feindliche Nachhut, und damit das einzig zahlreiche und schlagfertige Corps noch in der Stadt stehe; so hielten sie denn auf ihrem Pferde eine halbe Stunde vor ihrer Heimathsstadt auf einer Höhe des Kronberges; mein Sohn sah die wohlbekannten Giebel des väterlichen Hauses und den Rauch seiner Schornsteine, doch der Zutritt war ihm für den Augenblick versagt. Am Nachmittage des 26. October,

als Napoleon Gotha verlaſſen hatte, fiel noch ein Scharmützel zwiſchen ſeiner Nachhut und dem Yorkſchen Corps in der Gegend von Sattelſtedt vor; mein Sohn, der daran Theil genommen hatte, konnte nun die Sehnſucht ſeines Herzens befriedigen, denn Gotha war vom Feinde befreit. So kam er denn noch Abends ſpät mit kurzem Urlaub angeſprengt, um nach mehrjähriger Abweſenheit zum erſtenmale ſeinen väterlichen Herd wiederzuſehen. Nur wenige Stunden konnte er bleiben; es waren theure Augenblicke. Bald darauf erlaubten ihm jedoch die näheren Standquartiere ſeines Corps längeren und öfteren Aufenthalt. Am 5. Januar 1814 endlich trat er ſeinen Marſch zum dritten Armeecorps nach den Niederlanden an; dort hatte er das Glück, mit ſeiner Schwadron zum Detachement des tapfern ruſſiſchen Oberſten Baron Geismar zu ſtoßen und alle die kühnen Unternehmungen im Inneren Frankreichs mit zu beſtehen, durch welche dieſes Detachement ſich auf ſeinen Zügen ſo rühmlich auszeichnete. Mit gleichem Glück gelang es ihm, mehrere ſchwierige Aufträge zur Zufriedenheit ſeiner Oberen auszuführen; namentlich brachte er eine bedeutende, in klingender Münze erhobene Contribution bei nur ſchwacher Bedeckung glücklich von Doullens nach dem Hauptquartier Tournay. So gelangte er anfangs April 1814 bis St. Germain bei Paris, alsdann mit dem Frieden in dieſe Stadt — und nun geſchah es, daß er als feindlicher Offizier ſein Pferd an einen der Eingänge jenes Palais Royal ſtellte, in welchem ſeine Eltern faſt dreißig Jahre zuvor umhergegangen waren. — Ein alter Dichter ſagt: „die Nacht ſei wohlthätig, welche auf der Zukunft lagert.“ Wohl mag ſie es für das Böſe ſein; aber zuweilen einen ahnenden Vorausblick auf das Gute werfen zu dürfen, welches die Zukunft für uns birgt, wäre doch in hohem Grade erfreulich und tröſtend! —

So waren denn zwei berühmte Ausſprüche Mirabeaus wirklich in Erfüllung gegangen: „Le Français trouvera par-

tout son couvert mis," und jenes bekanntere: „La révolution fera le tour du monde." Von Asiens Grenzen kehrte sie dahin zurück, wo einst ihre Wiege gestanden hatte: nach Paris. Wie doch die Extreme sich berühren! Wer hätte Camille Desmoulins, als er mit Pistolen bewaffnet 1789 im Palais Royal die blau, roth und weiße Kokarde der Orleans aufsteckte und die Revolution begann, in's Ohr raunen mögen: „Im Jahre 1814 werden Pariser mit Pistolen bewaffnet auf der Place Louis XV. die weiße Kokarde der Bourbonen wieder aufstecken und ihre Revolution schließen!" Aber so war es. Der Herzog von Benevent, als Abbé Périgord mit Mirabeau und Lauzun ein eifriger Beförderer der Revolution, war nun von jenem Kleeblatt der einzige Ueberlebende, um dieselbe wieder einzureißen. Es hieß, die Einverständnisse mit ihm seien von den Verbündeten durch die Herzogin von Kurland angeknüpft worden.

Unerwartet hatte Napoleon geendet, aber nicht gleich den Helden Roms und Griechenlands, deren Fall noch die Staaten erschütterte. Wie man ihn im Glücke allzu voreilig und verschwenderisch „den Großen" genannt hatte, so beeilte man sich nun, wo der Löwe im Verenden lag, ihn „den Kleinen" zu schimpfen. Das ist der Brauch bei Leuten gewissen Schlages; — wohlverstanden: hinterher. Meiner Ansicht nach kann nie der Zeitgenosse, sondern nur die Nachwelt über wahre Größe entscheiden; ihr allein ist es vorbehalten, mit scharfem Blick zu beurtheilen, ob das, was sie sieht, eine Pyramide, oder ein winziger Kegel war. Diejenigen, welche in Napoleon jetzt plötzlich weder den Helden, noch das Genie erkennen wollten und alles, alles klein, viel zu klein an ihm fanden (selbst seine ungeheuern Bauten, seine Alpenstraßen u. s. w.; Unternehmungen, welche den menschlichen Geist ehren!) — diese hätte ich wohl fragen mögen, was für ein Beiwort sie für Solche aufbewahren, welche die gehorsamen Diener der Allmacht seines Willens

gewesen sind? Mag er groß oder klein gewesen sein, ein weltgeschichtlicher Mann bleibt er gewiß. Eben so gewiß glaubte man lange: er stirbt nicht auf St. Helena! Aber er ist gestorben auf der öden Felseninsel, grade als der Kanonenschuß den Untergang der Sonne verkündigte. Ossa hic, nomen ubique!

Wie vieles Große, Wunderbare, Unerhörte nun aber auch in der Zeit des Revolutions-Kreislaufs geschehen war, wo dasjenige, was wir noch gestern angestaunt hatten, heute von etwas uns noch weit staunenswürdiger scheinendem verschlungen wurde; wo Dinge, die früher die Federn von tausend Geschichtsforschern beschäftigt hätten, uns gar nicht mehr auffielen; wo Leben, Glücksgüter, Throne und Staaten zerstoben, wie Spreu im Sturme — so wurde doch alles dies Beispiellose unläugbar noch weit übertroffen von den Begebenheiten der fünf Monate zwischen der Leipziger Schlacht und der ersten Einnahme von Paris, sowie von der ungeahnten, meteorgleichen Wiederkehr Napoleons bis zur Schlacht bei Waterloo und deren Folgen. Niemals stürzte das mächtige Gebäude einer Weltherrschaft, aufgeführt durch den kühnen Geist eines einzigen Mannes, befestigt durch eine langjährige Reihe eigener Siege sowie durch fortdauernde Schwächen und Fehlgriffe der Gegner, in ähnlicher Weise zusammen, wie jenes des aus der Revolution geborenen Napoleonischen Frankreich. Die Revolutionäre pflegten Rußland früher mit einem Koloß zu vergleichen, der auf thönernen Füßen ruhe; dies Bild paßt genau auf ihr eigenes Reich. Das aber ist ein — Gott gebe, segensreiches! — Erbe der Revolution, daß die in ihrem Gefolge über Deutschland heraufgezogenen schrecklichen Drangsale und Leiden langsam, aber unfehlbar die Mächtigen einig und klug, die Völker aber sehend machten. Ganz andere, mehr weltbürgerliche, aufgeklärtere Ideen sind bis zu den niederen Ständen hinab in Umlauf gekommen. Der Nimbus vieler Dinge ist

geprüft und als Seifenblase erfunden worden; der gemeine Mann lieſt — er denkt, er urtheilt ſelbſtändig und freier. Die Fürſten haben ihre Völker, dieſe ihre Fürſten in der Nähe geſehen, mehr als je zuvor. Die Friedensmanöver ſtehender, zum Kamaſchendienſt abgerichteter Söldlinge, die noch unter Friedrich dem Großen Wunder der Tapferkeit verrichten mochten, haben nicht mehr ausgereicht, das Vaterland zu ſchützen; durch allgemeine Volksbewaffnung (Steins und Scharnhorſts großartig lichter Gedanke, fortgepflanzt im Landſturm!) mußte der Erbfeind vom deutſchen Boden vertrieben werden. Jeder Stand hat das Schwert gezogen, und ſiegreich gezogen; aus allen Ständen ſind Helden hervorgegangen. Auch zur Religioſität iſt man wieder zurückgekehrt und hat gefunden, daß ſie bei den Soldaten noch heute, wie zu den Zeiten Guſtav Adolfs von Schweden fromme; der Prügel, hinter welchem ſich ſo oft Stolz, Dummheit und Maſchinendienſt verkroch, iſt in den meiſten Militärdienſten von der Höhe ſeines Anſehens geſunken, und von einem Offizier verlangt man jetzt mehr, als daß er nur weiß: wann ſeine Gage fällig ſei. Vergebens kämpft der Feudalſtolz gegen dieſe freieren Regungen; der Kampf ſelbſt wird ihn nur deſto ſicherer ſtürzen. Die Maſſe des Volkes iſt ſich ihrer Kraft deutlich bewußt geworden; zwiſchen dem Ahnen-Adel und dem Verdienſt-Adel iſt eine ſcharfe Grenze gezogen, die keine Gewalt der Erde mehr auslöſchen wird. Ueberall hat ſich eine Macht erhoben, deren Herrſchaft ſich nichts, weder Geringfügiges, noch Bedeutendes, künftig entziehen kann; die Regierungen ſelbſt müſſen ohne Unterlaß an den Richterſtuhl dieſer Macht appelliren, und ſie heißt: die öffentliche Meinung.

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Bis zum Tode des Herzogs August.

1814—1822.

Digitized by Google

21.

Im Jahre 1814 endete der zehnjährige Verſchluß, unter welchem mein verſtorbener Fürſt meine Schuldſcheine zu verwahren befohlen hatte. Allgemein war man in geſpannteſter Erwartung auf die Öffnung des Packetes, worin die Fama nichts geringeres, als Millionen engliſcher Banknoten vermuthete — als ob Herzog Ernſt nach ſo vielen, von ſeinem Privatvermögen beſtrittenen Ausgaben nicht ohnehin Koſtbarkeiten, goldeswerthe Sachen, Landgüter und beträchtliche Kapitalien genug hinterlaſſen hätte, welche ſeine weiſe Sparſamkeit bekundeten, da ſie weit mehr betrugen, als man bei ſeinen beſchränkten Einkünften annehmen durfte! Oft litt ich unbeſchreiblich, wenn in meiner Gegenwart über den Inhalt dieſes Packetes geſtritten wurde, während niemand ahnte, wie nahe es mich allein anging! Drei Tage vor dem 21. April, als dem zur Eröffnung beſtimmten Tage, begab ich mich zu dem Prinzen Friedrich, dem die Verfügung über das Depoſitum letztwillig übertragen war und ſetzte ihm die Sachlage auseinander, ihn zugleich erſuchend, ſeinem Herrn Bruder, dem regierenden Herzog, die nöthigen Mittheilungen zu machen. Beide fürſtliche Erben nahmen meine Enthüllung gütig auf; mit einer Schonung, wie ſie von dem Sohne des Herzogs Ernſt zu erwarten war, beſchloß Prinz Friedrich, das Packet in meiner alleinigen Gegenwart zu öffnen und ohne Zuziehung eines Dritten darüber zu verfügen. Dies

geſchah, und ſo blieb der Inhalt für die müßige Neugier ein Geheimniß, wie zuvor, über welches nur Muthmaßungen laut werden konnten. Leider war mir auch jetzt noch die Tilgung der Schuld unmöglich, denn wiederholte, ſehr drückende Kriegs- und Kopfſteuern, gezwungene Anleihen, Einquartierungslaſten, welche mir ſchon 1813 bei dem Unfuge der fliehenden Franzoſen gegen achthundert Thaler Koſten verurſacht hatten, endlich die inzwiſchen bewerkſtelligte Abzahlung meiner übrigen Schulden waren eben ſo viele Urſachen, daß ſich mein Vermögen und meine Einkünfte beträchtlich verringert hatten. Nun bot mir allerdings Prinz Friedrich auf Veranlaſſung des Herzogs Auguſt aus freien Stücken an, meine Schuldſcheine einfach dem Feuer zu übergeben; allein zu einer wie großen Erleichterung mir auch ein ſolcher Edelmuth hätte gereichen müſſen — meiner dreißig Jahre lang uneigennützig bethätigten Anhänglichkeit an den Herzog Ernſt würde er noch zuletzt einen falſchen Anſtrich gegeben haben; ich hielt es daher für meine Pflicht, ihn dankend auszuſchlagen. Wie im Jahre 1821 dieſe Schuld getilgt worden iſt, werde ich am gehörigen Orte berichten.

Allerdings war es berechtigt, wenn geglaubt wurde: Druck und Quartierlaſt des Krieges müſſe nun mit dieſem zu Ende ſein; es kam jedoch eine neue Art des Reiſens für faſt alle auf, welche (mit Fug oder nicht) ſich zum Heerweſen rechneten — eine Art, welche Lavater nicht kannte, als er ſeine Claſſification der Reiſenden aufſetzte; man könnte ſie die Gratis-Art nennen. Von den in Urlaub gehenden Offizieren an, bis zu den Weibern, Kindern und Zofen fand man es viele Jahre hindurch weit behaglicher, mit Gepäck hin- und herziehend, die Landeseinwohner für Transportmittel, Koſt und Quartier ſorgen zu laſſen, als ſelbſt dafür aufzukommen. Für die Betreffenden war das allerdings eine ſehr wohlfeile Art, Land und Leute zu ſehen; deſto drückender fiel dies Gratis-Reiſen Denjenigen zur Laſt, welche die

Kosten dafür aufbringen mußten. Beschwerte man sich, so hieß es: „Ja, die Franzosen haben es eben so gemacht.“ Als ob Noth und Drangsal ewig dieselben hätten bleiben sollen! Als ob nicht grade zu deren Abschüttelung das Volk sein Blut geopfert hätte! Als ob es dem Gedrückten, der nicht zu Athem kommen kann, nicht gleichviel wäre, wessen Tatze auf ihm liegt!

Wenn ich vorhin schon gelegentlich des Landsturms gedachte, so muß ich hier von der Organisation desselben im Gothaischen reden, welche in das Jahr 1814 fällt. Zu einem der Commissäre in dieser Angelegenheit ernannt, bekam ich zeitweilig den Vorsitz in dem aus acht Mitgliedern bestehenden Organisirungs-Ausschusse, als der eigentliche Vorsitzende dem Prinzen Friedrich auf dessen dritter Reise nach Rom folgte. Von Eintracht belebt, förderten wir acht unsere schwierige Aufgabe schnell und vollendeten sie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit; wiederum bethätigte sich hier die freudige Opferbereitschaft des deutschen Volkes, denn der Landsturm wurde lediglich aus freiwilligen Beiträgen errichtet, ausgerüstet und unterhalten; das Land oder irgend eine öffentliche Kasse gab nicht einen Deut dazu her. Dennoch kamen auf R. Z. Beckers gedruckt erlassene Aufforderung beträchtliche Summen für einen Landsturmfonds zusammen, namentlich aus den mittleren und niederen Ständen, von Schulmeistern, Landbewohnern u. s. w., während die vornehmen, sogenannten „gebildeten“ Classen spärlich gaben, ja, ihre Weigerung oft noch mit höhnenden Anmerkungen begleiteten. Rührend war auch die wahrhaft brüderliche Eintracht der Landsturmmänner; Unbemittelten wurden die Kosten der Ausrüstung regelmäßig abgenommen; entweder bestritt sie ein einzelner, der begütert war, oder mehrere traten zusammen, um sich in die Last zu theilen. Ein guter Geist beseelte unseren Landsturm; ein ehrendes Gedächtniß bleibt ihm gesichert.

Die Einrichtung des Landsturms ist übrigens neu und alt zugleich; denn schon der kurmainzische Oberstlieutenant von Wallhausen in seinem seltenen, zu Frankfurt a. M. 1621 in Folio gedruckten Werke: „Defensio patriae," worin er den Landsturm so schön „Landesrettung" nennt, stellt seine Vorschläge und Anordnungen ganz im Geiste der Stein, Scharnhorst und Rühle auf. Als die stehenden Heere den alten Landsturm in Vergessenheit gebracht hatten, belebte ihn die französische Revolution auf's neue, indem sie den Landsturm der Nationalgarden und Cohorten schuf und Europa zwang, diesen überschwemmenden Massen ähnliche entgegenzusetzen. Nun galt der Landsturm für ein Erzeugniß der neuen Zeit und wurde als solches gemißdeutet, getadelt und bekrittelt. Daß dieser Tadel, diese Mißdeutung sich fast ausschließlich in den höheren Ständen zeigte, ist eine eigene, doch für den nicht räthselhafte Erscheinung, der den engbrüstigen Egoismus dieser Stände in Rechnung zieht. Sie fürchteten eine Beeinträchtigung ihrer Frohnen, ihrer Hasenjagden, ihrer Gerichtsgebühren — oder sie sahen in der Bewaffnung den Popanz eines Volks-Aufstandes; als ob ein aufrührerisches Volk nicht Mistgabeln und Dreschflegel hätte! Die meisten glaubten durch den Landsturm neidisch ihren Stolz gekränkt, ihre Privilegien bedroht; einige haßten denselben auch nur deßhalb, weil seine Einrichtung aus dem alten, ausgefahrenen Gleise des Schlendrians wich. Daher die Schwierigkeiten und Lähmungen, welche man ihm allenthalben in den Weg warf, so daß z. B. in meinem Vaterlande von oben herab verordnet wurde: „Hofdiener — sogar bis auf den Bratenwender in der Schloßküche — seien vom Landsturmdienste zu befreien!" Daher die Erscheinung: daß man voll Scheu lieber bei erschöpften Kassen Commandos bezahlte, als daß man dieselben umsonst vom Landsturm nahm. Nachdem vollends der Herzog August durch mancherlei Äußerungen offen hatte merken lassen, daß er nicht für den

Landsturm eingenommen sei, weil derselbe gegen Napoleon errichtet werde; als man von Jahr zu Jahr mehr gewahrte, daß von höheren Behörden auf die Vorstellungen der Landsturmcommissionen wenig Rücksicht genommen wurde, während gleichzeitig die hämischsten Anzwackungen und Befehdungen in Gesprächen, Schriften und Handlungen sich steigerten, da erkaltete natürlich zuletzt der Eifer bei Oberen und Niederen des Landsturmes; man wurde der undankbaren Mühe endlich überdrüssig, und ich selbst mußte mir gestehen, daß die Einrichtung als null, und alle Arbeiten, Privatkosten und Privatopfer als Spreu vor dem Winde anzusehen seien. Nachdem noch durch die Aufstellung eines trefflichen Schützencorps von 800 Mann, die mit dem regsten Eifer sich selbst ausgerüstet und eingeübt hatten, die vollkommene Lebensfähigkeit, ja, Lebenszähigkeit der Landsturm-Idee trotz der erdenklichsten Hemmnisse erhärtet war, erfolgte doch 1819 ein förmlicher Beschluß der Auflösung, welche zu vollziehen mir, dem thätigen Mitschöpfer dieser wahrhaft volksthümlichen Einrichtung, der schmerzliche Auftrag zu Theil wurde.

Mit meinen Gedanken aber weile ich noch jetzt gern bei unserem lieben Landsturm; sein glänzendster Tag war unstreitig die Feier des 18. October 1814. Als ganz Deutschland an diesem Tage auf Arndts Anregung zu Berge zog und überall Feuersäulen zu Ehren des Gedächtnisses der Leipziger Völkerschlacht aufsteigen ließ, da mußte denn doch für diese Feier nothwendig auch in unserem Herzogthum etwas geschehen — man überließ sie dem Landsturm. Ich schlug vor, an diesem Tage die feierliche Verpflichtung des activen Landsturms in allen acht Bannern anzuordnen; dieser Gedanke fand Beifall, und um Einklang in das Ganze zu bringen, wurde ein eigenes Programm erlassen. Die Verpflichtung sollte unter dem vollen Schmucke der Waffen und unter freiem Himmel in acht Bannern zu der nämlichen Stunde an bestimmten, festlich geschmückten Plätzen geschehen.

Gesänge (viele Schutzdeputationen wählten ohne Verabredung Luthers Sturmlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"), von des Landsturms wohleingeübter Musik begleitet, Reden der oberen Landsturmbehörden sowie des ersten Geistlichen jedes Bezirks sollten die Gemüther vorbereiten und die Zwischenräume füllen. Wirklich verlief alles in dieser festgesetzten Weise; das schönste Wetter begünstigte die Feierlichkeit, welche — groß und erhebend in ihrer Einfachheit — zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel und tiefe, begeisternde Eindrücke hinterließ. Denn es schwuren unter Gottes freiem Himmel 12—13,000 bewaffnete Männer an acht verschiedenen Orten zu Einer und derselben Stunde den Eid entschlossener Vertheidigung des deutschen Vaterlandes, der Treue und des Gehorsams. Mehrere bei dieser Gelegenheit gehaltene Reden sind gedruckt, z. B. diejenige der beiden Superintendenten Löffler zu Gotha und Jacobi zu Waltershausen; andere (darunter die schwungvollen Worte meines wackeren Schwiegersohnes v. Goechhausen als Feldobersten des zweiten Banners) verdienten wenigstens, es zu sein. In der Residenz war mit dieser Feier noch die jährliche Magistratswahl, der Ausgang in feierlichem Zuge verknüpft worden. Am Abend loderten auf allen Höhen Freudenfeuer des Volkes und reihten sich an die der benachbarten Länder; einer meiner Freunde, der sich auf der Spitze des ebenfalls einen flammenden Holzstoß tragenden Inselsberges, der höchsten Kuppe dieser Gegenden, befunden hatte, erzählte später: wie er tiefergriffen auf der einen Seite bis Leipzig, auf der anderen bis Fulda hinab, in diesen Feuern eine wahre Saat von Sternen ausgestreut erblickt habe. Leuchtend wie der Sirius schimmerte das riesige Feuer des Brockens herüber aus der Ferne. Zur grellen Beschämung der kleinen Seelen, welche in einer Volksbewaffnung nur den Keim zu unerlaubter Selbsthilfe der Massen und zu Friedensstörungen witterten, wurden alle diese so überaus zahlreichen bewaffneten Volksversammlungen

auch nicht durch einen einzigen ſtrafbaren Ausbruch oder nur Unfug geſtört. Die Freude des Volkes war herzlich und durchweg vom edelſten Geiſte belebt.

Mein Sohn lag zu dieſer Zeit mit ſeinem Truppencorps an den Ufern der Maas; der General Freiherr von Leyſer, deſſen Standquartier damals das herrlich belegene Schloß Argenteau war, hatte ihm die Auszeichnung erwieſen, ihn in ſeine Adjutantur aufzunehmen. Dem biederen General dafür ſpäter ſelbſt mündlich zu danken, war mir vergönnt; zu Argenteau und dann vor Breiſach hat mein Sohn unter ſeinen Augen neun Monate verlebt, welche ihm vom größten Nutzen ſein mußten. Leider folgten auf die unvergeßlich ſchönen Tage zu Argenteau die blutigen Vorfälle von Lüttich, veranlaßt durch die auf dem Wiener Congreſſe ausgeſprochene Theilung Sachſens. Es traf der Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. ein: „die ſächſiſchen Truppentheile zu trennen;“ die aus den inzwiſchen preußiſch gewordenen Landestheilen Stammenden ſollten zu dem preußiſchen Heere übertreten. Dieſer Befehl rief bei den Mannſchaften, die um keinen Preis preußiſch werden wollten, ſo große Aufregung hervor, daß Blücher und Gneiſenau die Fenſter eingeworfen wurden. Militäriſch ſtrenges Gericht über die Rädelsführer war die Folge; daß aber die Stimmung der an den Ereigniſſen unmittelbar Betheiligten eine ſehr gedrückte war, läßt ſich begreifen. Mein Sohn, aufgefordert: ſich zu erklären, welchem Fürſten er fernerhin dienen wolle, hatte ſich für den König von Sachſen entſchieden; nun kam es zur Trennung der ſächſiſchen Cavalleriebrigade, welche ihn ſchmerzlich erſchütterte. Sie erfolgte am 17. und 18. Juni 1815, unmittelbar unter dem Donner der Kanonen des erſten Schlachttages von Waterloo, der bekanntlich unglücklich ausfiel. Ein vor mir liegender Brief meines Sohnes aus jenen Tagen iſt voll Niedergeſchlagenheit über die herzzerreißenden Auftritte des Scheidens von alten, heißgeliebten Kriegsgefährten; das

Regiment glich in Wahrheit einer einzigen, großen Familie, und unter dem Offiziercorps herrſchte ein brüderlicher Geiſt. Namentlich aber trauerte mein Sohn auch darüber, daß ſeiner Brigade nicht erlaubt worden war, Theil an der Schlacht vom 18. Juni zu nehmen; in der That, welchen Ausſchlag müßten dieſe 3000 Mann herrlicher Cavallerie gegeben haben!

Jetzt war der junge Soldat den Beſatzungstruppen zugetheilt, welche in Stärke von 150,000 Mann nach dem zweiten Pariſer Frieden in Frankreich ſtehen blieben, um die abgeſchloſſenen Verträge zu ſichern; ein neues Cantonnements-Quartier war ihm zu Bethune im Pas de Calais angewieſen worden, und klug benutzte der inzwiſchen zum Premierlieutenant Beförderte die Nähe Englands, um mit einigen guten Freunden einen Abſtecher nach London zu machen, wozu ihm der kommandirende General des Corps, Freiherr von Gablenz, der Ernſt inzwiſchen auf ein Jahr bei ſeiner Adjutantur angeſtellt hatte, in gütigſter Weiſe die Erlaubniß gab. Zwei Wochen brachte er in London zu, wo er ſeine Zeit vortrefflich anwandte, ſeine Kenntniſſe zu bereichern; ſpäterhin brachte ſeine Stellung ihn mehrmals mit dem Oberbefehlshaber der Beſatzungstruppen, Wellington, ſowie mit anderen bedeutenden Männern in Beziehungen. Gereift fand ich ihn 1817 in Frankfurt wieder, wo ich mit ihm zum Behufe meiner fünften Reiſe in die Schweiz zuſammentraf, begleitet von ſeiner Schweſter Charlotte und von meinen Enkeln, die der Onkel Ernſt ſeit 1813 nicht geſehen hatte. Ich wollte mir den Genuß verſchaffen, noch einmal in Geſellſchaft meiner guten Kinder zu reiſen, und zugleich die Geſundheit meiner Tochter aufzurichten, die durch ein Unwohlſein ihres Mannes, für welches derſelbe in Karlsbad Heilung ſuchte, gelitten hatte. So brachte ich denn Charlotte auf dem Umwege über Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart nach Augsburg, wo ſie mit ihren Kindern in dem gaſtfreien Hauſe meines Freundes Lorenzo Schaezler zu ihrer Stärkung

blieb, während ich mit meinem Sohne den Weg in das Berner Oberland nahm. Im Septemberhefte des Morgenblattes von 1817 [Nr. 225—227] habe ich drei Briefe aus Augsburg, dann in den Nummern 240—243 der „Zeitung für die elegante Welt" von 1817 einige Bemerkungen und Nachrichten von dieſer Reiſe veröffentlicht; der von mir in der „Zeitung für die elegante Welt" [Nr. 240 vom Montag, 8. December 1817, S. 1930] gelegentlich der Schilderung meines Freundes Schaezler und ſeiner Familie erwähnte, aber nicht mit Namen genannte „Feldherr der neueren Zeit" war der Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg; einer der wenigen Männer aus der Revolutionsperiode, auf denen kein Makel haftet. Die Stunde meiner Unterhaltung mit ihm, ſeine Beſcheidenheit, Offenheit und Anſpruchsloſigkeit bleibt mir ebenſo unvergeßlich, wie die gewinnende Freundlichkeit ſeiner Schweſter Hortenſe.

Jene Briefe über meine Reiſe richtete ich an Freund Matthiſſon, mit dem ich ein Stündchen ſehr angenehm zu Stuttgart verplauderte. In ſeinen „Erinnerungen" hatte er meiner freundlich gedacht; er hatte gemeint:[1] man ſolle es machen wie ich, und reiſen: „donec virenti canities abest morosa;" ich konnte ihm nun dafür danken. 1821 überraſchte dann mich in Gotha Matthiſſons Beſuch ſehr angenehm; er befand ſich damals auf der Rückreiſe aus Italien. Es waren köſtliche, leider nur zu kurze Stunden, die wir in traulichem Geſpräch auf meinem Zimmer zubrachten, jeder ſich dem anderen hingebend, und freimüthig ausſprechend, was er im Herzen trug. Matthiſſon hatte unlängſt Bonſtetten zu Genf, Auguſt von Rode zu Deſſau und Bertuch zu Weimar aufgeſucht; er freute ſich, auch mich im Greiſenalter noch friſch und rüſtig wie jene — leider mit Ausnahme von Bertuch — zu finden. Bei'm Scheiden brachte er mir im alten Hochheimer ſinnig den Toaſt zu:

[1] „Erinnerungen," Buch V. Abtheilung XXX. (Das Werk war 1810—1816 in Zürich erſchienen.)

„Jung waren wir!
Jung ſind wir!
Jung bleiben wir!
Zur ewigen Jugend erwachen wir!“

„Gaudeamus igitur!“ ſetzte er mit herzlichem Händedruck hinzu, indem er ſcherzend noch bemerkte: Klopſtock habe ihm einſt in einem ähnlichen Augenblicke geſagt: „Wiederſehen iſt von Gott; Nicht-Wiederſehen von Gottſched!“

Ach — auf meiner Schweizerreiſe von 1817 war mehr trübes Nicht-Wiederſehen, als Wiederſehen mein Theil; die meiſten meiner Schweizer Freunde fand ich todt. Ich ſelbſt ſtand gedruckt in einer Rigi-Beſchreibung unter den Todten.[2] Aber wenn mein Herz darob vor Kummer überzufließen drohte — dann tröſtete mich ein Blick auf meinen Sohn. Mit innigem Behagen hing mein Auge an ſeiner Mannes-kraft; ich freute mich und war ſtolz, als er, zum Ver-gnügen unſerer Führer, die Gebirge und Eismaſſen rüſtigen Fußes auf- und niederſtieg, und als ich ſah, wie ſeine Seele durch das große Naturſchauſpiel, welches er zum erſtenmale erblickte, mächtig ergriffen wurde. Die Güte ſeines Generals hatte ihn zu einem Remonte-Detachement kommandirt, das während des Winters 1817—18 in Sachſen verweilte; ſo konnte Ernſt mich noch nach Gotha zurückbegleiten, wo ich ihn dem alten Bunde der Freimaurer zuführte und ihn unter meinen Augen die erſte Weihe in eben der trefflichen Loge empfangen ſah, wo ich einſt ſelbſt ſie erhalten hatte. Seit ſieben Jahren zuerſt begrüßte ich an ſeiner Seite auch wieder ein neues Jahr.

Das alte trug noch einen Veteranen aus dem goldenen Zeitalter deutſcher Dichtkunſt, den greiſen Moritz Auguſt von

1 „Durch eine der häufigen Verwechslungen mit meinem Namensvetter, dem Kapellmeiſter.“ (Reichard: „Zuſätze und Nachträge zur maleriſchen Reiſe durch die Schweiz,“ S. 424.)

Thümmel, der faſt achtzigjährig [am 26. October 1817] zu Coburg ſtarb, in das Jenſeits hinüber. Böttiger ſchrieb ihm in der Allgemeinen Zeitung [Beilage Nr. 152 und 154 vom 25. und 27. November 1817] einen Nekrolog, den ich im Großen und Ganzen treu und wahr nennen kann; ſo z. B. iſt es wirklich begründet, daß ein Tapezier in des Dichters Abweſenheit mit deſſen ungedruckten Arbeiten die Wände bekleiſterte; nicht weniger: daß Thümmel noch einige Tage vor ſeinem Tode ſich eine Flaſche hundertjährigen Rheinweins aus Gotha kommen ließ, die er ausdrücklich aufbewahrt hatte, um ſie zu leeren, wenn er ſein Ende herannahen fühle; leider friſtete ſie ſein Leben nur um wenige Tage. Gut eſſen und trinken war überhaupt Thümmels Leidenſchaft; noch wenige Wochen vor ſeinem Tode klagte er bitterlich, daß ihm der Arzt verboten habe, eine gekochte Schildkröte zu koſten, welche ihm ſein Sohn von London geſchickt hatte. Ein andermal bedauerte er nicht ſowohl den Verluſt einiger geſchnittenen Steine von Werth, welche ihm in einem Käſtchen entwendet waren, als vielmehr den Umſtand, daß gewiſſe Küchenrecepte, die bei den Steinen gelegen hatten und die von ihm noch nicht verſucht worden, gleichfalls geſtohlen ſeien. Eines meiner Reiſebücher pries er, weil — es ihn auf die trefflichen Forellen in einem bayeriſchen Marktflecken aufmerkſam gemacht habe! Das waren kleine Schwächen, aber man verzieh ſie gern dem ſonſt liebenswürdigen alten Herrn, der mir beſonders immer ſehr wohl gewogen war, und deſſen Name noch ruhmvoll genannt werden wird, wenn der Strom der Zeit viele andere Namen längſt verſchlungen hat.

22.

Der Zeitraum des nächsten halben Jahrzehnts, von 1818—1822, umfaßt eine Reihe wechselvoller Ereigniſſe, welche mir bald Freude, bald Leid brachten. Ein Jahr, welches ich faſt nur böſe für mich nennen muß, war 1822, denn in dieſem verlor ich Schlag auf Schlag eine nicht kleine Zahl meinem Herzen naheſtehender oder mir ſonſt wichtiger Perſonen. 1818 und 19 wären mir ſelbſt leicht verhängnißvoll geworden; im März 1818 entſtand, während ich ſchlief, am Kopfende meines Bettes auf räthſelhafte Weiſe Feuer, und ſicher wäre ich erſtickt, hätten nicht die unter mir erglimmenden Bettſtücke mich verbrannt; ſo wurde ich durch den Schmerz aus meiner Betäubung geweckt. Dieſer Unglücksfall trat ein, nachdem ich wenige Tage zuvor von der Londoner Geſellſchaft „Phönix“ die Aſſecuranz erhalten hatte; wäre ich umgekommen, ſo hätte die Bosheit ſicher mir Erſticktem noch den Vorſatz angedichtet: die Prämie gewinnen zu wollen. Nicht lange nachher ſtürzte ich nächtlicher Weile in einen Mühlgraben, aus dem ich alter Mann mich ganz allein wieder emporwinden mußte. „It per aquas et ignes!“ ſchrieb mir Freund Böttiger ſcherzend.

Indeſſen — ich kam in beiden Fällen mit blauem Auge davon, und es iſt denn doch immer wieder ein Weilchen weiter gegangen. Post nubila Phoebus — auf jenes Leid folgte 1820 die große Freude der Ernennung des Herrn

von Lindenau zum Miniſter meines Departements, die mich im höchſten Grade glücklich machte.

Bernhard Auguſt von Lindenau, berühmt als Mathematiker, hat das Licht der Welt am 11. Juni 1780 zu Altenburg erblickt; von der Natur glänzend begabt, ausgezeichnet unterwieſen, berechtigte er ſchon früh zu den größten Hoffnungen. Mir gefiel es bereits, als er der verwaiſten Sternwarte auf dem Seeberge ſich annahm, die, ſeit Zach ſie verlaſſen, öde und einſam dagelegen hatte. Dieſes Denkmal der wiſſenſchaftlichen Neigungen des Herzogs Ernſt brachte Herr von Lindenau aus reiner Vorliebe für die Sternkunde, der er in ſchönſter Weiſe praktiſch huldigte, zuerſt wieder gebührend zu Ehren. Zwar ergriff auch ihn der Soldatengeiſt der Freiheitskämpfe, und er zog ſeit dem März 1814 das Kriegerleben im Generalſtabe des Herzogs Carl Auguſt von Weimar den ruhigen Beobachtungen des Himmels vor, jedoch nur, um nach dem Friedensſchluſſe den Seeberg mit verdoppelter Liebe wieder aufzuſuchen. Wenig hätte gefehlt, ſo wäre er damals für das Vaterland verloren geweſen; in Paris nämlich zog ihm ein Zweikampf auf Piſtolen eine gefährliche Wunde zu. Der hochſinnige Herzog von Weimar, der Lindenau ſtets ſeiner beſonderen Achtung würdigte, bot alles auf, ihn zu retten; wirklich gelang dies, wenn auch nur durch eine ſchmerzhafte Operation.

Seitdem hatte ſich Lindenau auf ſeiner Sternwarte wiſſenſchaftlich beſchäftigt, bis der Juriſt (er war Doctor der Rechte und früher eine Zeit lang Aſſeſſor im Kammercollegium zu Altenburg) in ihm erwachte und er ſich dem Geſchäftsleben wieder zuwandte. Dies war 1817; Lindenau wurde damals zuerſt Vicekammerpräſident, dann Vicelandſchaftsdirector zu Altenburg, 1820 aber unerwartet Geheimrath und Miniſter zu Gotha.

Seine Ernennung, welche vom Herzog Auguſt völlig aus eigenem Antrieb erfolgte, zeugt von deſſen richtigem

Scharfblick; sie wurde zur wahren Wohlthat für den Staat. Ganz besonders erkannte sie die allgemeine Volksstimme, die mit Recht Gottes Stimme genannt wird, im Jahre 1822 dafür an, als Herzog Augusts plötzlicher Hintritt schnelle und kräftige Maßregeln zur Sicherung der rechtmäßigen Nachfolge erheischte.

In der Kraftfülle des schönsten Mannesalters stehend, zeigte Herr von Lindenau schon in seinem Antlitze (er sieht Napoleon auffallend ähnlich, doch sind seine Züge anmuthiger) jenen Ernst, jene Festigkeit, welche in seinem Handeln und Schaffen sich seitdem beständig in so ausgezeichneter Weise kund gegeben hat. Freiwillig entsagte er seinen mathematischen Lieblingsstudien, um sich rückhaltlos seiner neuen Laufbahn zu widmen, ohne irgend eine andere nennenswerthe Entschädigung, als diejenige seines Bewußtseins und des öffentlichen Vertrauens.

Nach seiner unerwarteten Ernennung zum Minister näherte ich mich ihm mit einiger Furcht, weil man mir ein völlig schiefes Bild von ihm entworfen hatte, allein gleich die erste Unterredung flößte mir Achtung und Zutrauen ein, und jeder Augenblick meines Geschäftslebens mit ihm konnte beides nur erhöhen. Er war bei der lieben Mittelmäßigkeit als großer Starrkopf verschrieen, aber schon die ersten Tage seiner Verwaltung überzeugten mich von der Unrichtigkeit dieses Urtheils. Seine Festigkeit war nicht Eigensinn, sondern Beharrlichkeit aus gegründeter Überzeugung, welche bei seinem Scharfblick, bei der Klarheit und Freisinnigkeit seiner Anschauungen auf dem Platze, wo er stand, zur Tugend wurde. Ein Starrkopf giebt nicht, wie Lindenau es oft gethan hat, und wie andere Minister es nur zu selten thun, Lieblingsgedanken oder Lieblingsabsichten willig auf, sobald begründete Vorstellungen eines Dritten dieselben in einem unzweckmäßigen Lichte erscheinen lassen. Dabei besaß Herr von Lindenau jene wahre Liberalität im Leben und Handeln, die weit

herzgewinnender und zutrauenerweckender ist, als die landläufige gnädige Herablassung, bei der doch Vornehmsein und Dünkel überall durchblickt. Bezeichnend hierfür ist die Antwort, welche mir einst ein anderer hochangesehener Geschäftsmann gab, als von Bittschriften die Rede war. „Giebt sich denn Lindenau die Mühe, die Bittschriften zu lesen?" lautete die naive Frage. „Das wundert mich!" — Wie hofft der Arme, wenn er seine Vorstellungen mühsam zu Papier gebracht und vertrauensvoll überreicht hat, stündlich voll Sorge auf Erhörung, weil vielleicht sein und seines Hauswesens Wohl und Wehe von der Entscheidung abhängt — und nun gibt es Obere, von denen seine Bittschrift nicht einmal gelesen wird! — —

Das wäre bei dem redlichen Lindenau eine reine Unmöglichkeit gewesen; er nahm es streng und ernst mit seiner Pflicht. Noch heute bin ich darüber glücklich, sein Zutrauen besessen zu haben und mit Auszeichnung von ihm behandelt worden zu sein; es machte mich stolz, der Aufmerksamkeit eines so scharfsichtigen Mannes gewürdigt zu werden, und ich blieb bestrebt, sie fortdauernd zu verdienen. Viele neue Einrichtungen, Umschaffungen, Anstellungen brauchbarer Männer u. s. w., die ich in meinem Departement vorschlug, wurden mit zuvorkommender Berücksichtigung von ihm aufgenommen und gediehen zur Ausführung; kaum Etwas von Belang geschah, wozu nicht die erste Anregung von mir ausgegangen und von Lindenau geprüft, oft verbessert, fast immer aber unterstützt worden wäre. Nur an die freiwilligen Jäger will ich hier erinnern, welche sich selbst montiren und im Frieden keinen Sold, sondern nur Verpflegung in den kurzen Übungslägern empfangen. Herr von Lindenau arbeitete diesen Gedanken, wodurch der Kasse einige tausend Thaler Ersparnisse zufließen, noch zweckmäßiger aus, ohne sich an die Widersprüche zu kehren, welche die Anhänger des Schlendrians ihm in den Weg werfen wollten. Das nämliche gilt

von der Vertretung der Artillerie und Reiterei des Bundescontingents durch die Krone Sachsen, welche ich zuerst — anfangs unter heftigem Widerspruch — beantragt hatte. Es handelte sich um die Anforderung des deutschen Bundestages: daß auch die Kleinstaaten, von denen Napoleon niemals mehr verlangt hatte, als das leicht einzuübende Fußvolk, nun auch Cavallerie- und Artilleriecontingente stellen sollten; ich schlug vor, die Stellung derselben vertretungsweise durch das königliche Sachsen ausführen zu lassen, dem dagegen die Fürstenthümer eine Entschädigung in baarem Gelde zahlen sollten. Hierüber waren schon 1819 Conferenzen gehalten worden, denn das Zweckmäßige der Maßregel leuchtete ein; nichtsdestoweniger war damals keine Einigung zu erzielen gewesen, weil nur Gotha mit dem nöthigen Ernste auftrat, die anderen Häuser aber nicht. Seit Napoleon nicht mehr den Finger hob, vor dem keine Appellation weiter stattfand, waren viele der weiland Rheinbundsstaaten wieder zu dem Schlendrian von Widersprüchen, Bedenklichkeiten und dem Schneckengange der alten deutschen Reichstagszeiten zurückgekehrt; ja, sie glaubten sich zu jeder Halsstarrigkeit und Ablehnung der kleinsten Opfer durch ihre neue Souverainetät erst recht befugt. Nun hatte noch von Altenburg aus Herr von Lindenau über den ganzen Gegenstand einen Aufsatz im „Oppositionsblatte" [Beilage Nr. 57 vom 19. Juni 1819] drucken lassen, den der sächsische General Carl F. W. v. Gersdorf in einer eigenen kleinen Schrift [„Bemerkungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Herrn von Lindenau: Ist eine Bundesarmee nothwendig, ist sie nützlich für Deutschland" (Dresden, 1819)] zergliederte. Im demagogischen Sinne mischte sich auch Herr Ludwig Wieland, ein Sohn des Dichters, höchst überflüssiger Weise in den Streit, über den er [zuerst im Allg. Anz. d. Deutschen, Gotha; Nr. 179 vom Montag 5. Juli 1819; wieder abgedruckt] im „Oppositionsblatte" [Beilage Nr. 68 vom 15. Juli 1819] einen Aufsatz

voll irriger Behauptungen, der mit allen Zahlenangaben rein willkürlich umsprang und durchweg die größte Unkenntniß der Thatsachen bewies, veröffentlichte. Da mir die Sache am Herzen lag, so widerlegte ich ihn [im Allg. Anz. d. Deutschen, Nr. 183 vom Freitag 9. Juli 1819] mit einer kurzen Entgegnung; nach alter Jacobinersitte antwortete Wieland mit Schimpfen. Um meine Zuständigkeit in dieser Angelegenheit darzuthun, hatte ich mich mit meinem Charakter als „Geh. Kriegsrath" unterschrieben, Wieland nannte mich „Geheimer Spritzenrath." Dieser Witz — es sollte wohl einer sein — schien mir so erbärmlich, daß ich an eine abermalige Abwehr nicht weiter dachte.[1] Als nun Herr von Lindenau sein neues Amt angetreten hatte, kam die oben näher dargelegte militärische Vertretung der Fürstenthümer durch Sachsen wiederum zur Sprache, und nachdem der Minister in Dresden die nöthigen Einleitungen getroffen, wurde im Jahre 1821 in Gotha zwischen einem königlich sächsischen Abgeordneten und den Bevollmächtigten der betreffenden fürstlichen Häuser eine Conferenz gehalten, deren Mitglied auch ich war. Die Verhandlungen gediehen mit Gotha-Altenburg zum Abschluß; ein Jahr später traten auch die übrigen Fürstenhäuser der Übereinkunft bei. Wahrscheinlich habe ich es der Verwendung des Herrn von Lindenau zu danken, wenn mir nach Beendigung jener Conferenz eine Ehre zu Theil wurde, die mich in hohem Grade freudig überraschte: der König von Sachsen sandte mir das Ritterkreuz seines Civil-Verdienstordens. Um die nämliche Zeit widerfuhr auch meinem Sohne eine ehrenvolle Auszeichnung; er war gewählt worden, um die Remonte der Brigade der

[1] Wielands „Abweisung eines unberufenen Zusatzes" — die von Reichard gemeinte Antwort — steht: Oppos.-Bl. Beil. № 77 v. Freitag 6. August 1819. Wieland sagt darin (um seine Competenz zu verfechten): „Wenn jemand ein Haus brennen sieht und ruft Feuer . . . darf etwa ein Geheimer Spritzenrath ihn deßhalb zurechtweisen wollen?"

reitenden Artillerie einige Monate lang zu üben. Bei Endigung des Geschäftes erhielt er vom Offiziercorps der Brigade ein Kästchen mit einem Paar schöner Pistolen und einer bezeichnenden Inschrift als ehrendes Geschenk, wie ich denn überhaupt sagen darf, daß Ernst bei seinen Waffenbrüdern sehr beliebt war; sie nannten ihn immer nur „Max Piccolomini."

Als ich dem Herzog August pflichtschuldig von meiner sächsischen Auszeichnung Anzeige machte, nannte er, der selbst das Großkreuz jenes Ordens trug, mich in freundlichster Weise „seinen Mit-Ritter" und nahm an der mir widerfahrenen Ehre aufrichtigen Antheil.

In dem Zeitraume, welcher jener Conferenz voranging, war — man sagt, auf Veranlassung der Landstände, welche eine Vermählung des Thronerben wünschten — Prinz Friedrich durch seinen Bruder aus Rom abgerufen worden. Bei dieser Gelegenheit ließ Herzog August durch seinen Geheimen Legationsrath von Bridel-Brideri, welcher den Prinzen holte, dem Papste Pius VII. ein schönes, wohl zwanzig Fuß hohes allegorisches Gemälde überreichen, die Rückkehr des bekanntlich einst von Napoleon in Savona und Fontainebleau gefangen gehaltenen heiligen Vaters nach Rom vorstellend. Herzog August selbst hatte die Idee des Bildes sinnig angegeben, und eben so trefflich war dem Professor Grassi die Ausführung geglückt. Ein lateinisches Handschreiben begleitete die Überreichung, für welche im Jahre 1823 der Papst an Bridel und Grassi schöne Geschenke sandte.

Die Rückberufung des Prinzen Friedrich schien mir eine sehr unzweckmäßige Maßregel; besonders verfehlt war es aber, daß man damit nicht bis zum Eintritt der schönen Jahreszeit wartete, sondern den seither ganz an das milde Klima Italiens gewöhnten kränklichen Mann nun schon zum drittenmale mit dem Beginn des strengeren Wetters in seine Heimath versetzte. Im September 1820 traf er in Gotha

ein, nachdem er ſechs Jahre lang in Rom gelebt hatte, wo die erſten Männer, wie Papſt Pius VII. und der Cardinal-Staatsſecretär Conſalvi zu ſeinen Freunden gehörten. Sein Haus war dort oft der Sammelplatz deutſcher Künſtler und Reiſender, welche ſtets mit Vorliebe bei dem gaſtfreien Fürſten aus- und eingingen und von ihm allezeit freundlich aufgenommen wurden, was auch meine Nichte Louiſe Seidler erfuhr, die zu ihrer Ausbildung als Malerin um jene Zeit in Italien ſtudirte.[1] Leider war der Prinz unterdeſſen ganz das Opfer der Facultät geworden, wie es der würdige Hippokrates Grimm unverhohlen geweiſſagt hatte; die ärztliche Behandlung in der Heimath (aber nicht diejenige Grimms, denn den hielt man mit ſeiner mehr als ſechszigjährigen praktiſchen Erfahrung für zu alt) ſollte ihm vollends den Garaus machen. Um den letzten Reſt des ſchrecklichen Starrkrampfes zu vertreiben, hatte man den Prinzen mit den heftigſten Mitteln angegriffen, und zwar in der Weiſe, daß lediglich in Folge allzu gewaltſamer Vomitive jener Verluſt des einen Auges eingetreten war, deſſen ich ſchon kurz gedachte! Des Krampfes unbedeutender Rückſtand war freilich gewichen, aber ſchlagflußartig hätte eine Lähmung der Sprachwerkzeuge ſich eingeſtellt, und der ganze, ſonſt ſo ſtarke Körper war erſchlafft; letzteres beſonders eine Folge übertriebener Olivenbäder. Als ich den Lieblingsſohn des Herzogs Ernſt in dieſem Zuſtande, mit dem zerſtörten Geſichte bei meiner erſten Aufwartung wiederſah, wie er ängſtlich in meinen Augen forſchte, welchen Eindruck ſein Anblick nun auf mich machen würde — da mußte ich mich gewaltſam faſſen, um meine Wehmuth zu verbergen. Schweigend, wie fortan bis an ſein Lebensende faſt immer, nahm er mich bei der Hand, führte mich, nur mit dem Finger deutend, zu meinem und meiner Frau Miniaturbildern, die in ſeinem

[1] „Erinnerungen und Leben der Malerin Louiſe Seidler," 2. Aufl. Berlin 1875, S. 229 fg.

Zimmer hingen, und dann zur Büste des Vaters Ernst; Thränen standen ihm in dem noch lebendigen Auge. Sein letzter Brief aus Rom, den der Prinz dictirt und nur unterschrieben hatte, war vom 20. Juni 1820; er begann mit den freundlichen Worten: „Lieber guter braver Reichard! Freund meines Vaters und mein Freund!“ Und diesem Manne wollte man — schon damals! — seinen Verstand absprechen, nur um ihn unter Curatel stellen zu können! Hatte doch sogar die eigene Mutter des Prinzen nach Gotha geschrieben: „sie halte den Kopf dieses ihres jüngsten Sohnes für geschwächt!“ — — —

Im Gefolge des Prinzen, der in Gotha ungemein beliebt war und von Jung und Alt auf das herzlichste bewillkommt wurde, befanden sich zwei Römer, deren einer, der Prälat Rinazzi, sein Beichtvater war; der Marchese Luccheſini hatte nämlich den Prinzen zum Übertritt zur katholischen Kirche beredet. Der andere Italiener, ein Verwandter Rinazzis, war ein junger unbedeutender Mensch mit dem berühmten Namen Visconti. Der Prälat war ein ungemein verschlagener, weltkluger Mann — ganz der schlaue, verschmitzte Italiener, wie man ihn oft in alten Erzählungen geschildert findet. Er übte eine sehr große Gewalt über den Prinzen aus, welche dieser nur ungern zu dulden schien, die aber Rinazzi in seiner Eigenschaft als Beichtvater oft mit der Autorität eines kleinen Papstes geltend zu machen wußte. Wenige Tage reichten hin, den scharfblickenden Mann mit allen Verhältnissen in Gotha vertraut zu machen und ihn klar erkennen zu lassen, wie der Prinz eigentlich zum Hofe stehe. Anfangs war ich ihm ein höchst gleichgiltiges Wesen; als er aber aus dem Munde der Geheimräthin von Frankenberg meine früheren Beziehungen zum Herzog Ernst II. vernommen und bemerkt hatte, daß mehrere der ersten Männer des Staates mich ihrer Achtung würdigten, suchte er mich plötzlich eben so eifrig auf, wie er mich vorher gemieden und geflissentlich übersehen

hatte. Galt es doch, mich ſpäter für ſeine Plane, beſonders für die Vermählung des Prinzen (man dachte namentlich an eine Prinzeſſin aus dem ſächſiſchen Königshauſe) zu gewinnen. Die Möglichkeit, ein Ausſterben unſeres Fürſtenhauſes noch abgewehrt zu ſehen, war freilich auch mir ein willkommener Gedanke, und zwar erwärmte ich mich dafür aus reinem Patriotismus; nur fand ich mich nicht berufen, die Pfote des Monſignore Rinazzi zu ſein, bei dem augenſcheinlich nur der Gedanke im Hintergrunde lebte: im Herzen Deutſchlands noch ein katholiſches Fürſtenhaus mehr auf einem Throne zu wiſſen.

Als im Laufe des Winters eintraf, was ich gefürchtet hatte, und die Geſundheit des Prinzen vom Einfluſſe der üblen Witterung zu leiden begann, glaubte man, ihn wieder in ein milderes Klima verſetzen zu müſſen. Ich ſchlug dazu das mittägige Frankreich vor; dies fand Anklang, und nun beſtand Rinazzi, der zu hoffen ſchien, ich werde weiches Wachs in ſeiner Hand ſein, angeſichts der ſich immer gleich bleibenden wohlwollenden Stimmung des Prinzen gegen mich entſchieden darauf: ich ſolle Reiſebegleiter werden. Endlich weigerte er ſich gradezu, die Reiſe anzutreten, wenn ich nicht mitginge. Herr von Lindenau als Miniſter that mir alſo förmlich einen dahin zielenden Antrag im Namen des Herzogs Auguſt, allein wie lockend auch der Vorſchlag war: ahnungsvoll verbot mir eine innere Stimme, ihn anzunehmen; eine zufällig von mir beobachtete Scene zwiſchen dem Prinzen und Rinazzi, die mich wegen des von dem letzteren angeſchlagenen Tons empörte und hinſichtlich deren ich mir bei etwaigen Wiederholungen nicht kaltes Blut genug zutraute, befeſtigte mich in meiner Ablehnung noch mehr. Zum Glück war Herr von Lindenau einſichtig und parteilos genug, meine Weigerungsgründe ſelbſt zu billigen; ſogar Herzog Auguſt, bei dem ich mich entſchuldigte, daß ich ſeinem Befehle ungehorſam ſein müſſe, antwortete mir mit dem ehrenden Ausſpruche: „Ich

freue mich, daß Sie nicht aus unlauteren Beweggründen gegen Ihre Überzeugung handeln, denn in der That, Sie schicken Sich nicht zum Reisebegleiter. Bald sind Sie zu gut, bald zu hitzig; bald zur Unzeit, nur um des lieben Friedens willen, zu nachgiebig, und dann wiederum zu halsstarrig." Besser hat mich nie ein Mensch gekennzeichnet.

Herr von Bridel-Brideri, der nämliche Hofherr, welcher den Prinzen schon von Rom nach Gotha begleitet hatte, ging nun auch mit ihm (im December 1820) nach Lyon. Von dem Augenblicke an, da dies entschieden war, nahm Rinazzi so wenig Notiz von mir, als ob ich gar nicht auf der Welt gewesen wäre. Nie hat er mich in irgend einem seiner Briefe auch nur erwähnt! Ich war ihm eine ausgepreßte Citrone, weiter nichts. Nur am Schlusse des Aufenthaltes zu Lyon, als man ihn und seinen Begleiter eben — aber nicht ohne beträchtliche Jahrgehalte, die sie sich schlau gesichert hatten — auf dem kürzesten Wege über die Alpen nach Rom zurücksenden wollte und er vorher noch des Prinzen Brieftasche durchstöberte, stieß er auf meinen Schuldschein und schrieb in des Prinzen Namen einen wahren Brandbrief an Herrn von Lindenau, mit der gemessenen Weisung: „jene Summe sofort auf das allerstrengste von mir einzutreiben und nach Lyon zu senden." Auf diese Weise erfuhr Herr von Lindenau das erste Wort von dem Vorhandensein der alten Verpflichtung, denn Prinz Friedrich wie Herzog August hatten seither strenge darüber geschwiegen. Sogleich unterrichtete ich den Minister von dem ganzen Hergange der Sache; Rinazzis (alsbald wiederholte!) Anregung aber schlug für mich lediglich zum Guten aus, denn nun wurde meine Schuld nach sehr glimpflichen, mir gar nicht fühlbaren Maßnahmen des Herrn von Lindenau durch jährliche Anweisungen auf meinen Gehalt beseitigt. Damit war ich der letzten Schuldenlast überhoben, die mich noch bedrückt hatte.

Nach Ablauf des Winters kam Prinz Friedrich ohne die

Italiener — deren Entfernung ihn sichtlich erleichterte — körperlich gebessert, wenn auch geistig keine größere Regsamkeit bethätigend, nach seiner Vaterstadt zurück, wo, ohne daß ein Mensch es ahnen konnte, die Erledigung des Herzogsstuhles ihn bald auf den Thron berufen sollte. Bevor ich aber von dem unerwarteten Ableben des Herzogs August rede, muß ich noch nachtragen, wie viele unvergeßliche Freunde mir der Tod in den am Eingange dieses Abschnittes angeführten fünf Jahren raubte. Das Alter nahte sich mit mächtigen Schritten und brachte seinen Fluch mit: daß nach und nach alle uns verlassen, die wir geliebt haben. Sie sämmtlich hier aufzuzählen, wäre mir ein zu schmerzliches Geschäft, nur einigen will ich ein kurzes Nachwort widmen; dir zuerst, mein trefflicher Freund Hendrich, von dem ich in diesen Erinnerungen so oft mit jener Verehrung gesprochen habe, welche deine siebenundvierzigjährige Freundestreue und dein seltener Werth erheischte. „Die irdische Hülle nahm hier die Erde zurück, der edle Geist kehrte heim zu den Sternen" schrieb ich trauernd auf den Marmor.

Es war im Jahre 1818, als ich dem noch nicht 62 Jahre alt [am 1. Mai] gestorbenen Hendrich[1] den Grabstein setzte; die Gnade des Herzogs und das Zutrauen der Minister ließ mich in seine Stelle und in das Directorat des Kriegscollegs vorrücken. Mit was für Empfindungen nahm ich seinen Stuhl ein! —

Wenige Jahr nur, und mit anderen folgte diesem unvergeßlichen Freunde mein Universitätsgefährte Ewald, der Denker, der Philosoph, der Mitstifter der „Gothaischen Gelehrten Zeitung," der Sänger jenes schönen maurerischen Bewillkommnungsliedes an die Preußen, dessen ich oben gedachte. Ich stand mit der Loge an seinem Grabe, denn

[1] Die Todesanzeige (Allg. Anz. d. Deutschen, № 124 v. Sonnabend 9. Mai 1818, S. 1350 fg.) schreibt den Namen zwei Mal „Henderich." Die Unterzeichnung eines Stammbuchblattes für Reichard (Jena, 22. Aug. 1771) lautet jedoch: „E. L. Hendrich."

ich hatte vor Jahren zuerſt wieder die feierlichen Leichenbegleitungen bei geſtorbenen Brüdern in Aufnahme gebracht; ſie erwarben ſich durch Würde und Anſtand allſeitige Theilnahme.[1] In dem nämlichen Jahre 1822 — dem böſen — ging Georg Gottlieb Leberecht Freiherr von Hardenberg als Senior ſeines Geſchlechtes, welches der Monarchie Preußen einen Staatskanzler gab, zu Schlöben im Altenburgiſchen, faſt neunzig Jahre alt, Abends am 16. Januar zur ewigen Ruhe ein. Allbetrauert endigte dieſer herrliche Mann, der mir ſeine Theilnahme — ich darf ſagen, ſeine Freundſchaft ungeſchmälert erhalten hatte, ſein merkwürdiges Leben. Arm und klein hatte er ſeine Laufbahn begonnen; an ihrem Ziel ſchmückten ihn hohe Ehrenſtellen und ſeine Erben fanden eine halbe Million. Durch eigene Anſtrengung war er, was er nur immer ſein wollte: feiner Hofmann, Gelehrter, Sprachforſcher und noch in vorgerückten Jahren ein Aſtronom wie Zach. Ewig ſchade, daß ſeine gewählte, reichhaltige Bücher- und Inſtrumentenſammlung unter den Hammer kam! Zweckmäßiger hätte die Erbin ſie einer öffentlichen Anſtalt überwieſen. — Hätte er Denkwürdigkeiten hinterlaſſen wollen — ſie würden über gar viele Dinge ſeltſame Aufſchlüſſe bringen. Hier die Erzählung aus ſeinem Munde, auf welche Weiſe Napoleon zuerſt für den Herzog Auguſt günſtig geſtimmt wurde, was 1806 dem Lande ſo wohlthätig zu Statten kam. Es war zu der Zeit, als der geniale Emporkömmling ſich noch Conſul nannte. Herzog Auguſt ließ ſich beſtändig ſehr viele ſeiner Bedürfniſſe aus Paris kommen, namentlich Parfümerien und ſeine vielen und mannichfaltigen Perücken. In einem Briefe, worin er ſolche wiederum beſtellte, äußerte er ſich ſehr breit und ungemein rühmlich über den Conſul, erwähnte auch, was er ſelber in dem und dem Falle (leider

[1] „Die erſte feierliche Leichenbeſtattung war die des B. Ekhof, im Jahre 1778. Wohl konnte die Loge nicht weniger für ihren erſten Meiſter und Stifter thun.“ (Reichard, Logengeſchichte S. 24.)

habe ich vergessen, welchen es betraf) an Napoleons Statt thun würde. Durch eine Kette von Zufällen bekam dieser letztere den Brief in die Hände, und als er bei'm Lesen an diese Stelle gelangt war, deren Nachsatz auf dem letzten Blatte stand, rief er, indem er umschlug: „Diable, que veut-il, que je fasse?“ Und siehe! Herzog Augusts Gedanke traf ganz mit demjenigen Napoleons zusammen, was diesem natürlich einen hohen Begriff von der Einsicht des Herzogs beibrachte.

Mit der Erwähnung des Ablebens Hardenbergs bin ich aber leider mit der Todtenliste des „bösen“ Jahres noch nicht fertig; dem würdigen Greise folgte am 3. April 1822 mein Freund Bertuch in Weimar. Länger als funfzig Jahre war ich literarisch mit ihm treu verbunden gewesen; er war von einer Thätigkeit, einer Umsicht, einem Schöpfungsgeiste, einem Scharfblick in Leitung der verschiedenartigsten Geschäfte, wie man es schwerlich oft wiederfinden wird. Vierzig Geschäftsbriefe konnte er an Einem Tage schreiben, und stets war es, als habe er nur den einzigen geschrieben. Er schläft im heiligen Grabeshain einer seiner Schöpfungen: des herrlichen Gartens hinter dem Landesindustriecomptoir zu Weimar, den er aus einer Wüstenei hervorgehen ließ. Ihn ehrten als Maurer, als Bürger und als Menschen drei gehaltvolle Reden.

Daß auch meine Tante Bube 1822 starb, sagte ich schon früher, aber noch ein anderer Todesfall einer hochverehrten Matrone sollte mich schmerzlich treffen, als handle es sich um eine Blutsverwandte; es war derjenige der einundachtzigjährigen Madame Bethmann zu Frankfurt a. M. Der Aufenthalt, den sie einst mit ihrer Familie in den neunziger Jahren zu Gotha genommen, hatte mir ihr dauerndes Wohlwollen zugewendet, von dem ich nah wie fern stets schmeichelhafte Beweise erhielt; noch 1817 hatte ihre liebenswürdige Schwiegertochter[1] es sich nicht nehmen lassen, mir und meinen Kindern

[1] Louise Friederike geb. Boode. Geb. am 13. April 1792 zu Amsterdam, wurde sie daselbst am 10. September 1810 zur Ehe eingesegnet mit Simon

Danneckers Meisterwerk, die auf dem Panther reitende Ariadne, in dem reichen Museum ihres Gatten, des als Geschäfts- und Staatsmann wie als Kunstbeschützer in gleichem Maße verdienten Sohnes meiner alten Gönnerin, selbst zu zeigen. Schon damals hatte die liebe Matrone das Augenlicht verloren; dennoch aber stand sie mit Würde der Hausehre vor, empfing die Gäste und wußte mit jedem, der ihr vorgestellt wurde, sogleich ein ihm zusagendes Gespräch verbindlich einzuleiten. Es war ein hoher, edler Geist, der sie belebte; immer zog er mich zu ihr hin, weil es mir wohlthat, zu wissen, daß er mit mir harmonirte.

Zuletzt habe ich noch anläßlich seines am 7. Februar 1823 plötzlich erfolgten Todes von einem Manne zu sprechen, der erst im Jahre 1820 in seine Vaterstadt Gotha zurückgekehrt war, die er früh verlassen hatte, um sich draußen in der Welt mit Ruhm zu bedecken. Dieser Mann war der königl. niederländische Generallieutenant Baron Anthing, jüngerer Bruder jenes auf seinem Lebenswege nicht so glücklichen, von mir erwähnten Adjutanten Suworows und meisterlichen Silhouetteurs,[1] der schon im August 1805 zu St. Petersburg gestorben war. Die Lebensgeschichte des Generals ist ein Gewebe seltener, immer vom Glücke begünstigter Ereignisse; sein Vater war ein geschätzter Prediger in Gotha, der als Opfer seiner Pflicht bei Gelegenheit einer Epidemie unter dem Zuspruche am Bette Sterbender dahingerafft wurde. Er hinterließ eine Wittwe mit vielen Kindern, aber kein Ver-

Moritz v. Bethmann geb. zu Frankfurt am 31. October 1768, gest. am 28. December 1826 ebenda. In zweiter Ehe vermählte sich S. M. v. Bethmanns Wittwe am 6. April 1828 mit Matthias Franz Borgnis, nachherigem Associé von „Gebrüder Bethmann."

[1] Als solchen feierte ihn 1789 Goethe mit den für sein Schattenriß-Album gedichteten (in Hempels Ausgabe fehlenden) Zeilen:

„Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren gehn;
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Anthings sich hier oben wiedersehn."

mögen. Der jüngste Sohn — eben jener niederländische General — griff zur Muskete. Mit Mühe nur konnte er im vaterländischen Militär als Cadett Zutritt finden; endlich nahm man ihn nicht sowohl bei dem Leibregimente, als dem ersten, sondern bei dem erbprinzlichen Regimente in Altenburg, als dem zweiten an. Hier litt er sehr unter dem Drucke schlechter Behandlung, bis es einem Verwandten gelang, ihn als Fähndrich bei dem damals in holländischem Solde stehenden Infanterieregimente des Gothaischen Landes, kurzweg „holländisches Regiment" genannt, anzubringen; der Herzog ernannte bei diesem Regimente die Offiziere und das Land stellte die Rekruten; die Vornehmen in Gotha betrachteten es als eine Art von Sibirien, aber es war ein vorzügliches und bewährtes Regiment von Alters her. An dieser Stelle wurde der junge Fähndrich wegen seines Fleißes und Diensteifers bald besser gewürdigt. Der Revolutionssturm, der aus Frankreich auch bis nach Holland hinüberwehte, gab Anthing Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Je nachdem nun Holland im Wechsel der Zeiten wechselvollen Schicksalen unterlag, änderten sich auch Anthings Dienstverhältnisse, aber als Oranier wie als Republikaner, als Königlicher wie als Napoleonischer, als Bourboniſt und endlich wieder als Oranier änderte sich nie seine unentwegte Pflichttreue, und darum ehrten ihn alle Parteien. Von Stufe zu Stufe stieg er schnell empor; zuerst sah ich ihn wieder als Obersten eines Regiments im damaligen Bernadotteschen Corps, 1805 in Frankfurt. Er war es gewesen, der unter der Repubik im Haag als Platzmajor die Deputirten hatte verhaften lassen, nachdem er wenige Zeit zuvor, als Prinzlicher, mit einem schwachen Piket die „Patrioten" bei dem beabsichtigten Durchstechen eines Dammes überfallen und verjagt, auch bei der Übergabe von Heusden, die er als Subalterner nicht hindern konnte, wenigstens die Fahne des Regiments gerettet hatte. Nach und nach stieg er bis zum Generalmajor; seine Brigade

war es, die eigentlich Stralsund nahm und Schills Corps aufrieb; der Kopf dieses wackeren, eines besseren Schicksals würdigen Helden wurde, in Spiritus aufbewahrt, lange Zeit von einem Stabschirurgen eines der unter Anthing stehenden Regimenter mitgeführt. Schwerlich hätte auch der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls die Weser und Elsfleth erreicht, wäre der Ober-General Reubell auf den Vorschlag Anthings eingegangen, ihm zu erlauben, mit der Reiterei seiner Brigade und der Infanterie auf Wagen dem Herzoge nachzusetzen. Unter Napoleon wurde Anthing Divisionsgeneral und Baron mit Dotation; bei Lützen commandirte er eins der Vierecke (ich sprach von diesen oben) und wurde verwundet; die Schlacht von Bautzen machte er aber schon wieder mit, erstürmte eine der Höhen und wurde von neuem, diesmal sehr schwer verwundet. Als er nach der Heilung sich bei Napoleon zum Dienste meldete, befahl ihm dieser, sich zu schonen und sandte ihn nach Straßburg, wo er Truppen organisiren sollte. So hatte Anthing das Glück, der Katastrophe von Leipzig auszuweichen; seinen Namen hatte Jomini als Chef des Generalstabes von Ney in seinen Paß gesetzt, um durch die Vorposten zu den Verbündeten überzugehen [14. August 1813]. Nach dem Frieden nahm der König der Niederlande Anthing aus dem französischen als General-Lieutenant in seinen Dienst und machte ihn zum Militär-Gouverneur von Batavia. Als die bestimmte Zeit seines dortigen Aufenthaltes verflossen war, schiffte sich Anthing nach Europa ein, und wieder zeigte sich bei dieser Gelegenheit das Walten seines guten Sterns: zuerst ging er nämlich mit seiner liebenswürdigen Familie an Bord des Admiralschiffes, vertauschte dieses aber kurz vor der Abfahrt aus geringfügigen Ursachen mit einem anderen. Jenes Admiralschiff scheiterte an einer wüsten Insel; dasjenige, welches den Baron Anthing trug, kam glücklich in Europa an. Gesundheitsrücksichten nöthigten Anthing nun, den Abschied zu

nehmen, den ihm sein König mit einem ansehnlichen Ruhegehalte bewilligte. Jetzt kam der General in seine Vaterstadt zurück; eine lange und bewegte Laufbahn hatte er mit seltenem Glücke und seltener Auszeichnung durchmessen, und mit Wahrheit durfte er von sich sagen: „Was ich bin, bin ich durch mich selbst.“ Nun, da er strahlte im Glanze von Reichthum, Rang und Orden — Denkmälern seiner Verdienste — konnte man ihn in Gotha nicht genug ehren; mit größter Auszeichnung lud man ihn an allen Hof- und Galatagen in das nämliche Residenzschloß, vor dessen Thoren als Cadett zu schultern man ihn einst kaum für würdig hielt. Stets werde ich es zu den Glücksfällen meines Lebens rechnen, daß ich mich der Freundschaft dieses merkwürdigen Mannes rühmen durfte, der gegen mich als Excellenz und Gouverneur von Indien der nämliche blieb, wie früher als Cadett und Lieutenant. Anspruchslos wie Anthing war, redete er wenig und selten von sich und den Zeitereignissen, an denen er doch in so hervorragender Weise theilgenommen hatte, daß auch seine Memoiren, wenn er sie niedergeschrieben hätte, die wichtigsten Aufklärungen in Betreff mancher Einzelnheiten aus unserer neuesten Geschichte geben müßten.

Schmerzlich erschütterte der unerwartete Hintritt des erst sechsundfünfzigjährigen Mannes jeden, der ihm nahe stand; er starb jählings an einer Entzündung, allgemein beklagt. In der „Staats-Zeitung“[1] habe ich ihm einen kurzen Nachruf gewidmet.

So fiel der finstere Schatten des Jahres 1822 drohend noch hinüber in den Beginn des neuen. Wohl hatte ich recht, jenes ein „böses“ Jahr zu nennen, denn den in seinen Wirkungen am tiefsten eingreifenden Todesfall habe ich jetzt noch zu besprechen. Es war das Ableben des Herzogs August, welches am 17. Mai 1822 erfolgte.

[1] „Nationalzeitung d. D.,“ 10 St. v. 5. März 1823, S. 155.

23.

Ein Blitzstrahl, der bei heiterem Himmel niederfährt und zündet, kann nicht unerwarteter kommen, als Herzog Augusts letzte Krankheit und Tod. Es war am Nachmittage des 11. Mai, als ihn nach mehrtägigem Übelbefinden ein (der ärztlichen Nachricht zufolge) „gallig-rheumatisches Seitenstechfieber" befiel. Kurz vorher war er von einer Fahrt nach Coburg zurückgekehrt, und zwar schon leidend, was man den durch die Reise verursachten Abweichungen von seiner gewohnten Lebensweise zuschrieb; er hatte viel starkes Bier getrunken und gleich in Gotha bei Tafel ungewöhnlich viel Hummer gegessen, auch sich durch dünne Schuhe im nassen Grase (im Garten des Lusthauses seiner Gemahlin) erkältet. Abends verbrannte er eine Scheibe Kampher und schlief in diesem Qualm; Nachmittags darauf erkrankte er ernstlich. Man verordnete sofort starke Vomitive und Anlegung einiger zwanzig Blutegel an der schmerzhaften Stelle, indem man von dem Gedanken an eine Entzündung ausging. Wirklich verminderte sich das Fieber und der Schmerz; doch wurde auf Verlangen des Leibarztes Hofraths Dr. Dorl schon am 13. Morgens ein reitender Bote an den Geheimrath Stark zu Jena abgeschickt, der mit Hilfe der theilnehmenden Fürsorge des Großherzogs von Weimar noch am nämlichen Abend 11 Uhr anlangen konnte. Schon fühlte Herzog August selbst das Gefährliche seines Zustandes; er verlangte aus eigener Bewegung das heilige Abendmahl. Am 14. Mai wurden

die Befürchtungen so ernst, daß dem Herzog zur Ader gelassen werden mußte; nach Verlauf weniger Minuten konnte über die Gewißheit seines Todes kein Zweifel mehr herrschen. Eine plötzliche Schwäche der gefährlichsten Art trat ein, die schnellen, heftigen Mittel und der Aderlaß schienen die Lebenskräfte jählings gebrochen zu haben. Die fernere Anwendung ärztlicher Mittel mußte unterbleiben, nur die noch jugendliche Kraft des Körpers widerstand dem Tode. In dem schwacherleuchteten Zimmer des Herzogs weilten die Ärzte, die ihn zu retten gehofft hatten, und die Kammerleute, die den schon Sprachlosen warteten; zwei andere offene Zimmer trennten die versammelten Minister und die zum Hofstaate gehörige Dienerschaft von ihm; in dem darauf folgenden nächsten Gemache befand sich tiefgebeugt die Herzogin. Einzelne, mochten sie vornehm sein oder nicht, konnten ungehindert ein- und ausgehen; es war, als sollte die Freiheit des Zutritts zum Herzog August bis zu dessen letztem Athemzuge bewahrt bleiben. Er starb am 17. Mai, Nachts gegen zwei Uhr; auf seinem Gesichte, dessen Züge in Folge der Krankheit schärfer ausgeprägt waren, ruhte der Geist noch, der es belebt hatte, aber in tieferem Ernste. Der Kunstreichthum des Krankenzimmers, wie jener der zum Durchgange geöffneten Gemächer, das fortdauernde Schlagen der Nachtigall, welches vom Vorzimmer aus zu hören war, und im Gegensatze dazu die Bekümmerniß auf den Mienen und das Weinen der Anwesenden bei dem Anblicke der fürstlichen Leiche — alles dies im Verein weckte die widersprechendsten Gefühle.

Schon im Jahre 1811 hatte Herzog August eine letzte Verfügung getroffen, worin er die Wahl des Platzes zu seiner einstigen Beisetzung lediglich der Bestimmung seiner Wittwe überlassen hatte; der Nachfolger, Herzog Friedrich, befahl, in allen das Begräbniß betreffenden Dingen den Anordnungen der Herzogin Caroline Amalie nachzukommen.

Der Bruder war durch den Tod des Bruders tiefgebeugt; in dem Tagebuche, welches Herzog Friedrich eigenhändig führte, steht am Sterbetage: „Jour de deuil; j'ai perdu mon frère unique!“

Eine frühere Äußerung des Herzogs August im Gedächtniß tragend, bestimmte ihm seine Wittwe als letzte Stätte einen Ruheplatz auf der stillen Insel des Parkes, neben den Gräbern des Herzogs Ernst und der beiden vorangegangenen Brüder des Entschlafenen. Die Beerdigung erfolgte am späten Abend des 20. Mai; es war die feierlichste, welche in Gotha je gesehen wurde. Das Geleite war unabsehbar, dennoch herrschte Ordnung und die größte Stille. Langsam, unter dem Trauerklange aller Glocken, trug man den Sarg, dem Fackelträger voranschritten und folgten, durch die hohen Baumgewölbe zu der mit Blumen und Laub geschmückten Gruft, an welcher Reden gehalten und Lieder gesungen wurden; letztere von der Herzogin-Wittwe selbst ausgesucht, deren Wahl u. A. auf die von dem Verstorbenen gedichteten (von Himmel componirten) Verse aus dem „Kyllenion“ gefallen war:

„Sterne trennen sich von Sternen,
Und der Thau benetzt die Flur;
Geister trennen sich von Geistern,
Und es löschen Opferflammen.
Herzen trennen sich von Herzen
Und es löschen Beider Leben.“

Alles trug den Charakter des größten Pompes, so recht wie es der sich seiner hohen Stellung immerfort bewußt gewesene Fürstensinn des Dahingeschiedenen stets geliebt hatte. Zum erstenmale paradirte bei dieser Gelegenheit — seltsamer Zufall! — die herzogliche Leibgarde in der kurz vorher von dem Todten selbst gewählten neuen Uniform, mit schwarzen Abzeichen und Schärpen. Dieses nur einige sechszig Mann starke, aber auserlesene Corps zogen Aller Augen auf sich;

es war der Rest eines Kürassier-Regiments aus des großen Montecuculi Feldzügen. Der Dienst an der Leiche des Herzogs August war der letzte, welchen die Leibgarde that; ein Vierteljahr später war sie aufgelöst.

Der Verstorbene war secirt und von überraschender innerer Gesundheit befunden worden; das Blut zeigte keine Spur von Entzündung. Bei seiner Leibesbeschaffenheit hätte Herzog August neunzig Jahre alt werden können; um so räthselhafter bleibt das jähe Ende des noch nicht funfzigjährigen Fürsten. Einen ebenfalls in hohem Grade räthselhaften Anblick bot sein Leichnam dar, welcher vom Scheitel bis zur Sohle von einer vorher nie beobachteten Gipsweiße war und blieb. Auch die Lippen waren kreideweiß. Ein Arzt versicherte, er habe unzählige Leichen gesehen, aber noch niemals eine von solcher Weiße. Sonderbar kann man auch den Zufall finden, daß Herzog August, wie vordem seine erste Gemahlin, die Erbprinzessin Louise Charlotte, unter der medicinischen Behandlung eines Stark (des Neffen; jener war der Oheim; beide hießen Johann Christian) das Leben aushauchte. Fern sei es von mir, diesen berühmten Arzt der geringsten Vernachlässigung zeihen zu wollen; aber der Kranke war ihm fremd, die Geschichte der Krankheit vernahm er nur aus dem Munde Anderer, und — man soll es verschwiegen haben, daß man dem Herzog im letzten Jahre auf sein Verlangen die Flechten mit starken Mitteln vertrieben hatte! Wie bemerkt, arbeitete man auf eine Entzündung hin, und nach dem Aderlasse schwanden die Lebenskräfte erschreckend schnell. Als man nun das Blut von jeder Entzündung frei sah, schützte man den Dampf jener verbrannten Kampherscheibe vor, in welchem der Herzog geschlafen; der Hummer sollte eine Unverdaulichkeit herbeigeführt haben u. s. w. Fest steht nur das Eine: daß durch die Lebensweise des Herzogs reicher Stoff zur Krankheit aufgehäuft sein mußte; auch machte er

zuweilen chemiſche Verſuche auf eigene Hand, wie eben mit dem Kampherbrennen. Man munkelte ſo etwas von Blauſäure. —

Herzog Auguſt Emil Leopold war der ſechste ſeines Hauſes, den ich mit beſtattete. Zu ſeinen näheren Umgebungen habe ich nie gehört, nichts deſto weniger war er mir zeitlebens gewogen, wovon ich ſchon einzelne Belege mitgetheilt habe. Stets wurde ich von ihm mit Auszeichnung und Wohlwollen behandelt, ebenſo meine Familie, wie er denn meinen Schwiegerſohn, den Baron von Goechhauſen, deſſen Freimuth und geiſtreiche Lebendigkeit ihn anſprach, ganz aus eigener Bewegung erſt zum Kammerherrn ernannte und ihn dann in ſein Finanzcollegium ſetzte. Daß er mich in der vorbeſchriebenen Weiſe zum Geheimen Kriegsrath erhob, war gleichfalls lediglich ſein eigener Gedanke. Er ehrte Anhänglichkeit, und in ſeinem Gedächtniß war meine Treue für ſeinen Vater nicht erloſchen. Auch ihm, als dem Sohne, blieb ich ſtets aufrichtig zugethan, wie ich denn auch der erſte war, der ihm in der „Staatszeitung“[1] einen kleinen Nekrolog widmete, der vielfach von anderen Zeitungen nachgedruckt wurde.

C. A. Böttiger, der den Herzog Auguſt perſönlich gekannt hatte, nannte ihn mir gegenüber in einem Briefe [vom 25. Mai 1822] „aus Eitelkeit Weichling, aus Witzſucht Sonderling, übrigens den edelſten Menſchen, und dabei ſehr klug.“ Dieſen treffenden Worten will ich nachſtehend noch meine eigenen Anſichten auf Grund meiner Erlebniſſe hinzuſetzen.

Große Klugheit, kein bösartiges Herz, aber beißender Witz, dabei Gefühl für Edelmuth — das waren allerdings die Grundzüge ſeines Charakters. Als Regenten kann man den Herzog Auguſt nicht eines einzigen Gewaltſtreichs, nicht

[1] „Nationalzeitung d. D.,“ 21 St. v. 22. Mai 1822, S. 349.

einer einzigen vorsätzlichen Ungerechtigkeit zeihen. Er folgte dem Rathe seiner Minister, denen er sich oft anfangs hartnäckig widersetzte, aber endlich doch nachgab, weil in seinem Inneren ein Sinn für Recht und Billigkeit lag, der für sie sprach. Er ließ es sich sogar in den letzten Jahren seines Lebens gefallen, daß — um dem Mißbrauche seiner Freigebigkeit und dem immer wachsenden Strome seiner riesenhaften Privatschulden einen Damm zu setzen — bekannt gemacht wurde: „seine Unterschrift solle bei Dokumenten und Schuldscheinen nur durch die Gegenzeichnung seiner Minister bindende Kraft erhalten.“ Nun waren aber diese Minister — ein seltenes Glück meines Vaterlandes seit so vielen Regenten! — auch unter Herzog August wahre Biedermänner; hätte sich ein räudiges Schaf, oder unter die Vertrauten eine Art von Regierungs-Palmer eingeschlichen (von diesem Patron rede ich weiter unten), durch dessen Einflüsterungen der Herzog auf den Gedanken gekommen wäre, seine Souveränetät, die er sehr hoch hielt, geltend zu machen — dann allerdings hätte es schlimm mit Land und Leuten kommen mögen. So aber begnügten sich die eigennützigen Absichten seiner Vertrauten mit der Erhaschung von Geschenken an Geld und Geldeswerth. Die Ungnade des Herzogs erschwerte höchstens einmal eine vorgeschlagene Beförderung, ohne sie jedoch ganz zu hindern; oder sie zeigte sich in den boshaften Äußerungen seines beißenden Witzes, den er oft bei Tafel mit lauter Stimme rücksichtslos geltend machte, wie er denn z. B. eines Tages erzählte: „heute habe er einen gewissen Beamten zum Rath ernennen müssen,“ und darauf das Lied anhub: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath, will ich mein Glücke bauen.“ Dergleichen Ausfälle und Rügen hatten aber sogar ihr Gutes, denn sie fruchteten, indem die umstehenden Bedienten sie bald stadtkundig machten. Die Vornehmen fürchteten daher die Satyre des Herzogs sehr, weil sie oft

wunde Flecken traf, und so wurde manche Schlechtigkeit verhütet. Man scheute sich mehr vor dem Herzog August und seinem Spott, als vor dem würdigen Ernste seines trefflichen Vaters, der es höchstens bei einem stummen Achselzucken bewenden ließ, wenn es ihm zu arg wurde. In vielen Dingen wurde der Herzog zum Wohlthäter seines Landes, z. B. dadurch, daß er von Napoleon den Erlaß der Contribution von 1,700,000 Franken nebst noch anderen darauf erfolgenden Erleichterungen auswirkte, die er durch sein Dableiben erzielte. Auch dieses Ausharren mit seinem Volke in der Stunde der Gefahr ist ein schöner Zug — um so mehr, als Herzog August 1806 am 14. October früh schon entschlossen war, nach Altenburg zu fliehen, wozu ihn die Herzogin beredet hatte; auf die Vorstellungen des greisen Ministers von Frankenberg blieb er aber in Gotha. Auch die bedeutende Verschönerung der Umgebungen der Stadt, welche er ausführte, bleibt dankenswerth, ist sie gleich sehr kostbar und an vielen Stellen nutzlos. Doch das war mehr die Schuld der Planlosigkeit, Grillen und Vorspiegelungen des Architekten, als diejenige des Herzogs, der vielmehr auch in diesem Falle auf begründete Vorstellungen hörte; der alte Obergärtner Wehmeyer z. B. fragte einst bei der Überzahl von Kieswegen: „ob man auch berechnet habe, wie viele Tausende die Unterhaltung derselben jährlich kosten werde?“ — „Sie machen immer Schwierigkeiten,“ lautete die unwillige Antwort des Herzogs, der aber doch in der Folge bewies, daß er sich die Worte des Alten überlegt habe.

Eine ganze Reihe von Wohlthaten, die Herzog August seinem Lande erzeigte, ließen sich noch aufzählen; nur kann ich dahin das Irrenhaus schlechterdings nicht rechnen, denn dieses wäre selbst für eine größere Bevölkerung im Verhältniß viel zu groß. Durch die verschwenderisch getroffene Einrichtung desselben und die großen Kosten, welche seine Unterhaltung erheischt, gehört es daher mehr unter den unnöthigen

Aufwand. Der allerdings war die schwächste Seite des Herzogs; hervorheben muß ich jedoch, daß nie das Land, sondern nur der Fürst selbst und sein Privatsäckel darunter litt. Zurückzuführen ist diese Verschwendung lediglich auf die grenzenlose Eitelkeit des Herzogs, welche — ursprünglich geweckt durch eine falsche Erziehung — später leider Nahrung fand durch die Schmeicheleien mancher Speichellecker in seiner Umgebung. So erklärt sich der weibische Zug in seinem Wesen; sein Umgang mit schönen Mannspersonen und (in den ersten Jahren seiner Regierung) mit einigen Damen. Eine Kundgebung seiner Eitelkeit war auch sein Vergnügen daran, gemalt zu werden; es gibt von ihm zahllose Porträts: als Raphael (im Mai 1811 gemalt vom Professor Jagemann aus Weimar), als Apollo oder in irgend einer anderen Maske. Auch meiner Nichte Louise Seidler hat der Herzog gesessen,[1] wie denn überhaupt wenige Maler nach Gotha kamen, die ihn nicht abgebildet hätten. Sein ähnlichstes Porträt — gemalt von Grassi — besitzt unstreitig mein Schwager Jacobs.[2]

Daß ernste Vorstellungen eines wahren, von ihm geprüften und anerkannten Freundes (er selbst verachtete manchen seiner Günstlinge und sagte oft: „Ich habe keinen Freund!") bei dem hellen Verstande des Herzogs ihm eine ganz andere, würdigere Richtung gegeben hätten, davon bin ich überzeugt, denn schon entfernte er aus eigener Ueberlegung in seinem reiferen Alter manche Auswüchse. Im Stillen habe ich ihn oft mit Lorenz von Medicis, dem Prächtigen, verglichen,

1 Vergl. deren „Erinnerungen," S. 70 fg. Louise Seidler malte den Herzog bald nach Jagemann, im Winter 1811; ergötzliche Einzelnheiten darüber a. a. O. S. 73. „Das letzte Portrait (von Döll dem Sohne), dem Geh.-Raths-Präsid. v. Trützschler zu seiner Dienstjubelfeier bestimmt, den Bürgerkranz und das Großkreuz des sächs. Verdienst-Ordens überreichend, ist erst vor Kurzem vollendet." Reichards „Brief eines Reisenden," Juni 1822, in der Allgem. Zeitung.)

2 Es stellt den Herzog „im Momente des Dictirens" vor; als Kupfer (von Steinla) findet man es vor Band 12 von Hennings „Deutschem Ehrentempel." (Gotha, 1832.)

mit welchem er wirklich manche Aehnlichkeit hatte. Bei diesem Prächtigen mag wohl auch die Eitelkeit zum Hebel vieler Dinge gedient haben. — Leider hatte man dem Herzog August weder in seiner Jugend, noch selbst später, Geld in die Hände gegeben, oder ihn auch nur mit dem Geldwerthe vertraut gemacht; der Fürst, der Tausende wegschenkte, wäre nicht im Stande gewesen, einen Thaler nach Groschen und Pfennigen zu zählen. Es ging ihm, wie dem Spieler, der mit Marken spielt und diese zu ganzen Händen voll auf die Karte setzt, während er mit wirklichem Golde oder Silber sich weit anders bedenken würde. Weil es ihm immerfort an baarem Gelde gebrach, so war er in Waaren über Gebühr freigebig, denn diese konnte er zu hohen Preisen und Procenten stets auf Wechsel erhalten; da jedoch zuletzt deren Zahlung nach zwanzig- und mehrjährigen Fristen angesetzt war, so kosteten dem Fürsten die Artikel, welche er verschenkte, das Zehn- und Zwanzigfache ihres wahren Werthes. Beispielsweise fand man gelegentlich der Inventur in einem Zimmer Oele, gebrannte Wasser, Eaux de senteur, Pomaden, Schminken, Obstweine und ähnliche Dinge immer zu zwölf Dutzenden; nach den Rechnungen hatte das alles nicht weniger als vierzigtausend Thaler gekostet, war aber nun keine viertausend werth, denn der Fürst hatte das Depot vergessen und vieles war verdorben. Die Bestände wurden nachher verkauft und mehrere tausend Thaler daraus gelöst.

Der Herzog äußerte in meiner Gegenwart einmal bitter: mit allen seinen Wohlthaten schaffe er sich doch nur Undankbare. In der That wurden seine Geschenke häufig ganz ungescheut von den Beschenkten mit 25 oder 30 Procent ihres Werthes an den Dritten wieder versilbert, worin namentlich Palmer starkes leistete. Daß die geschenkten Waaren von den Empfängern umgetauscht wurden, war das gewöhnliche; so z. B. hatte er einst in Leipzig für einige hundert Dukaten echtes Rosenöl gekauft und unter verschiedene Per-

sonen aus seiner Umgebung vertheilt; die alte Generalin von Zastrow vertauschte das, was sie empfangen, sogleich wieder gegen andere, ihr nützlichere Dinge um hundert Thaler. Erfuhr er dergleichen, so nahm er es bisweilen übel; ungehalten war er z. B., als der Gratulationsgesandte eines Hofes, dem er bei seinem Regierungsantritte eine Dose mit einem Brillanten im Werthe von 5000 Thalern gab, letzteren an einen Juwelier verkaufte. Als ein Günstling von ihm die Patentpistolen aus dem Nachlasse des Herzogs Ernst erhalten und zu Gelde gemacht hatte (ich gedachte oben dieser Pistolen als eines Gegenstandes meiner stillen Wünsche) mußte der Käufer sie zurückgeben und sich ein paar andere in Suhl bestellen. Dann wiederum — je nachdem er bei Laune war — litt es der Herzog, daß die von ihm an seine Günstlinge geschenkten Häuser, Mühlen, Landgüter u. s. w. von den Empfängern wieder verkauft werden durften. Ein heimgefallenes, ansehnliches Lehen, Liebenstein, schenkte er noch ein Jahr vor seinem Tode einem Lieblinge, dem er es versprochen hatte; denn strenge Gewissenhaftigkeit im Halten einer einmal gegebenen Zusage war eine seiner Tugenden. Jener verkaufte Liebenstein schon einige Wochen darauf. Wenn es wahr ist, daß die Schuldenmasse des Herzogs bei dessen Tode 541,000 Thaler betrug, so ist ihre Größe nicht nur kein Wunder, sondern es erscheint bei dem vorhin von mir geschilderten Geschäftsgange eher wunderbar, daß sie nicht weit riesiger ist, denn wenn man mit den 18 Regierungsjahren in jene Summe hinein dividirt, so fällt noch immer wenig genug auf's Jahr; es giebt Regenten seiner Zeit, gegen deren Schuldenhöhe die Verschuldung des Herzogs August als eine wahre Kleinigkeit gelten kann.

Nun ein Wort von Palmer. Der Mann soll ein Jude gewesen sein, die Frau aber — angeblich aus altadeliger Familie! — eine Köchin aus Wien. Ich selbst sah sie an der Tafel des Fürsten wie eine Pagode nur nach den Winken

ihres Mannes Zunge und Betragen modeln. „Palmer“ war wohl nicht der wirkliche Name dieſes Schwindlers; dies wird ſchon dadurch wahrſcheinlich, daß er früher zu Paris und dann an einem dritten Orte einen anderen Namen geführt hat, wie ich von unverdächtigen Zeitgenoſſen weiß. Daß er als ein Mann von Kopf gelten mußte, mancherlei Kunſtkenntniſſe beſaß und dabei fein gebildet im Umgange erſchien wie wenige, daß er ferner in den erſten Städten Europas wie zu Hauſe war, iſt unbeſtreitbare Thatſache. In einem Einſpänner hielt er mit Frau und einem Jungen als Jokey ſeinen ſehr demüthigen Einzug zu Gotha; bald aber wußte er die Bekanntſchaft zweier herzoglichen Günſtlinge, eines Malers und eines vormaligen Kaufmanns, zu gewinnen, und nachdem er einmal bei Hofe Fuß gefaßt hatte, konnte ihm, dem gewandten Manne, der die Kunſtliebe des Fürſten ſogleich durch Gemälde, Schmuckſachen, überhaupt jede Beförderung ſeiner Kunſtlaunen in Anſpruch nahm, die entſchiedenſte Zuneigung des Herzogs je länger, deſto weniger entgehen. Sein erſtes Glück ſoll er mit zwei Bildern von Gerhard Dow gemacht haben, die der Herzog um ungeheure Summen kaufte.[1] Dabei erleichterte ihm Palmer jede Erwerbung liſtig durch Papiergeld, Schuldſcheine, vorgeſpiegelte Uneigennützigkeit und perſönliche Verehrung u. ſ. w. Der Herzog machte ihn ſehr bald zu ſeinem Legationsrath mit der Erlaubniß, die große Uniform ſeiner Geheimen Kanzlei zu tragen, zog ihn oft zur Hoftafel, ja, beehrte ihn ſelbſt mit ſeinen Beſuchen und ſah ihn faſt täglich um ſich, ſo den hergelaufenen Mann in jeder Weiſe auszeichnend. Palmer erhielt z. B. den „Bade-Orden von Tonna“; eine Dekoration, welche Herzog Auguſt während ſeines Gebrauchs eines Schwefelwaſſers und zum Andenken daran

[1] „Eine alte Frau, an einem Wollenrade ſpinnend,“ von Gerhard Dow, bezahlt mit 13,000 Thalern, befindet ſich in der herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha: Abtheilung VIII, № 11.

stiftete; jener Flecken in der Nähe von Langensalza, wie die ganze Gegend überhaupt, hat nämlich Schwefelquellen. Der Tonnaer Bade-Orden war sehr bald verschollen, aber Palmer der Kluge erschien nie vor dem Fürsten, ohne das weiße Bändchen im Knopfloch.

Bei solchem Laufe der Dinge konnte es nicht fehlen, daß Palmers Vermögensstand sich ansehnlich hob. Er kaufte ein schönes Haus mit einem großen Garten, das er auf das prächtigste möblirte; die Mahagonisachen zu diesem Behufe ließ er eigens aus Holland kommen, andere Möbeln aus Paris und Berlin. Unter den letzteren befanden sich einige höchst sonderbare Stücke, z. B. ein vierschläfriges Bett aus Mahagoni, worin man nach Gefallen in der Länge oder in der Quere liegen konnte; ein Stehspiegel von der enormen Größe einer Doppelthür u. s. w. Auch verschrieb er für hundert Karolin Rosen aus Holland, und noch kurze Zeit vor seiner Entweichung gab er ein kunstvolles Stacket von Eisen zur Umzäunung seines Gartens in Bestellung. Längst hatte sich natürlich der Einspänner in eine schöne Equipage verwandelt; ferner hielt Palmer stets offene Tafel, man aß fürstlich bei ihm, und die Vornehmsten gingen mit dem gastfreien Manne um; namentlich drängte sich ein großer Theil der Umgebungen des Herzogs an ihn. (Ich selbst bin mit Palmer nie in Berührung gekommen, kann also über den Glanz seiner geselligen Zusammenkünfte weder als Augen-, noch Ohren- oder Zungenzeuge reden.) Dies Wesen dauerte einige Jahre; plötzlich kamen Wechsel mit Protest zurück. Palmer unternahm häufige Reisen und — kehrte endlich sammt seiner Frau nicht mehr wieder. Die Gläubiger, ausländische Bankiers, schlugen Lärm; bei der Inventur fand ſsch, daß die besten Stücke an Gemälden, Silber, Kostbarkeiten u. s. w. mit Palmer verschwunden waren. Die Gerechtigkeit ging ihren Gang, er wurde in öffentlichen Blättern citirt und schrieb aus Spanien: er werde alles bezahlen;

die herzoglichen Papiere hätten ihn in zu große Verluste gebracht u. s. w. Herzog August entschuldigte ihn stets und nahm seine Ehrlichkeit in Schutz, hemmte aber trotzdem — ein schöner Zug! — keineswegs den Lauf des gerichtlichen Verfahrens. Und so wurden denn endlich die Möbeln, das Haus u. s. w. versteigert, und das Fallissement in großen Summen war so vollständig wie möglich. Palmer wurde natürlich in Gotha nie wieder gesehen; im Jahre 1825 fand ihn der Herzog Bernhard von Weimar zu Orleans in Nordamerika. Kurze Zeit vor seinem Verschwinden schlugen ihm zwei Spekulationen auf des Herzogs Kunstsinn fehl; eine gute Copie der berühmten Kuh von Potter, aus der Gallerie des Prinzen von Oranien, gab er für das Original selbst aus, in dessen Besitz er durch Zufall gelangt sei; er bot dieselbe dem Herzog um 25,000 Thaler an und ließ zugleich einen Quidam in der Maske eines kunstliebenden Britten zu Gotha auftreten, „der 30,000 Thaler dafür zahlen wolle." Es versteht sich, daß der uneigennützige Palmer aus großer Ergebenheit für den Herzog das Kuh-„Original" lieber diesem um den geringeren Preis, als dem reichen Britten um den höheren gönnen wollte. Da aber, wie erwähnt, des Herzogs Schuldscheine nach der öffentlichen Bekanntmachung ohne die Gegenzeichnung der Minister keine Kraft hatten, so mußte der Fürst die letzteren von dem beabsichtigten Kaufe in Kenntniß setzen; diese Biedermänner ermangelten nicht, so bündige Einwürfe zu machen, daß der Herzog auf die Erwerbung der Kuh verzichtete, aber nicht ohne wiederholte bittere Vorwürfe: „daß man ihn hindere, einen Gelegenheitskauf zu thun." Palmer benutzte darauf das Gemälde als Pfand bei einem Leipziger Banquier; als nun der Bankerott ausgebrochen war, gab dieser es in eine Auktion; weil jedoch nur 800 Thaler darauf geboten wurden, was dem Banquier zu wenig schien, so nahm er es wieder an sich.

Zum Scheitern der zweiten Palmerschen Spekulation

trug ich ſelbſt bei. Zufällig hörte ich nämlich, daß Palmer dem Herzoge eine Sammlung griechiſcher Münzen um tauſend Dukaten angetragen habe. Nun erinnerte ich mich, vor einiger Zeit im Intelligenzblatte einer Literaturzeitung geleſen zu haben, daß jemand eine gleiche Sammlung für wenige hundert Thaler feil bot; höchſt wahrſcheinlich war es die nämliche, welche Palmer inzwiſchen an ſich gebracht haben mochte. Sogleich machte ich meinen Schwager, den Münzkabinetsdirektor Jacobs auf die Sache aufmerkſam, und da dieſe Münzen überhaupt nichts in's Auge fallendes hatten, ſo ließ der Herzog bei deren Vorweiſung — denn Palmer hatte ſie gleich bei der Hand — den Ankauf ſich leicht ausreden.

Um an meine gefundene Aehnlichkeit wieder anzuknüpfen, ſo hatte Herzog Auguſt auch die Liebe zu äußerem Prunk mit Lorenzo dem Prächtigen gemein; ſie bethätigte ſich bei ihm in der Ausſchmückung ſeines Hofſtaates mit einer Menge von Titeln, die er eben ſo verſchwenderiſch austheilte (einmal ernannte er fünf Excellenzen an Einem Tage), wie ſein Vater damit kargte. Ferner zeigte ſich Herzog Auguſts Prachtliebe in der hohen Zahl ſeiner Hofcavaliere, in den vielen geſchmackvollen geſtickten Uniformen für ſeine Umgebung, in den Hoffeſtlichkeiten, endlich in dem Glanze und Ueberfluſſe ſeiner eigenen ſehr ſtattlichen Garderobe wie ſeines Schmuckes; nur allein an Ringen fand man bei ſeinem Tode hunderte. Er liebte dieſen Putz vorzüglich, und die vorgefundenen Ringe waren oft von einer ſehr geiſtreich erſonnenen Faſſung und Form, welche der Herzog ſelbſt angegeben. Er hatte dazu einen jungen Künſtler Namens Roſenberg angeleitet, der, ohne im Auslande einen langen Aufenthalt genommen zu haben, doch mit den Künſtlern von London und Paris wetteifern konnte; er ſtarb kurze Zeit vor ſeinem fürſtlichen Herrn. Morgenländiſche Sitte nachahmend, trug Herzog Auguſt vielfach goldene Spangen um die nackten

Arme, doch meiſt verborgen; eben ſo verborgen waren andere Anhängſel und Amulete, unter erſteren mehrere in fürſtlichen Gräbern gefundene, unter letzteren ein morgenländiſcher Talisman mit arabiſcher Schrift, ſowie ein goldenes Amulet von der Größe eines Taubeneis mit einer altmönchiſchen Aufſchrift. Ueberhaupt hinterließ er an ſeltenen Edelſteinen, geſchnittenen Antiken, Juwelen, goldenem Zierrath, Ketten, Spangen, Ringen und dergleichen einen Schatz, hinſichtlich deſſen ich mich nach ſeinem Tode gelegentlich mit Augen überzeugen konnte, daß an innerem Werthe und Geſchmack der Form ähnliches häufig in manchem königlichen Nachlaß nicht gefunden werde. Eine Eigenheit des Herzogs war, daß er nie Uhren trug; die einzige Taſchenuhr unter ſeinem Nachlaß war die ſilberne ſeines Ahnherrn Herzog Ernſts des Frommen, alſo mehr eine Hausreliquie. Im prächtigſten Geſchmack waren ſeine Prunkzimmer;[1] freilich koſtete das eine derſelben mit den Möbeln gegen 32,000 Thaler. Ebenſo ließ er ſich eine Kutſche bauen in der Form eines Todtenkopfes, aber an inneren und äußeren Verzierungen ſo prächtig, daß ſie mehrere tauſend Thaler koſtete. Seit den Tagen der geiſtreichen Louiſe Dorothea war der Hof von Gotha nie ſo glänzend geweſen, wie unter Herzog Auguſt; am glänzendſten aber entfaltete er ſich im Winter 1821 gelegentlich der Anweſenheit des Landgrafen Friedrich von Heſſen, des leutſeligen und beliebten Herzogs von Cambridge ſowie des Herzogs von Coburg, und ihrer Familien. Große Jagden waren damals an der Tagesordnung; Bälle folgten auf Bälle, Feſte auf Feſte. Um ſo ſchmerzlicher mußte ſpäter die unheimlich-geſpenſterhafte Oede in dem leeren, unermeßlichen Gebäude des Friedenſteins auffallen; als ich nach des Herzogs Tode durch ſeine Wohnzimmer ging, wo nur die Tritte der Inventurcommiſſion gehört wurden; als ich ihre

[1] Die Schilderung derſelben bei Louiſe Seidler, a. a. O., S. 75.

gedeckte Mittagstafel in dem einst so heiligen Audienzzimmer fand und mich umsah in den großen Sälen, wo alles Gewühl der schönen gestickten Uniformen, der prächtigen seidenen Gewänder verrauscht, das Gedränge der Lakaien verschwunden und der strahlende Schimmer der Kerzen erloschen war — da empfand ich auf's tiefste die Wahrheit jenes Spruches des großen Freimaurerkönigs: „Alles ist eitel.“ — Jawohl ist es das: alles, alles eitel! —

Herzog August schmückte sich gern mit Orden, deren er bei seinem Tode elf hatte. Die ersten, welche er (durch seine erste Gemahlin) erhielt, waren die russischen, der letzte der Guelphenorden. Gewöhnlich trug er eine große Schnalle von seiner Erfindung, worauf alle diese Ordenskreuze verkleinert angebracht waren.[1] Den Orden, welchen Herzog Ernst als einzigen getragen hatte, den Hosenbandorden, besaß Herzog August nicht, dagegen war er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Immer das Großartige, Pomphafte, Prächtige suchend und schätzend, ließ er diese Neigung auch gegenüber von Rissen oder Entwürfen zu Gebäuden gelten; darüber kamen viele nicht zu Stande, z. B. ein Theater auf Privat-Aktien, ein Gesellschaftshaus u. s. w., denn die nach des Herzogs Angaben ausgeführten Baupläne waren stets zu kostspielig durchzuführen. Aus Mangel an Mitteln unterblieb dann der ganze Bau. Auch eine Dorfkirche theilte das Geschick, bis nach des Herzogs Tode unausgebaut zu bleiben.

Worin aber Herzog August jenem Medicäer ganz ähnelte, das war die freigebige Förderniß aller Künste und Wissenschaften. Anfangs mochte dabei viel äußerliches Wesen mit unterlaufen; er war zu eitel, um in dieser Beziehung hinter seinem Vater zurückstehen zu wollen, grade so, wie er es auch mit dem Griechischen hielt, worin er schwächlich dilettirte, während Herzog Ernst den Homer in der Ursprache

1 Es war ein ovaler Goldreif mit acht Orden, jetzt im herzoglichen Kunstcabinet zu Gotha, Abtheilung XXIII, № 91.

las. . Von den wichtigsten lebenden Sprachen verstand Herzog August ein wenig; nur die französische sprach er vorzüglich gut und gern. Nach und nach wurde es jedoch mit den wissenschaftlichen Neigungen des Herzogs ernster; als Schriftsteller, Componist und Zeichner trat er selber auf. Man hat behauptet, er sei dies alles nicht ohne Beihilfe Anderer gewesen, und seine Arbeiten hätten der Feile eines Dritten bedurft. Letzteres thäte nichts zur Sache; im Gegentheil wäre es gut, wenn selbst Schriftsteller von großen Namen bei manchen ihrer Arbeiten einen solchen „feilenden Dritten" hinter sich hätten. Bei seinen schriftstellerischen Beschäftigungen, denen er sich, wie der Führung seiner starken Correspondenz, diktirend und im Bette liegend in den Vormittagsstunden widmete, war ich nie zugegen; doch weiß ich, daß dies zu Bette liegen in seinen letzten Jahren bei ihm zur Lieblingsgewohnheit wurde, welche ihm einen großen Theil des Tages wegnahm. Zuletzt hielt er sogar die Geheimrathssitzungen im Bette ab; nur in den beiden ersten Jahren befolgte er, wie später auch einigemale Herzog Friedrich IV., das Beispiel seines Vaters, der sich stets in vollem Anzug und unter Vortritt der diensthabenden Cavaliere und Pagen in die zu den Sitzungen bestimmten Räume verfügte.

Wenn also auch nicht als Schriftsteller, so hat sich Herzog August doch als Zeichner ganz selbständig unmittelbar vor meinen Augen bewiesen und die Probe gut bestanden; ich besitze noch als sein Geschenk die Federzeichnung einer kleinen Landschaft, welche er einst in meiner Gegenwart verfertigte, während ich Vortrag hatte, und auf der besonders der Baumschlag trefflich gelungen ist. War mithin der Herzog unstreitig mannichfach begabt, so mußte es um so empfindlicher verletzen, wenn sich nicht lange nach seinem Tode Hofrath Eichstädt in Jena bewogen fühlte, das Ciceronianische Latein seiner Schrift Memoria Augusti, Ducis

Saxoniae (Gotha, 1823), durch ein Anhängsel zu beschimpfen, wie die deutschen Briefe des Herzogs an Fräulein Sidonie von Dieskau und den Knaben Eduard Manso. Allgemein war man entrüstet, daß diese nie für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Ergießungen so taktlos zum Druck gelangen konnten. Wir, denen das Bild und die Verhältnisse der Personen, namentlich die bizarren Launen des Herzogs vor Augen standen, wir wußten, was von den Auswüchsen der letzteren entschuldigend zu denken war; nicht so das große Publikum. — Noch kenne ich zwei andere Aktenstücke aus des Herzogs Feder; eines ward unter den Papieren des guten Bertuch gefunden, dem Herzog August einst in Herrn von Zachs Namen eine giftige Persifflage auf den Astronomen selbst und dessen Beziehungen zu des Herzogs Mutter zum Einrücken in die „Geographischen Ephemeriden" sandte, wovor sich aber Bertuch weislich hütete; das andere ist das Original des Handschreibens an den Papst, welches jenes Bild begleitete, dessen ich oben Erwähnung that. Mein Schwager Jacobs, der es hatte in's Lateinische übersetzen müssen, hielt das Original zurück;[1] die Uebertragung hatte viele Auslassungen, namentlich der Titel, welche ein protestantischer Fürst dem Papste geben wollte!

Ganz gewiß tragen alle Schriften des Herzogs August, selbst seine Briefe, den Stempel einer in seltenem Maße üppigen Phantasie, die in schwärmerisch aufgefaßten Idealen schwelgte, aber unverkennbar Genialität bewies. Dies gilt vorzüglich von seinen späteren, nur handschriftlich existirenden Dichtungen, sowie besonders von zwei großen Romanen: der „Panedonia" (in Grassis lebensgroßem, idealisirten Portrait[2] legt er die Hand darauf) und in der „Emilia".

[1] Abgedruckt ist es im Jahre 1840; s. „Friedr. Jacobs' Vermischte Schriften," VII, 522—526.

[2] Bildniß des Herzogs August in schwarzer spanischer Tracht. Es wird noch jetzt im Schlosse zu Gotha gezeigt.

Letztere, bändereich, las er besonders gern in engvertrauten Kreisen vor; das Werk soll noch kurz vor seinem Tode beendigt worden sein. Viele Lebende hatten zu den darin auftretenden Personen gesessen; wie alle Handschriften des Herzogs, soll sich auch die „Emilia" im Besitze der Herzogin von Coburg, seiner Tochter befinden. Zur „Panedonia" wie zur „Emilia" hatte Grassi nach des Herzogs Angaben Bilder gezeichnet und ausgeführt.[1] Gedruckt sind von Herzog August (außer den Briefen, welche Jean Paul veröffentlicht hat und von welchen in dessen Nachlaß noch mehrere vorhanden sein werden): das „Kyllenion, oder ein Jahr in Arkadien; 1805." Es ist, wie das vorgedruckte Akrostichon beweist, meiner Nichte Caroline Ettinger (jetzt verheiratheten Arnold in Bromberg) zugeeignet, einem damals in ihrer Blüthe stehenden, sehr gebildeten Frauenzimmer, welches bei anmuthiger Jugendfrische und ein paar schönen Augen Begabung und Liebenswürdigkeit vereinigte. Ferner ist gedruckt: „Vierzehn Briefe eines Karthäusers, geschrieben im Jahre 1755 zu Paris," aus dem Französischen des Charles Pougens (Paris, 1820) frei und mit vielen Zusätzen vom Herzog übersetzt, aber nur als Handschrift an wenige Freunde vertheilt.

Den Sammelgeist der sächsischen Fürsten besaß auch Herzog August in vollem Maße. Schon sein Wohn- und Schlafzimmer war eine reiche Gallerie von Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus allen Fächern der Natur wie der Kunst und Literatur, die bunt durcheinander lagen, standen, in Schubfächern ruhten u. s. w. Im Jahre 1817 verschaffte ich selbst ihm aus Augsburg einige seltene Exemplare versteinerter Thiere durch die Gefälligkeit des Herrn von Ahorn, dem er nachher für sein Museum ein schönes Exemplar eines

[1] Im Ganzen sechs, welche in der Herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha aufbewahrt werden. (Abth. VI, 5. 6. 7. 8. 10. 11.) Vergl. Louise Seidler, a. a. O., S. 75. Laut Katalog der Gemäldegallerie sind die Bilder gemalt im Jahre 1809.

Elephantenzahns aus den Tonnaschen Fossilien übersandte. Ebenso erhielt der Herzog von mir ein interessantes Stück, welches mir vor Jahren mein Freund Murr[1] in Nürnberg, dieser große Alterthumskenner, geschenkt hatte: einen Dolch des Herzogs von Alba,[2] von dem er so lange sprach, bis er ihn besaß. Eine Sammlung des Herzogs bestand aus Damenfächern; hierzu lieferte ihm besonders der Hofrath Baron Block aus Dresden, Conservator des grünen Gewölbes und des K. Schatzes, große und theure Beisteuern. Ueberhaupt machte dieser mehrere Spekulationen auf den Herzog August, dessen Zutrauen er viele Jahre hindurch genoß, bis ihn seine Betrügereien und Diebstähle bei'm grünen Gewölbe nach Zwickau in's Zuchthaus brachten. — Von allen diesen aufgehäuften Sachen und Sächelchen wußte der Herzog in jedem Augenblicke jedes Stückchen zu finden und bemerkte sofort jede Lücke. Außer den Vermehrungen der schon bestehenden Sammlungen des Hauses schuf er noch zwei neue von großer Auszeichnung und Seltenheit: das chinesische Kabinet und die Seetzensche Sammlung, oder wie sie im Adreßkalender genannt wurde: die asiatische. Das chinesische Kabinet ist wohl einzig in Deutschland, vielleicht in ganz Europa; der Herzog erhielt dazu viele Geschenke, z. B. von den beiden russischen Kaiserinnen. Eine Dänin, Fräulein von Hvid (welche nachher in Gotha starb und selbst ein gutmüthiger weiblicher Sonderling war), verhalf ihm durch die dänische ostindische Compagnie zu vier lebensgroßen Statuen von Mandarinen, in ihre echten Staatsanzüge gekleidet. Wie es gelang, alle diese Kunstschätze und Merkwürdigkeiten 1824 zu einem (von Reisenden häufig aufge-

[1] Christoph Gottlieb von Murr, geb. 6. August 1733 zu Nürnberg, gestorben ebenda am 8. April 1811 als kgl. bayerischer pensionirter Wegamtmann; Forscher und Sammler.

[2] Wohl die jetzige № 61 der Abtheilung XXIII des Herzoglichen Kunstcabinets zu Gotha: „Kleiner Dolch mit Stahlgriff in schwarzer Scheide, von dem Herzog von Alba."

ſuchten) Muſeum im Schloſſe Friedenſtein zu vereinigen, werde ich ſpäter berichten.

Mit Ulrich Jaſpar Seetzens Bekanntſchaft und Sendung verhielt es ſich folgendermaßen. Derſelbe kam mit ſeinem Begleiter, einem Apotheker aus Jever oder Zerbſt, 1802 nach Gotha und ſuchte unter der Aegide des Herrn von Zach, an den er empfohlen war, Unterſtützung für ſeinen Plan einer Reiſe in das Innere von Afrika. Als Zachſchen Schützlingen konnte den Beiden das Wohlwollen der Herzogin nicht fehlen; ſie ſpeiſten täglich bei ihr und machten in einer Art von Hofuniform mit kleinen runden Hüten einen ſeltſamen Aufzug. Herzog Ernſt bewilligte tauſend Thaler ein- für allemal; der damalige Erbprinz Auguſt ſchloß ſich mit Verſprechungen und Aufträgen an. Die Reiſe ging im Auguſt 1802 vor ſich, doch ſchon an der Donau wurde Seetzen von ſeinem Gefährten, dem Apotheker, aus Schreck über einen Räuberangriff verlaſſen. Erſt auf der Reiſe hat ſich Seetzen die Kenntniſſe erworben, die nun ſeinen Namen berühmt machen; bei'm Antritt derſelben waren ſolche höchſt oberflächlich, namentlich mangelte ihm die Beurtheilungsgabe. Das bewies gleich ſeine erſte Sendung an den Erbprinzen: ſie koſtete (in mehreren Kiſten) 2700 Thaler, welche Herzog Ernſt bezahlte und dafür — zum großen Mißmuth des Erbprinzen — das geſendete unter ſeinen Verſchluß nahm, um es der Kunſtkammer einzuverleiben. Ich habe dieſe Sachen wohl mit zuerſt geſehen; es waren größtentheils bekannte und unbedeutende Dinge: Gebetbücher, Korans, Pfeile, Bögen, Fiſche aus dem mittelländiſchen Meere in Spiritus u. ſ. w. Was den Herzog Ernſt nicht wenig Wunder nahm, aber unſtreitig der Vollzug eines ſtillen Auftrags des Erbprinzen war: es befand ſich dabei eine Unzahl von Turbanen in den mancherlei Geſtalten, Abzeichen und Farben, wie die verſchiedenen Beamten des Osmaniſchen Hofes oder die verſchiedenen Einwohnerklaſſen von Konſtantinopel ſie

tragen. Dabei ſchrieb Seetzen: es ſei ihm nicht möglich geweſen, ſogleich aller Spielarten habhaft zu werden; er hoffe aber, bald eine zahlreiche Nachleſe folgen zu laſſen, — was jedoch ſogleich ſtrenge verbeten wurde. Nach des Herzogs Ernſt Tode nahm der neue Regent die Sammlung an ſich, und nun begann erſt Seetzens eigentlich wiſſenſchaftlich bedeutende Reiſe, die mit jedem Fortſchreiten werthvollere Ergebniſſe brachte. Auch für Gotha wurde die Ausbeute derſelben reicher und nützlicher, obgleich von Zeit zu Zeit auch Dinge, wie z. B. etliche Flaſchen Nilwaſſer mit unterliefen. Eine große Zahl von Kiſten ging verloren. — Herzog Auguſt ließ 1810 zu Leipzig in Folio ein „Verzeichniß der für die orientaliſche Sammlung in Gotha zu Damask, Jeruſalem u. ſ. w. angekauften Manuſcripte und gedruckten Werke, Kunſt- und Natur-Produkte“ drucken; er vertheilte die Exemplare ſelbſt und es war äußerſt ſchwer, eins zu bekommen. Das letzte erhielt der ruſſiſche Graf Romanzow, derſelbe, deſſen ich bei der Kaiſerkrönung 1792 gedachte und der bei mir Nachfrage danach gethan hatte. Seit dem Drucke dieſes „Verzeichniſſes“ wurde mit der Anfertigung des Katalogs der übrigen orientaliſchen Manuſcripte und Konſtantinopolitaniſchen Drucke fortgefahren; Herzog Auguſt ließ den Aufſeher (Sekretär Möller) eigens nach Paris reiſen, um dort bei dem berühmten Langlès und anderen ſeine orientaliſchen Sprachkenntniſſe zu vermehren. Gelegentlich konnte ich einige flüchtige Blicke in dieſen handſchriftlichen, langſam vorrückenden Katalog werfen, da morgenländiſche Literatur immerfort eins meiner literariſchen Steckenpferde geblieben war. Von dieſem intereſſanten Kataloge iſt der erſte Theil unter der Geſammtregierung aus der Preſſe gekommen; am zweiten wird jetzt gearbeitet.[1]

[1] Erſchienen iſt Tomus I. Part. 1 et 2. (Gothae 1826, 4°.)

Herzog August stellte Seetzen zuweilen brieflich eigenthümliche Aufgaben, besonders wenn er in seiner satyrischen Laune war. So hörte ich ihn einst einen Brief dictiren, worin er Seetzen einschärfte: „sorgfältige Erkundigungen anzustellen, ob nicht noch Spuren von einem vor-adamitischen Menschen aufzufinden seien?“ Dabei malte er dann diesen Prä-Adamiten mit der ganzen Gluth seiner üppigen Einbildung aus.

Wenn Herzog August keine Mystificationen wie der Mediciier sich zu Schulden kommen ließ, so liebte er es dagegen, wie dieser, das Publicum zuweilen zum Besten zu haben, so z. B. ließ er einmal in ein öffentliches Blatt ein Räthsel einrücken und ergötzte sich nun, als über dessen Lösung alle Welt sich vergeblich die Köpfe zerbrach, denn es hatte keinen Aufschluß und sollte keinen haben. Dahin gehört auch der bekannt gemachte „Heirathsantrag“ einer erdichteten „Aurora,“ und zahlloses ähnliche, wovon ich nur der sonderbaren Vornamen gedenke, welche er den Täuflingen gab, bei denen er Pathenstelle vertrat. Den Sohn eines seiner Kammerdiener wünschte er „Sesostris Dschingiskhan Polynaeon Montezuma Christophel“ genannt. Für das Gevatterstehen hatte er eine wahre Leidenschaft; sehr häufig bot er sich dazu an, gleichviel ob der Vater des Täuflings in vornehmer Stellung, oder der geringste seiner Lakaien war. Die Auswahl der Namen trieb er zuletzt so bunt, daß einige Geistliche einmal ein Aergerniß daran nehmen wollten, aber sicher lag dem Herzog dabei jede Verspottung der Religion fern. Sein lebhafter Geist gefiel sich im Spiele des Witzes, in sinnreichen Einfällen, Sarkasmen, Antworten und Andeutungen, die — immer unvorbereitet — überraschend leuchteten wie Blitze des Genies. Viele seiner Wortspiele wetteifern an Feinheit und Geist mit Bièvres berühmtem Calembourg auf die grünen Schuhe der Königin Marie Antoinette: „l'Univers (uni-vert) est à

vos pieds!“ Meist waren solche Witzspiele des Herzogs August Kinder des Augenblicks, auf die Umgebung, Oertlichkeit, Personen und Zeit bezüglich, daher für den Dritten einer Erläuterung bedürftig, wodurch sie an Wirkung einbüßen würden. Viele sind aber auch an sich verständlich, wie z. B. jene Antwort, die er einer gelehrten Gesellschaft gab, welche ihn um eine Inschrift für ihr Versammlungslocal — das oberste Stockwerk eines ehemaligen Waschhauses — ersucht hatte. „Nichts ist leichter!“ antwortete der Herzog augenblicklich; „setzen Sie: ‚Unten Wäsche, oben Gewäsche.‘“ Und als einst bei der Hoftafel sich eine Fliege zudringlich auf das stark kupfrige Gesicht einer Hofdame setzte, fragte er diese ganz laut: „Haben Sie schon die neue Fabel gelesen: ‚Die Fliege ein Kupferstecher?‘“ Diese Spiele des Witzes zu sammeln, wäre ein verdienstliches Werk; es müßte aber von einem Zeitgenossen und aus dem Gedächtnisse der Umgebungen des Herzogs zusammengetragen werden, denn schwerlich ist etwas davon niedergeschrieben, und dem flüchtigen Charakter solcher Dinge gemäß schwinden sie schon in kurzer Frist aus dem Gedächtniß. Nur wenn der Ausfall einmal so bitter war, daß die Schadenfreude ihn zum Stadtgespräche machte — was allerdings häufig genug geschah — möchte mancher Geistesblitz des Herzogs in weitere Kreise gedrungen sein, wie z. B. als er einer ihm widerwärtigen Dame, die ihn in schlechtem Französisch immer „Monsieur“ nannte, endlich gesagt hatte: „Vous me faites trop d'honneur; je ne suis pas le frère du Roi de France, je ne suis que le Duc de Gotha.“ Doch nicht nur Freunde — auch sich selber und die Angehörigen seines Hauses schonte der Witz des Herzogs nicht. Der Satyre auf seine Mutter habe ich schon gedacht; hier ein anderer Zug. Die Prinzen des Hauses Gotha waren von jeher kriegerischer Art; das war nun ganz und gar gegen die Natur des Herzogs. Als er kurz nach seinem Regierungsantritt in einem Schranke

ſtörte und unter alten Sachen ein türkiſches Meſſer fand mit der Bemerkung: „Der und der Prinz von Gotha habe es bei'm Sturm von Ofen erbeutet," ſagte er: „Das iſt falſch! ‚Hinter'm Ofen erbeutet' ſollte es heißen!" Und Napoleons gelegentlicher Bemerkung: „mit den Gothaiſchen Truppen ſei er nicht ſonderlich zufrieden," begegnete der Herzog mit der Antwort: „Das wundert mich nicht; ſie haben einen ſpottſchlechten General." Erſtaunt blickte Napoleon auf — „der bin ich ſelbſt!" ſetzte Herzog Auguſt hinzu.

Oft mußte die Freimaurerei als Stichblatt der herzoglichen Witze dienen, zumal wenn er wußte, daß Freimaurer ſeines Landes zugegen waren und ihn hörten. Er war nicht Mitglied des Ordens, ließ aber keine der vielen Schriften ungeleſen, welche über dieſen Gegenſtand erſchienen und glaubte, in dem „Signatſtern" [1] die Enträthſelung aller Geheimniſſe der Maurerei gefunden zu haben. Auf keine Weiſe hinderte er die Arbeiten in den angeſehenen Logen ſeiner beiden Reſidenzen, und bei Errichtung des Thüringiſchen Kandelabers [2] ließ er ſogar eine maureriſche Anſpielung anbringen.

[1] „Der Signatſtern, oder die enthüllten ſämmtlichen ſieben Grade der myſtiſchen Freimaurerei," iſt der Titel eines 16bändigen, 1803—21 zu Berlin erſchienenen Werkes, deſſen erſte fünf Bände wichtige, doch ungeordnet durcheinander geworfene Aktenſtücke aus den maureriſchen Papieren des Miniſters Wöllner enthalten.

[2] Eine dreißig Fuß hohe Steinſäule in Form eines koloſſalen Kirchenleuchters, auf einem Hügel bei dem Gothaiſchen Dorfe Altenberga. Der Kandelaber ſteht neben den Grundmauern eines uralten kleinen Gotteshauſes, der Johanniskirche; ein Holzhauer Nikolaus Brückner aus Altenberga, der dieſe 1757 in Trümmer geſtürzte Kirche in ſeiner Jugend noch beſucht hatte, ſetzte am 3. Juni 1808 letztwillig 20 Gulden zur Errichtung eines ſteinernen Denkmals an deren Stelle aus; dieſes möglichſt würdig zu geſtalten, wurden durch Sammlungen etwa 800 Thaler beſchafft, und nun beſtimmte Herzog Auguſt als Form für das Denkmal die eines Kirchenleuchters, deſſen viereckiger Fuß auf acht Kugeln ruht und deſſen Capitäl eine von drei Engelsköpfen unterſtützte Feuerpfanne trägt, aus der eine in drei Zungen ſich ſpaltende Flamme (die drei chriſtlichen Confeſſionen andeutend) auflodert. Der Kandelaber wurde am 1. September 1811 feierlich

Viele einzelne Aufsätze über den verstorbenen Fürsten sind im Drucke erschienen; von mir, außer in der „Staatszeitung," noch in der Allgemeinen Zeitung [Beilage Nr. 109 vom Donnerstag, 4. Juli 1822]; dann von Galletti, v. Hoff, Wüstemann, Jacobs, Eichstädt — aber keiner von allen diesen hat die dem Herzog eigene und höchst bezeichnende, buntscheckige Vielseitigkeit seines Wesens aufgefaßt. Er war — besonders wenn er es sich vorgenommen hatte — im Umgange der liebenswürdigste, aufheiterndste, geistreichste, verständigste glänzendste, hochsinnigste, decenteste, würdevollste Sterbliche; allein er konnte in ganz demselben Grade auch das grelle Gegentheil von dem allen sein. In letzterem Falle nahm er jedoch Zurechtweisungen, wenn sie nur fein waren, nichts weniger als übel; es ist mir bekannt, wie eine Dame (und keine aus den vornehmsten Ständen), als er sich nach der von ihm manchmal beliebten Weise schmutziger, unanständiger Ausdrücke in ihrer Gegenwart bediente, mit den Worten aufstand: „Ich merke, Ew. Durchlaucht wünschen, daß wir uns entfernen sollen;" ein Freimuth, der ihn sogleich zum Schweigen brachte. In Bezug auf jenes Rescript, welches die Giltigkeit seiner Unterschrift von der Gegenzeichnung der Minister abhängig machte, sagte der Herzog zu Thümmel: „Sie sind mein bester Leibarzt; Sie purgiren meine Finanzen." — „Ich fürchte nur," erwiederte Thümmel, „die Kur wird nicht anschlagen, so lange Ew. Durchlaucht selbst die Recepte verschreiben," worüber Herzog August laut auflachte. Anders verhielt es sich bei gelehrten und literarischen Streitigkeiten; da behielt er nicht gern Unrecht; so z. B. in dem Streite mit dem Archäologen Sickler über eine Antike. Als auf ein

eingeweiht, und zwar als Gedächtnißzeichen der ersten (durch Bonifacius gegründeten) christlichen Kirche in Thüringen. Vergl. Polack: „Der thüringische Kandelaber" (Gotha, 1855), und Löffler: „Bonifacius" (Gotha, 1812); daselbst eine Abbildung des Kandelabers als Titelkupfer.

anonymes Inserat des Herzogs in einem öffentlichen Blatte Sickler sich ziemlich spitz vertheidigte, und die „Abendzeitung" für ihn Partei genommen hatte, sandte der Herzog einen Aufsatz an die Redaction dieses Blattes, dem man die Leidenschaftlichkeit ansah, ja, der sogar bittere Ausfälle gegen die „Abendzeitung" selbst enthielt. Letztere war aber so vernünftig, den ganzen Aufsatz ohne irgend welche Zusätze und Bemerkungen abdrucken zu lassen.

Wie liebenswürdig und geistreich der Herzog war, wenn er es sein wollte, davon bin ich bei seiner ersten Bekanntschaft mit Jean Paul Zeuge gewesen. Er war damals noch Erbprinz und brachte gewöhnlich seine Thee-Nachmittage bei der Generalin von Zastrow zu, einer alten, klugen Matrone, die sich 1761 im siebenjährigen Kriege Schweidnitz nicht hätte nehmen lassen, wenn sie und nicht ihr Gemahl Commandant gewesen wäre. Es war und blieb eine der Eigenheiten des Erbprinzen wie nachher des Herzogs, den Umgang gebildeter älterer Frauen vorzugsweise gern aufzusuchen. — Ich hatte Jean Paul auf einer Reise durch Emilie von Oppel kennen gelernt; er besuchte mich, und der Erbprinz, als er es erfuhr, ließ mich durch Frau von Zastrow bitten, den Dichter in deren Abendzirkel zu bringen, weil er ihn zu sprechen wünsche. Es geschah. Anfangs war die Unterhaltung langweilig, und Jean Paul, dem der Thee nicht behagte, forderte ein Glas Weizenbier, was im ganzen, überaus eleganten Hause unerhört war und erst geholt werden mußte. Endlich erschien der Erbprinz — mit ihm Leben, Behaglichkeit, Geist und ein gewandtes Gespräch über schöne Literatur. Bei den reichen Phantasiestücken, welche der Erbprinz prunken ließ, war Jean Paul ganz Ohr; eben erzählte jener einen Traum (versteht sich, den er nie geträumt hatte) und malte dabei mit der ihm eigenen genialen Überfülle einer ausschweifenden Einbildung das Bild des Teufels aus, der in dem Traume eine große Rolle spielte. Da trat ein Cavalier

herein, den der Erbprinz nicht leiden konnte, und flugs ſchloß dieſer ſein ſchimmerreiches Teufelsbild mit einer ganz zufällig erſcheinenden Handbewegung auf den Kommenden und mit den Worten: „Der Satan hatte angefreſſene, ſchwarze, übelriechende Zähne!“ — denn die hatte jener Cavalier.

Die Geſchwätzigkeit des Alters hat mich bei der Schilderung des Herzogs Auguſt vielleicht ein wenig weit geführt, allein er war eine ſo buntſchillernde Erſcheinung, daß man mit wenig Worten über ihn nicht auskommt. Auch darf ich wohl ſagen: unparteiiſcher als ich wird niemand über den Herzog urtheilen können, denn ich ſtehe ſo zu ſagen in der Mitte, da ich weder über ſeine Ungnade zu klagen, noch mich ausgezeichneter Gnadenbezeugungen zu rühmen habe; aber ich ſchätzte vieles Geiſtreiche und Edle an ihm. Wie hochherzig war nicht die Antwort auf ſeinem Sterbebette, als er das heilige Abendmahl verlangt hatte und man ihm einen anderen Geiſtlichen dazu nannte, als den greiſen Oberhofprediger Schäffer, welchem dies Amt zukam: „Soll ich einen alten Diener kränken?“ Dieſe Aeußerung erinnerte mich unwillkürlich an den Herzog Ernſt, unter deſſen Regierung Schäffer 1790 zu ſeiner anſehnlichen Stellung berufen wurde. Da er als Kanzelredner den auf ihn geſetzten Erwartungen nicht ganz entſprach und darüber abfällige Bemerkungen laut wurden, ſagte Herzog Ernſt das ſchöne Wort: „Ich ſchätze den Mann, denn er glaubt, was er lehrt.“ Und wenn auch kein Ernſt II., ſo war Herzog Auguſt doch ſicher nicht die groteske Caricatur, zu der man ihn, ohne auch nur das allergeringſte Gute an ihm zu laſſen, hat machen wollen, und zwar leider vielfach grade von ſolcher Seite, die dem Verewigten für manche Wohlthat dankbar verpflichtet geweſen wäre.

Digitized by Google

Achtes Buch.

Friedrich IV., letzter Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. Theilung des Landes. Schluß.

1822—1828.

Digitized by Google

24.

Dank den entſchloſſenen Maßnahmen des thatkräftigen Herrn von Lindenau (das Volk nannte ihn „Herzog Auguſts ſchönſtes Vermächtniß“), ergriff noch am Todestage des verewigten Fürſten, am 17. Mai 1822, deſſen Bruder, Herzog Friedrich, als der Vierte dieſes Namens die Zügel der Regierung. Wie ſehr wäre zu wünſchen geweſen, daß dieſes in jener Fülle phyſiſcher und geiſtiger Kräfte hätte geſchehen können, wie ſie der beklagenswerthe Mann noch ſechs Jahre früher beſaß! Ein um ſo größeres Glück war unter dieſen Umſtänden das einhellige Zuſammenwirken Lindenaus und v. d. Beckes einerſeits, und der beiden altenburgiſchen Miniſter v. Trützſchler und v. Minckwitz andrerſeits. Präſident von Trützſchler war ein raſtloſer Geſchäftsmann von hellem Blick, wie ſie nicht häufig gefunden werden; als er kurz vor Herzog Auguſts Ableben ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum feierte, ließ ich über daſſelbe in die „Staatszeitung“ [1] einen kurzen Aufſatz einrücken. Daß ſein Fürſt ihn an dieſem Tage ehrte, war in der Ordnung, aber noch freudiger mußte den Jubelgreis die Anerkennung ſeiner Verdienſte berühren, die er von dem ganzen Fürſtenthum Altenburg in Deputationen, Geſchenken und ſchriftlichen wie mündlichen Ehrenbezeugungen unaufgefordert und beredt erhielt. Von

[1] „Nationalzeitung d. D.,“ 45 Stück vom 7. November 1821, S. 805: „Würdigung des Verdienſtes.“

dem Miniſter von Minckwitz, der leider kränklich war und ſchon am 18. Februar 1823 ſtarb, will ich nur Einen Zug anführen. Er wurde zum Congreß nach Wien abgeſandt, wo man ihm bald Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem man ihn, ungeachtet er nur einen kleinen Staat vertrat, zum Mitgliede eines wichtigen Ausſchuſſes ernannte. Dabei koſtete ſeine Miſſion und ſein Aufenthalt ſo mäßige Summen, daß der Verwalter der Finanzen, welchem noch die ähnliche Miſſion eines anderen vorſchwebte, einſt zu mir ſagte: „Ich glaube, unſer Miniſter Minckwitz ißt zuweilen ſein Mittagsbrot auf der Gaſſe, ſo wenig braucht er.“

Dieſe vier genannten wirkten fortdauernd in einem ſo ſchönen Einverſtändniſſe, wie es nur bei Ehrenmännern möglich war, welche Pflicht und Recht allein feſt im Auge hatten.

Gelegentlich habe ich bereits angedeutet, daß eine gewiſſe Partei ganz darauf hinarbeitete, ſchon den Prinzen Friedrich der Blödſinnigkeit zu beſchuldigen, ohne daß dafür ein Grund angeführt werden konnte, als ſeine Indolenz und daß er nicht ſpreche. Leider fuhr man fort, auch den nunmehrigen Herzog von dieſem Geſichtspunkte aus zu behandeln, und ſo erſetzte man das Hofmeiſterthum des Italieners Rinazzi unter dem Vorwande der Geſundheitspflege durch das Commando des Arztes. Dieſer ließ dem beklagenswerthen Fürſten ſo wenig Willen, wie einem Kinde; nothwendig mußte Herzog Friedrich, der dies ſehr wohl fühlte, ſeinen Stand aber und ſeine Würde recht gut kannte, durch das ewige Hofmeiſtern und Vorſchreiben (bis zur Priſe Tabak!) je länger deſto mehr zu einer Gleichgiltigkeit geſtimmt werden, welche zuletzt gradezu in Apathie ausartete. Oft hätte mir das Herz zerſpringen mögen, wenn er mit dem lieben ihm noch übrig gebliebenen Auge mich anſah, als wolle er in meiner Seele leſen; wenn er dann den wehmüthigen Antheil meines Herzens auf meinem Geſichte entdeckte und ſich naſſen Blickes mit einem Drucke der Hand

und zuweilen mit den schwer gelallten Worten wegwendete: „Guter Reichard!“ Was mußte in dem Inneren des fürstlichen Verkannten, furchtbar Leidenden vorgehen, dem jede Sylbe, die er sagte, unsägliche Schmerzen verursachte, denn sein ganzer Zustand, von seiner Starrsucht, 1803, an, bis zu seinem Tode, 1825, war Wirkung eines nie geahnten Übels — eines großen Kopf-Polypen! — —

Drei völlig von einander abweichende Stufenfolgen seines Zustandes sind meiner Meinung nach am Herzog Friedrich seit seiner letzten Wiederkunft aus Italien zu unterscheiden: die erste Zeit gleich nach der Rückkehr, oder die Rinazzische Periode. Damals sprach er noch vernehmlich und mit warmer Theilnahme; an seinem Erinnerungsvermögen zweifelte selbst die Opposition nicht. Sein erster Gang war zum Grabe seines Vaters. Er kümmerte sich sogleich um sein Hauswesen, dankte z. B. am Tage nach seiner Ankunft seinem alten Haushofmeister und dessen Frau für ihre Sorgfalt in seiner Abwesenheit, und alles dies aus eigenem Antriebe. Aber wenn er bei Hofe erschien und der Reihe nach herumging, um jedem ein freundliches Wort zu sagen, so fand er Gleichgiltigkeit, ja, Kälte; dies wirkte auf ihn, wie auf Rinazzi, der ihn ganz leitete, zurück, so daß ihn der Italiener zuletzt die Hoftage nicht mehr besuchen ließ. Nun kam die Zeit von Rinazzis ausschließlichem, mit allem Nachdruck eines Beichtvaters gehandhabtem Oberbefehl; doch war die Lebensweise, welche der Prälat den Leidenden beobachten ließ, dem großen, starken, stattlichen Manneskörper angepaßt: häufige Bewegung zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen; stärkender Genuß von Speise und Trank, nicht mit Ueberladung, sondern mehrmals am Tage. Kleine gesellige Vereinigungen von Personen, die den Prinzen liebten und die ihm wiederum genehm waren, kleine Concerte und ähnliche Veranstaltungen zerstreuten den Leidenden sehr angenehm, so daß er nur widerstrebend nach dem südlichen Frankreich

ging. Des Prinzen Lyoner Aufenthalt bildet in seinem Leben eine zweite scharf abgetheilte Epoche; als Nicht-Augenzeuge kann ich über dieselbe nichts weiter sagen, als daß die beiden Italiener über die Alpen in ihr Vaterland zurückreisten, und daß der Prinz in einem weit schlechteren Zustande wiederkam, als er gegangen war, doch befand er sich noch immer besser, als endlich bei der dritten Epoche: der Marienbader, wo er der Facultät wieder anheimfiel. Der Leibarzt hatte versprochen: „den Kranken binnen Jahr und Tag herzustellen"; Herzog August, der in diesen Leibarzt ein besonderes Vertrauen setzte, befahl also, dessen Verordnungen genau zu befolgen. So mußte denn der Kranke das Marienbad gebrauchen, aus dem er geschwächter und angegriffener zurückkam, als er es je gewesen. Ninazzi hatte Bewegung, mäßige Diät und kleine Erheiterungen vorgeschrieben; jetzt trat plötzlich ein völlig entgegengesetztes Verfahren ein: der Prinz mußte Wochen lang im Bette liegen, sich absondern von jedem geselligen Umgange, dem ihm angenehmen Zeitvertreibe eines kleinen Theaters entsagen, ja, sich mit Speise und Trank bis zur Sancho-Pansa-Diät einschränken. Dazu die Bestürmung mit Arzneien! — Unterrichtete Personen haben glaubwürdig versichert, daß mit Rhabarber, Bitterwasser und Kräutertränken in riesigen Massen viele Wochen lang fortgefahren wurde. War es ein Wunder, wenn dieser Herkules endlich ausgehöhlt wurde, wie eine taube Nuß? Wenn zuletzt vollkommene Apathie eintrat und die wehmüthigste Ergebung in ein grausames Schicksal?

Immer habe ich mein Scherflein dazu beizutragen gesucht, die im Publikum verbreiteten Nachrichten über Herzog Friedrichs Gesundheitszustand, namentlich über seine Geisteskräfte, in öffentlichen Blättern zu berichtigen, oder (wie gelegentlich in der Staats-Zeitung) die altgläubigen Lutheraner, die immer in Todesangst vor einem erneuerten Religionskriege lebten, wegen der Gefahren zu beruhigen, welche für den

protestantischen Cultus der Unterthanen des Herzogs daraus erwachsen könnten, daß er selbst katholisch geworden war. Feierlich hatte er seinen Rechten als oberster Bischof des Landes entsagt und dieselben seinem protestantischen Ministerium übertragen. Ueberhaupt bestand die öffentliche Kundgebung vom Katholicismus des Regenten, der oft die protestantischen Kirchen, aber nie den katholischen Betsaal zu Gotha besuchte, in nichts weiter, als daß alle drei Tage ein katholischer Geistlicher Namens Wierschmidt,[1] ein aufgeklärter Mann, aus dem benachbarten Erfurt zu ihm kam.

Nicht verschweigen darf ich das Gerücht eines Planes, den Herzog 1823 nach Frankfurt zu entführen, um ihn dort der Bundesversammlung als „zur Regierung unfähig" vorzustellen. Er war in seinem gewöhnlichen Palais geblieben, weil man die Wohnung dort für seine Gesundheit zuträglicher fand, als die Residenz in dem hochgelegenen, jeder kalten Zugluft ausgesetzten Schlosse Friedenstein. Dieses Palais lag ganz einsam am Ende aller Wohnungen der Vorstadt im freien Felde und wurde nur von einem einzigen Posten bewacht. Hierauf muß der Plan gebaut gewesen sein, der aber scheiterte; plötzlich wurde ein Commando von zehn Mann, und zwar (etwas ganz Ungewöhnliches!) mit scharfgeladenem Gewehr dem Palais gegenüber postirt; auch andere Vorkehrungen waren rasch getroffen, so daß Diejenigen, welche die Zeit nicht abwarten konnten, des Herzogs Erbe anzutreten, sich noch etwas gedulden mußten. Etwa in dieselbe Zeit fällt auch die Anmaßung von Hildburghausen, in einem eigenen Ministerial-Sendschreiben vom 8. November 1823 sich zu beschweren, daß „laut Gotha-Altenburgischem Hof- und Adreßkalender eine auffallend große Anzahl von Subalternen bei einigen oberen Landesbehörden angestellt sei." Man hoffe in Hildburghausen, daß diese

[1] Würschmitt? (Name einer Erfurter katholischen Familie aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.)

Dienerschaft „immer mehr auf die zur ordnungsmäßigen Besorgung der Geschäfte wirklich unentbehrlich nöthige Anzahl werde beschränkt werden," denn — fügte man zart hinzu — dies sei „in Hinsicht auf das mögliche Erlöschen der Gothaischen Speciallinie als eine der wesentlichsten und wichtigsten Rücksichten anzusehen, durch deren genaue Beobachtung die dereinstige Auseinandersetzung unter den betheiligten agnatischen Häusern wesentlich erleichtert" werden müsse. Unterzeichnet (und natürlich auch ausgegangen) war diese Kundgebung von demselben E. v. Braun, den als einen Fremden Herzog August in seine Dienste nahm und ihm ansehnlich rentirende Ehrenposten übertrug. Nach des Herzogs Tode legte Braun seine Aemter nieder, um als Minister in Hildburghausensche Dienste zu treten. Zum Glück stieß er mit seinem Rescripte auf einen Lindenau, der ihn nach Gebühr zu bedienen wußte.

Wie trübe das „böse Jahr" 1822 für mich verlief, habe ich gezeigt; merkwürdig war es aber, daß der fast in seinen letzten Tagen erfolgende Tod meiner guten Tante Bube dennoch einen wichtigen Glücksfall für meine Familie herbeiführen sollte. Durch die wunderbaren Fügungen des Schicksals ging noch am Abendhimmel meines Lebens ein heller Stern auf und leuchtete freundlich in die Zukunft meiner Kinder. In stiller Häuslichkeit, vom Geräusche der Welt entfernt, hatte die greise Tante mit einer vieljährigen treuen Dienerin, die nach Verdienst reichlich belohnt wurde, einsam dahingelebt; unserer Handlungsweise gemäß, drängten weder ich noch meine Kinder uns an sie, sondern beschränkten uns auf das, was Ehrfurcht und Anstand gebot. Daß ihr Ableben mich dennoch tief ergriff, wird man mir glauben; als ich den Trauergang hinter dem Sarge dieser letzten Verwandtin ging, neben mir mein eben auf Urlaub in Gotha verweilender Sohn im stattlichen Schmuck seiner Ehrenzeichen, seiner Kriegertracht und Männlichkeit — da bestürmten mich

Empfindungen und Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart so mächtig, daß ich mich an einen nahen Grabstein lehnen mußte, um nicht umzusinken. Wenige Tage später — wir schrieben schon 1823 — wurde ihr Testament eröffnet, und nun zeigte sich das Rechtsgefühl der dahingeschiedenen Matrone in seinem schönsten Lichte, indem sich wider gar Vieler Erwartung fand, daß sie das mit der Hand meines Onkels erheirathete, beträchtliche Vermögen der alten Familienquelle zurückgegeben und meine beiden Kinder zu ihren Universalerben ernannt hatte. Dank dieser hochherzigen Handlungsweise meiner greisen Tante gingen die Erwartungen meines guten Urgroßvaters Ballstädt noch spät und an der Grenze meines eigenen Lebens doch wenigstens annähernd in Erfüllung.

Das Jahr 1823 hatte nichts merkwürdiges für mich, als daß ich meine Vaterstadt seit 1817 zum erstenmale wieder verließ und eine erheiternde Zusammenkunft mit Lorenzo Schaezler zu Kissingen unter Klaushofs hundertjährigen Eichen feierte; dazu gesellte sich, wie schon gelegentlich erwähnt, Naglers, des hochverdienten Reformators des alten Post-Wirrwarrs ehrender Umgang. Zuletzt folgte noch die Erfüllung eines langgenährten Wunsches: der Besuch von Schlangenbad; ich stärkte mich durch die Bäder im herrlichen Wasser und machte einige Ausflüge am Rhein, um mich vor der langen Weile zu retten, denn der Brunnengäste waren wenige, und darunter kein einziger von Geist. Am 3. März 1824 hatte mein Sohn mit mir meinen Eintritt in das fünfundsiebenzigste Lebensjahr gefeiert; nur einige Tage war er geblieben, dann trat er, als echter Sohn des „Passagier," in Gesellschaft zweier Freunde eine Reise nach Italien an. Vorher hatte er, ohne mein Wissen, seiner ernsten Denkart gemäß sein Testament niedergelegt.

Übrigens vervollkommnet sich doch jetzt das Reisen immer mehr; im nächsten Jahre, 1824, war es, wo Herr

von Lindenau, der die Herzogin-Wittwe meines fürſtlichen Freundes, Ernſt II., zu Genua wegen des von ihm geplanten Muſeums geſchäftlich aufgeſucht hatte, dort mit einem Engländer über ſchnelles Reiſen wettete. Der Britte hatte nämlich behauptet: wir Deutſchen ſeien viel zu bequem, um jemals ſchnell zu reiſen; dies erbitterte den patriotiſch geſinnten Lindenau ſo ſehr, daß er wettete: von Genua nach Gotha binnen ſiebenmal vierundzwanzig Stunden fahren zu wollen. Wirklich traf er am 7. Auguſt 1824, Abends 8 Uhr — noch vier Stunden vor Ablauf der Friſt — in Gotha ein, wo er ſogleich eine Urkunde aufſetzen ließ, um ſeinen Sieg, der ihm 60 Flaſchen Madeira eintrug, zu erhärten. Da er noch dazu anfangs ohne eigenen Wagen, nur mit Poſtchaiſen gereiſt war, an denen ihm auf italieniſchem Boden nicht weniger als zweimal die Räder brachen (erſt in Augsburg kaufte ſich Lindenau eine eigene leichte Droſchke), ſo iſt das Ergebniß der Wette gewiß bemerkenswerth. Die Frucht dieſer Reiſe des edlen Lindenau zu der Allodial-Erbin war die Erhaltung der reichen Kunſtſchätze (die Allodialvermögen waren) für unſere Stadt, und damit die Möglichkeit der Ausführung jenes Muſeums, wovon ich ſchon ſprach; man vermehrte die vorhandenen Beſtände noch durch den Ankauf der vom Baron Anthing nachgelaſſenen Sammlung von Gegenſtänden aus Borneo und Java, arbeitete überhaupt mit aller Anſtrengung daran, das Muſeum dem Herzog Friedrich noch zu deſſen Geburtstage, den 28. November, übergeben zu können; um die Einrichtung des Ganzen machte ſich namentlich der Geheimrath E. F. von Schlotheim als Oberaufſeher höchſt verdient.

Etwa zu derſelben Zeit (am 21. October 1824) erlebte ich einen ſeltenen und ſchönen Tag, nämlich das fünfzigjährige Jubiläum unſerer Freimaurerloge, welches ſehr feierlich begangen wurde; ein Comité, zu deſſen Vorſitzendem ich neunundvierzigjähriger Maurer ernannt wurde, bereitete das Feſt ſinnig

vor. Im Arbeitssaale war auf meine Anregung eine Todtentafel angebracht worden, welche die Namen zweier Fürsten enthielt: des Herzogs Ernst und seines Bruders August. Dann folgten die Namen von vier Meistern vom Stuhl, sowie von hundertsechs Meistern und Gesellen und dienenden Brüdern, mit Weglassung der Verschollenen. In einem Sternenkranze stand die Ueberschrift:

„Zum ewigen Osten
sind uns vorangegangen
vom 21. October 1774 bis dahin 1824
die BB“

und unten am Schlusse der Tafel, gleichfalls in einem Kranze von Sternen die Worte:

„Die □
gedenkt heute
ihrer Todten.“

Unter der Tafel befand sich ein Altar, auf welchem das erste Protokoll lag, bewacht, wie im Leben, von den Büsten Ernsts und Augusts des Bruders; zur Seite das Bildniß Ekhofs als ersten Hammerführers von 1774 und Stifters des „Kosmopoliten,“ woraus „Rautenkranz,“ „Kompaß“ und „Ernst zum Kompaß“ zum schönen Maurerverein hervorging. Nach Eröffnung der Loge überraschte mich der vorsitzende Meister Graf Salisch, indem er mir als ältestem Maurer mit dem Hammer die Führung derselben übergab, doch nahm ich sie nur auf einige Minuten an, zu einem Dankgebet für die Versammlung und ihn. Salisch hatte mir auch aufgetragen, die Geschichte der Loge zu schreiben; eine Arbeit, welche ich mit Wehmuth, aber auch mit Genugthuung ausgeführt habe, denn ich fand in den Protokollen, welche ich benutzte, seit fünfzig Jahren eine Summe von Wohlthaten verzeichnet, die von dieser Loge ausgegangen waren; auch Auswärtige, wie z. B. der Weltumsegler Forster,

als er 1790 zu London in Noth war, wurden von ihr unterstützt. Meine kleine Schrift führt den Titel: „VERSUCH EINER GESCHICHTE D. G. U. V. □ [1] Ernst zum Kompass und ihren aelteren Schwestern im Orient von Gotha. Vom Br. Reichard, Dep. Mstr. An ihrem Jubelfeste. Den 21. October 1824.“ (12.) Die Loge ließ sie auf ihre Kosten drucken [2] und vertheilen; sie fand überall freundliche Aufnahme. Ich selbst halte sie für meine beste maurerische Schrift. Manches aus der Geschichte der Freimaurerei überhaupt habe ich darin einfließen lassen, in so fern es mit unserer Loge verwandt, aber kaum noch bekannt war, außer mir noch allein übrig Gebliebenem. Auch enthält mein Schriftchen manche denkwürdige Notiz aus dem maurerischen Leben des Herzogs Ernst, namentlich [S. 39] eine Widerlegung der betreffenden Angaben des Aufsatzes in der mehrerwähnten, sonst so lobenswerthen Thümmelschen Schrift.

Der Jubeltag des 21. October 1824 verlief unter Reden, Gesang und feierlicher Aufstellung des trefflich gelungenen Bildnisses unseres Meisters von Salisch (als neuen Stifters von 1806) neben dem Bilde Ekhofs sehr würdig; nach der Arbeitsloge besuchten die Brüder in einem anstoßenden Locale die in Form eines T aufgestellte Tafel von 27 (3 × 9) ehrbaren männlichen Armen, deren keiner jünger war als Fünfzig. Die Armenpfleger hatten sie ausgesucht; auf Kosten der Loge wurden sie mit Speise und Trank reichlich bewirthet.

So schloß das Jahr unter bedeutenden, schönen und erhebenden Eindrücken — desto trüber sollte sehr bald das

[1] „Der Gerechten Und Vollkommenen Loge.“

[2] In der Engelhard-Reyerschen Hofbuchdruckerei. Es sind nicht mehr Exemplare abgedruckt worden, als zur Vertheilung an die Glieder der Loge und zur Versendung an die correspondirenden Logen sich nöthig machten.“ (Schlußnotiz der „Geschichte.“)

nächste sich gestalten, denn schon am 11. Februar 1825 erscholl die Trauerkunde vom Tode Friedrichs IV., herbeigeführt durch die schlagflüssigen Folgen eines ungeheuren Polypen, der, immer wachsend, auf seinem Gehirne lastete, dessen Vorhandensein niemand ahnen konnte, ja, den niemand entdeckt haben würde, wäre nicht auf ausdrückliche Veranlassung des Großherzogs Carl August von Weimar noch im letzten Augenblicke gelegentlich der Section des Herzogs auch dessen Kopf geöffnet worden, denn bis dahin hatte man — wie bei dem Herzog August — sich genügen lassen an der Section des Unterleibes. Dieser Polyp dürfte entstanden sein in Folge eines heftigen Stoßes auf die Hirnschale; als nämlich Prinz Friedrich 1797—98 zu Magdeburg als Volontär bei'm Regimente Kleist stand, um sich zu seinen Militärdiensten in Holland vorzubereiten, rannte er einmal bei dem Hauptmann v. d. Marwitz (wo er zum Besuche war), indem er von Hunger getrieben in die Küche eilte, um die Hausfrau zu suchen, so heftig gegen den Herdmantel, daß er bewußtlos zu Boden sank. Schon 1803 hatte der alte Grimm die Ursache der Erkrankung des Prinzen im Gehirn gesucht, war aber mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen; die Section sollte ihn, und zugleich den armen Todten rechtfertigen, dessen Zeichen, als ihm schon das Sprechen unmöglich wurde, man so oft mißdeutet hatte; wie z. B. wenn der Herzog die Hand der ihn Besuchenden auf seinen leidenden Kopf legte u. s. w.

Die Entdeckung dieser unerwarteten Krankheits- und Todesursache erregte natürlich das größte Aufsehen in den weitesten Kreisen; verstummt sein soll darüber sogar der alte Graf Beust, Landstand zu Altenburg, der bei der Nachricht von des Herzogs Tode in der ihm eigenthümlichen Redeweise gesagt hatte: „C'est bon, es ist gut, qu'il est mort, daß er todt ist; ich hätte sonst auf dem Landtage beantragt, ihm einen Vormund zu setzen.“ Namentlich war auch die medi-

cinische Welt über die „Balggeschwulst“ — wie die fachwissenschaftliche Bezeichnung lautete — in Aufregung, so daß die beiden Leibärzte Hofräthe Dres Dorl und Ziegler sich veranlaßt sahen, [in Nr. 48 der privilegirten Gothaischen Zeitung vom Freitag, 25. März 1825] einen öffentlichen Rechenschaftsbericht über den Leichenbefund im allgemeinen und den „tumor cysticus“ im besonderen zu geben, woraus ich bei der Merkwürdigkeit dieser im höchsten Grade eigenthümlichen Erscheinung nachstehendes wörtlich mittheile:

„Der Durchlauchtigste Herzog Friedrich IV. befand sich im Laufe des zuletzt verflossenen Jahres fortdauernd in einem ungestörten körperlichen Wohlsein. Dieses dauerte bis zum 3. Februar 1825 fort, wo Derselbe von einem heftigen Schnupfen befallen wurde. Am 10. Februar gegen Mittag trat indeß bei dem Herzoge plötzlich ein heftiger Fieberfrost ein; gegen Abend vermehrte sich derselbe und nach Mitternacht wurde der Herzog von einem krankhaften Zittern des ganzen Körpers befallen, was nach Verlauf einer Viertelstunde im verstärkten Grade zurückkehrte und sich in der Form von convulsivischen Bewegungen über den ganzen Körper ausbreitete. Zu gleicher Zeit traten auch alle Kennzeichen einer anfangenden Lungenlähmung (Paralysis pulmonum) ein, bis früh gegen 5 Uhr die krampfhaften Bewegungen in Starrkrampf (Tetanus) übergingen, während welchem der ganze Körper in der stärksten Spannung der Streckmuskeln starr daliegend rückwärts gebogen wurde. Dieser furchtbare Anfall dauerte in gleicher Heftigkeit gegen 25 Minuten anhaltend fort, und mit dem Nachlasse desselben war die Lähmung, welche anfangs die Lunge ausschließlich zu befallen drohte, allgemeiner. Alles Bewußtsein, alle Empfindung und Bewegung war ganz vernichtet. So verschied Herzog Friedrich IV. sanft und ruhig gegen $^3/_4$ auf 7 Uhr Morgens an einer allgemeinen Lähmung (Paralysis universalis), deren veranlassende Ursache durch kein Nachdenken erforscht und

bestimmt werden konnte; deren schnelle und unerwartete Ausbildung aber durch den Befund der vorgenommenen Leicheneröffnung, und zunächst der Eröffnung der Schädelhöhle, nur gar zu sehr in's Licht gesetzt wird.

Es hat sich nämlich hierbei folgendes äußerst merkwürdige Ergebniß gezeigt:

Die Knochen, welche die Wölbung der Schädelhöhle bildeten, waren von einer ganz ungewöhnlichen Dicke und Stärke, vorzüglich auf der rechten Seite. Die zwischen den beiden Tafeln sonst befindliche zellige Knochensubstanz war ganz und gar verschwunden. Die Blutgefäße der harten Hirnhaut waren mehr blutleer, als mit Blut überfüllt; die der weichen Hirnhaut waren in einem ganz natürlichen Zustande. Schon vor Zurücklegung der harten Hirnhaut wurde in der Gegend der rechten Stirnhöhle ein wulstig abgerundeter Körper bemerkt, dessen röthlichgelbe, eisenrostähnliche Farbe durch die harte Hirnhaut durchschimmerte. Während die harte Hirnhaut kunstmäßig vom sichelförmigen Fortsatze getrennt und in vier Lappen getheilt zurückgeklappt wurde, floß eine bedeutende Menge Wasser aus, was sorgfältig aufgenommen und gewogen zwanzig Loth betrug. Nach Zurücklegung der harten Hirnhaut wurde der früher bemerkte fremde Körper sichtbar. Er bildete, so viel er jetzt unverrückt in seiner Lage und Verbindung beurtheilt werden konnte, eine ziemlich elastische Geschwulst, die sich, von der vorderen Spitze des vorderen rechten Lappens des Gehirns aufwärts steigend, über die Wölbung der ganzen rechten Halbkugel des Gehirns, auswärts bis in die rechte Schlafgegend, hinterwärts bis nach dem Hinterhaupte hin erstreckte und ausdehnte. Ein Entstehen der Geschwulst aus der harten Hirnhaut, oder eine organische Verbindung derselben konnte durchaus nicht aufgefunden werden. Die ganze Masse der Geschwulst hatte sich in die Gehirnsubstanz der rechten Halbkugel ihrer Form nach tief eingepreßt; die ganze rechte

Halbkugel des Gehirns wurde dadurch bedeutend hinüber nach der linken Hälfte der Schädelhöhle gepreßt. Die aus ihrer Lage und Verbindung herausgenommene Geſchwulſt hatte die Geſtalt einer großen Niere. Ihre Länge betrug ſechs Zoll drei Linien, die größte Breite drei Zoll zwei Linien und die größte Dicke einen Zoll zwei Linien Pariſer Maß. Das Gehirn erſchien viel kleiner, als es nach ſeinem normalen Zuſtande hätte ſein ſollen, was auch ſein Gewicht auswies, das nur zwei Pfund vier Loth ein Quentchen betrug.

Wir haben unſer ärztliches Urtheil einſtimmig dahin ausgeſprochen: daß dieſe zwiſchen der harten Hirnhaut und der Spinngewebehaut auf der rechten Halbkugel des Gehirns aufliegende, dieſelbe zuſammen- und ſeitwärtspreſſende Balggeſchwulſt für die alleinige Urſache der verſchiedenen Krankheitszufälle, welche Se. Durchlaucht ſowohl in den früheren Lebensjahren, als ſpäterhin erlitten hatten, ſowie von der in der Conſtitution des Herzogs ſtets bemerkten Eigenthümlichkeit zu halten ſei; die widernatürliche, zwiſchen den Gehirnhäuten und dem Gehirne befindliche Waſſerergießung aber für die nächſte, den ſchnellen Tod herbeiführende Urſache erklärt werden müſſe."

Man ſieht aus dieſem Berichte, wie plötzlich der Tod des Herzogs eintrat; die allgemeine Beſtürzung darüber war der Lage der verwaiſten Lande angemeſſen. Sie würde noch gewaltiger geweſen ſein, hätte nicht die Einſicht der Agnaten im Einklang mit den geprüften und bewährt erfundenen Landesminiſtern ſchon lange vorher eine Geſammt-Regentſchaft beſchloſſen und gegründet, welche, da ſie (unter Leitung der Agnaten) nach wie vor jenen erprobten Staatsmännern anvertraut blieb, alles bis auf Weiteres völlig im bisherigen Geſchäftsgleiſe fortgehen ließ.

Da Herzog Friedrich auf derſelben Inſel beſtattet werden ſollte, wo ſein Vater und ſeine drei Brüder den Schlaf des

Todes schliefen, so wurde ich, als der einzige noch Lebende, welcher Kunde von dem Inneren des Gewölbes geben konnte, wo die Särge der beiden vorangegangenen Prinzen Ernst und Ludwig aufbewahrt wurden, ersucht, dies zu thun, und es geschah. Herzog Ernst hatte mich nämlich vor vielen, vielen Jahren einmal mit in dieses Gewölbe genommen, zu welchem er allein den Schlüssel bei sich trug. Tiefbewegt und schweigend standen wir neben einander; stumm wies er auf den Stein zwischen den beiden Särgen seiner Kinder, der einst das Postament seines eigenen Sarges werden sollte, denn damals schien er noch nicht den Gedanken gefaßt zu haben, sich in freier Erde zu betten. Erschüttert verließen wir das Gewölbe. Wer mir damals hätte sagen sollen, daß, wenn ich die moderlusterfüllten Räume desselben abermals beträte, ich den Sarg des letzten Sprossen dieses erlauchten Fürstenhauses auf jenen Stein würde stellen sehen! — —

Hier in diesem Todtengewölbe, gelehnt an die Erdenwand, die mich von Herzog Ernsts Staube trennte, kam mir zuerst der Gedanke, den drei ausgebrannten Fackeln des Sachsen-Gothaischen Regentenhauses noch in diesem meinem zweifachen Jubeljahre 1825 die Denkmünze von Bronze zu weihen, welche ich durch meines Freundes Böttiger Beistand und des Dresdener Künstlers König treffliche Ausführung habe prägen lassen. Ich ging damit so geheim zu Werke, daß mein Vorsatz selbst meinen Kindern bis zum 21. Juli, als dem Tage ihrer Austheilung, völlig verborgen blieb. Denn 1825, am 21. Juli (leider einst auch der Todestag meiner Amalie!) beging ich Alleinstehender die fünfzigjährige Feier meiner Staatsdienstzeit, wie am 24. October des nämlichen Jahres diejenige meiner fünfzigjährigen Maurerweihe. Auf der Münze sind deßhalb einige dahin deutende Anspielungen angebracht. Ihre Hauptseite zeigt drei antike, umgewendete, erlöschende Lebensfackeln, oben von einem Blumenkranze zusammengehalten, mit der Umschrift:

„Dem Andenken der freundlichen untergegangenen Sterne des Sachsen-Hauses Gotha-Altenburg.“

Neben den Fackeln stehen die Namen August (links) und Friedrich IV. (rechts); oberhalb derselben: Ernst II. Über diesem Namen erblickt man drei fünfstrahlige Sterne, über jedem der anderen nur einen solchen Stern. Unten liest man die Sterbetage der drei Monarchen:

XX. Apr. XVII. Mai. XI. Febr.

Die Rückseite trägt die Inschrift:

G. V.
H. A. O. Reichard.
H. S. Geheim. Kr. Rath
des
K. S. Civ. Verd. Ordens
Ritter
L. Jahr Staats-Dien. d. XXI. Jul.
L. Jahr F. M. d. XXIV. Oct.

Todten-Feier im Jubeljahr.
MDCCCXXV.

„G. V.“ heißt: „Gewidmet von.“ — Die „Curiositäten“ brachten [Band X. St. 6. S. 577—584] einen eigenen Aufsatz über „Die sehr merkwürdige Medaille unserer Zeit,“ nebst einer Abbildung [Tafel 10]. Und wenn das Journal de Paris bei Gelegenheit der Errichtung meiner Rigi-Tafel zum Gedächtniß des Herzogs Ernst mich „den ersten Privatmann“ nannte, „der seinem Fürsten ein solches Denkmal gesetzt habe,“ so möchte ich mich wohl auch den ersten Staatsdiener nennen dürfen, der bei seinem Jubiläum eine solche Münze auf sein erloschenes Fürstenhaus schlagen ließ.

Ich hatte nur hundert Exemplare ausprägen lassen, um ihr den Werth der Seltenheit zu geben, doch verwahre ich den Stempel, und es hängt einst von meinem Nachkommen ab, sie zu vervielfältigen. Zu meiner großen Freude genoß ich das reine Vergnügen, die Medaille gut aufgenommen und selbst von Münzsammlern ferner Länder verlangt zu sehen; ein Exemplar kam nach Mexiko.[1] Ehrenvolle, nicht in so hohem Maße erwartete Theilnahme widmeten mir meine Mitbürger aus allen Ständen an jenem 21. Juli; die mir immer wohlgewogene Herzogin Caroline von Hessen, Wittwe des Herzogs August, bezeugte mir ihren Antheil persönlich und durch einen Blumenstrauß. Das Gesammt-Ministerium, welches von meiner Jubelfeier erst durch die ihm zugeschickte Medaille Kunde erhielt, beehrte mich noch denselben Tag mit einem Glückwunschschreiben,[2] und die Durchl. Gesammt-Regenten selbst erneuerten für mich einige Wochen später [am 21. August] den seit fünfundfunfzig Jahren erloschen gewesenen Titel eines Kriegsdirectors mittels huldvoller Zuschrift. Rührende Augenblicke gewährte mir der Morgen des 21. Juli, denn als ich von der Melodie eines ange-

[1] Eines übermittelte Reichard dem Großherzog Carl August; eines dem Archiv des Hospizes auf Rigi-Klösterli. Letzteres ist dort noch gegenwärtig vorhanden, und wurde von dem schon genannten P. Veremund dem Herausgeber gütig zur Ansicht gesandt. Vergl. die mehrcitirten „Zusätze und Nachträge," S. 424, von denen Reichard ein Exemplar mit herzlicher handschriftlicher Widmung dem Archiv auf Rigi-Klösterli unter'm 13. Mai 1827 überschickte. Das Werkchen wird dort noch jetzt als werthvolle Reliquie gehütet.

[2] Zwei Männer, wie v. d. Becke und Lindenau, riefen Reichard an diesem Tage das ehrende Wort zu: er dürfe „auf ein halbes Jahrhundert eifrigen Wirkens mit dem Bewußtsein zurückblicken: daß er in diesem langen Zeitraume viel Gutes gestiftet und zum Wohle seiner Mitbürger beigetragen; daß er mit Vorsatz niemanden gekränkt, vielmehr gern jedem mit Rath und That hilfreich entgegen gekommen; daß er stets gewissenhaft seine Amtspflichten zu erfüllen sich bemüht, und überhaupt durch sein Betragen nicht nur die Liebe und Achtung seiner Nebenmenschen, sondern auch das Zutrauen, das Wohlwollen und den Dank seines Fürstenhauses sich erworben habe."

messenen geistlichen Liedes erweckt worden war, fand ich meine Hände in denen meiner glückwünschenden Tochter und meines Sohnes. Wohlbehalten war er aus Italien und Sicilien in die deutsche Heimath zurückgekehrt; einige Monate vor meinem Jubeltage [am 3. Februar 1825] hatte ich die Freude, ihn zum Rittmeister befördert zu sehen; als solcher übernahm er das Commando der in Pegau garnisonirenden ersten Compagnie des Gardereiterregiments. Am Abend des denkwürdigen 21. Juli wallfahrte ich mit meinen beiden Kindern zu den Gräbern unserer Familie, sowie zu der Gruft der drei Fürsten, deren Lebensfackeln ausgebrannt waren wie auf meiner Denkmünze, und denen ich nur jenseits für ihre vieljährige Gnade huldigen konnte. Ein schönes Gedicht des von großen Meistern wie Goethe wegen seiner Begabung belobten Professors Welcker, die „Curiositäten" meines alten Freundes Vulpius, ferner Aufsätze in der Haude- und Spenerschen Zeitung [Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 211 vom Sonnabend d. 10. September 1825, Seite 6, Spalte 1] wie in anderen öffentlichen Blättern gedachten meines Dienstjubiläums in rühmlichster Weise. Daß die an meinem Wohnorte erscheinende Beckersche National-Zeitung davon schwieg, sie, die sonst nie eine ähnliche Feier in Deutschland unerwähnt läßt, hatte wohl seinen Grund in einer Empfindlichkeit des Sohnes über die Stelle in meiner Gothaischen Logengeschichte, worin ich [S. 32 fg.] der Wahrheit gemäß — doch so schonend wie möglich und ohne Nennung des Namens — jener Rede R. Z. Beckers gedenken mußte, von der ich auch in diesen Erinnerungen gesprochen habe. Die damals von der Loge beobachtete Haltung war, zumal in jenen Zeiten der Umtriebe, zu würdig gewesen, als daß ich die Sache hätte todtschweigen können.

Einer ehrenvollen Begehung meines Maurer-Jubiläums durfte ich mich auch am 24. October rühmen und erfreuen. Eine eigene, auf Kosten der Loge gedruckte Beschreibung

unter dem Titel: „Funfzigjährige Jubelfeier des Hochw. Br. Reichard sen. Am 24. Oct. 1825. Gotha, gedruckt mit Engelhard-Reyherschen Schriften“ (12) erzählt den für mich in hohem Grade ehrenden Hergang dieses Festes.[1] Vermöchte mich etwas darüber zu trösten, daß ich, der Greis, meine drei Fürsten habe zu Grabe geleiten und der Zerstückelung ihrer Länder entgegenharren müssen — eben jene Regenten, unter denen ich die funfzig Dienstjahre vollbrachte, eben jene Länder, in denen ich als Beamter wirkte —, dann würde diese ungesuchte und allseitige Theilnahme mich getröstet haben.

Die erwähnte Theilung von Sachsen-Gotha und Altenburg — sie wurde im Sommer 1826 unter der Aegide des Veterans der Könige, Friedrich Augusts von Sachsen, von zwei wackeren, erfahrenen Staatsmännern durchgeführt; Altenburg kam an Hildburghausen, dieses an Meiningen, Gotha aber an Coburg.

Theilung! Trennung! Was hängt sich bei einem gealterten Diener, wie ich es bin, nicht alles an diese verhängnißvollen Worte! Alle Fürsten sind jetzt Väter ihrer Völker, alle ihre ersten Staatsbeamten gleichgesinnt wie sie. Aber ich war aufgewachsen und alt geworden mit kleinen Fürsten; wenn ich vor ihnen oder vor einem ihrer ersten Beamten stand, so stand neben mir die Erinnerung an meine vielen redlichen Dienstjahre und an so manches, was sich daran knüpfte. Die Zeit hatte zwischen ihnen und mir eine Art von Wahlverwandtschaft geschaffen; uns umschlang das Band der Zeitgenossenschaft. Muß ich nicht den neuen Verhältnissen fremd gegenüberstehen, wie sie mir? Ja, würde

[1] Eine in antiker Form gefertigte Votivtafel, welche von Reichard sagt: „Er nahm und gab Licht,“ wurde als bleibendes Andenken im Logenlokale, dem Altar gegenüber, unter dem Bildnisse des Jubilars aufgehangen. Ein Bruchstück aus der vom Br. Bertuch gehaltenen Festrede ist aus der Jubiläumsschrift wieder abgedruckt bei Cramer, a. a. O. Seite 20—21.

nicht meine Stellung wahrscheinlich nach allen Seiten hin jetzt weit günstiger sein, wenn ich nicht leider von mir sagen müßte:

„Neu Regiment bringt neue Leute mit,
Und früheres Verdienst veraltet schnell" —?

Nachdem ich erst zwanzig Jahre lang umsonst gedient, beträgt mein Gehalt als Director eines Departements noch gegenwärtig nicht so viel, wie derjenige manches Secretärs; ich beziehe 844 Thaler jährlich! —

Und dann — wie schneidet es nicht in's Herz, wenn man in hohem Alter so vieles zu Grunde gehen sieht, was man Jahrzehnte lang nur mit Ehrfurcht zu betrachten gewohnt war! Was habe ich — um nur Eines anzuführen — nicht gelitten, als nach dem Tode des Herzogs Friedrich IV. die Versteigerungen begannen, denen auch der Privatnachlaß des Fürsten anheim fiel! Leider bemühte ich mich vergebens, den viele hundert Nummern betragenden Schatz seiner Musikalien, seiner Kirchen-Musiken, die nie wieder so zusammengefunden werden (die meisten besaß der Herzog durch besondere päpstliche Vergünstigung) und vieles andere in unser neu errichtetes Museum gerettet zu sehen; um so mehr, als die Versteigerung oft zur grausamsten Verschleuderung wurde. Es gelang nicht — die Sache nahm ihren Lauf; aber ich konnte es nie über mich gewinnen, bei diesen Auctionen persönlich gegenwärtig zu sein, denn an jedem Stück, welches da so gleichgiltig verhandelt wurde — war es ein Kunstwerk, Geräth, Buch, Kupferstich oder was es wollte — hing für mich eine liebe Erinnerung aus alter Zeit. Auch die Reliquien unseres einstigen Hoftheaters kamen unter den Hammer, so z. B. die noch vorhandene Garderobe; doch rettete ich wenigstens Ekhofs schriftlichen Nachlaß nebst etlichen Originalen der Compositionen Georg Bendas durch Herrn von Lindenaus Dazwischentreten noch glücklich für die große

Bibliothek. Eine Lieblingsmundtasse König Friedrichs II. aus der Erbschaft des Prinzen August ward jedoch versteigert, aber glücklicher Weise für den Großherzog Carl August von Weimar erstanden. Unter den Gemälden und Zeichnungen, meist in Rom vom Prinzen Friedrich gesammelt, befanden sich zum Theil sehr merkwürdige Stücke, z. B. aus Lavaters Nachlasse. Die Partituren gingen unter dem Gewichtspreise des Papieres fort; eine Cantate, so schön geschrieben, daß ein Kenner die bloße Copisten-Arbeit auf zwanzig Louisd'or veranschlagte (es war ein Dedications-Exemplar auf Schreibpapier an Herzog Friedrich) erzielte — prachtvoll gebunden! — achtzehn Pfennige; ein anderes, ähnliches Werk nur sechs Pfennige; ein musikalisches Geschenk des Cardinals Consalvi (ich glaube, eine Messe) wurde für neun Groschen losgeschlagen.

Doch ich will nicht klagen, denn dankbar muß ich doch auch mancher Freude gedenken, welche ich erlebe; dazu gehört es namentlich, wenn ich mich als Schriftsteller vielfach freundlich anerkannt sehe. So rechne ich es mir zur Ehre an, daß der von mir genannte Karlsbader Freund Cramer mich aufforderte, ihm Mittheilungen aus meinem Leben zu machen, da er mir eine biographische Skizze widmen wolle. Ich schrieb aus dem Gedächtniß kurze Notizen nieder, denn die Handschrift dieser Erinnerungen war in Dresden bei denen, die sie nach meinem Tode herausgeben sollen. Erscheint Cramers Arbeit früher[1] als meine Selbstbiographie, die erst nach

[1] Sie trat am 20. Februar 1830, in den „Zeitgenossen" (biographisches Magazin, Leipzig, F. A. Brockhaus), Bd. 2, Heft 3, S. 3—43 an's Licht. Die kurze Skizze, in mancher Einzelnheit nicht mit zuverlässiger Genauigkeit gearbeitet, außerdem durch störende Druckfehler (besonders der Eigennamen) entstellt, sollte im Sommer 1875 das Verdienst haben, den Herausgeber des vorliegenden Werkes auf das Vorhandensein selbstbiographischer „Erinnerungen aus Reichards Leben" aufmerksam zu machen. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Handschrift nicht, wie Beck (Ernst II, S. 90, Anmerkung) behauptet, verbrannt war; vielmehr wurde sie von Reichards Enkeln in wahrhaft seltener, mit wärmstem Danke anzuerkennender Bereitwilligkeit zum Zwecke der Veröffentlichung dargeliehen. Sie war in allem wesentlichen so gut als druckfertig, wenn sie

meinem Tode gedruckt werden soll, so wird sie nur ein kurzer Abriß sein und gleichsam als Vorläufer meiner eigenen Aufzeichnungen gelten müssen.

Diese kann ich selbst nur noch mit wenigem vervollständigen, denn wohl fühle ich: das Alter naht mit mächtigen Schritten; mein Blut pulsirt immer stockender und zögernder. Nur des wichtigsten sei also noch kurz gedacht, wobei ich leider auch das [am 26. März 1826 erfolgte] Ableben meines Freundes Schaezler mit aufzählen muß, den ich im Jahre 1825 zum letztenmale in Bocklet gesehen hatte, wohin ich auf seinen Wunsch gegangen war. Schon damals beobachtete ich mit Gram die Abnahme seiner Kräfte, selbst derjenigen seines sonst so regen Geistes. Sein Glücksstern, an den er glaubte, den er deßhalb auch gern an seinen Gebäuden oder sonst anbrachte und der auch wirklich seinem Leben oft geleuchtet hatte, war ihm trübe erloschen. Nun ruhet er von rühmlicher Arbeit; ehrenvoll feierte sein König Ludwig sein Andenken.

Noch ein Verlust sollte mir bevorstehen, wenn auch Gottlob nicht einer durch den Tod. Im August 1826 wurde

auch einer sehr genauen, mit Gewissenhaftigkeit vorgenommenen Durchsicht, sowie vielfach der mühseligen Berichtigung von Daten, Buchtiteln, Hinweisen, der Orthographie von Namen u. s. w. bedurfte. Im Übrigen konnte sich die Thätigkeit des Herausgebers fast lediglich auf die gegenwärtige Eintheilung in Abschnitte und auf die vorsichtige Streichung etlicher Längen beschränken, welche theilweise von Reichard selbst als solche bezeichnet waren. Es ist das Erbe Böttigers und A. v. Nordsterns, welches hiermit angetreten wurde, denn Reichard hatte diese ausdrücklich bevollmächtigt, bei der Herausgabe „durchaus nach Gutdünken" zu verfahren. Als vervollständigende handschriftliche Hilfsmittel wurden für vorliegendes Werk noch herbeigezogen: Reichards Stammbuch; seine Briefe an Böttiger, in zwei starken Quartbänden von der Dresdener K. Bibliothek aufbewahrt und vom Februar 1796 bis in den April 1828 reichend; die nach einer 1813 durch Reichard selbst vorgenommenen Sichtung noch vorhandenen Briefe von ihm an seine Familie, sowie gegen 600 Briefe von etwa 120 Correspondenten an Reichard. Alle im Texte mit [ ] eingeklammerten Stellen, alle Anmerkungen des Werkes (gleich dem kurzen Nachworte) sind vom Herausgeber. Der Vollständigkeit wegen sei noch der biographischen Skizze über Reichard gedacht, welche der „Neue Nekrolog der Deutschen," VI, 2 (1828; Ilmenau, 1830), S. 749 fg. enthält.

es zur trüben Gewißheit, daß der edle Lindenau uns verlassen würde. Re bene gesta — wie er von sich rühmen darf — legte er seine Ministerstelle nieder, um in königlich sächsische Dienste zu treten. Wohl war der öffentliche Dank, welchen das Land der Zwischenregierung bei dem Schlusse aussprach, gerechtfertigt, aber eben so gerechtfertigt war es auch, wenn man in Lindenau die Seele des Regierungskörpers erkannt hatte. Ursprünglich wollte ich die pietas publica Gothana zu einer Denkmünze auf Lindenau veranlassen; bei näherer Erwägung aber fürchtete ich, seine Bescheidenheit zu verletzen, und so unterblieb der Plan.

Am 15. November 1826 wurde der Theilungsvertrag der sächsischen Lande unterzeichnet, und seit dem 25. November huldigen wir Gothaer dem an diesem Tage in unsere Mitte getretenen neuen Landesherrn: Herzog Ernst von Sachsen-Coburg und Gotha. Feierlich wurde er von der Bevölkerung begrüßt; feierlich war der Augenblick, als er den Schwur der Verpflichtung seiner Landesbehörden selbst empfangen hatte und nun mit gewinnender Freundlichkeit vom Thronsessel in den von uns geschlossenen Halbkreis trat, uns als „Seine lieben Angehörigen" begrüßend. Und welche rege Thätigkeit wurde sogleich entfaltet! Daß der neue Regent überall selbst nach dem rechten sah und in einzelnen Fällen binnen sechs Tagen Übelstände beseitigte, die vorher binnen dreimal so vielen Jahren nicht abgestellt worden waren — dieser Zug allein mußte überraschen und für Herzog Ernst III. einnehmen.

Unterdessen trat ein Todesfall ein, welcher mir, der ich den Verhältnissen so nahe gestanden hatte, die widersprechendsten Gefühle im Herzen rege machte. Fern von der Heimath, einsam und verlassen starb zu Genua am 25. April 1827, sechsundsiebenzig Jahre alt, die Wittwe des edlen Ernst, unsere vormalige Herzogin Charlotte. Herr von Zach drückte ihr die Augen zu und eilte dann nach Paris. —

Mir selbst brachte der August 1827 die angenehme Erholung eines kleinen Ausfluges an den Rhein und in die Taunusbäder. In Frankfurt a. M. war es Tagesgespräch, daß das Haus Rothschild durch Staffetten schon binnen 54, schreibe vierundfünfzig Stunden von dem [am 8. August] zu Chiswick bei London erfolgten Tode des britischen Ministers Canning hatte Nachricht haben können; eine Raschheit, von der man sich selbst zu Napoleons Zeiten schwerlich hätte träumen lassen. Eine der ersten architektonischen Schönheiten des früheren Frankfurt, das Schweizersche Marmorhaus mit seinen zahlreichen Kunstwerken (darunter eines von Canova!) fand ich wieder als — Hôtel de Russie. So ändern sich die Zeiten! Aber sie bessern sich auch — allerdings keineswegs in allem, aber doch in einzelnem; so z. B. kann ich nicht leugnen, daß die Dampfschiffe auf dem Rhein den größten Eindruck auf mich machten. Früh um acht Uhr bestieg ich zu Mainz die „Concordia," und schon zwölf Stunden später hatte mich nebst fast hundert anderen Passagieren ihr rascher und leichter Flug sanft nach Köln versetzt. Und wie billig! Mit sechszig Pfund Gepäck (nach Überfracht wird so wenig gefragt, wie nach Trinkgeld) zahlte ich nur sieben Thaler für den Platz. Unzweifelhaft ist das Dampfschiff eine der wunderbarsten und wohlthätigsten Erfindungen unserer an ausgezeichneten, nie geahnten Vervollkommnungen des Verkehrs reichen Zeit, wenn dies auch die Schiffer leugnen, ebenso wie die Postmeister und Gastwirthe die größten Gegner der Eilwagen sind. Allerdings wird gefürchtet, der Lachs werde aus dem Rhein verschwinden, verjagt durch das Geräusch der Räderschaufeln dieser Dampfschiffe, deren jetzt schon zwei in Betrieb sind und sich steigernder Beliebtheit erfreuen, namentlich seit das Publikum darüber beruhigt zu sein anfängt, daß man das Springen der Kessel doch wohl so leicht nicht zu besorgen hat.

Die Fahrt stromaufwärts, von Köln nach Mainz, erfordert zwei Tage für das Dampfschiff; ich benutzte es nur

bis Koblenz, denn mein Ziel war Ems, welches sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Einen drolligen Anblick gewährte die Escadron der Eseltreiber mit ihren geduldigen Thieren; die Leute sind als Kosaken gekleidet: dunkelblau, mit hochrothen Turbans und Schärpen. Kein Taunusbad war aber so stark besucht, wie das trotz der späten Jahreszeit überfüllte Wiesbaden; auch dieser Ort verschönert sich immer mehr.

Am 1. September 1827 war ich wieder daheim, wo unterdessen eine mein Gefühl empörende Geschichte zu spielen begonnen hatte; aus dem Nachlasse des Herzogs August haftete nämlich ein Pfandrecht auf mehreren Sammlungen, wie auf der Seetzenschen, auf dem chinesischen Kabinet und anderen Seltenheiten, welche der Herzog zusammengebracht. Die Gläubiger waren meist Putzhändler, Kaufleute, Palmersche Wechsel, Gold- und Juwelenarbeiter u. s. w. Um nun 1824 bei Errichtung des Museums jene Seltenheiten für dasselbe zu retten, hatte Herr von Lindenau einen Plan ausgeführt, vermöge dessen mit Unterstützung der Landesbank zu Altenburg das Leben des Herzogs Friedrich auf fünf Jahre gegen hohe Prämien bei drei Assecuranzgesellschaften zu London versichert wurde, so daß diese die Schuld bezahlten, wenn der Herzog vor 1829 stürbe. Bald darauf war der Herzog todt; zwei der Gesellschaften zahlten ohne Widerrede, diejenige aber, bei der die höchste Summe zu erheben gewesen wäre, weigerte sich, da zur Zeit der Versicherung die Todesursache (der Polyp) schon vorhanden gewesen sei. So waren denn im August 1827 drei Abgeordnete nach Gotha gekommen, deren anständigster Mitchell hieß, aber leider bald wieder nach London zurückging, während die anderen beiden Beweise sammeln sollten, daß der Herzog schon zur Zeit der Abschließung des Geschäftes halb todt gewesen sei. Alles was möglich war, wurde von diesen Leuten aufgeboten, damit sie ihre Zwecke erreichten; Krethi und Plethi wurden befragt, dreißig Meilen weit einstige Schloß-

küchenmägde herbeigeholt, lange Verhöre gehalten, deren Ergebnisse man auf Pergament schrieb u. s. w. Unsere Regierung hatte ein Einsehen und diese Verhöre mußten im Beisein eines Mitgliedes derselben geschehen; mich selbst verschonte man weislich, da man wohl wußte, wie ich über den Herzog sprechen würde. Der Ausgang der Sache, welche in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, vor den obersten Gerichtshof in England kommen soll, kann nicht zweifelhaft sein für solchen Beurtheiler, den nicht auri sacra fames verblendet.[1]

Auch den Jahresanfang 1828 habe ich noch überschritten. Ob es auch 1829 geschehen wird? Vix credo — denn ich fühle es: non sum, qualis eram. Als am 3. März auf dem Geburtstagskuchen siebenundsiebenzig Lichter vor mir brannten, in der Mitte ein achtundsiebenzigstes zur Feier dieses neuen Jahres-Antritts — als ich mich beglückt umschaute im Kreise der lieben Meinigen (mein Sohn war aus seiner Garnison auf Urlaub gekommen), da war ich weit davon entfernt, zu ahnen, was eben dieses achtundsiebenzigste Jahr in seinem Schooße für mich berge. Aber schon am Tage nachher bekam ich einen so heftigen Brustkrampf, daß ich Sprache und Bewußtsein für eine Viertelstunde verlor, während deren ich gefährlich krank gewesen sein soll. Jetzt hat mich meine gesunde Natur und die liebende Pflege meiner Kinder (mein Sohn ließ sich sogleich beurlauben und schlief drei Wochen lang neben meinem Bette) ganz wieder hergestellt, doch muß ich mich noch ängstlich schonen, was mir bei meiner Lebendigkeit eben so schwer wird, wie das Ertragen der Zimmerhaft. In siebenundsiebenzig Jahren bin ich nie zehn Tage hintereinander in der Stube geblieben; jetzt fange ich nach vier Wochen erst wieder mit Ausfahren an! Und wer

[1] „Aus der Tradition weiß ich: Gläubiger des Herzogs August, die nicht befriedigt worden waren, kauften unter Lindenaus Vermittelung den Herzog Friedrich IV. in englische Lebensversicherungsbanken ein; diese gewannen den Proceß und die Gläubiger erhielten nichts." (Gefällig ertheilte Auskunft des Herrn Bibliothekars Dr. W. Pertzsch zu Gotha.)

weiß, was meiner noch in diesem ominösen achtundsiebenzigsten Jahre wartet, welches mir schon meinen lieben Altersgenossen, meinen täglichen treuen Clubbgesellschafter, den Professor Galletti geraubt hat, der zum großen Verluste für die Wissenschaft, die er als kundiger Historiker tüchtig gefördert hat, am 16. März dieses Jahres starb! Darum eile ich, diese Handschrift zu beenden und sie der Obhut der beiden geprüften Freunde zu überantworten, welche sie dereinst nach meinem Tode durchsehen und der Öffentlichkeit übergeben sollen. Gar oft ist das Packet mit meinen „Erinnerungen" zwischen Dresden und Gotha hin und hergewandert; immer noch war es mir altem Manne bestimmt, Unerwartetes zu erleben, das ich nachtragen mußte. Nun aber schließe ich auf immer, um das zu versiegelnde Päckchen nicht mehr zu öffnen. Was die Zukunft mir noch offenbart, was in ihrem Dunkel meiner noch harrt — ich überlasse den biederen Ehrenwächtern meines Depositums, es diesen Papieren anzuhängen, wenn sie es dazu geeignet finden. Mir selbst, der ich ohne bange Furcht an meinen Tod denke und ruhigen Herzens in das Jenseits blicke — mir bleibt nichts übrig, als vorzuschauen in das stille Land, in das Land meiner Todten, und hier mit den schönen Worten meines Freundes, des herrlichen Sängers Salis-Seewis zu enden, die in meinem Zimmer unter einer Urne stehen:

„In's stille Land,
Wer leitet mich hinüber?
Es wölket sich mein Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet mich mit sanfter Hand
Hinüber, ach, hinüber
In's Land von meinen Todten —
In's stille Land?!" — —

Gotha, am 3. April 1828.

Nachwort.

Die trübe Ahnung, welche sich in den letzten Worten der „Erinnerungen" ausspricht, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Für den Sommer 1828 beschäftigten Reichard noch literarische Entwürfe, doch schnell überhandnehmende Altersschwäche ließ deren Ausführung nicht mehr zu. Seine Kräfte schwanden sichtlich, und nach zweitägigem leichtem Unwohlsein fand man ihn am 17. October 1828 Morgens todt im Bette; ein Nervenschlag hatte seinem Leben sanft ein Ziel gesetzt. Seiner Anordnung gemäß ward er ohne Sargdeckel beerdigt; die Brüder der Gothaschen Freimaurerloge begleiteten die Leiche in feierlichem Zuge, Akazienzweige ihr nachwerfend in die Gruft, so daß der Tode mit diesen ganz bedeckt war, ehe die Erde auf ihn geschüttet wurde.

Als erstes Mitglied seiner Familie folgte ihm im Tode sein Schwiegersohn; wegen anhaltender Kränklichkeit schon früher aus dem öffentlichen Dienste geschieden, starb Carl Emil Constantin von Goechhausen am 21. Januar 1855 zu Gotha. Treu hatte ihn seine Gattin gepflegt, in dieser Hingebung, sowie in der vortrefflichen Erziehung ihrer beiden Söhne den Beruf der Hausfrau und Mutter in mustergiltiger Weise erfüllend. Nachdem es ihr noch beschieden gewesen, Reichards geliebte Enkel als Ehrenmänner und tüchtige Diener des Staates auf ansehnlicher militärischer Rangstufe zu erblicken, entschlummerte sie im höchsten Greisenalter am 11. December 1873 zu Gotha.

Zehn Jahre früher war ihr der Bruder, Ernst, vorangegangen, welcher eine eben so glänzende, wie durch gesegnetes Wirken bezeichnete Laufbahn zurückgelegt und alle Hoffnungen verwirklicht hatte, die der Vater einst auf ihn

ſetzte. Am 1. December 1836 zum Major befördert, erhielt er gleichzeitig das Commando der 3. Diviſion des Gardereiter-Regiments; am 14. October 1843 berief ihn König Friedrich Auguſt II. von Sachſen unter Ernennung zum Flügeladjutanten zur Dienſtleiſtung bei Allerh.-Seiner Perſon. Schnell folgten einander nun die weiteren Beförderungen: 1843 zum Oberſtlieutenant, 1847 zum Oberſten und K. Generaladjutanten, 1849 zum Generalmajor und 1852 zum Generallieutenant. Am 24. December 1856 erbat er nach mehr als fünfzigjähriger Dienſtzeit (bei Einrechnung von vier Feldzügen) ſeine Entlaſſung; der ſpätere ſächſiſche Kriegsminiſter von Fabrice (damals Major im Generalſtabe), Ernſt Reichards dankbares Pathkind, konnte nachmals von ihm ſagen: „Es ſchied mit ihm aus den Reihen der Armee wiederum einer jener nur noch wenigen Repräſentanten einer für die ſächſiſchen Waffen glorreichen Zeit, einer jener Männer, die unter den wechſelvollen Verhältniſſen einer langen, ehrenvollen Laufbahn ſich glänzend bewährt und ein in allen Richtungen nachahmenswerthes Beiſpiel für die jüngere Generation gegeben haben.“

Nach mehrwöchentlichen Leiden ſtarb Ernſt Reichard am Morgen des 19. April 1863 zu Dresden in einem Alter von ſiebenundſechszig Jahren zehn Monaten; der ſo eben genannte G. F. A. von Fabrice widmete ihm, als „der Würdigſten Einem, deſſen Name ruhmvoll verzeichnet ſtehe in den Annalen der ſächſiſchen Reiterei,“ im Dresdener Journal Nr. 91 vom Donnerſtag, 23. April 1863, S. 369 fg. einen ergreifenden Nachruf. In dienſtlicher Beziehung nennt er ihn „nach allen Richtungen hin einen der ausgezeichnetſten Offiziere der ſächſiſchen Reiterei;“ dem Menſchen giebt er das ſchöne Zeugniß: „Seine Liebenswürdigkeit, ſein ritterlicher Charakter hatten ihm in den weiteſten Kreiſen allgemeine Achtung und Liebe geſichert. Und wenn auch Reichards Ver-

dienſte durch zahlreiche Orden und Ehrenzeichen[1] eine außergewöhnliche Anerkennung gefunden hatten, ſo vermochte dieſer Umſtand auf die in ſeiner edlen Sinnesweiſe tiefbegründete Beſcheidenheit einen Einfluß dennoch nicht zu üben. Jene Beſcheidenheit bewährte ſich bis zuletzt, in den ſelbſtgetroffenen Beſtimmungen über die Beiſetzung ſeiner ſterblichen Hülle. In aller Stille und ohne jegliches Gepränge wollte er von Dresden weggeſchafft und in der Gruft ſeiner Eltern zu Gotha beigeſetzt ſein. Nur den Einen Wunſch hatte er: daß Reiter ſeines alten (zweiten) Regiments ihn dort in Gotha auf dieſem letzten Gange geleiten möchten."

Und ſo geſchah es; Ernſt Reichard iſt wiedergekehrt in die Heimath ſeiner Väter, nach Thüringen, in die alte Heimath ſeiner Huſaren. Ohne Gepränge, wie er es gewünſcht, doch weihevoll wurde er am 22. April 1863 in der Familiengruft zu Gotha beſtattet. Damit ſein Name nicht ausſtürbe, ertheilte König Johann von Sachſen H. A. D. Reichards jüngſtem Enkel Bruno unter dem 10. December 1863 die Erlaubniß: ſeinem Namen „von Goechhauſen" den Namen „Reichard" anzuhängen. So ward im Neffen noch der Ohm, in dieſem aber der längſt entſchlafene Vater geehrt; denn bei Ernſt Reichards Tode wurde an die Verdienſte Heinrich Auguſt Ottokar Reichards vielfach öffentlich erinnert. Kämpfte jener mit dem Schwerte, ſo ſtritt dieſer nicht minder tapfer mit der Feder; wohl durfte ſich daher um Beider freundliches Bild Ein Lorbeer ſchlingen.

[1] Ernſt Reichard, K. Generaladjutant und Generallieutenant der Reiterei a. D., Excellenz, war Comthur des K. Verdienſtordens, Ritter der Ehrenlegion und des St. Wladimir-Ordens 4. Claſſe mit der Schleife, Offizier des k. belgiſchen Leopold-Ordens, Comthur des Guelphen-, des St. Mauritius- und Lazarus- und des k. k. Leopold-Ordens, Inhaber der Orden 1. Claſſe der eiſernen Krone und des rothen Adlers, Großkreuz des herzogl. ſachſen-erneſtiniſchen Haus-Ordens, der großherzogl. Orden vom weißen Falken und vom Zähringer Löwen, des k. württembergiſchen Friedrichs-, des k. bayeriſchen St. Michaels-, ſowie des k. portugieſiſchen Ordens San Benato d'Aviz.

Verzeichniß der Eigennamen.

Die Ziffern verweisen auf die Seite des Werkes.

A.

Abt 139. 281.
Achenwall 45.
Ackermann 131.
d'Agoult 301.
Ahorn, von 496.
St. Aignan 427, 428.
d'Alembert 219.
Alba, Herzog von 497.
Alphen, D. F. van 298.
Alxinger 414.
André 125.
Anhalt, Graf 151.
Anthing, Friedrich 76.
Anthing, General 474—77, 516.
Appell 76.
Archenholz 153, 395.
Aretin 384.
Arndt 453.
Artois, Graf 222.
St. Aubin, Madame 195.
St. Aubin, Alexandrine 196.
Ayrenhoff 101.

B.

Bacon, Francis 367.
Baiern. Ludwig, König von 530.
Bailly 288.
Baldinger, Ernst Gottfried 56, 72.
Ballstädt, Heinrich 6—8, 11, 303, 304, 515.
Ballstädt, Anna Susanne 8.
Ballstädt, Sarah Christiane 8.
Balma, Pierre 208, 406, 407.
Barclay de Tolly 393, 417.
Barruel 117, 165, 166, 310, 311.
Barthe 150.
Basch 84, 180.
Basch, Wittwe s. Ettinger, Frau.
Bassano, Herzog von 436.
Bause 184.
Beaumarchais 220, 259.
de la Beaumelle 315.
Bechtolsheim, Carl Emil von 393, 394.
Bechtolsheim, Julie von 393.
Beck, August 33, 132, 135, 139, 141, 255, 284, 529.
Beck, Heinrich 141, 148.
Becke, von der 337, 338, 340, 509, 525.
Becker, R. Z. 67, 104, 264, 265, 346, 426, 427, 451, 526.
Beil 141, 148.
Belli, Maria 198.

Belsunce, Comteſſe de, ſ. Bueil, Gräfin.
Benda, Georg 25, 125, 146, 147, 149, 528.
Bender 140.
Benelli 382.
Berg, Hofbedienter 343.
Berg, Frau von 397.
Berger 88.
Bernadotte 416, 475.
Bertram 85, 88, 152, 171, 263.
Bertrand de Molleville 301.
Bertuch, F. J. 85, 106, 110, 154, 230, 379, 380, 399, 457, 473, 495.
Bertuch (in Gotha) 527.
Bertuch, Wilhelmine 92, 241.
Beſſer 352.
Beſſières 426.
Bethmann, Joh. Philipp 303, 332.
Bethmann, Simon Moritz 474.
Bethmann, Madame, aus Frankfurt 303, 304, 473.
Bethmann, Louiſe Friederike, geb. Boode 473.
Beuſt, Graf 519.
Biedermann, W. von 153, 398.
Biel 46.
Bièvres 500.
Billerbeck 151.
Blanchard 198.
La Blancherie 151.
Bloch 171.
Block, Baron 497.
Blücher 425, 455.
Blumenbach 64, 65.
Bode 164—68, 192, 245, 338, 339, 372.
Böck 128, 131, 139, 141.
Böck, Sophie, geb. Schulz 111, 128, 130, 131.
Böhmer 45, 49.
Bönike 143.
Böttiger, Carl Auguſt, 155, 167, 312, 354, 363, 380, 399, 414, 419, 459, 460, 482, 523, 530.
Boie 153.
Boileau 91.
Bonifacius 503.
Bonſtetten 457.
Borgheſe, Prinzeſſin 225.
Bouillé, Marquis de 300, 301.
Boulanger 23.
Brandenburg-Schwedt, Friedrich Heinrich, Markgraf von 282, 283.
Brandenburg, Eliſabeth Sophie, Prinzeſſin von, vermählte Herzogin von Meiningen 26.
Brandenſtein, Fräulein von, ſ. Lühe, Frau von der.
Brandes, Frau 111, 125.
Braun, E. von 514.
Braunſchweig. Carl Wilh. Ferdinand, Herzog von 55, 206, 379.
— Ferdinand, Herzog von 98, 368.
— Friedrich Wilhelm, Herzog von 423, 476.
Brentano, Maximiliane 272.
Bretſchneider 97, 98.
Breuning 333, 344, 348.
Bridel-Brideri, S. E. von 245, 466, 470.
Bridel, Philipp 256, 409, 410, 411.
Briel 64.
Brockhaus, F. A. 529.
Brückner aus Mecklenburg 65, 66, 68.
Brückner, Nikolaus 502.
Brühl, Graf 231, 235.
Brun, Friederike 188, 189.
Bube, Landphyſicus 5.
Bube, Katharine Magdalene, geb. Ballſtädt, des Vorigen Gattin 9.

Digitized by Google

Bube, Joh. Heinrich 9, 303.
Bube, Frau 304, 473, 514.
Buchwald, Frau von 19, 25—30, 33, 34, 36, 118, 434.
Buddeus, Dr. 206, 209.
Bueil, Gräfin 389, 390, 393.
Bueil, Comteſſe (verehelichte Bechtolsheim) 393.
Bürger 48.
Büſching 171, 395.
Burkhardt, Oberſt 298—300.
Buſſche, v. d. 168.

C.

Cachedenier 33. 34.
Caligula 312.
Callenberg, Graf 89.
Cambridge, Herzog von 492.
Campe, Eliſe 310.
Canning 532.
Canova 532.
Capacelli 150.
Carl, Auguſt 281.
Carl, Mad., ſ. Lauer, Frau von.
Carl VI., deutſcher Kaiſer 31.
Carolath, Carl von 384.
Caſtex, Baron 415.
Caulaincourt 436.
Cazotte 240.
Choiſeul, Graf 151.
Chriſtel, „die ſchöne" 54.
Clairfait 290.
Clarke, General 381.
Coburg, Prinz 388.
Cohn, L. A. 157.
Collot d'Herbois 210.
Condé 251.
Conſalvi, Cardinal 467, 529.
Corday, Charlotte 389.
Cotta 230.
Couret de Villeneuve. 107.
Couteran, Madame 208.
Cramer 384, 527, 529.
Creuzer, 395.
de la Croix 395.
Cuninghame 297. 298.
Cuſtine, Marquis von 26, 246, 268, 273, 285—87.

D.

Dalberg, Carl Theodor von 28.
Dannecker 474.
Danton 294.
Darmſtadt. Caroline, Landgräfin von 27, 387.
Daru 381.
Davouſt 426.
Deſaix 407.
Deslon 300, 301.
Desmoulins 443.
Deſſau. Franz, Fürſt von 332.
Devrient, Eduard 99.
Diderot 24, 158, 219, 387.
Dido 408.
Diede, Wilhelm (P. Wilhelmi), 278.
Diericke 423.
Dieskau, Sidonie von 495.
Dieterich 38, 45, 48, 84, 106, 134, 257, 287, 288.
Diez, H. F. von 75.
Döbbelin, C. Th. 144.
Doell, Fr. W. (der Vater) 28.
Doell (der Sohn) 416. 485.
Dohm, Chr. W. von 75.
Dollond 316.
Dommanget 441.
Dorat 86, 87.
Dorl, Dr. 478, 520.
Dow, Gerhard 488.
Drapeau 347, 348.

Drouet 301.
Druſus 277.
Dürfeld 157.
Dumpf 39.
Dutens 169.

E.

Ebbecke 56.
Ebert 12.
Eggers, von 153.
Ehlich, Chr. R., ſ. Reinecke, J. J. O.
Ehrenberg 89.
Eichſtädt 153, 395, 398, 494, 503.
Einſiedel, Friedr. Hildebrand von 59—62.
Ekhof 97, 108, 109, 111, 119, 128, 131, 132, 138—147, 401, 472, 517, 518, 528.
Ende, von 415.
Engel, J. J. 111—113, 115, 116, 171.
Engelhard-Reyer 518, 527.
England. Carl I., König von 367.
— Carl II., König von 368.
— Georg III., König von 254.
— Heinrich VI., König von 373.
— Heinrich VIII., König von 373.
Epinay, Frau von 386, 389.
Erlach, Carl Ludwig von 207.
Ernſt, Cachedeniers Diener („der tolle Ernſt") 34.
Eſterhazy, Fürſt 272.
Ettinger 39, 41, 51, 83—87, 90, 94, 106, 119, 127, 134, 135, 151, 180, 181, 185, 259, 289, 361.
Ettinger, Frau, geb. Seidler (Baſchs Wittwe) 84, 180, 181, 185, 241.
Ettinger, Caroline (verehelichte Arnold) 332, 364, 496.
Ewald 39, 90, 241, 424, 471.

F.

Faber 125.
Fabrice, von 441.
Fabrice, G. F. A. von 415, 537.
Falk 263, 378, 379.
Feder 166.
Fier, Graf 151.
Findlater, Lord 251, 252.
Fiſcher (Findlaters Koch) 252, 253.
Flüe, von der 227.
Fontenu, von 441.
Formey 33, 151.
Forſter, Georg 183, 252, 275, 278—280, 285, 518.
François, Lohnbedienter 215, 216.
Franiecki, Johanna 397.
Frankenberg, Frhr. von 105—107, 120, 121, 313, 385, 484.
Frankenberg, Freifrau von, Gemahlin des Vorigen 106, 117, 468.
Franklin 383.
Frankreich. Franz I., König von 213.
— Heinrich IV., König von 214.
— Ludwig XIV., König von 106, 330, 422.
— Ludwig XV., König von 330, 387.
— Ludwig XVI., König von 221, 227, 285, 300, 387, 389.
— Ludwig XVIII., König von 222.
— Eliſabeth, Prinzeſſin von 389.
— Marie Antoinette, Königin von 500.
— Marie Thereſe Charlotte, Prinzeſſin von (Herzogin von Angoulême) 222.
Franz II., deutſcher Kaiſer 271, 273, 275, 416.
Freytag, Feldmarſchall von 270, 290.

Füßli, Schriftsteller 12.
Füßli, Maler 341, 364.

G.

G. — 114.
Gablenz, Frhr. von 414, 456.
Galiani 125.
Galletti 274, 275, 405, 503, 535.
Garrik 22, 109, 141.
Gatterer 45, 49.
Gedicke 385.
Geismar, Baron 442.
Geißler, Joh. Gottfried 87, 320.
Geißler, Joh. Dorothea, geb. Rothe 320.
Geißler, Regierungsrath 337, 338, 340, 354, 366.
Gellert 6, 12.
Gellert, Schulmeister in Remstädt 141.
Genfel, Dem., s. Bube, Frau.
Gentz 395.
Geoffrin, Madame 386.
Gersdorf, Carl F. W. von 464.
Gerstenberg, J. D. 67, 68.
Geselius 242.
Geßner 122.
Girtanner, Christoph 297.
Gleim 12.
Glouceſter, Herzog von 207.
Glover, Richard 12.
Gneisenau 455.
Goechhausen, Bruno von 401, 518.
Goechhausen, C. E. C. von 241, 246, 302, 394, 454, 482, 536.
Goechhausen, E. A. A. von 167, 247.
Goechhausen, Richard von 401.
Goechhausen, Louise von 394.
Göckingk 85.
Göckingk, Nantchen 85.
Goens, R. Michael v., s. Cuninghame.
Goes, Engel Julius 10.
Goes, Auguste Dorothea Amalie, geb. Förster, des Vor. Gattin, G. F. Reichards gewesene Wittwe 10.
Goes, Wilh. August 10.
Göschen, G. J. 401.
Goethe 21, 27, 53, 93, 99, 110, 116, 122, 123, 153, 186, 207, 225, 259, 396—98, 474, 526.
Goguelat, Baron von 301.
Goldoni 100.
Gotter, Gustav Adolf, Graf von 25, 27, 30—35, 329, 399.
Gotter, Fr. Wilh. 5, 28—30, 88, 90, 91, 93—95, 99, 100, 107, 108, 111, 117, 124, 132, 140, 146, 181, 199, 242, 268, 281, 283, 401.
Gotter, Wolfgang Edwald 5.
Gotter, Louise 189, 241, 405.
Gotter, Pauline, siehe Schelling, Pauline.
Gottsched 12, 138, 458.
Goué 93.
Grassi 466, 485, 495, 496.
Gretry 125, 150.
Gretschel, Joh. Christ. (Janus Eremita) 291.
Grimm, der Arzt 101—4, 324, 327, 328, 362, 467, 519.
Grimm, Louise, geb. Sulzer 100, 102, 103, 111, 116.
Grimm, Baron 109, 151, 218—20, 224, 252, 272, 303, 386—93, 413, 414.
Groß, Oberst 298.
Grossing (Marchese Große) 243.
Großmann 124.
Großmann, Carol. Soph. Auguste,

verw. Flittner, geb. Hartmann 124.
Grothaus 46—48.
Güger, Johannes 404.
Gugomos, Frhr. von 371.
Guilford, Graf, ehemals Lord North 280.
Guimard, Marie Madeleine (eigentl. Morelle) 220.
Gutbier, Propſt 374.

H.

Hagedorn 12.
Hahn 297.
Hahnemann, Dr. 317.
Haller 298.
Hamberger 105, 136.
Du Hamel 407.
Hamon 131.
Hannibal 408.
Hardenberg, Oberſtallmeiſter von 205, 206, 472, 473.
Hartknoch 152.
Haude 526.
Haugwitz, Graf 251.
Haun 43.
Hédouville 429.
Heidegger 318, 319, 346.
Hellwig 376, 377.
Helmolt, von 98, 119.
Hellmuth, Frau 111.
Helvetius 24, 315.
Hempel 474.
Hendel-Schütz, Henriette 142, 400, 401.
Hendrich, der Vater 140, 168.
Hendrich, Ernſt Ludwig 140, 162, 168, 169, 171, 179, 186, 187, 190—92, 313, 471.
Henneberg 54—56.
Henning 485.
Henſel 108.
d'Herbelot 87.
Herbig 170.
Herder 89, 116, 119—21, 262, 395.
Heß 319, 320.
Heſſen. Friedrich, Landgraf von 492.
— Caroline Amalie, Prinzeſſin von, ſpäter Herzogin von Gotha 324, 330, 343, 479, 525.
Heyne 45, 280.
Heyne, Thereſe, ſ. Huber, Thereſe.
Himburg 152, 240.
Himmel 382, 480.
Hiram Abif 369.
Hirſchfeld 38.
Hönnicke 131.
Hofer, Andreas 193.
Hoff, C. E. A. von 38, 436, 503.
Hoffmann, Leopold Alois 297.
Hoffmann, W. 40.
Hohenlohe-Bartenſtein, Fürſt 119—121.
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Fürſt 119—121.
Holbach 386.
Holbein, 395.
Hollmann 49.
Homer 493.
Horner, Dr. 225.
Hortenſe, Königin 457.
Hozze, Dr. 187.
Hozze, Hans Konrad von 299, 300.
Huber 275, 291.
Huber, Thereſe, geb. Heyne, verehel. geweſene Forſter 183, 225, 275.
Hufeland 320.
Humboldt 400.
Hund, Reichsfreiherr von 167, 372, 402, 403.

Hutten 404.
Hvid, Frl. von 497.

J.

Iffland 95, 110, 140, 145, 148, 401.
Ingersleben 302.
Jacobi, Superintendent 454.
Jacobi, Friedrich Heinrich 172.
Jacobi, Fritz 412.
Jacobi J. G. 412.
Jacobs, Bürgermeister 115.
Jacobs, Friedrich 110, 115, 312, 346, 362, 363, 375, 384, 385, 485, 491, 495, 503.
Jäger 109.
Jänckendorf, s. Nordstern A. von
Jagemann, F. 88, 485.
Janus-Eremita, s. Gretschel.
Jean Paul 496, 504.
Jeruſalem 93.
Johnſon 156.
Jomini 476.
Jourdan 308.
Jung Stilling 353, 354, 395.

K.

K—s, Madame 53, 54.
Käſtner 61, 62, 65.
Le Kain 109.
Kalkreuth, Graf 301.
Kawaczynski 142.
Kayſer 257, 297.
Kellermann, Marſchall (Graf von Valmy) 432.
Keppler 397, 398.
Keſtner, Charlotte 21, 22.
Kircheiſen, von 326.
Kleiſt, General von 302, 519.
Klimmenhagen, Wilhelmine 361.
Klinger 127.
Klockenbring 317.
Klopſtock 458.
Klüpfel 36—39, 41, 42, 129, 130, 132, 137, 151.
Knebel 123.
Kneſchke 282, 284, 405.
Knigge 165, 296, 372.
Koch, Franziska Romana, geb. Giranek 111, 128; 131, 144, 145, 156.
Koch, Friedrich 128, 131, 144, 145.
Koch, Gottfried Heinrich 108, 131.
König 523.
Körner, Theodor 423.
Koppe 166, 184, 258.
Kotzebue 238, 239, 317.
Krackfuß 82.
Kramann 280.
Kramann, Demoiſelle, ſ. Lauer, Frau von.
Krauſe, C. Chr. F. 367.
Krauſe, der Vater 70.
Krauſe, Louiſe 69—71, 75—77.
Kriegern, von 415.
Krüdener, Frau von 253, 367.

L.

Lafayette 215, 288.
Lamberg 39, 40.
de la Lande 317, 318.
Lange 167.
Langhans, Dr. 192.
Langlès 499.
Lauenburg, Herzog von 4, 429.
Lauer, Julius von 282, 284.
Lauer, Frau von, geb. Kramann, verehelicht geweſene Carl, dann Freifrau von Stolzenberg 280—284, 302.

Laukhard 66, 68, 291.
Lauzun, Herzog von 226, 443.
Lavater 122, 186, 187, 207, 225, 260, 298, 300, 324, 450, 529.
Lehrbach, Graf 165, 250, 251.
Leiſewitz 395.
Lenning 373.
Lenormand, Madame 418, 419.
Lenthe, von 140, 147, 160, 161.
Lenz 207.
Leopold II., deutſcher Kaiſer 271.
Leſſing 139, 172, 395, 396.
Leuchſenring 151, 166.
Leuchtenberg, Eugen, Herzog von 457.
Leyland, Johann 373.
Leyſer, von 455.
Lichtenberg, Ludw. Chriſt. (zu Gotha) 38, 39, 48, 316.
Lichtenberg, Prof. in Göttingen 38, 65.
Lichtenſtein, Frhr. von 91.
Lindeman, von 415.
Lindenau, von 353, 435, 461—65, 469, 470, 509, 514, 516, 525, 528, 531, 533, 534.
Lindner, Fr. Wilhelm 367.
Linguet 395.
Locke 373.
Loder 209, 395.
Löffler 241, 258, 260, 454, 503.
Löwenſtern, Wilh. von 40.
Löwenſtern, Euphraſia von 40.
Lorenzo, der Prächtige (von Medicis) 485, 491.
Lorenz, Wilhelmine 156.
Lory, Gabriel 411.
Louis 210.
de Luc 290, 310, 311.
Lucheſini 113—115.
Lucheſini, Marcheſe 468.
Lühe, Herr von der 244—46.
Lühe, Frau von der 245.
Lützow 415.
Luther 263, 454.
Lutz 341.
Lynker 167.
Lyttelton 170.

M.

Macdonald 391, 392.
Madalinsky 432.
Mallet du Pan 273, 290, 297, 310, 395.
Maltzahn, W. von 85, 88.
Manſo 41.
Manſo, Eduard 495.
Marat 241, 295, 390.
Marchais, Demoiſelle 392.
Marchand 125.
Marum, van 317.
Marwitz, v. d. 519.
Maſſena 299.
Matthiſſon 88, 89, 187, 228, 284, 395, 457.
Mauvillon 89, 395.
Mecklenburg-Schwerin. Louiſe Charlotte, Prinzeſſin von, Erbprinzeſſin von Gotha 324, 481.
Mecour, Frau 111, 129, 131, 141.
Meil 171.
Meiſter, J. H. von 387.
Meiſter, Prof. 45, 64.
Melanchthon 371.
Melas 392.
Meliſſantes 5.
Mendelsſohn, Moſes 172.
Mentelle 432.
Mercier 119.
Merck 259.
Metternich, Franz Georg, Graf von 276.

La Mettrie 23.
Meuſel 39, 104, 239, 395.
Meyer, F. L. W. (von Bramſtedt) 22, 240—42, 310.
Meyer, Schauſpieler in Gotha 131.
Meyer, Frau des Vorigen 131.
Miller, Joh. M. 403.
Miller, Phil. 251.
Minckwitz, von 509, 510.
Mirabeau, Graf 226, 442, 443.
Mitchell 533.
Möller 499.
Monaldeschi 212.
Monk 367, 368.
Monſter, Baron von 119, 120.
Montecuculi 481.
Moreau 391, 392, 416.
Morelle, ſ. Guimard.
Moritz, Carl Philipp 145, 207.
Müller, Johannes von 174, 194, 267, 271, 380, 395, 400.
Müller, Joh. Sebaſtian 4.
Müller, F. 88.
Münchhauſen, H. C. F. von 47—49.
Murat 175, 433.
Murith, Prior 408.
Murr, C. G. von 497.
Musculus 123.
Mylius 171.

N.

Nagler 32, 33, 399, 515.
Napoleon Bonaparte 47, 98, 105, 151, 170, 173, 175, 192—94, 219, 225, 239, 276, 293—95, 312, 372, 373, 376, 377, 381, 390, 407, 408, 415, 417—22, 425, 426, 428—30, 433, 436, 437, 440—44, 453, 462, 464, 466, 472, 473, 476, 484, 502, 532.
Nauendorf, von 415.
Nepita, Generallieutenant von 29.
Nepita, Frau von 28, 29.
Neufchâtel, Fürſt von 433.
Neuhaus, Madame 140.
Ney, Marſchall 420, 476.
Nicolai 171, 395.
Niederlande. Friedrich, Prinz der 371.
Noah 369.
Nordſtern, A. von 249, 363, 530.
Normandie, Herzog von der 222.
North, Frederic 280.
Noſtitz, G. A. E. von, ſ. Nordſtern, A. von.

O.

Oeſterreich. Maria Thereſia von 400.
— Carl, Erzherzog von 290, 310.
Oppel, Emilie von 504.
Oranien, Prinz von 490.
Orleans. Eliſabeth Charlotte, Herzogin von 25.
— Herzog von (Egalité) 220, 229, 386.
— Herzog von, Vater des Vorigen 386.

P.

Palmer 483, 486—91, 533.
Pasqué 110.
Paſſavie 112.
Patje 310, 311.
Pembroke, Graf 373.
Périgord, Abbé, Herzog von Benevent, ſ. Talleyrand.
Perrault 291, 292.
Perthes, F. A. 33.
Pertzſch, Dr. W. 534.

Digitized by Google

Pfenninger 207.
Philadelphia 318.
Pichler 365.
St. Pierre 105.
Pinetti 318.
Pinto, Graf 428.
Pisareff, General 393.
Pius VII., Papst 466, 467.
Plater, Graf 361.
Pockels, C. Fr. 82.
Polack 503.
Potemkin 391.
Potter 490.
Pougens, Charles 496.
Preußen. Friedrich II., König von 24, 26, 27, 31, 32, 72, 73, 113—15, 172—75, 246, 277, 282, 366, 380, 387, 390, 445, 529.
— Friedrich Wilhelm I., König von 31.
— Friedrich Wilhelm II., König von 277.
— Friedrich Wilhelm III., König von 115, 455.
— Heinrich, Prinz von 27, 246, 387, 390.
— Wilhelm, Prinz von 424.
Pütter 20, 45, 49.

Q.

Quirini 136.

R.

Rabener 6.
Ramdohr 22.
Ramler 116, 171.
Ramsden 232, 316.
Raphael 485.
Raspe 125.
Raucourt, Madame 219.
Raynal 136, 314, 386.
Rebmann 291.
Recke, Frau von der 245. 309, 397.
Reding, Landammann 342, 365.
Redlich, C. Chr. 345.
Rehberg 22.
Reichard, Ernst 307, 308, 395, 414—16, 440, 441, 456, 458, 466, 536—38.
Reichard, Friedrich von 4, 5.
Reichard, Friedrich August 5, 10.
Reichard, Georg 3.
Reichard, Georg Friedrich 10.
Reichard, Johann 3.
Reichard, Veit 3.
Reichard, Amalie, geb. Seidler 122, 179, 181—86, 191, 198—202, 205, 207—10, 217—19, 238, 246—48, 274, 275, 280, 284, 303, 345, 361, 362, 364, 385, 397, 402, 434, 523.
Reichard, Charl. (verehelichte Goechhausen) 246, 456.
Reichard, Marie Charlotte, geb. Bube, Friedr. Augusts Gattin 5, 6.
Reichardt, Johann Friedrich 285, 395.
Reinecke, J. J. O. 66—68.
Reineggs, s. Reinecke, J. J. O.
Reinhart 245.
Reitzenstein, Rath 76.
Reitzenstein, J. H. von 76.
Renouard 394.
Retzer, Freiherr von 272.
Reubell, General 476.
Reusner, A. von 71.
Richert 90.
Richter, August Gottlob 209—12, 214, 219, 223, 229.

Rinazzi 468—70, 510—12
Ritter 316.
Robespierre 241, 294.
La Roche, Frau von 272, 332.
Rochon de Chabannes 113.
Rode, August von 457.
Rodich 173.
Romanzow, Graf 272, 499.
Rosen, J. W. G. von 71.
Rosenberg 491.
Rotberg, Geheimrath von 38.
Rothschild 532.
Rousseau, Hofrath 311.
Rousseau, Jean Jacques 24, 411.
Rubens 347.
Rudloff, Rath 6, 11.
Rudloff, Wilh. August 20.
Rudloff, Friederike geb. Unger 19, 20.
Rüfenacht, Pfarrer 260.
Rühle 452.
Rühlender 46, 47.
Rüling 22.
Rußland. Alexander, Kaiser von 389, 417, 418.
— Paul I., Kaiser von 372, 388.
— Elisabeth Alexiewna, Kaiserin von 107.
— Katharina II., Kaiserin von 218, 252, 387—90, 439.

S.

S., von, Gothaischer Minister 13.
Sacchi, Strina 122.
Sachs, Hans 121.
Sachsen. a. Kurfürstenthum bezw. Königreich. August der Starke, Kurfürst von 333.
— Friedrich August I., König von 325, 465, 527.
— Friedrich August II., König von 537.
— Johann, König von 538.
— Kurfürstin von 53.
— b. Sachsen-Weimar, Herzogthum bezw. Großherzogthum. Bernhard d. Gr. von 4, 312.
— — Bernhard, Herzog von 490.
— — Carl August, Herzog und Großherzog von 461, 478, 519, 525, 529.
— — Anna Amalie, Herzogin von 59, 60, 107, 110, 238, 352, 394.
— — Louise, Prinzessin von 181.
— c. Sachsen-Coburg (Gotha), Herzogthum. Ernst I. (III.), Herzog von 324, 492, 531.
— d. Sachsen-Coburg, Herzogthum. Casimir, Herzog von 353.
— — Anna, Herzogin von 353.
— e. Sachsen-Eisenberg, Herzogthum. Christian, Herzog von 353.
— f. Sachsen-Gotha u. Altenburg, Herzogthümer. August, Prinz von 29, 97, 116—119, 121—123, 125, 165, 292, 396, 398, 399, 517, 529.
— — August (Emil Leopold), Herzog von 29, 87, 104, 105, 110, 123, 199, 244—46, 284, 318, 335, 337, 349—51, 353, 355, 376, 384, 450, 452, 461, 462, 466, 469—73, 477—84, 486, 487, 490—94, 496—503, 505, 509, 512, 514, 519, 524, 525, 533, 534.
— — Ernst der Fromme, Herzog von 492.
— — Ernst II., Herzog von 14, 24, 28, 29, 34—36, 84, 96,

97, 110, 116, 117, 126, 127, 133, 135, 142, 149, 153—55, 157, 161, 162, 166—68, 185, 199, 202, 205, 218, 233, 234, 244, 254, 255, 257—59, 264, 269, 284, 292, 296, 307, 308, 312—17, 319, 320, 323—30, 332, 333, 338, 339, 341—43, 345—48, 350—52, 354, 356, 361, 365, 366, 371, 375, 383, 385, 387, 389, 392, 396, 412, 436, 439, 449, 450, 461, 467, 468, 480, 487, 493, 498, 499, 505, 516—18, 523, 524, 529, 531.
— — Ernst, Erbprinz von 139, 157, 244, 523.
— — Friedrich II., Herzog von 3, 96, 330.
— — Friedrich III., Herzog von 42, 96, 254, 330, 343.
— — Friedrich IV., Herzog von 29, 104, 117, 244, 245, 258, 327, 328, 332, 335, 343, 345, 350, 364, 365, 381, 383, 449—51, 466, 470, 479, 480, 494, 495, 509—12, 516, 519, 520, 522, 524, 528, 529, 533, 534.
— — Friedrich, Erbprinz von 6, 36.
— — Ludwig, Prinz von 244, 523.
— — Auguste, Prinzessin von (Prinzessin von Wales) 254.
— — Charlotte, Herzogin von 28, 29, 89, 96, 98, 144, 158, 244, 531.
— — Louise Dorothea, Herzogin von 24—27, 34—36, 38, 96, 106, 330, 492.
— — Louise, Prinzessin von, Herzog Ernsts II. Schwester 27, 126.
— — Louise, Prinzessin von (Herzogin v. Coburg) 324, 496.
— g. Sachsen-Meiningen, Herzogthum. Carl, Herzog von 150.
— — Ernst Ludwig, Herzog von 24.
— — Georg, Herzog von 275.
Sahrer v. Sahr, Chr. Adolph 53.
Saladin 297, 310.
Salis, J. G. von 174, 225, 227, 228, 247, 535.
Salisch, C. H. J. Graf von 344, 366, 426, 430, 517, 518.
Salomo 369.
Salzmann 230, 317, 330, 439.
Saussure 208.
Savoyen, Prinz Eugen von 10, 31.
Savoyen-Carignan, Prinzessinnen von 31.
Sch . . ck 281.
Schad, Joh. Baptist 315.
Schäffer 505.
Schaezler, Lorenzo 405, 406, 409, 411, 456, 457, 515, 530.
Schaezler, Wilhelm 405.
Schall, Professor 375.
Scharnhorst 452.
Schauenburg 365.
Scheidemantel 90.
Schelling, Pauline 94, 241.
Schierschmidt 98.
Schill 373, 377, 476.
Schiller 14, 26, 249, 250.
Schläger 135—37, 311.
Schläger, Frau 136.
Schlegel, Kaufmann 156.
Schlichtegroll 41, 100, 283, 311, 317, 366.
Schlick 122, 185.

Schlözer 395.
Schlotheim, E. F. von 516.
Schmidt, Herausgeber des Revolutions-Almanachs 293.
Schmidt, Chr. Heinrich 86.
Schneider, Auguſte 88, 156, 157, 162, 179, 182—84, 275.
Schönberg, Graf von 386.
Schomberg, von 82.
Schrepfer 156.
Schröder 68.
Schröder, Joh. Friedrich 316, 352, 382, 383.
Schröder, Fr. Ludwig 22, 95, 141, 240, 370.
Schröter, Corona 180—82.
Schuchard 32.
Schütz 404.
Schultz, Otto Chriſtoph 8, 9.
Schulz, Friedrich 152, 239, 240.
Schulze, Chr. Ferd. 346.
Schwabe 138.
Schwarzenfels 13.
Schweden. Carl XIII., König von 339, 372, 403.
— Guſtav Adolf, König von 429, 445.
— Guſtav III. von 372, 387.
— Guſtav IV. von 411.
— Chriſtine von 212, 213.
Schweizer, Kapellmeiſter 89, 125, 131, 138, 146.
Schweizer (in Frankfurt a. M.) 532.
Schweizer, Banquier 225—28, 254.
Schweizer, Frau, geb. Heß 225.
Schwerin, Graf 114.
Seckendorf, F. K. L. von 423.
Seebach, von 337.
Seetzen 497—500, 533.
Seidler, Hieronymus 70, 107.
Seidler, Johann Wilhelm 181, 238.
Seidler, Amalie, ſ. Reichard, Amalie geb. Seidler.
Seidler, Dorette 186, 362, 363, 375.
Seidler, Louiſe 238, 467, 485, 492, 496.
Servi, Antonio 40.
Seybold 71, 77, 78.
Seydlitz 24.
Seyler, Abel 95, 97, 99, 104, 108—12, 124—32.
Seyler, Frau, geb. Sparmann, verehelicht geweſene Henſel 108, 111.
Sickingen, Franz, von 279.
Sickler, Joh. Volkmar 380.
Sickler, der Archäolog 503, 504.
Simon, Schuſter 222.
Sondershauſen, Fürſt von 269.
Soubiſe 24.
Specht 88.
Spener 526.
Spinoza 172.
Spohr 241.
Sprecher, A. von 341.
Staël, Frau von 395.
Stamford, General von 296.
Starck, Joh. Aug. 371.
Starcke, Frau 141.
Stark, Joh. Chr. (der Oheim) 481.
Stark, Joh. Chriſtian (der Neffe) 478, 481.
Stein 452.
Stein, Frau von 123.
Steinla 485.
Stewart 416.
Stölzel 25, 34, 35, 138.
Stolzenberg, Freifrau von, ſ. Lauer, Frau von.
Stopffel 92.
Stranitzky 143.
Streit 433.

Stuart, Carl Eduard 368.
Stuart, Maria 158.
Studnitz, Ernst August von 134.
Studnitz, Hans Adam von 131, 135, 137, 144, 147, 159, 168, 243.
Sulzer, Johann Caspar (der Vater) 100.
Sulzer, Friedr. Gabriel 18, 99,
Sulzer, Hans, = Louis Sulzer; s. d.
Sulzer, Louis 15—18, 111.
Sumerau, Freiherr von 267, 268, 270.
Suworow 76, 276, 290, 299, 390—92, 439, 474.

T.

Talleyrand 226, 443.
Teniers 347.
Th., von, Reichshofrath 13.
Thielemann, Cand. Theol. 11, 198.
Thorwaldsen 410.
Thümmel, A. M. von 401, 459.
Thümmel, Hans von 25, 102, 125, 154, 155, 157, 255, 325, 345, 350, 503, 518.
Thun, Baron 36.
Thurneysen 259.
Tiedge 395.
Tilly 4.
Tischbein 225.
Tischbein, Amalie 179.
Trützschler, von 485, 509.

U.

Unger, Buchhändler 107.
Unger, Friederike, s. Rudloff, Friederike.
Unger, Michael 19.
Unzer, Ludwig August 85, 89.
Uz 12.

V.

Veremund, P. 341, 347, 525.
Vestris 220.
Visconti 468.
de Vismes 427.
Vogt, Johannes 314.
Voigt, von 167, 379.
Voltaire 14, 20, 22—24, 84, 196, 259, 315.
Voß 284, 345.
Vulpius 34, 395, 526.

W.

W., Anwalt in Leipzig 52, 53.
W., Generalin von 235.
Wachtendonk 40.
Wächter, Carl Eberhard 98, 368.
Wächters Sohn 98.
Wächter, Leonhard (Veit Weber) 277.
Wäser 131.
Wagenseil 140. 141.
Waldner, Fräulein von 185, 248.
Wallhausen, von 452.
Wangenheim, von 29, 438.
Weber, C. M. von 154.
Weber, J. J. 142.
Wehmeyer, H. C. 258, 484.
Weishaupt 117, 164—66, 251.
Weiße, Christ. Felix 109.
Welcker 526.
Wellington 395, 456.
Wendler, A. Chr. 52.
Werner, Zacharias 334, 335, 404.
Werthern, Graf 118.
Werthern, Gräfin v., geb. v. Buchwald 27.

Digitized by Google

Wetzel 5.
Weyde, von der, General 376.
Weygand 106, 107, 152, 158, 170.
Wiedeburg, Johann Ernſt Baſilius 60—62.
Wieland, Chr. M. 27, 77, 111, 116, 122, 153, 242, 294, 341, 393.
Wieland, Ludwig 464, 465.
Wienbrack 156.
Wierſchmidt 513.
Winzingerode 439.
Wittenberg, Albrecht 86.
Witter 110.
Witzendorf, Frl. von 21.
Wöllner 502.
Wolfter 189.
Wüſtemann 503.
Wurm, C. F. 278.
Wurmb, Friedr. Ludw. von 289.
Wurzbach, C. von 243.

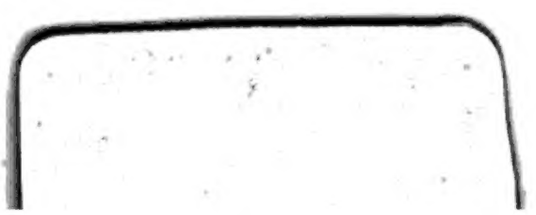
Y.

York 437, 441, 442.

Z.

Zach 29, 231—34, 288, 315, 317, 321, 351, 352, 472, 495, 498, 531.
Zai, Familie 347.
Zaſtrow, Generalin von 487, 504.
Ziegler, Dr. 520.
Ziegler, von 140.
Zimmermann, Johann Georg 122, 290, 296, 310.
Zöllner, Joh. Friedrich 372.

Digitized by Google



Digitized by Google